

Die
Barrenchronik

GERD GLOGGER

Teil 1:

Ein Schelm, wer Böses
dabei denkt



„Du bist heute dran!“
„Wer, ich?“
„Ja, du?“
„Mit einer Geschichte?“
„Mit einer Geschichte!“
„Ist es schon wieder soweit?“
„Ja - oder hast du keine?“
„Doch, doch - nur ...“
„Was ist los? Wer zieht Leine?“
„Nun?“
„Sie ist allerdings lang, sehr lang.“
„Na und, du weiß doch, wir haben Zeit.“
„Was ist los? Wem ist sehr bang?“
„Okay - eine Geschichte, meine Geschichte. Wie fange ich sie am besten an? Also gut, so müsste es gehen - die ganze Welt kennt doch das berühmte ‚A-Team‘.“
„Die ganze Welt? Wirklich?“
„Na klar. Oder nicht? Aber doch die meisten.“
„Ah ja?“
„Aber ihr, ihr kennt es doch?“
„Wen?“
„Na das ‚A-Team‘! Ihr wisst doch, die vier Verrückten aus der Vorabendserie, die mit dem Waffentick.“
„Ach, du meinst das ‚A-TEAM‘?“
„Ich glaube, das sagte ich - ja.“
„Und von dem handelt die Geschichte?“
„Was ist los? Wer braucht ´nen Affenstrick?“
„Kann ihm mal jemand sein Hörgerät bringen? - Danke.“
„Nein nein, meine Geschichte handelt vom - ‚C-Team‘.“
„Nie gehört!“
„Dann wird es Zeit.“
„Was ist los? Wer ist befreit?“
„Was ist nun mit seinem Hörgerät?? - Na also, endlich“
„Gut - nun dann hört mir zu. Das ‚C-Team‘: Genau wie bei diesen Hollywood-Fuzzis musste es auch beim ‚C-Team‘ einen geben, der mehr oder weniger das Sagen hat. Es ist dies John, genannt El-Chefe. Dann ist da als nächstes sein einige Jahre jüngerer Bruder Ray-Ray. Natürlich sind Ray-Ray und John nicht ihre wirklichen Namen, aber wen interessiert das schon. Hauptsache, die Geschichte ist gut.“
„So, ist sie das?“
„Was soll ich mit dem Hörgerät!? Erzählt wieder wer ´ne Geschichte?“



„Und ob. Wartet`s einfach ab. Wie gesagt, die wirklichen Namen des ‚C-Teams‘ wird wahrscheinlich nie jemand erfahren. Dafür ist es von viel größerem Interesse, dass, genau wie das ‚A-Team‘ auch das ‚C-Team‘ aus vier Mann besteht, aber das ist wirklich Zufall, theoretisch könnten es auch 42 sein, oder nur drei. Aber es sind vier. Und zwar wird die Chaos-Truppe vervollständigt durch die beiden ungleichen Zwillinge Vladimir, genannt Vlad der Bolzen, und den - zum Leidwesen der drei anderen - sich zu seinen Geschlechtsgenossen hingezogenen Remulus.“

„Du meinst, er ist schwul?“

„Exakt. Und genauso wenig, wie wir über ihre wirklichen Namen informiert sind, ist auch ihr Alter eher nebulös. Irgendwo zwischen 30 und 50, wird vermutet. Auch ihr berufliches und familiäres Umfeld wurde bis jetzt noch nicht genau untersucht. Aber was spielt das auch für eine Rolle, Hauptsache es handelt sich um Helden.“

„Ah, schön, eine Heldengeschichte. Ich liebe Heldengeschichten. Gibt`s da auch Sex?“

„??? - Genau wie die Helden des ‚A-Teams‘ operiert auch das ‚C-Team‘ immer am Rand der Legalität. Offiziell besitzen sie eine Agentur für besondere Fälle: das J2RV-Büro. Und ob die finanziellen Einnahmen aus diesem Unternehmen, oder die Erbschaft der beiden Brüder John und Ray-Ray es ihnen ermöglichen, auf jeden Fall sind sie überall dort zu finden, wenn es darum geht, etwas zu entdecken oder zu erforschen, das eigentlich gar nicht existieren dürfte und daher von staatlicher Stelle totgeschwiegen wird. Wie zum Beispiel die Sache mit den paranormal begabten Erdferkeln. Dass das ‚C-Team‘ jenes Abenteuer nahezu ohne größere geistige und körperliche Schäden überstand, zeigt, wie zurecht gefürchtet es ist. Und dann das mysteriöse Unternehmen mit den elliptischen Kornkreisen im bayerischen Oberland. Nur eine Truppe von der Abgebrüht des ‚C-Teams‘ konnte dem ungeklärten Spektakel einigermaßen heil entkommen. Auch wenn gemunkelt wird, dass ihnen da jemand hilfreich unter die Arme gegriffen hätte.

Und jetzt hatten sie wieder etwas hoch Interessantes und natürlich absolut Inoffizielles erfahren. Wie war doch gleich die Meldung, die Ray-Ray eines Abends mitbrachte. Irgendwo in den tiefen Tälern des Schwarzwaldes, in einem ehemaligen Moorgebiet soll ein Köhler, ja so was gibt`s noch in dieser Gegend, eines Nachts einen blauen Torbogen, einen sogenannten Hexenbogen zu Gesicht bekommen haben. Natürlich war darüber nichts in den Zeitungen zu lesen, und es hatte einiges an Nachforschungen und halb legalen Informationsträgern benötigt, bis die vier in Erfahrung gebracht hatten, wo genau dieser Hexenbogen aufgetaucht sein soll.“

Das Tor

Der Untergang der Titanic im Jahre 1912 mit einem Verlust von 151 Menschenleben ist nicht - wie die meisten Menschen anzunehmen scheinen - die größte Seekatastrophe aller Zeiten. Sie erscheint klein gegenüber der Versenkung des deutschen Schiffes Wilhelm Gustloff, das 33 Jahre später in der Ostsee vom russischen U-Boot S-13 torpediert wurde. Fast 8000 Menschen ertranken, die meisten davon Frauen und Kinder - mehr als das Fünffache der Zahl der Opfer, die mit der Titanic untergingen.

„Und du bist dir ganz sicher, dass du weißt, wo du hingehst?“
„Sie waren jetzt schon eine geraume Zeit abseits der erlaubten Waldstraßen auf unbefestigten Forstwegen unterwegs, und wenn Ray-Ray nicht so ein guter Autofahrer wäre, beziehungsweise, wenn Johns Geländewagen nicht so willig und gutmütig auf alle Unebenheiten des Waldboden reagieren würde, säßen sie schon zum wiederholten Male irgendwo im Unterholz oder einer Morastkuhle fest.“

„Nein, bin ich nicht, aber es war ja auch nicht ich, der gesagt hat: Schau, schnell, da hinten, da leuchtet es blau!“

„Ja ja, ich weiß“ kam es aus dem Fond des Wagens, wo Vladimir vergebens nach dem blauen Schimmer suchte, den er vor einiger Zeit, und da war er sich ganz sicher, weit hinten in der Dunkelheit gesehen hatte. Auch Remulus hatte sich aus seiner fötalen Schlafposition aufgerichtet und spähte nach draußen.

„Warum mussten wir auch nachts fahren?“ brummelte er.

„Weil wir immer nachts fahren“ kam Johns Antwort.

„Und warum fahren wir immer nachts?“

„Könntet ihr mal still sein und mir sagen, wofür ihr das dort hinten haltet?“
Vladimir deutete aus der hinteren Seitenscheibe in die Dunkelheit.

„Ich würde sagen - blauer Schimmer kommt dem recht nahe.“

„Danke, Ray-Ray. Und glaubst du auch dort hinkommen zu können.“

„Ich komm überall hin!“

„Außer in den Himmel!“

„Wer war das?“

„Fahr einfach zu!“

Weiter ging die holprige, knochenschüttelnde Reise durch die Forstwege des nächtlichen Schwarzwaldes, diesmal allerdings mit einem Ziel vor Augen. Einem Ziel, das sich immer deutlicher durch die zum Glück weit genug auseinander stehenden Stämme abzeichnete.

Alle vier hatten sich für diese Exkursion in ihre jeweilige Montur geworfen. John wie immer in seine dunkelblaue 501er-Levis mit Extrataschen, seine schwarzen Sancho-Stiefel mit Messerhalter, ein hellblaues Leinenhemd, den beigen Duster mit Innentaschen, seinen unverzichtbaren ‚100X-Beaver‘-Stetson (It’s not just a hat, it’s the hat) und natürlich den legendären CB66, den gemeinsamen unglaublichen Kampfgürtel.

Ray-Ray hatte sich für seine bequemen schwarzen Leinenhosen entschieden, auf Johns Rat hin für schwarze BW Fliegerstiefel, dazu ein schwarzes Hemd und einen ebenfalls schwarzen Staubmantel. Dass auch er seinen CB66 umgeschnallt hatte, bräuchte eigentlich gar nicht erwähnt zu werden.

Vlad der Bolzen steckte wie immer in ausgewaschenen 533 Super Stone Washed Mustang Jeans, genauso abgewetztem Jeans-Hemd und - man sah es ihr an - Tag für Tag getragener Jeans-Jacke des selben Herstellers, dazu TSR-Springerstiefeln ohne Stahlkappe, ach ja, und in seinem Combat Belt CB66.

Selbst Remulus hatte sich zusätzlich zu seiner weiten Replay Leinenhose, dem lockeren Hemd und den bequemen Nappa-Dockers seinen alten, zuverlässigen Woolrich Blizzard Parka übergezogen, nicht zuletzt wegen der zahlreichen nützlichen Taschen und Sonderfunktionen. Und natürlich trug er noch diesen, wie war doch gleich der Name, genau, CB66.

Nach knappen zehn Minuten erreichten sie den Rand einer kleiner Senke und Ray-Ray hielt den Offroader an und stellte den Motor ab. Sie blickten hinunter in eine Geländemulde, in deren Mitte sich das merkwürdigste Gebilde erhob, das die vier bis jetzt bei ihren Abenteuern zu sehen bekommen hatten.

„Nicht schlecht,“ war die einhellige Meinung des ‚C-Teams‘. „Und, was könnte das deiner Meinung nach sein?“ wollte Ray-Ray von seinem Bruder wissen.

„Alles mögliche.“

„Danke!“

„Nun ja, vielleicht was ganz Normales, ein Moorlicht oder was in dieser Richtung.“

„In einem zweieinhalb Meter großen Bogen? Und blau?“ Vladimir hoffte, auf die Entfernung die Höhe richtig eingeschätzt zu haben.

„Okay, dann eben kein Moorlicht, was aber dann!“

„Ein Skybeamer?“

„Aufwachen, Remulus. Wir sind hier mitten im Wald und nicht bei ‚ner Disco!“

„Ein Tor?“ ließ sich Vladimir vernehmen.

„Ein Tor? Wegen der Form? Hat was. Und wohin?“ Ray-Ray runzelte die Stirn. Aber es stimmte schon, die Torbogenform war unverkennbar und somit drängte sich die Idee eines Portals förmlich auf.

„Wie wär’s, wenn wir runtergehen und es uns einfach ansehen?“

„Runtergehen, oder runterfahren, John?“

Der Waldboden nahm John die Entscheidung ab. Das linke Vorderrad des Geländewagens rutschte plötzlich nach unten weg, als die Böschung vor ihnen nachgab.

„Schnell, Ray-Ray, mach was!“

Ray-Ray versuchte sein Bestes. Doch bis er den Wagen wieder gestartet, den Rückwärtsgang und den Allradantrieb eingerastet hatte, war das Auto schon mitten in der Abwärtsbewegung auf den Boden der Senke, und damit auf den blauen Torbogen, oder was auch immer, zu.

Obwohl Ray-Ray wirklich alles versuchte, er schaltete sogar beide Sperrdifferenziale zu, probierte die verschiedensten Flüche aus, hieb mit der geballten Faust auf das Lenkrad, das nun wirklich nichts dafür konnte, stieg in die Bremsen, dass ihm die Fußsohle brannte - es half alles nichts.

Und bevor die vier Recken des ‚C-Teams‘ sich noch entscheiden konnten, ob sie nicht vielleicht besser aus dem Auto springen sollten, wozu hatte es schließlich vier Türen, war es schon zu spät.

Mit angehaltenem Atem rutschten sie auf die blaue Öffnung zu, ein ohrenbetäubendes Pfeifen und Kreischnen hüllte sie ein - und dann waren sie drin.

Ray-Ray wollte sich zu seinem Bruder drehen, brachte es aber nicht fertig, seinen Körper zu bewegen. Aus dem blauen Leuchten griffen rote Lichtfinger nach ihm, das Kreischen wurde immer unerträglicher, auf seine Lungen drückten alptraumhafte Gewichte, ein letztes Mal versuchte er zu schreien - dann wurde er ohnmächtig ...

Der Händler

Albert Einsteins letzte Worte werden nie bekannt werden. Er sprach sie auf deutsch, und die wachende Krankenschwester verstand kein Deutsch.

... **U**nd wachte wieder auf.
Sein erster Gedanke war: ich bin taub! Sein zweiter Gedanke, der den ersten noch an Interesse übertraf: war's das? Kommt jetzt der mit der Sense?

Da zweiteres noch auf sich warten ließ, und seine Ohren irgendein Geräusch einfingen, das er zwar noch nicht so genau zuordnen konnte, das ihm aber ganz entfernt vertraut vorkam, versuchte er vorsichtig die Augen zu öffnen, was ihm auch überraschenderweise gelang und er fand sich liegend wieder, über ihm ein grünes Laubdach, durch das vereinzelt Sonnenstrahlen stachen und ihn blinzeln ließen. Auf seine Ellenbogen gestützt richtete er sich auf. Gerade so weit, dass er erkennen konnte, was in seiner nächsten Umgebung zu sehen war. Und das waren in erster Linie Bäume, Laubbäume, so weit er das einschätzen konnte. Gras und Moos und Farne und anderes niederes Gewächs. Unter seinem Allerwertesten eine kantige Wurzel. Eine Ameisenstraße an dem Baumstamm neben ihm. Gewöhnungsbedürftiger Pilzgeruch in unmittelbarer Nähe. Ach ja und das Geräusch, oder besser, die Geräusche, die er vorhin nicht so richtig zuordnen konnte, jetzt waren sie eindeutig: Vogelgezwitscher.

„Gut, also weder taub noch tot.“ Es war mehr ein Erleichterungsseufzer als eine exakte Feststellung.

„Weiter! Ich höre und sehe, also bin ich ... der Blaustich und die roten Lichtfinger sind weg, ebenso der Geländewagen und...“

Jetzt kam es ihm erst so richtig und mit Wucht zu Bewusstsein. Er schnellte hoch und sah sich gehetzt um. Glück gehabt. Etwas höher, und er hätte Bekanntschaft mit einem armdicken Ast gemacht. Aber so? Das Auto weg! Sein Bruder weg! Seine Freunde weg! Er selbst unter einem Baum in irgendeinem Wald!

„Wieso unter einem Baum? Wieso in einem Wald?“ Seine Rufe durchbrachen die Idylle und erschreckt verstummte das Vogelgezwitscher.

„Weil die Wahrscheinlichkeit, in einem Wald unter einem Baum zu sich zu kommen, ungleich größer ist, als die Wahrscheinlichkeit, in einem Wald auf einem Sofa liegend zu erwachen.“

Ray-Ray zuckte zusammen und wirbelte hinten, wo John an eine Flatter-Ulme (*Ulmus laevis*) gelehnt stand, seinen Duster ausklopfte und ihn dabei aufmerksam beobachtete.

„Oh klar, das hätte ich mir denken können. Ein echter John. Wer außer dir bringt es fertig, in so einem Augenblick einen so dummen Kommentar abzugeben“ war Ray-Rays säuerliche Antwort.

„Nix dummer Kommentar, nüchterne Betrachtung der Umstände. Du bist doch sonst auch für handfeste Fakten zu haben.“ John rückte seinen Stetson zurecht und deutete auf den lichten Baumbestand.

„Und diese handfesten Fakten sind?“
John ließ seinen Blick wandern.

„Fakten habe ich schon, aber ob sie uns weiterhelfen? Fakt eins ist: wir sind mitten in der Nacht in einem eindeutigen Nadelwald durch einen blauen Torbogen gefahren - mit einem Auto!!! Fakt zwei ist: wir haben helllichten Tag, sind in einem Laubwald und nirgendwo sehe ich unser Auto. Fakt drei ist die Frage: wo sind Vlad und Remulus?“

„Fakt vier, Fakt fünf, Fakt, Fakt, Fakt! Das hilft mir nicht weiter. Die grundsätzliche Frage ist doch, was ist mit uns bei der Fahrt durch diesen blauen Hexenbogen, oder was immer das war, passiert?“

John wirkte etwas unsicher, als er zu einer möglichen Erklärung ansetzte: „Ich weiß es natürlich nicht, aber vielleicht war es so was wie ein - Dimensionstor?“

„Ein was???“ Ray-Ray starrte seinen älteren Bruder an, wie jemand, der soeben erfahren hat, dass der Osterhase wirklich existiert. „Ein Dimensionstor? So ein Humbug!“

„Ich weiß selber, dass das verrückt klingt. Es war ja auch nur so was wie eine mögliche...“

„Vergiss es!“ unterbrach Ray-Ray Johns Satz. „Vergiss es. Was auch immer du in diese Richtung überlegst. Vergiss es. Wir sind hier nicht in einem deiner merkwürdigen Romane, sondern...“

„Ja, wo?“

„Woher soll ich das wissen?“

Beide sahen sich unbehaglich um. Außer dem Vogelgezwitscher war immer noch kein Laut in dem sonnendurchfluteten Laubwald zu hören. Ja, wo waren sie? Und, wann waren sie?

„Zurück zu den Fakten, mein Bruder. Was machen wir jetzt? Wenn hier auch so ein blauer Bogen wäre, würde ich sagen, wir gehen einfach zurück und betrachten die Sache als schlechten Scherz. Da hier aber keiner ist - warten wir auf eine Erleuchtung oder sehen wir uns etwas um? Was natürlich heißt, falls Vlad und Remulus hier irgendwo in der Nähe sind und uns suchen, und wir uns von hier entfernen, und sie dann kommen und wir nicht da sind...“

„Ja, ja, mach mal 'ne Pause.“ Ray-Ray blickte auf seine Montinari Milano Armbanduhr. Sie funktioniert noch. Es war keine digitale, sondern eine analoge und er verfolgte den Lauf des Sekundenzeigers. „Und wenn ich richtig mitzähle auch in der richtigen Geschwindigkeit. Halbfünf vormittags. Das heißt, uns fehlen seit gestern laut Datumsanzeige dreizehn Stunden.“

„Ganz schön lang für die Fahrt durch ein einziges Tor. Es sei denn ...“

„Nein, sag jetzt nichts.“

„---!“

„Was ist?“

„---!“

„Wie bitte? Sprich laut und deutlich!“

„Also was jetzt, soll ich was sagen oder nichts?“

Ray-Ray langte sich verzweifelt an den Kopf.

„Also eines weiß ich mit Sicherheit. Ganz egal in welcher Dimension oder in welcher Zeit oder wo überhaupt wir sind, du machst mich mit deiner Wortklauberei eines Tages noch wahnsinnig. Komm, lass uns die Gegend anschauen!“

Damit machte er sich auf den Weg durch den Wald. John folgte seinem Bruder in einigem Abstand. Er betrachtete den Wald etwas eingehender. Soweit es seine botanischen Fähigkeiten zuließen, versuchte er, die Bäume zu erkennen. Flatter-

Ulmen, die hatte er schon erkannt. Dann Blau-Birken, Weiß-Birken, Stieleichen, Galleichen, Roteichen und - vielleicht Weiß-Eschen? Hier war es sich nicht ganz sicher. Aber auf jeden Fall Bäume der zentraleuropäischen Flora. Das war ja schon etwas. Laub- und Hornmoose, Königshaar-Farne und Rippenfarne ebenfalls wie von daheim gewohnt. Dazwischen die vertrocknete Losung eines Hasen.

Sie waren eine halbe Stunde unterwegs als der Baumbestand lichter wurde und sie den Waldrand erreichten. Neben seinem Bruder blickte John hinaus auf ein leicht gewelltes Hügelland. Dichte Süßgrasarten wie Rasenschmiele, Rispengras, Schafschwingel und Loch wuchsen kniehoch soweit sie sahen. Nirgendwo Getreidefelder und auch sonst kein Anzeichen von Ackerbau oder gar Viehzucht. Vereinzelte Erlengruppen und Haselstrauch- und Eiben-Büsche durchbrachen die weiten Grasflächen. Den Horizont begrenzte ein bewaldeter Bergrücken.

„Ich komm mir vor wie in einem schlechten Tarzan-Film“ grummelte Ray-Ray, als er hinaus in die Weite sah.

„Tarzan?“

„Ja, ich weiß, dies hier ist keine Savanne und kein Dschungel.“

„Oh, dann ist es ja gut. Denn sonst würde ich sagen, was sich da hinten eben bewegt hat, könnte möglicherweise ein Nashorn sein.“

„Ein was?“

„Nashorn. Wissenschaftlich Rhinocerotidae. Du kennst das doch, das Tier mit dem großen Dings vorn auf der Nase.“

„Wo?“ Ray-Ray blickte in die von John angezeigte Richtung, konnte jedoch nichts erkennen.

„Bist du dir sicher?“

„Nein, mir war nur so, als ob ich dort hinter den Bäumen hätte etwas verschwinden sehen. Aber vielleicht habe ich mich auch getäuscht. Vielleicht war es auch nur Mighty Joe Young.“

„Und wer soll das nun wieder sein?“

„Der Sohn von Kong Kong. Du kennst aber auch niemanden. Trotzdem ist es glaube ich besser, wir bleiben noch etwas im Schutz des Waldrandes und gehen langsam weiter. Wenn dort wirklich etwas war, wird es vielleicht wieder auftauchen.“

Sorgsam in der Deckung der am Rand des Waldes wachsenden Rotbuchen bleibend gingen sie langsam weiter.

„Da - jetzt habe ich es aber ganz deutlich gesehen.“ John war stehen geblieben und zog seinen Bruder hinter den größten der erreichbaren Buchenstämme in Deckung, um dann mit ihm das Schauspiel zu betrachten, das da draußen in der heideähnlichen Landschaft vor ihren Augen abrollte.

Hinter einer der dichten Eibengruppen waren in diesem Moment mehrere gedrungene Gestalten aufgetaucht, die tief geduckt durch das teilweise hüfthohe Rispengras schlichen und sich langsam auf unseren Waldrand zu bewegten. Bei einer weiteren Buschgruppe, etwa 50 Meter von den beiden Brüdern entfernt, hielten sie an und versteckten sich mit dem Rücken zum Wald. Jetzt konnten John und Ray-Ray sehen, dass es um sieben Männer handelte, die mit langen Stäben oder Lanzen bewaffnet schienen.

Es dauerte nicht lange, und hinter einer Baumgruppe weiter draußen tauchten weitere Gestalten auf. Beim Näherkommen entpuppten sie sich als zwei Reiter mit

einem Packpferd. Sie hielten genau auf die Buschgruppe zu, hinter der die sieben Schleicher lauerten.

Ein kurzer Blickkontakt zwischen den beiden Brüdern bestätigte, dass sie beide die gleiche Vermutung hegten. Strauchdiebe, im wahrsten Sinn des Wortes. Oder beinahe, denn während das Geschehen seinen Lauf nahm, überlegte John noch schnell, ob ein Strauchdieb nicht auch jemand sein konnte, der nur einen Strauch stahl. Schließlich war ein Fahrraddieb ja auch einer, der sich an Fahrrädern vergriff und nicht versuchte, sich hinter den Speichen zu verstecken. Zum Glück bekam Ray-Ray diesmal nichts von den Überlegungen seines Bruders mit und konnte sich ganz auf das Drama konzentrieren, das sich etwa besagte 50 Meter von ihm entfernt abzuspielen begann.

Kaum hatten die beiden Reiter die besagte Buschgruppe passiert, als die sieben Räuber auch schon aufsprangen und mit ihren langen Stangen über die beiden überraschten Reisenden herfielen. Es dauerte nicht lange, bis der hintere der beiden vom Pferd gestoßen und im Gras verschwunden war. Der vordere der beiden Berittenen hatte unterdessen ein Schwert gezogen, und versuchte, sich der restlichen auf ihn einschlagenden Gestalten mehr oder weniger geschickt zu erwehren. Es war leicht zu erkennen, dass der Umgang mit der Waffe nicht zu seinen Stärken gehörte.

John und Ray-Ray sahen sich fragend an. Was ging sie der Kampf da draußen an? Und wer waren die Guten und wer die Bösen? Und überhaupt ... da hörten sie den verzweifelten Schrei des vorderen Reiters und - Ray-Ray nahm eine seiner Uzi-Pistols von der Schulter, John zog seinen Scofield-Colt und gemeinsam stürmten sie mit wehenden Mänteln hinaus in das Getümmel.

Noch im Laufen streckte Ray-Ray einen der Wegelagerer mit einem zufälligen Schuss nieder. Er bevorzugte die amerikanische Art des Schießens. Knall drauflos und hoffe, dass eine der Kugeln ihr Ziel erreicht. Dafür war eine Uzi-Pistol, Kaliber 9 Millimeter Parabellum, auch gedacht. Mit Johns Scofield-Colt, Kaliber 45, 11,9 Millimeter, verhielt es sich da etwas anders. Nach der ersten Überraschung und dem ungläubigen Blick auf ihren aus heiterem Himmel umgefallenen Kumpel ließen die Strauchdiebe von dem am Boden liegenden Überfallenen ab und schwangen ihre lanzenartigen Stäbe den beiden Brüdern entgegen. John nahm sich Zeit, zielte, und von der Wucht einer 45er Kugel getroffen, schmiss es einen weiteren Angreifer mit zeretzter Stirn ins Gras. Kurz zögerten die Räuber, dann waren sie aber heran und der vorderste versuchte, mit seiner Lanze auf Ray-Ray einzustechen. Der jedoch schwenkte seine Waffe kurz und auf diese Entfernung reichte auch ein einziger kurzer Fingerzug. Blutüberströmt stürzte der Räuber ins Gras.

Dann rannte Ray-Ray hinter seinem Bruder her, der die Scofield wieder ins Halfter geschoben und dafür die Lanze eines gefallenen Diebes ergriffen hatte. Wer weiß, wofür die Munition noch einmal gebraucht werden kann. Auch Ray-Ray gelangte zu diesem Schluss und klaubte eine der Lanzen vom Boden auf. Mit wuchtigen, mehr oder weniger gezielten, aber dafür umso härteren Schlägen und Stößen machten sie sich über die restlichen Räuber her, und zusammen mit den ungelentken Schwertattacken des Reiters hatten sie die Übermacht bald da, wo sie ihnen am liebsten war - am Boden, tot oder bewusstlos.

Während sich die beiden Brüder vergewisserten, dass keine der am Boden herumliegenden Gestalten - wie John diese Unordnung hasste! - ihnen noch

gefährlich werden konnte - John begann tatsächlich damit, sie alle in eine Reihe zu zerren - war der Reiter abgestiegen. Er hielt sein blutiges Schwert weiter in der Rechten und trat zu seinem regungslos im tiefen Gras liegenden Gefährten.

Auch John und ein kopfschüttelnder Ray-Ray gingen zu dem am Boden knienden Mann. Ein kurzer Blick genügte und sie wussten, dass für dessen Begleiter das Abenteuer oder was auch immer für allezeit zu Ende war. Eine tiefe schärende Wunde an seiner linken Seite, ein klaffender Riss quer über sein Gesicht. Da war nichts mehr zu machen. Da der überlebende Reiter keine Anzeichen machte, sich zu erheben, konnten die beiden den Toten in Ruhe betrachten.

Er trug ein leichtes Leinenwams aus verblichenem braunen Stoff, darunter knielange Stoffhosen, genauso vergilbt. Geschnürte Sandalen und ein grober Strick, der sein Wams zusammenhielt, vervollständigten seine nun nicht mehr benötigte Kleidung. Waffen konnten sie keine bei ihm entdecken.

Auch der andere Reiter war in braunes Leinen gekleidet, nur trug er eine lange Hose, schwere Reiterstiefel und an seinem Gürtel baumelten eine abgewetzte schmucklose Schwertscheide und mehrere kleine Beutel.

Jetzt erst blickte der überlebende Reiter auf und ein ernstes Gesicht sah sie an. Das Alter des Mannes war schwer zu schätzen, sein breites, grobporiges Gesicht zierte ein etwa zwei Tage alter Bart. Die Augen waren zusammengekniffen, als ob der Mann Sehschwierigkeiten hatte.

Dann stand er auf, wechselte seine Waffe von der rechten in die linke Hand und streckte den beiden Brüdern seine nun unbewaffnete Rechte entgegen.

„Habt Dank, Fremdlinge, habt Dank. Ohne euer Eingreifen wäre ich jetzt wahrscheinlich ebenso tot wie mein armer Begleiter. Wir hatten nicht damit gerechnet, so weit im Süden noch auf die Schergen des verfluchten Ćszudrac zu treffen, sonst wären wir besser gewappnet gewesen.“

John und Ray-Ray sahen sich verblüfft an. Was dieser Fremde da zu ihnen sagte, durften sie eigentlich gar nicht verstehen. Er bediente sich einer Sprache, wie sie sie noch nie vernommen hatten und doch verstanden sie jedes Wort, jeden Laut, als hätten sie schon immer so gesprochen oder einen Babelfisch im Ohr.

Der Fremde schien ihre Verwunderung zu bemerken, doch schien er sie falsch zu deuten, denn er meinte weiter: „Ihr werdet euch, so nehme ich an, vermutlich fragen, und das nicht zu Unrecht, was ein Jahreszeitenhändler so weit im Süden des Reiches macht. Habe ich Recht?“

John blickte achselzuckend zu seinem Bruder, der sich kopfschüttelnd im Ohr bohrte.

„Und - oh verzeiht, wie unhöflich von mir, ich vergaß mich vorzustellen. Lisier Tonnelier, beglaubigter und vereidigter Jahreszeitenhändler.“

„Aha, na klar, kein Problem - oder?“ Ray-Ray sah seinen Bruder fragend an.

„Nein, nein, natürlich, alles klar.“ Und zu dem Händler gewandt. „Warum sollten Sie auch nicht so weit im Süden sein?“

Dem Händler schien den Sarkasmus der Frage nicht erkannt zu haben, denn er erzählt munter weiter.

„Wie Ihr wisst, handeln wir normalerweise im Norden in den großen Städten. Aber seit Ćszudrac begonnen hat, seinen Machtbereich immer weiter nach Osten und nach Norden auszudehnen, ist der Handel mehr oder weniger zum Erliegen kommen. Und als wir erfahren haben, dass weit im Süden, jenseits des großen Meeres, ein neues Königreich im entstanden sein soll, das, so die Kunde unserer

Gildeweisen, die Gier Ćszudrac entfacht hat, haben wir, mein unglücklicher Begleiter und ich, uns entschlossen, unsere Jahreszeitensteine in diese Gegend zu bringen. Wir wussten natürlich, dass Ćszudrac alles unternehmen wird, den Handel mit den Steinen zu unterbinden, aber wir hatten nicht damit gerechnet, dass seine Schergen schon vor uns hier sein würden.“

Unsere beiden Helden hatten natürlich noch immer nicht die leiseste Ahnung, wovon der Alte da dauernd faselte und deshalb unterbrachen sie seinen Redeschwall auch nicht und lauschten stirnrunzelnd seinen Worten.

Aber es war Tonnelier selbst, der plötzlich in seiner Rede innegehalten hatte und Ray-Ray und John fragend ansah.

„Aber Eure Kleidung, edle Fremde, Eure Kleidung und auch Eure merkwürdigen Waffen, sie sind mir fremd. Ihr kommt nicht von hier? Seid Ihr etwa Bewohner des neuen Königreiches?“

Jetzt war es an John, eine plausible Antwort zu finden.

„Äh, nein, also nicht direkt. Wir kommen weder aus dem Norden noch aus dem Süden noch aus dem Osten, wir sind - äh - Reisende von jenseits der, nun ja, großen Berge.“

Das mir den großen Bergen klappte in den meisten Geschichten und auch auf dem Gesicht des Händlers zeigte sich keine Spur von Misstrauen.

So machte John ermuntert weiter: „Alles, was Ihr uns bisher erzählt habt, werter Herr, war für uns ebenso neu und fremd wie wir es für Euch sind, und deshalb bitten wir Euch, uns etwas mehr von diesem Teil der Welt zu erzählen.“

Er erhielt hierfür einen zustimmenden Blick seines Bruders, der unterdessen aufgehört hatte, in seinem Ohr zu bohren und sich mit der Tatsache, dass auch John in dieser merkwürdigen Sprache zu reden imstande war, abgefunden hatte.

„Gern, edle Fremde, doch zuerst, gestattet mir, möchte ich meinen Gehilfen begraben und den schmutzigen Rest erledigen.“

Natürlich hatten die zwei nichts dagegen einzuwenden, wenn sie auch noch nicht ahnten, was Tonnelier mit dem ‚schmutzigen Rest‘ gemeint hatte, und zu dritt hoben sie mit dem Schwert des Händlers und zwei Lanzen eine kleine Grube aus, in die sie den toten Händlergehilfen betteten und mit der ausgehobenen Erde bedeckten.

Während Tonnelier eine stumme Andacht für den Gefallenen hielt, machten sich die beiden Brüder daran, die ordentlich aufgereihten bewusstlosen Strauchdiebe mit Stoffketten und Seilen zu fesseln und die Lanzen aufzusammeln. Als dies geschehen war und die überlebenden vier Räuber verschnürt bei den drei Pferden lagen, nahm der Händler sein Schwert wieder auf und schritt mit grimmigem Gesicht zu ihnen. Er wollte eben ausholen und mit seiner Waffe für geordnete Verhältnisse sorgen, als John dazwischentrat und seinen Schwertarm festhielt.

„Halt, Händler, Ihr werdet doch nicht wehrlose Gefangene abschlachten wollen!“

Tonnelier versuchte Johns Hand abzuschütteln. „Es muss sein. Da Ihr nicht von hier seid, edler Fremder, könnt Ihr auch nicht wissen, dass es eine Gnade für diese armen Teufel ist, tot zu sein. Sie besitzen keinen eigenen Willen mehr, seit sie Ćszudracs Schergen sind. Es sind nur noch leere Hüllen, ihres Verstandes beraubt und darauf abgerichtet, zu töten. Und nur der Tod kann ihnen Erlösung bringen.“

Ray-Ray vermied eine Bemerkung wie: „Wie barmherzig von dir!“ und beschränkte sich darauf, einfach wegzusehen, als sich der Händler aus Johns Griff herauswand und mit schnellen Schwerthieben die Gefesselten enthauptete. Sein

Bruder behauptete zwar später immer wieder, auf den abgetrennten Köpfen der Getöteten so etwas wie Erlösung entdeckt zu haben. Für ihn blieb es immer ein grausamer Akt.

Tonnelier musste erkannt haben, dass seine Tat ganz und gar nicht Ray-Rays Gefallen gefunden hatte, denn erneut wies er darauf hin, dass „wenn Ihr alles über dieses Land und das Unheil, das über es gekommen ist, wüsstet, dann würdet Ihr meine Handlung verstehen und billigen.“

„Na, dann erzähl uns doch einfach, was wir noch nicht wissen“ brummte Ray-Ray, doch Tonnelier hörte ihn nicht mehr, da er zu dem Packpferd geschritten war und begonnen hatte, einige der Bündel umzupacken auf die beiden Reitpferde.

„Wenn Ihr, Edle Fremde, kein bestimmtes Ziel habt, so begleitet mich etwas. Unterwegs sollt ihr alles erfahren, was Ihr wissen wollt.“

„Wenn er noch einmal ‚Edle Fremde‘ sagt, ramme ich ihm meine Uzi dahin, wo die Sonne nie scheint“ raunte Ray-Ray, um dann erschrocken innezuhalten. „Du meinst, wir sollen reiten?“

Wenn es etwas gab, das Ray-Ray hasste, dann waren es stinkende Zossen. Auch John war nicht ganz wohl bei der Vorstellung, auf einem unberechenbaren Gaul durch die Landschaft zu reiten. Schließlich waren sie Pferde nur unter der Motorhaube gewohnt und nicht unter dem Hintern.

Aber, wie pflegte Ray-Ray sonst so schön zu formulieren: „Ran an den Feind“.

Und in diesem Fall waren die Feinde nur zwei Warmblüter (John tippte auf braune Holsteiner mit einem Stockmaß von etwa 175 cm) mit Sattelzeug und so bissen sie in den sauren Apfel und hofften, dass es dem Händler nicht auffiel, wie ungeschickt sie sich anstellten, sowohl beim Besteigen der Pferde als auch bei dem Versuch, nicht gleich wieder auf der anderen Seite im Gras zu landen. Zum Glück waren die beiden Rösser gutmütig, das eine ohnehin als Packpferd so einiges gewöhnt und so kam es, dass John auf einem gutmütigen Holsteiner Hengst und Ray-Ray einer phlegmatischen Oldenburger Stute hinter dem Jahreszeitenhändler auf seinem Westfalahengst durch den Wald stöhnten, aus dem sie gerade gekommen waren. Sie erkannten eine Art Pfad, dem der Händler folgte, und während sie versuchten, Anschluss zu halten, fragten sie sich, in was für eine Bredouille sie da wohl geraten waren.

Sie machten am späten Nachmittag am Rand des Waldes auf einer Lichtung halt, um ein Lager für die Nacht herzurichten. Der Ritt war am Anfang zwar etwas zäh vonstatten gegangen, aber mit den Kilometern stellten die beiden ‚Fremden von jenseits der Berge‘ überrascht fest, dass Reiten gar kein so unmögliche Art war, sich fortzubewegen. Zwar fehlten noch einige Reitstunden bis sie das berühmte 3000-Meilen-Rennen zwischen Kairo und Casablanca gewinnen würden, aber dafür, dass es sich um ihre erste Begegnung mit diesen hochbeinigen Vierfüßern handelte, hatten sie sich ganz wacker geschlagen. Da Pferde das Hauptverkehrsmittel in dieser Gegend zu sein schienen, sie hatten den ganzen Ritt nicht einmal so etwas wie einen befestigten Weg oder gar eine Straße gesehen, war es ganz praktisch, wenn sie sich so bald wie möglich an diese Art des Reisens gewöhnten.

Diese Gegend! Dieses Land! Diese Zeit!

Während der Reise hatten sie so nach und nach von dem Händler erfahren, was sie wissen sollten und wollten, und auch wieder nicht. Über eines waren sie sich

jetzt zumindest im Klaren. John musste richtig geraten haben mit seiner Dimensions- oder Zeitreiseversion, denn sie befanden sich allem Anschein nach in einer Epoche, die es ihres Wissens nach nie gegeben hatte, aber irgendwann einmal geben würde, oder zumindest könnte.

Sie waren offenbar noch auf der guten alten Erde, nur irgendwann in einer fernen Zeit. Aber entweder noch nicht weit genug oder schon zu weit, als dass Affen den Planeten übernommen hätten. Ray-Rays Einwand auf Johns so leichtfertig dahingeworfenen Hinweis, dass Affen auch zu ihrer Zeit schon die Macht an sich gerissen hätten, ließ den Händler kurz grübelnd verstummen, doch dann dachte er nicht weiter über das Gehörte nach und fuhr in seiner Erzählung fort.

Nationalitäten, wie die Brüder sie gekannt hatten, gab es wohl nicht mehr. Die Welt befand sich wieder in einem Stadium, der dem des späten Mittelalters am nächsten kam. John hatte versucht, aus den Landschaftsbeschreibungen des Händlers zu rekonstruieren, wo sie sich momentan ungefähr aufhalten könnten. Er war sich nicht sicher, aber er tippte auf das ehemalige Südfrankreich.

Hier herrschte jetzt im Norden, in einer auf uralten Ruinen erbauten Inselfeste namens T'Zul-al-Ĉszuc jener Graf Ĉszudrac, ein angeblich übler Bursche, der mit nicht ganz sauberen Mitteln seine Herrschaft sicherte. Ein Hexen- und Zaubererkult war weit verbreitet, und dieser Graf Ĉszudrac trug neben seinem Grafentitel auch noch die Bezeichnung eines Großhexers.

Im Osten herrschten ein paar wenige Stammesfürsten zwischen zwei großen Strömen. Auf die Frage Johns, wie weit im Osten, da er zuerst an Elbe und Oder, dann an Oder und Wolga gedacht hatte, konnte ihm Tonnelier allerdings keine befriedigende Auskunft geben. Den Osten hatte er selbst noch nie bereist. Und da Tonnelier über noch weiter östliche Gebiete, also Kleinasien, Indien usw. überhaupt nichts wusste, beließ John es bei seinen Vermutungen und ließ sich lieber weiter über die hiesigen Verhältnisse aufklären.

Über den Machtbereich Ĉszudracs wusste der Händler umso mehr zu berichten. Er erstreckte sich, vorausgesetzt Johns Vermutung über ihren Aufenthaltsort traf zu, über ganz Nordfrankreich, die norddeutsche Tiefebene und weite Teile Mitteldeutschlands. Am Rand der Alpen, Tonnelier nannte sie Schneespitz-Berge, residierte ein Herrscher mit dem interessanten Titel Landbewahrer über ein kleines, krummbeiniges (krummbeiniges?), tapferes Bergvolk, das sich bis jetzt immer wieder erfolgreich den Nachstellungen der Schergen Ĉszudracs erwehren konnte.

Im ehemaligen Mittelmeerraum lebten kaum noch Menschen, nach Johns Meinung kein großer Verlust. Vereinzelte Sippen hausten an den Ufern des großen Binnenmeeres, die keinem gemeinsamen Stamm oder Volk angehörten.

Und irgendwo in Afrika, der Wiege der Menschheit, sollte also ein neues Königreich herangewachsen sein, zu dem es den Händler der Jahreszeiten hinzog.

Über das ganze bekannte Land, also hauptsächlich Ĉszudracs Herrschaftsgebiet, verstreut hausten sogenannte Rätselmeister - hatte Ray-Ray John etwas von Druiden murmeln hören? - deren selbstaufgelegte Aufgabe es war, das Wissen der Menschheit zu bewahren und weiterzuforschen.

„Viel scheinen sie ja nicht bewahrt zu haben, deine ‚Druiden‘!“ kritisierte Ray-Ray, doch auf einen stummen Blick Johns schwieg er wieder und so kam Tonnelier zum Ende seines Berichts. Bei einem dieser Rätselmeister hatte der Händler vor, in den nächsten Tagen vorbeizuschauen und man würde sich dann mit weiteren wichtigen Einzelheiten versorgen können.

Mittlerweile war das kleine Nachtlager aufgeschlagen. Die drei Warmblüter grasten am Rand der Lichtung. John und Ray-Ray hatten ein paar Decken aus dem Vorrat des Händlers bekommen. Sie hatten ihre Mäntel abgelegt, sich kurz in die Büsche geschlagen (der Händler übrigens auch) und während sie jetzt an einem kleinen Feuer saßen und ein kaffeeähnliches Gebräu schlürften, über den Flammen ein von John mit einem gezielten Scofield-Schuss erlegtes Kaninchen brutzelte und die Sonne langsam zwischen den Baumstämmen versank, kam das Gespräch auf die Jahreszeiten-Steine des Händlers.

„Diese Steine“ begann Tonnelier zwischen zwei Schluck des gar nicht mal so üblen Kaffeeersatzes (etwas gutes altes Wissen schien zu Ray-Rays Zufriedenheit also doch gerettet worden zu sein), „sind nun keine eigentlichen Waren, man kauft und verkauft sie nicht, wie man Stoff und Gewürze anbietet. Es sind viermal vier Steine, die von den Göttern gesandt wurden, und deren Betrachtung und Benützung Glück und Zufriedenheit auslöst, und mit deren Hilfe und der nötigen Zauberformeln das Böse gebannt werden kann. Die Aufenthaltsorte dieser jeweils vier Steine sind natürlich nur den Händlern und Rätselmeistern bekannt.“

In Ray-Ray machte sich Unbehagen breit. Also ist nicht nur nützliches Wissen über die Zeit gerettet worden, sondern leider auch dieser Esoterik-Kram. Steine vom Himmel! Glück und Zufriedenheit, wenn man sie nur ansah! Dass sich manche Sachen in der Geschichte immer und immer zu wiederholen schienen!

Und der Händler fuhr auch noch mit ernster Miene fort: „Natürlich ist auch Ćszudrac brennend an diesen Steinen interessiert, hofft er doch, mit deren Kraft T'Zulroc nicht nur zu rufen sondern auch bändigen zu können. Als Großhexer mag er dazu durchaus in der Lage sein, falls es ihm gelänge, auf alle sechzehn Steine zugreifen zu können. Und mit Hilfe des Hochlords des Chaos hofft und plant er dann, sein Herrschaftsgebiet über die ganze Welt ausbreiten zu können und alles unter sein Gewaltregime zu vereinigen. Daher auch sein Überfall auf mich und meinen Begleiter.“

„Jetzt mal langsam, mein Freund,“ unterbrach Ray-Ray den Erzähler. „Wenn alles so ist wie du sagst, warum hat dann dieser Ćszudrac dich nicht schon in seinem Herrschaftsbereich überfallen, um diese *Wundersteine* zu bekommen?“

„Weil er nicht wissen konnte, dass ich mit meinen vier Steinen nach Süden unterwegs war, um sie vor seinem Zugriff zu schützen.“

„Wie? Du meinst du hast diese vier *Wundersteine* bei dir?“

„Ja, in diesen vier Beuteln an meinem Gürtel, in jedem steckt einer meiner Jahreszeitensteine.“

„Und das verrätst du uns so ganz nebenbei. Wer sagt dir, dass wir nicht auch hinter diesen Klunkern her sind.“

„Eben die Steine, edler Fremder. Während ich über der Leiche meines bedauernswerten Gefährten kniete, habe ich sie zu Rate gezogen, oder genauer gesagt den Wahrheitsstein, und er hat mir gezeigt, dass ich Euch trauen kann.“

„Aha, so einfach geht das. Ja, wenn das so ist...“ Ray-Ray schüttelte seinen Kopf und erinnerte sich rechtzeitig daran, dass das Kaninchen nun mittlerweile gar sein müsste und beschloss, das Thema einfach zu wechseln und sich um den Braten zu kümmern.

Der Händler lächelte, während er dankbar ein von Ray-Ray dargebotenes Stück Kaninchenschenkel entgegennahm.

„Ja, so einfach geht es. Daran könnt Ihr sehen, wie groß die Macht dieser Steine ist. Sie haben mir zwar nicht mitgeteilt, wer Ihr seid, wie Ihr heißt und woher Ihr kommt, aber sie ließen keinen Zweifel daran aufkommen, dass ich vor Euch keine Geheimnisse zu haben brauche. Denn, die Steine lügen nicht!“

„Amen“ war John versucht zu antworten. Doch er hatte nicht die unausgesprochene Aufforderung überhört, endlich sich und seinen Bruder vorzustellen. Unsere Namen, überlegte er nun fieberhaft, wie sollten sie sich nennen in einer Zeit der Grafen und Landbewahrer. Und er kam zu dem Schluss, dass es nicht schaden könnte, ein bisschen auf den Putz zu hauen.

„Verzeiht, werter Tonnelier.“ Im Gegensatz zu seinem Bruder bevorzugte er die höfliche Anrede ihres Reisebegleiters. „Verzeiht, dass wir unsererseits uns noch nicht vorgestellt haben. Dies hier ist mein Bruder, der Khan von Uzistan - (Ray-Ray hätte sich beinahe an seinem Kaninchenschenkel verschluckt) - und ich bin der Duke von Scofield - (nun konnte Ray-Ray nicht mehr und hustend spuckte er einen kleinen Knochen ins Feuer). Wir sind Fürsten in Ländern, deren Namen Euch wahrscheinlich nichts sagen werden.“

„In der Tat sind das Bezeichnungen, die ich noch nie vernommen habe. Aber das macht nichts, edle Fürsten, denn was sind schon Namen? Die wahren kennen ohnehin nur die Rätselmeister und die inneren nur die besten Freunde.“

Ray-Ray hatte sich wieder gefangen und spülte mit einem Schluck Kaffeeersatz nach. Was meinte dieser Händler denn jetzt schon wieder? Wahre Namen, innere Namen? Sollte er erkannt haben, dass seinem Bruder wieder einmal die Phantasie durchgegangen war, oder war es hier so Sitte, dass man sich nannte, wie es einem gerade einfiel? Nun, egal, momentan war ihm nur wichtig, dass er etwas im Magen hatte, und was das Restliche betraf, so verließ er sich voll und ganz auf seinen Bruder, den *Duke von Scofield*. Der hatte die nötigen verdrehten Gehirnwindungen, um sich in so einem Durcheinander zurechtzufinden.

„Und was der Grund unserer weiten Reise ist, so sollt Ihr ihn natürlich auch erfahren. Vor einiger Zeit überfiel Unheil unsere Fürstentümer jenseits der Großen Berge. Der ‚blaue Dämon‘ kam über das Land und beraubte uns unserer Angehörigen und Freunde. Und um sie wieder zu finden haben wir die Länder weit im Osten durchreist, die hohen Berge überquert und hoffen, dass wir hier endlich eine Spur von ihnen finden werden.“

Bei der Nennung des ‚blauen Dämons‘ - Ray-Ray musste sich zusammenreißen - war Tonnelier bleich geworden. Mit zittriger Stimme fragte er: „Der ‚blaue Dämon‘? Zog etwa blauer Nebel über Euer Land, erfüllte Pfeifen und schrilles Kreischen die Luft“

Nun war sogar John überrascht.

„Ja, so in etwa. Wisst Ihr etwa mehr darüber?“

„Oh ja, werte Fürsten. Oh ja. Der ‚blaue Dämon‘ ist kein Unbekannter in den Sagen und Mythen um T’Zulroc, den Hochlord des Chaos. Jeder Rätselmeister weiß darüber Bescheid. Ich selbst habe hiervon leider nur wenig Ahnung, doch genug Respekt. Sollten wir morgen No-Kixellus erreichen, den Rätselmeister zu dem ich unterwegs bin, so wird er Euch sicher mehr darüber zu berichten wissen. Nur soviel ist mir bekannt: Der ‚blaue Dämon‘, so heißt es, ist ein Diener T’Zulrocs, und das wiederum bedeutet, dass irgendwer, was heißt irgendwer, Ćszudrac natürlich, dabei ist, T’Zulroc zu wecken. Oh je, welcher meiner Kollegen hat da sein Geheimnis nicht behalten können? Wer hat seine Steine verloren?“

Erschrocken hatte er die Hände vors Gesicht geschlagen.

Entschuldigend sah John zu seinem Bruder, der wieder weiterkaute. Entschuldigend, als wollte er sagen: Das hab ich doch nicht wissen können, das mit dem ‚blauen Dämon‘. Aber merkwürdig war es schon. Woher wusste Tonnelier von dem Phänomen dieses vermutlichen Dimensionstores?

„Meine Herren, wir müssen jetzt ruhen; morgen gilt es, auf dem schnellsten Weg No-Kixellus aufzusuchen. Großes Unheil braut sich über uns zusammen. Jetzt heißt es aufpassen und Ausschau halten.“

„Ausschau halten? Nach wem?“

„Nach dem, der bestimmt ist. Gute Nacht, edle Fürsten.“ Damit drehte er sich um und wickelte sich in seine Decke.

„Nach dem, der bestimmt ist“ Ray-Ray kaute überlegend auf seiner Unterlippe. Dann wandte er sich an seinen Bruder John. „Sei mir nicht böse, aber jetzt steige ich noch weniger durch als vorher. Du kennst dich doch aus mit diesem Zeugs. Wer soll das sein, der bestimmt ist?“

„Bin ich Jesus? Ich bin auch nicht länger in diesem Mysterium als du. Und einfach darauf los raten hat, finde ich, wenig Sinn. Am besten wir warten, bis wir morgen diesen Rätselmeister oder was auch immer treffen, dann sehen wir weiter.“

„Auch gut“, Ray-Ray wickelte sich ebenfalls in seine Decke und legte den zusammengefalteten Mantel als Kissen unter seinen Kopf. John löschte das Lagerfeuer und die mittlerweile hereingebrochene Dunkelheit verschluckte unsere beiden Freunde und ihren neuen Begleiter.

Blut

In der Bibel wird von Affen gesprochen, (1.Könige, Kap.10 Vers.22), obwohl in biblischer Zeit keines der Tiere, die wir heute Affen nennen, bekannt war. Der in der Bibel erwähnte Affe ist der Margo-Affe, der nach moderner Definition überhaupt kein Affe, sondern ein schwanzloser Makak ist. Als der Schimpanse und der Gorilla entdeckt wurden, wurden sie „Antropoiden-Affen“ („Menschenaffen“) genannt, um sie von den Margo-Affen zu unterscheiden.

Ein einsamer, hochgewachsener, breitschultriger Mann bahnte sich seinen Weg. Seinen dornigen beschissenen Weg durch dichtes Unterholz, beschissenen wildwuchernden Farn und Schachtelhalm, beschissenes rankiges Gestrüpp, ätzende Brennesseln, beschissene kratzige Brombeerdickichte und zähe, heimtückische beschissene Wurzeln. Seine strapazierte Jeans war an zahlreichen Stellen zerrissen, zum Glück nicht da, wo es peinlich geworden wäre. Blut sickerte aus kleineren und größeren Rissen an den bloßgelegten Schenkeln. Blutkrusten überzogen auch seine rechte Faust, die immer wieder versuchte, mit einem langen Messer die größten Zweige und dornenbewehrte Äste aus dem beschissenen Weg zu räumen.

Blut lief auch aus mehreren Furchen und Schrammen seiner linken Hand, die er schützend vor sein bärtiges Gesicht hielt.

Er hatte jedes Zeitgefühl verloren, er wusste nicht einmal, ob er überhaupt in einer Zeit lebte, die er kannte. Genauso genommen wusste er eigentlich nur, wer er war, dass er lebte und dass ihn langsam alles aufregte.

So oft er auch in seiner Erinnerung zurückkramte, sofern ihm das mühsame beschissene Vorwärtskommen hierfür Zeit ließ, so blieb er doch stets an dem gleichen Phänomen hängen: was war zwischen dem chaotischen Plumps in das blaue Licht und dem Jetzt passiert? Mit dem ‚Jetzt‘ meinte er den Zeitpunkt, an dem er sein Bewusstsein wieder erlangt hatte, rings um ihn herum nahezu undurchdringliches Unterholz und beschissenes Buschwerk. Eine kurze Überprüfung seiner Person hatte ergeben, dass er noch alles bei sich hatte, was er vor dem Lichtspuk besaß. Kleidung, Waffen, Inhalt der Taschen, alles vorhanden. Nur von seinem Bruder und seinen Freunden fehlte jede Spur. Und so hatte er sich aufgemacht und war losgeschritten, dann gestolpert und zur Zeit glich sein Vorwärtskommen mehr einem Straucheln und Kriechen.

Unermüdlich schnitt sein schweres Messer Ranken und Zweige ab, immer wieder blieb sein Fuß im verfilzten Unterholz hängen, schlug ein beschissenes zurückschnellender Ast gegen seinen Körper. Schweiß floss aus allen Poren und blieb salzig in den Schürfwunden hängen. Seine offenen Hautstellen waren mit einer Mischung aus Dreck, Blut und Schweiß verschmiert - und weit und breit kein Hinweis darauf, dass sich seine Umgebung ändern könnte.

Erschöpft blieb er wieder einmal stehen und wischte sich mit der Linken den alten Dreck aus den Augen und neuen Dreck von seinem Handrücken hinein.

Mit zittriger Hand tastete er unter seine zerkratzte Jeansjacke und fischte eine der letzten Zigaretten aus der durchweicherten Hemdtasche. Ein kurzes, schmerzhaftes Zusammenzucken seines Mundwinkels, als er in der engen Hose nach seinem Feuerzeug kramte, und seine aufgerissene Hand Bekanntschaft mit dem rauen Stoff

machte. Dann brannte die Filterlose und tief inhalierte er Kohlenstoffdioxid, Kohlenmonoxid, Stickstoffoxide, Butadien, Benzole, Formaldehyd, Acetaldehyd, Methanol, Blausäure, Nikotin, polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe, aromatische Amine und N-Nitrosamine. Es war ihm egal.

Während er so dastand und das Feuerzeug wieder in der Hosentasche verschwinden ließ, war es ihm aber als hätte er ein nicht hierhergehörendes Geräusch vernommen. Ein Schwall Rauch (Inhaltsstoffe wie gehabt), der aus seinen Nasenlöchern aufstieg, verschwand im Gehölz. Der Mann lauschte angestrengt.

Von halblinks vorn kam ein leises Knacken und Krachen. War da etwa noch jemand in diesem beschissenen Verhau unterwegs? Oder war dieser Jemand ein Etwas?

Der verkratzte und verschundene Mann hatte zu viele gefährliche Situationen aus früheren Abenteuern hinter sich, um auf dieses Geräusch gleich erfreut zu reagieren. Sein Instinkt warnte ihn davor, dass, wer sich in diesem Gestrüpp herumtrieb, nicht unbedingt zu seinen Freunden zu rechnen sein musste. Und so blieb er erst einmal ganz ruhig stehen und harrete der Dinge. Er glaubte, die Geräusche näher kommen zu hören. Die Zigarette in seinem Mundwinkel kokelte langsam vor sich hin. Hin und wieder stieg ein Rauchwölkchen (sic!) in seine Nase und nur dank eiserner Selbstbeherrschung konnte er ein Niesen oder Husten unterdrücken. Er dachte gar nicht daran, den Glimmstengel auszumachen und verräterische Geräusche zu produzieren. Die Überlegung war zwar unsinning, denn durch sein bisheriges krachendes Stapfen durch den Urwald und seine nicht minder lautstarke Flucherei dürfte er sich eh schon verraten haben. Aber lassen wir ihn in dem Glauben, dass Strammstehen jetzt angebracht wäre.

Langsam aber sicher kam die Glut der Zigarette immer näher an seinen Bart - er musste etwas unternehmen.

Er blickte angestrengt in die Richtung, aus der er das Geräusch, Knacken und Brechen von Zweigen und Ästen, vernahm, aber die dicht an dicht stehenden verrankten Bäume und schlehenähnlichen Sträucher erlaubten nicht mehr als ein paar Schritte Sicht. Nur einen unangenehmen Aasgestank glaubte er durch den Rauch seiner Zigarette riechen zu können (und das will was heißen, bei einer Gauloises blau).

Da, jetzt war das Brechen schon ganz nah. Vorsichtshalber drehte er das etwa 50 Zentimeter lange Bowiemesser in seiner Rechten, bis es aus der Schlag- in die Stich- und Stoßhaltung gekommen war. Und jetzt - Stille, tödliche Stille. Das Bersten von Holz war erstorben und mit ihm alle anderen Geräusche des Dickichts. Bedrückende Ruhe. Kein Ton, kein Insektengezirpe, nichts.

Verdammt, jetzt wurde es knapp, die Kippe glimmte gefährlich in Bartnähe. Mit unendlicher Behutsamkeit führte er seine Linke zum Mund, streifte dabei eine dieser beschissenen Ranken und hinterließ ein paar Dornen mehr in seiner Haut. Er verharrte. Nichts, noch immer kein Laut. Seine Hand schlich weiter, erreichte die Zigarette, löste sie widerstrebend aus den Lippen und drückte sie zwischen den Fingern aus. Seine Anspannung war so groß, dass er den zusätzlichen Schmerz der heißen Glut nicht einmal bemerkte.

Die Augen wollten ihm schier aus den Höhlen quellen, so starrte er in die dunklen Schatten des Unterholzes. Dann ließ er sich langsam in die Hocke sinken, schrammte mit dem offenen rechten Oberschenkel einmal mehr an einer rauen

Borke entlang und tastete den Boden mit der linken Hand nach einem losen Gegenstand ab. Aber alles, was er anfasste, war irgendwie fest mit dem Untergrund verankert. Keine lose Wurzel, kein Stein, kein nachgebendes Stück Holz, kein größerer Dreckklumpen. Und der Schweiß rann weiter in seine Augen, verklebte sie.

Und dann endlich, endlich hatten seine tastenden Finger Erfolg, ein größerer Holzbrocken gab nach und seine verkratzte Faust schloss sich um ihn. Er hob ihn immer noch kniend in Schulterhöhe, durch ein Netz aus pieksenden und schrammenden Ästchen. Dann versuchte er, auszuholen, soweit es die Enge zuließ und als er den Arm wenigstens ein wenig nach hinten gebogen hatte, warf er das Holzstück direkt nach vorn ins Dickicht.

Wie durch ein Wunder flog das Geschoss ungehindert etwa vier, fünf Meter durch irgendeine Gasse in dem Urwald und landete krachend und unüberhörbar laut.

Und wirklich, dieser Uralttrick funktionierte. Kaum, dass das Holz den Waldboden, oder irgend etwas dazwischen lautstark berührt hatte, als halblink vor dem Mann aus dem Dunkel ein mächtiger zottiger Körper brach und auf die Stelle zustürmte, wo das Holz nun liegen oder hängen musste.

Mindestens genau so schnell, wie er das unbekannte Wesen als großes, gut zweieinhalb Meter hohes bärenähnliches Ungetüm erkannt hatte, genau so schnell war der Mann hinter ihm, sprang auf dessen breiten bepelzten Rücken krallte sich mit der Linken in das struppige Nackenfell und stieß kraftvoll mit seinem Messer zu. Aufbrüllend riss es das Tier herum. Es ruderte wild mit den muskulösen Armen, erreichte den Peiniger auf seinem Rücken aber nicht. Aufheulend vor Wut und Schmerz scheuerte es den Quälgeist auf seinem Rücken gegen den nächsten Baum - natürlich eine raue Eiche - während das Messer immer wieder in ihn eindrang und sich in seinen Innereien austobte. Der Mann auf dem Rücken des Ungetüms ließ sich aber weder abschütteln, noch abschaben, noch konnten die langen, klauenbewehrten Tatzen ihn erreichen und abkratzen. Lauter und schmerzdurchdrungener wurde das Röhren des Tieres, schwach durchbrochen von gelegentlichem durch die Zähne gepressten Stöhnen des Mannes. Das Messer stieß wieder und wieder zu, beziehungsweise die Hand, die das Messer führte.

Dabei wäre es für das Ungetüm ein einfaches gewesen, die sich in seinem Nackenfell krallende Hand des Mannes mit ein paar kräftigen Tatzenhieben bis auf die Knochen abzufieseln. Verflucht! Und schon zerrten beschissene Klauen an den Unterarmen des Mannes, rissen tiefe Furchen ins Fleisch. Die Kraft ließ nach - zum Glück bei beiden. Die linke Faust des Mannes kroch nach vorne und krallte sich immer verbissener ins schweißnasse Kinnfell des Tieres. Der Gestank nach Aas und Blut und teilweise sichtbaren Gedärmen wurde immer durchdringender und ekliger. Eine Aufwärtsbewegung mit dem Messer zerfetzte die linke Pranke des Ungetüms, wuchtete sich höher und stieß zurück in dessen Gesicht. Dick wie aus einem Gartenschlauch schoss ein Blutstrahl heraus, und zum ersten Mal ging das Tier in die Knie. Die Chance erkennend stieß die Hand mit dem Messer wieder zu. Diesmal vermischte sich Schleim mit dem Blut und das Biest war sein linkes Auge los. Die Klauen schlugen nun nicht mehr gezielt, nur noch Ein-durch-die-Luft-wischen. Und wieder holte die Messerhand aus und dumpf prallte die Klinge vom Schädelknochen des nach vorne gesunkenen Kopfes des Tieres ab, nicht ohne tödliche Verletzungen tief im dumpfen Gehirn angebracht zu haben.

Ein paar letzte Zucker, dann kippte das Ungetüm nach vorn und rührte sich nicht mehr - tot? Ja, tot!

Doch der Mann? Lebte der noch? Wenn, dann aber nicht mehr sehr.

Im Schneckentempo löste sich die blutverschmierte Gestalt vom Rücken der toten Bestie und ließ sich nach hinten sinken, wo sie im (beschissenen?) Rankengewirr hängen blieb.

Schwer ging sein Atem, röchelnd entwich die Luft aus seinem gemarterten Körper. Kraftlos glitt ihm das Messer aus den Fingern, quatsch, natürlich glitt ihm das Messer aus den kraftlosen Fingern. Mühsam hob er den linken Arm vor seine Augen. Schweiß raus, neuer Dreck hinein, wie gehabt. Aus seinem rechten Unterarm schimmerte weiß ein Teil der Speiche, dann schimmerte es dunkel, und zwar vor seinen Augen, dann schimmerte überhaupt nichts mehr und er fiel aus den Ranken und brach neben dem stinkenden toten Tier bewusstlos zusammen - erschöpft, ausgelaugt, zerschlagen und mehr tot als lebendig.

Der Fährmann

Wenn manche Fische sterben, ändern sie stark ihre Farben. Die sterbende Seebarbe zum Beispiel bekommt rote, braune und grüne Flecken. Zur Zeit der Römer wurde bei einem feudalen Essen eine noch lebende Seebarbe in einem Gefäß auf den Tisch gebracht. Wenn das Wasser aus dem Gefäß abgelassen wurde, beobachteten die Gäste, wie der Fisch seine Farbe wechselte, während er sein Leben aushauchte. Wenn die Seebarbe im Tod wieder bleich war, wurde sie in die Küche zurückgebracht.

Aufwachend musste Ray-Ray erst einmal tief durchatmen, um sich zu vergewissern, dass alles noch so war, wie es gestern geendet hatte. Nein, kein Traum, neben ihm schlief sein Bruder in einer der rauen aber wärmenden Decke dieses merkwürdigen Händlers, und dieser selbst war bereits damit beschäftigt, den Morgenkaffee zuzubereiten.

Gähmend und sich streckend erhob sich Ray-Ray, der frisch gekürte Khan von Uzistan, und wickelte sich aus seiner Decke, die für seine Nase entschieden zu viel nach Pferd stank - äh, roch. Er kratzte über sein unrasiertes Kinn. Er musste unbedingt etwas gegen diesen Bartwuchs unternehmen, sonst sah er bald noch so aus wie sein Bruder. Nach seiner Uhr war es kurz vor sieben Uhr morgens, vorausgesetzt der Tag hatte in dieser unerklärlichen Zeit immer noch 24 Stunden. Der noch ziemlich tiefe Sonnenstand im Osten bestätigte dies. Es war aber schon angenehm warm und der Khan von Uzistan begann, sich mit ein paar gymnastischen Übungen fit zu machen. Aus den Augenwinkeln sah Ray-Ray wie ihn der Händler ebenfalls aus den Augenwinkeln verstohlen aber interessiert beobachtete. Wahrscheinlich denkt er, dies ist so eine Art Morgengebet zu einem wie immer gearteten Gott, vermutete Ray-Ray. Oder aber er hält mich für leicht plem-plem. Aber wichtiger als die ohnehin nicht zu erratenden Gedanken dieses Tonneliers war ihm das angenehme Gefühl, wenn die letzte Müdigkeit aus seinen Muskeln schlich. Was jetzt noch fehlte, war, wie erwähnt, ein Rasierapparat und eine angenehme Morgentoilette mit Dusche und elektrischer Zahnbürste.

Vom kleinen Feuer des Händlers zog frischer Kaffeeduft herüber.

„Ich hoffe, Ihr hattet einen guten Schlaf, edler Fürst!“ freundlich lächelte Tonnelier in seine Richtung, mit keiner Miene andeutend, was er von Ray-Rays Morgengymnastik hielt. Er deutete vielmehr einladend auf den Kaffeekessel. „Gleich ist er heiß, wenn Ihr die Freundlichkeit hättet, unterdessen Euren Herrn Bruder zu wecken.“

Ray-Ray nickte und sah zu dem Bündel hinüber, das seinen verschlafenen Bruder darstellte. Er rieb sich genüsslich die Hände. Aus dem Durcheinander neben den Decken suchte er nach der Wasserflasche des Händlers und entkorkte sie.

Mit verschmitztem Lächeln schlich er sich zu Johns Nachtlager, stellte sich an dessen Kopfende und hob langsam die Wasserflasche - zu spät. Sekunden bevor der erste Tropfen sich abwärts schlängeln konnte, kam aus dem Bartgestrüpp zu Ray-Rays Füßen die unmissverständliche Frage: „Ich kann mich nicht erinnern, dass irgend jemand etwas von Waschen gesagt hat. Oder wofür hast du dir die

Mühe gemacht, die Flasche mit unüberhörbarem Plopp zu entkorken und mit schwerem astbrechenden Schritt zu mir herüberzuschleichen?“

„Wenn ich mir dein Geplapper noch länger anhören muss, kann es durchaus sein, dass sich der Flascheninhalt ganz ohne mein Zutun über dein ungewaschenes Gesicht ergießt. Drum steh jetzt auf und komm ans Feuer, Narr!“

Ray-Ray stöpselte die Wasserflasche zu und griff zur Hand seines Bruders, um ihm auf die Beine zu helfen. Mit jugendlichem Schwung kam John auf die Beine, um gleich wieder mit einem deutlichen „Scheiße“ zurückzusinken. Sein linker Fuß! Musste er ausgerechnet jetzt wieder weh tun? Seit der verdammten Sache mit den Erdferkeln kam es hin und wieder vor, dass ein stechender Schmerz durch seinen linken Rist schoss und ihm den Fuß unter dem Knöchel wegknicken ließ. Wer hatte aber damals auch ahnen können, dass - aber das ist eine andere Geschichte und kann bei passender Gelegenheit erzählt werden. Jetzt ging es erst einmal darum, den Fußrücken zu massieren und das Aufstehen noch einmal zu versuchen. Vorsichtiger diesmal, aber trotzdem wieder dankend die ausgestreckte Hand seines Bruders ergreifend, hob sich John in die Vertikale, diesmal hielt der Fuß, und noch ein wenig wackelig, aber immerhin wieder fast schmerzfrei folgte er seinem Bruder zu Tonnelier, der den beiden Hochwohlgeborenen, immerhin handelte es sich um einen Duke und einen Khan, zwei hölzerne Becher mit dampfendem Kaffee entgegenhielt.

Dankend nahmen sie das heiße Gebräu an, zum Glück waren sie beide von daheim - wo das wohl mittlerweile sein würde? - gewohnt, Kaffee ohne Milch und Zucker zu trinken. Und während sie sich an ungesäuertem hartem, aber würzigem Brot labten, wandte der Jahreszeitenhändler sich an den älteren der beiden Brüder.

„Wenn wir heute so gut vorankommen wie gestern, müssten wir gegen Mittag den großen Strom erreichen.“ Hatte Ray-Ray da eine Spur von Sarkasmus in den Worten des Händlers gehört? Denn gestern waren sie alles andere flott geritten, und er glaubte nicht, dass das Reiten heute schon um so vieles besser vonstatten gehen sollte.

„Hier nennen sie den großen Fluss das Väterchen, weiter im Norden, im Herrschaftsgebiet Ćszudracs wird er von den Fischern Nijr genannt. An ihm müssen wir dann etwa zwei Sonnenspannen nach Süden, dort gibt es einen Fährmann, der uns übersetzen wird. Haben wir dann gegen Abend die südlichen Ausläufer der Dunkelberge umrundet, werden wir unser Nachtlager am Ufer eines weiteren großen Flusses aufschlagen. Und dann sollten wir morgen, wenn alles gut geht, die Hütte No-Kixellus' erreichen.“

John überlegte, um welche geografischen Bezeichnungen es sich bei den eben erwähnten Flüssen und Gebirgen handeln könnte. Vielleicht der Rhein und der Schwarzwald. Vorausgesetzt, sie hielten sich wirklich in der vermuteten Gegend auf. Das hieße ja dann, dass sie ganz in der Nähe, relativ gesehen, des Hexenbogens gestrandet wären. Etwa 200 Kilometer westlich, mal überlegen, da wo früher einmal oder später einmal Dijon sein würde. Ein kurzer Blick zu Ray-Ray, doch der schien solchen Gedanken nicht nachzuhängen. Für ihn waren geografische Daten Sachen seines Navigationsgerätes. Ray-Ray beschäftigte sich lieber damit, das Feuer auszutreten, seine beiden Uzi-Pistols umzuhängen und misstrauisch zu den drei Gäulen zu schießen, die in der Nähe weideten. John nahm sich trotzdem vor, seinem Bruder unterwegs von seinen Vermutungen zu berichten, aber jetzt drängte der Händler zum Aufbruch.

„Lasst uns eilen, edle Herren. Der Weg ist weit und die Zeit ist knapp.“

Ray-Rays Gesicht ließ deutlich erkennen, was er von diesem Spruch hielt. Doch er behielt seinen Kommentar für sich und sah lieber angespannt zu Tonnelier, der sein Pferd sattelte. Dann versuchte er, dies nachzumachen, und sowohl er als auch sein Bruder schafften es überraschend, ohne die Reittiere zu sehr zu quälen, die Sattelgurte einigermaßen fest anzuziehen, die zusammengerollten Decken hinter den Sattel zu schnallen und das Zaumzeug anzulegen.

Noch ein letzter Stoßseufzer, dann saßen die drei wieder auf den Pferden und es ging weiter gegen Osten, der aufgehenden Sonne entgegen.

Die nächsten Stunden verliefen weitgehend ereignislos. Einmal passierten sie in der Ferne ein kleines Gehöft, ein andermal grüßte sie ein Bauer von seinem Feld, dem ersten, das sie seit ihrer Ankunft hier erblickten.

Wie von Tonnelier erhofft erreichten sie den gewaltigen, an dieser Stelle etwa 60 Meter breiten Strom gegen die Mittagszeit und schwenkten an seinem Ufer nach Süden, um die Fährstation zu erreichen. Die Gegend war nun etwas bewohnter. Hie und da ließ sich ein kleiner Bauernhof sehen, auch landwirtschaftliche Flächen tauchten nun öfter auf.

Unterwegs war wieder das Gespräch auf allgemeine Angelegenheiten dieser Epoche gekommen und Tonnelier erzählte weitere interessante Details. So erfuhren sie, dass es hier nur so zu wimmeln schien von möglichen und unmöglichen Merkwürdigkeiten, wie verzauberten Burgen, verwunschenen Wäldern und Gebirgen, sagenumwobenen Schwertern, ja, selbst Drachen soll es in diesem Bereich der Zeit geben. Und während Ray-Ray immer wieder zweifelnd den Kopf schüttelte, zog John gierig jede Einzelheit in sich auf.

Als Tonnelier sie für eine kurze Zeit verließ, um auf einer Anhöhe nach dem rechten Weg zu sehen, hatte John Gelegenheit, seinem Bruder, dem Khan von Uzistan seine Vermutung hinsichtlich der Sache mit dem Schwarzwald zu erzählen und nebenbei zu erwähnen, dass ihm die Sache langsam anfang, Spaß zu machen.

„Wenn alles, was uns dieser Tonnelier so erzählt auch nur ansatzweise stimmt, dann können wir uns noch auf allerhand Überraschungen gefasst machen.“

„Du glaubst doch nicht etwa den ganzen Stuss, die ganzen Kindermärchen, die er uns die ganze Zeit vorsetzt?“

„Doch. Warum nicht? Und mein Gefühl sagt mir, dass alles noch viel exotischer und verrückter kommen wird.“

„Gefühl, John, Gefühl. Was wir brauchen sind Fakten. Aber wir werden ja sehen, wir werden ja sehen. Da, er winkt uns.“

In mittlerweile fast schon olympiareifem Galopp erklimmen sie die kleine Anhöhe und erreichten den wartenden Jahreszeitenhändler.

„Seht Ihr da hinten die Hütten am Fluss? Dort wohnt der alte Mülhauser, der Fährmann mit seiner Familie. Ein kauziger Alter, der mich allerdings von früher her gut kennt. Lasst uns reiten!“

Während sie durch welliges Land trabten, berichtete Tonnelier weiter.

„Mülhauser betreibt die Fähre über den Väterchen-Strom, solange ich denken kann. Seine Frau und seine Tochter leben bei ihm. Eine hübsche Tochter übrigens.“

„Hübsche Tochter oder nicht. Die Mülhausers scheinen jedenfalls sehr verfrorrene Menschen zu sein.“

„Was bitte?“ Ray-Ray drehte sich fragend zu seinem Bruder.

„Verfroren, bibbernd, zitternd, kälteanfällig...“

„Ja ja, das hab ich begriffen. Aber wie kommst du darauf? Du kennst die doch noch gar nicht.“

„Das nicht, aber ich sehe was ich sehe. Fakten nämlich, mein Bruder. Und wenn du das gleiche siehst, dann sag mir bitte, warum die Fährleute mitten im Sommer ein Riesenfeuer brennen haben. Oder für was hältst du dies da vor uns?“

Er zeigte nach vorn auf eine mittlerweile auch seinen beiden Begleitern aufgefallene dicke Rauchsäule über dem hinter einer Bodensenke aufgetauchten Anwesen des Fährmanns.

„Das ist, das ist - meiner Treu, das ist kein Herdfeuer, da brennt das ganze Gebäude.“ Tonnelier hatte seinen Westfälenhengst angehalten und fuhr sich über die Augen.

„Aber warum sehe ich niemanden, der löscht?“ Ray-Rays Beitrag zur Unterhaltung erschöpfte sich momentan in mehr oder weniger geistreichen Fragen, wenigstens faktischen Fragen.

„Verdammt, ich sehe überhaupt niemanden, weder einen der löscht noch sonst ein lebendes Wesen.“

„Da stimmt was nicht. Los, edle Herren, lasst uns eilen!“

Sie gaben ihren Rössern die Zügel frei und stoben den Hügel hinunter. Je näher sie der Fährstation kamen, desto deutlicher sahen sie, dass von dem Fährhaus nicht mehr viel übrig war. Kurz vor einem niedergetrampelten Zaunstück hielten sie an und betrachteten die Katatrophe. Nur noch verkohlende Balken, wo einst der Dachstuhl gewesen sein musste, und herab gebrannte und rot glimmende Mauerreste. Ein kleiner Schober hinter dem Hauptgebäude war überhaupt nur noch an den schwarz qualmenden Bodenbrettern als solcher zu erkennen. Einzig ein stallähnliches Gebäude stand noch nahezu unversehrt. Der dicke schwarze Rauch stieg von nahezu überall her auf und vermischte sich mit einem immer schlimmer werden Geruch nach Blut und verbranntem Fleisch.

„Hier stinkt es wie in einem Krematorium“ verzog Ray-Ray angewidert sein Gesicht.

„Wo du dich überall rumtreibst! Schon gut, schon gut - hier stinkt es wirklich bestialisch.“

Im Schrittempo näherten sie sich jetzt den Schwelfeuern. Noch etwa zehn Pferdelängen trennten sie von der Brandruine des Haupthauses, als Ray-Ray seinen Bruder am Arm fasste und ihm bedeutete, anzuhalten. Auf Johns fragende Geste deutete er nach rechts, wo etwas Unförmiges Großes auf dem Boden lag.

John ließ sich vom Pferd gleiten, drückte seinen steifen Rücken durch, griff nach seiner Scofield und ging die paar Schritte hinüber zu dem merkwürdigen Objekt. Beim Nähertreten kam es ihm so vor, als hätte er das komische schwarz-rote Etwas schon mal irgendwann, irgendwo und irgendwie anders gesehen. Genau, doch nein, das konnte, das durfte nicht sein; und doch, je näher er kam und je durchdringender dieser süßliche Gestank wurde, desto sicherer wurde er sich, und desto mehr sträubte er sich, Recht zu haben. Nun stand er direkt davor und starrte entsetzt auf den grausigen Fund, da ertönte von hinten auf gepeinigter Aufschrei.

„Heilige Steine, nein, nein!“

Tonneliers Stimme war nahe daran, sich zu überschlagen, als er weiterschrie.

„Verfluchte Bestien, Mülhauser, und hier, seine Frau, oh nein - diese Teufel.“ Sein Schreien ging in ein Schluchzen über und John wusste, was er gesehen hatte.

Vor ihm lag der dritte Teil dessen, was einmal die Familie Mülhauser gewesen war - die einstmals sicher hübsche Tochter, nunmehr ein blutiges Bündel von zerschmetterten Knochen und zerrissenem Fleisch. Klaffende Schnitte und zerfetzte Glieder, dunkelrote und schwarze Blutschlieren, vom Schritt nach oben nur noch ein ekliges Gemisch aus herausgerissenen Innereien und zermatschtem Gedärm, die Gelenke des nackten Fleischtorsos herausgesplittert, rotweiß schimmernde Knochen. Und der Kopf - der fehlende Kopf war mit unvorstellbar brutaler Gewalt von den Schultern gerissen worden. Kein sauberer Schnitt, ein zerfetzter Halsstumpf, Haut, Blut, Knochen und Schleim, Asche und Dreck.

John steckte die Scofield zurück und wandte sich kreidebleich ab. Er kümmerte sich nicht darum, ob ihm jemand dabei zusah, als er sich erbrach. Sich schüttelnd riss er sich wieder zusammen und ging hinüber zu seinen beiden Gefährten, die vor ähnlichen, aber nicht ganz so entstellten Leichen standen. Bei ihnen angekommen folgte er Ray-Rays stummen Blick hinüber zu einer der Viehkoppeln, in der wild verstreut die noch kokelnden toten Körper mehrere Schweine und Kühe lagen.

Ray-Ray erkannte, in welcher Verfassung sich sein Bruder noch befand und hielt sich respektvoll in Schweigen.

„Wer tut so etwas?“ krächzte John.

„Wer so etwas tut?“ Tonneliers tränenumflorter Blick sah verbittert in die Ferne. „Wer so etwas tut? Da fragt Ihr noch? Das waren Čszudracs Bestien. So wüten nur sie. Jetzt wisst Ihr, wovor ihr mich und meinen toten Begleiter gerettet habt. Nicht genug, dass sie grausamst töten, sie vergnügen sich auch noch an den Leichen.“

„Kopf-Fetischisten müssen sie auch noch sein.“ John hatte sich wieder gefangen und erzählte von seinem eigenen Fund. „Bei der Leiche des Mädchens fehlt wie bei diesen hier der Kopf.“

Ray-Ray sah sich den Rumpf des Mannes, um den bereits Fliegenschwärme schwirrten, noch einmal näher an und resümierte dann. „Das müssen ganz schön kräftige Kerle gewesen sein, die einen Kopf so einfach abreißen konnten. Dazu gehört eine ganz schöne Gewalt, oder ein unglaublich stumpfes Messer.“

„Mich interessiert jetzt eigentlich mehr, wie wir nun über den Fluss kommen.“

Diese Frage Johns war an Tonnelier gerichtet, doch noch ehe dieser antworten konnte, ertönte ein durchdringendes Sirren, dann ein dumpfes Plop, gefolgt von einem ebenfalls dumpfen Umpf, und aus den Händlers wamsbedeckter Brust ragte die blutverschmierte Spitze eines Pfeils.

Mit schreckgeweiteten Augen starrte Tonnelier auf seine Brust, griff sich an dieselbe, starrte dann mit immer noch weit aufgerissenen Augen auf seine blutigen Hände, und sank endlich langsam in die Knie. Wieder ertönte ein Sirren, doch diesmal erfolgte kein Plop, sondern nur ein Pscht, als der Pfeil an der Stelle, an der eben noch Ray-Ray gestanden hatte, vorbeizischte und in einem Gebüsch verschwand.

Wesentlich schneller als Tonnelier sich zu Boden zu sinken bequemt hatte, waren die beiden Brüder auf selbigem und hatten sich hinter die nächstbesten Deckungen gerobbt.

John kam hinter dem Busch zu liegen, in dem der für Ray-Ray bestimmte Pfeil landete und ihm Sand in die Augen spritzte.

Ray-Ray selbst hatte sich einen etwa zwei Meter neben ihm stehenden Brunnentrog als Schutz ausgesucht.

Auf dem freien Platz zwischen ihnen war Tonnelier unterdessen ganz zusammengesackt, einen zweiten ungefederten Pfeil im Rücken. Unter seinem Oberkörper quoll langsam eine dunkelrote Pfütze hervor.

Alles zusammen hatte nicht mehr als ein paar Sekunden gedauert und als nun hinter einer Bodenwelle neben dem noch intakten Stadel die ersten wilden Gestalten heulend und mit schwingenden Waffen hervorbrachen wurden sie von Ray-Rays 9-mm- und Johns 11,9-mm-Hornissen empfangen. Die erste Welle der wild brüllenden und fuchtelnden Kreaturen war zwar schnell zu Boden geschickt worden, doch schon hetzte die nächste Gruppe bellender und krakeelender Wilder heran. John überließ es seinem Bruder, die Kerle etwas in Schach zu halten, da er erst die Trommel seines Colts leeren und nachfüllen musste, dann wollte er sich wieder an dem Scheibenschießen beteiligen, als die Wilden so etwas wie Vernunft zeigten. Anstatt sich weiter durch Ray-Rays Uzi-Beschuss dezimieren zu lassen, blieben einige von ihnen hinter den toten Leibern der ersten Angriffswelle liegen und spannten in ihrer notdürftigen Deckungen ihre kurzen Bögen.

John hatte gerade noch Gelegenheit, sich ein paar Meter nach hinten in eine Kuhle zu rollen, da entzündeten die ersten Brandpfeile auch schon den trockenen Busch, der ihm eben noch als Deckung gedient hatte.

Auch Ray-Ray musste sich hauteng an das Holz des Brunnenbottichs kauern, als die ersten Pfeile in steilem Winkel hinter ihm in den aufgewühlten Boden fuhren.

Durch dieses Pfeilgewitter geschützt hatte sich eine vierte Reihe Angreifer hinter dem natürlichen Wall aus toten Gestalten gesammelt, und als die Bogenschützen pausierten, um neue Pfeile einzulegen und einige von ihnen zu entzünden, sprangen sie vor und rannten über die zweite Reihe Toter hinweg auf die Deckungen der beiden Brüder zu.

Zu nah, um noch gezielt mit dem Colt kämpfen zu können, blieb John nichts anderes mehr übrig, als aufzuspringen, hinter dem Rauch hervorzuheizen, sich eines der merkwürdig geformten Schwerter der gefallenen Wilden zu schnappen und sich dem ungleichen Kampf zu stellen.

Was nun geschah lässt sich mit Worten kaum fassen, zu schnell kamen die Aktionen hintereinander, durcheinander, gleichzeitig.

In dem Bewusstsein, dass der Mensch im Angesicht einer Todesgefahr ungeahnte Kräfte und Fähigkeiten entwickeln konnte, führt der Duke von Scofield die ihm ungewohnte, aber nicht schlecht in der Hand liegende Waffe mit einer Wucht und Ungestümheit, dass die ersten der geifernden Meute mit gespaltenen Schädeln und durchtrennten Gliedmaßen vor ihm lagen, während Ray-Ray die ganze Angelegenheit raffinierter zu lösen versucht hatte.

In der minimalen Pause zwischen dem Ende des Pfeilregens und dem Auftauchen der ersten Wilden des vierten Angriffsschwungs, war er zur Seite gekrochen, wo ebenfalls ein Schwert für ihn bereit lag. Er hatte es gepackt und war mit ihm an die Längsseite des Holztroges gehuscht, hatte seine Uzi-Pistols in ihren Holstern verstaut und dafür aus den Tiefen seiner Gürteltaschen eine Handgranate gezaubert.

Die notwendigen drei Sekunden nach Entriegeln des roten Sperrhebels kurzerhand auf zwei verkürzend, schleuderte er das Kraftei hinter den Menschenwall der ersten Angreifer und gleichzeitig mit seinem ersten Schwertstreich gegen die herumwirbelnden Wilden detonierte seine Granate und riss dröhnend eine tiefe Grube in die Reihe der Bogenschützen.

Den Überraschungs- und Entsetzenseffekt, und war er auch noch so gering, ausnutzend, entledigte sich der selbsternannte Duke von Scofield mit einigen wenigen, aber mittlerweile umso präziser geführten Schwertstreichen des Restes der vor ihm rasenden Wüteriche, und auch der Khan von Uzistan war mit seinem Haufen schnell fertig.

In dem verklingenden Grollen der Explosion von Ray-Rays Handgranate ertönte undeutlich sich entfernendes Pferdegetrappel.

John kam zu seinem Bruder geeilt, nicht auf die Schrammen achtend, die erst zu schmerzen beginnen würden, wenn das Adrenalin wieder in ruhigeren Bahnen verlief. Ray-Ray war von Treffern verschont geblieben und das bluttriefende Schwert immer noch abwehrbereit in seiner Rechten rannte er hinter John her in Richtung des Getrappels. Sie umrundeten die Ruine des Fährhauses und sahen hinter einem kleinen Hügel zwei Reiter verschwinden und kurz darauf auf einer Anhöhe wieder auftauchen. Dort verhielten die beiden Berittenen kurz und John nutzte die Gelegenheit ihnen aus dem seinem Scofield-Colt eine gut gezielte Kugel nachzuschicken. Und, so unglaublich es klingen mag, er schien einen der beiden Reiter erwischt zu haben, denn kurz nach dem Verklingen des Schussknalls sackte dieser deutlich sichtbar im Sattel zusammen. Sein Begleiter riss ihn wieder auf, dann wendete er ihre Pferde und sie hetzten in gestrecktem Galopp über die Hügelkuppe nach Nordwesten und verschwanden.

„Alle Achtung, der Schuss war perfekt.“

„Das ist eben der Vorteil einer Scofield, dass sie zwar keine automatische entladende Trommel hat wie die meisten Colts, dafür länger ist und eine wesentlich größere Reichweite aufweist.“

„Ich kümmere mich um diese Verrückten, möglich, dass noch einer lebt und uns an die Gurgel will. Schaust du nach dem Händler?“

John nickte zu Ray-Rays Vorschlag, steckte sein Schießeisen wieder ein, nahm das bluttriefende Schwert wieder von seiner linken in die rechte Hand und stieg über ein paar verstümmelte und zersäbelte Figuren hinweg zu dem regungslos daliegenden Jahreszeitenhändler. Jetzt fingen zwar auch ein paar Schrammen an seinem rechten Arm an zu jucken, aber er bemühte sich, sie zu ignorieren und sich erst um den Verwundeten zu kümmern. Die Blutlache unter Tonneliers Körper hatte unterdessen beachtliche Ausmaße angenommen und John bezweifelte, ob da noch viel zu retten sein würde. Behutsam drehte er den Händler auf den Rücken, dabei brachen knackend die beiden Pfeilschäfte, und dann gab er jede weitere Anstrengung auf. Ein Blick in die gebrochenen Augen sagte ihm alles - toter konnte man nicht mehr sein. Er wollte schon wieder gehen, als sein Blick am Gürtel des Ermordeten hängen blieb.

Die Jahreszeiten-Steine!

John hatte zwar immer noch keine rechte Vorstellung, wozu sie letztendlich gut sein sollten, aber irgend eine innere Stimme riet ihm dazu, dem Händler die kleinen Lederbeutel abzuknüpfen und sie unter seiner Jacke zu verstauen. Tonnelier hatte für diese Steine sein Leben riskiert und verloren. Wer weiß, irgendwann und irgendwie konnten sie von ungeahntem Nutzen sein.

„Schau mal her, was ich hier gefunden hab!“

Auf seines Bruders Ruf hin riss sich John von dem Toten los und ging zu Ray-Ray hinüber, der ihn mit ausgestreckter Hand erwartete.

„Überlebende gibt's keine mehr, jetzt nicht mehr, aber dies hier hatte der tote Fährmann in seiner Hand. War gar nicht leicht, die verkrampften Finger auseinander zu bekommen.“

John, der Duke von Scofield, betrachtete den Fund. Er war ein kleines silbernes Medaillon, das an einer zerrissenen hauchdünnen Kette hing. Er nahm das Kleinod aus Ray-Rays Fingern und betrachtete es genauer. Auf der einen Seite waren erhaben zwei sich kreuzende Schwerter eingraviert, auf der Rückseite ... John konnte kaum hinsehen. Es kam ihm vor, als würden sich die ineinander verschlungenen Gravuren wie winzige Schlangen, Würmer oder Maden ständig bewegen. Was natürlich nicht sein konnte.

„Und?“ Ray-Ray sah seinen Bruder fragend an.

John zwinkerte und hielt das Schmuckstück seinem Bruder hin.

„Hier, schau selber.“

Ray-Ray starrte die Medaille an und schüttelte sich.

„Iih, tu das weg, da verdreht es einem ja die Gehirnwindungen.“

„Das Gehirn ist schon gewunden.“

Ray-Rays Blick sagte mehr als tausend Worte.

„Und, hast du eine Erklärung hierfür?“

„Nein, und selbst wenn ich eine hätte, würde es eh wieder heißen ‚So ein Humbug!‘. Auf jeden Fall muss es für den Fährmann von großer Wichtigkeit gewesen sein, sonst hätte er es nicht noch im Tod so fest umklammert. Wir nehmen es mit, es gefällt mir. Die Steine habe ich auch eingesteckt.“

„Auch Recht, wenn du dich mit dem Zeugs abschleppen willst. Dafür hab ich mir mal die toten Jungs angeschaut. Es sind andere, als die, die den Händler in der Savanne angegriffen haben. Die hier sehen wilder und viehischer aus. Und bessere Waffen hatten sie auch, vor allem diese merkwürdigen Schwerter. Und dahinten liegt einer, bei dem ich mir nicht einmal sicher bin, ob sich um einen Menschen oder ein Tier handelt. Hier, komm mit.“

Sie gingen zu der bezeichneten Leiche. Und in der Tat, die tote Gestalt ähnelte mehr einem großen Bären denn einem Menschen. Sie fanden bei ihm auch keine Waffen, dafür hatten sich Krallen in den Boden gewühlt, mit denen man ohne weiteres einen Kopf vom Rumpf reißen konnte.

„Jetzt kann ich mir auch vorstellen, wie die armen Fährmannsleute ihre Häupter verloren haben. Nur, wo die abgerupften Schädel geblieben sind würde mich doch noch interessieren.“

„Mich weniger, solange wir unsere noch da haben, wo sie hingehören.“

„Gut, gut,“ John winkte ab. „Hab ja auch bloß laut gedacht. Vergiss es, andererseits, was machen wir jetzt? Unsere Pferde sind über alle Berge und mit ihnen Kaffee und Brot und Decken und alles. Also taucht jetzt die Frage auf, suchen wir zuerst die blöden Gäule, oder...“

„Logisch, oder hast du Lust, zu Fuß weiterzumarschieren. Jetzt, wo wir fast schon perfekte Pony-Express-Reiter sind.“

„Nein, natürlich nicht. Also gut, zuerst die Pferde. Aber wo?“

„Heiliger Strohsack, und so was ist mein Bruder, ein Duke von Scofield!“ Ray-Ray griff sich stöhnend an die Stirn. „Ein Tipp unter Freunden. Dreh dich mal ganz unauffällig um und sag mir, was du da hinten in aller Gemütsruhe grasen siehst.“

„Geschenkt! Also weiter, die nächste Frage: wohin reiten wir? Folgen wir den beiden Flüchtigen oder setzen wir den Weg zu dem Rätselmeister fort?“

„Hältst du dich jetzt schon für Winnetou? Wie wollen wir wissen, wo die beiden hin geritten sind? Ich jedenfalls kann kein bisschen Spuren lesen. Nein, ich meine, es ist wohl besser wir schauen, ob wir diesen Rätselfritzen irgendwie auftreiben können. Ich will endlich ein bisschen Klarheit in diese Angelegenheit bekommen. Am Ende kann uns der Rätselfritze ja vielleicht wirklich weiterhelfen.“

„Ist mir Recht, nur - wenn wir bei ihm sein sollten, lass bitte mich mit ihm reden. Okay?“

„Wieso?“

„Weil mir dein Wortschatz hierzu etwas zu, sagen wir mal, gering erscheint. In den letzten Sätzen hast du jetzt zwei mal das Wort Rätselfritze und zweimal das Wort bisschen verwendet, na ja, ich weiß nicht, ob das reicht bei einem...“

„Na, endlich geht's dir wieder besser. Ich hatte schon Angst um dich!“

Und mit herzhaftem Lachen löste sich die Anspannung bei den beiden Brüdern. Sie machten sich daran, wenigstens für die ermordeten Mülhausers und ihren armen Jahreszeitenhändler provisorische Gräber auszuheben. Schwerter zum Ausheben der flachen Gruben lagen ja genug herum.

Um die toten Wilden machten sie sich keine großen Gedanken. Für die würden schon Schakale und Ameisen sorgen, oder was es sonst an aasbeseitigenden Geschöpfen geben würde. Das große bärenähnliche Untier ging John nicht aus dem Sinn. Auch die menschlichen Angreifer konnte er nicht so recht einordnen. Wer weiß, was da noch alles auf sie kommen würde.

Der Kreateur

Auf dem Höhepunkt der Inflation in Deutschland im Jahre 1923 entsprach ein amerikanischer Dollar vier Quintillionen Deutsche Mark (vier Quintillionen = 4 000 000 000 000 000 000).

Der Moment des Aufwachens gehört zu den psychologisch wichtigsten Augenblicken im Tagesablauf. Deshalb ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wie und wo man aufwacht, um der Mühsal des kommenden Tages gefasst ins Auge blicken zu können.

Einer der schönsten Plätze fürs Aufwachen ist angeblich das Kihei Bay Vista in Kaanapali auf Maui, Hawaii. Ungleich unerfreulicher dürfte das Erwachen in der Todeszelle im Gefängnis Perryville in Arizona sein.

Ob Vlad der Bolzen in der ersten oder der zweiten Kategorie aufwachte, war ihm in diesem Moment egal. Wichtiger erschien ihm, dass er überhaupt noch in der Lage war, die Augen zu öffnen. Vorsichtig blinzelte er unter den Augenlidern hervor. Viel zu helles Licht flutete ihm in die Pupillen und zwang ihn, die Lider sofort wieder zu schließen. Noch in der Überlegung, ob er einen zweiten Blick riskieren sollte, spürte er eine Bewegung neben sich und schlagartig fiel ihm sein verzweifelter Kampf mit dem behaarten Mistvieh wieder ein. Aus einem inneren Überlebensimpuls heraus riss er die Augen auf und sprang wie gehetzt empor - mit elementarer Wucht gegen ein unnachgiebiges Hindernis, das dröhnend seinen Schädel traf und ihn zurückwarf auf das Lager.

Unwilliges Brummen entwich seiner Kehle und seine Ellbogen stemmten den Körper erneut, diesmal schon wesentlich überlegter.

Zwei Hände drückten ihn sanft, aber mit Bestimmtheit wieder zurück. Und zum dritten Mal testeten Vladimirs Augen die Helligkeit und während er sich bemühte, der Hände Druck abzuschütteln, sah er sich endlich um.

Sein Blick traf auf die Augen eines alten bärtigen Mannes, der ihm beruhigend zulächelte.

„Ganz ruhig, junger Freund, ganz ruhig. Hier tut dir niemand etwas. Leg dich wieder zurück und entspann dich.“

Unwillkürlich lockerte Vladimir bei den sanften beruhigenden Worten des Alten seine Muskelanspannung und ließ sich auf sein Lager zurück gleiten.

„Siehst du, so ist es doch viel angenehmer.“

Mit diesem Worten löste der Alte seine Hände von Vladimirs Schultern und schlurft einige Schritte hinüber zu einem roh gezimmerten Tisch, auf dem Schüsseln und Karaffen standen. Interessiert beobachtete Vladimir, wie die flinken Finger des alten Mannes in einem irdenen Becher eine Mixtur aus verschiedenen Karaffeninhalten zusammenbraute und diese dann, nach wieder ein paar schlürfenden Schritten, ihm unter die Nase hielt.

„Hier, trink diesen Kräutersud, er wird dir gut tun.“

Misstrauisch griff Vlad der Bolzen nach dem Tonbecher und schnüffelte an dem farblosen Inhalt.

„Du kannst es unbesorgt trinken. Wenn ich dir etwas Böses antun wollte, so hätte ich reichlich Gelegenheit dazu gehabt und müsste nicht damit warten, bis ich die wieder aufgepäppelt habe. Nur zu.“

Diese Logik akzeptierend schüttete Vladimir den bitteren Inhalt in sich.

„Brrr, schmeckt scheußlich, danke.“

„Wie Medizin nun mal merkwürdigerweise meistens schmeckt. Aber nun, junger Freund, wirst du sicher Hunger haben, und Durst auf ein richtiges Getränk.“

Und wie auf Kommando machte sich Vladimirs Magen bemerkbar. Ein urweltliches Brummen und Grummeln ließ den Alten verschmitzt lächeln.

„Komm an den Tisch, und während du dich stärkst werde ich dir etwas erzählen.“

Dieser Aufforderung kam unser Freund nur zu gern nach. Er erhob sich, unter sorgsamer Beachtung eines gewissen Balkens direkt über ihm, und schwang die Beine über die Lagerkante. Dabei bemerkte er zum ersten mal dass er außer einer eng anliegenden, grob zusammengenähten Hose aus Leder, nichts trug, das seinen muskulösen Körper bedeckte. Lediglich einige weiße Verbände um seine Brust und den rechten Unterarm, sonst nichts als blanke Haut und Haare. Na, ja, wenigstens das Wichtigste war gut verpackt, und so ging er barfuss über die weichen Felle hinüber zu dem Tisch, wo der Alte schon für ihn angerichtet hatte.

„Entschuldige bitte die unzureichende Bekleidung, aber nach deinem Kampf mit dem Werbären war nicht mehr viel brauchbares übrig von deiner alten Kleidung. Und da du ein ganzes Stück größer bist als ich, war ich gezwungen, notdürftig zu improvisieren. Aber wie ich sehe, passt dir die Hose ganz gut.“

„Stimmt,“ Vladimir ließ sich auf einem hölzernen Schemel nieder.

„Aber mein Gürtel müsste doch noch ganz gewesen sein.“

„Nicht nur der Gürtel, auch deine Weste, so weit sie noch brauchbar ist, und deine schweren Schuhe, sie hängen und stehen hier hinter der Liegestatt.“

Vlad drehte sich in die genannte Richtung und entdeckte seine Sachen. Auch das lange Bowiemesser steckte in seiner Scheide am Gürtel.

„Doch nun langt zu, Herr!“

Und Vladimir langte zu! In den Schüsseln dampften leckere Soßen und Bratenstücke; Brote und Früchte lagen in den Schalen und in Karaffen schimmerte klarer Wein. Besteck entdeckte er zwar keines, aber das hielt ihn nicht davon ab, sich an den Speisen und Getränken gütlich zu tun. Unter Kauen und Genießen lauschte er dann der Erzählung des alten Mannes.

„Es war vor vier Tagen, als ich mit einem meiner Lieblinge einen Spaziergang durch den Wald machte. Ich hatte vernommen, dass in unserer Gegend einige von Ćszudracs Bestien aufgetaucht wären und wollte mich dessen vergewissern und dafür sorgen, dass keine von ihnen meiner Hütte zu nahe kam.

Wir, mein kleiner Liebling und ich, waren also seit einiger Zeit im Wald in der Nähe des Dickichts unterwegs, als wir glaubten, die Spur eines der Untiere entdeckt zu haben. Wir waren uns aber nicht ganz sicher, denn auch meine Züchtungen hinterlassen ähnliche Abdrücke in feuchtem Gras und frischer Erde. Aber, ach ja - du kannst ja noch gar nicht wissen - gestatte, dass ich mich vorstelle. Ich bin Lucius Schuh, Heilkundiger und Kreatureur. Und meine Lieblinge werde ich die nachher noch vorstellen. Doch nun weiter. Nachdem...“

„Entschuldige, wenn ich die unterbreche, alter Mann,“ Vladimir schluckte seinen Bissen hinab und fuhr fort.

„Bevor du weiterberichtest habe ich eine drängende Frage. Kannst du mir sagen, wo wir hier sind, und vor allem, welches Datum wir haben?“

„Aber sicher, junger Freund. Nun, meine Hütte steht am nördlichen Rand des großen Gebirgsmassivs der Schneespitz-Berge. Wir gehören hier zum Schutzgebiet des Landbewahrers, den du aber noch kennen lernen wirst.“

Vladimir hörte aufmerksam zu, fischte sich ein weiteres Bratenstück aus der Soße und blickte Schuh wieder auffordernd an.

Dieser fuhr in seiner Erklärung fort.

„Und das Datum kann ich dir natürlich auch sagen. Wir schreiben heute den vierten Mond im dritten Jahr des wiederkehrenden Ochsenkreises.“

„Aha, alles klar, danke,“ zum Glück war der verblüffte Ausdruck auf Vlads Gesicht sofort wieder verschwunden und von Schuh offensichtlich auch nicht registriert oder für wichtig erachtet worden, denn seine nächsten Worte waren. „Das Datum ist auch mit ein Grund, dass wir annehmen müssen, von Ćszudracs Wer-Geschöpfen wieder vermehrt belästigt zu werden, braucht dieser doch die vierte Mondphase notwenig für seine Versuche, solange er nicht die heiß begehrten Jahreszeiten-Steine besitzt.“

Für Vladimir wurde es zwar immer verworrener, aber Schuh war jetzt so ins Erzählen versunken, dass er nicht mitbekam, wie Vlads Kauen immer langsamer und bedächtiger wurde, und auch sein Weinkonsum merklich zurückging, dafür das Unglauben und die Unverständnis sich in seiner Mimik immer breiter machte.

Mit in sich gekehrten Augen fuhr der Kreatureur in seiner Schilderung fort.

„Den Spuren vorsichtig folgend drangen wir also immer tiefer in den Urwald. Die breite Bahn der Verwüstung, der umgeknickten Baumstämme, der plattgetretenen Büsche machte es uns leicht und wir waren sicher, einem von Ćszudracs Wer-Tieren auf der Fährte zu sein. Ja, und dann fanden wir dich und den toten Halbbären. Mein Liebling schleppte dich heim zu unserer Hütte und hier hatte ich meine liebe Mühe, dich wieder zusammenzuflicken, denn irgend etwas an deinem Metabolismus wehrte sich gegen all meine Künste als Kreatureur, so dass ich gezwungen war, auf natürliche Heil- und Hilfsmittel zurückzugreifen. Nun, sie haben zum Glück zusammen mit deiner eisernen Konstitution geholfen und ich war gerade dabei, einen meiner Kleinen mit einer Botschaft an No-Kixellu zu versehen, als ich die große mentale Erschütterung verspürte...“

Lucius Schuh verstummte und vergrub sein Gesicht in den heilkundigen Händen. Aus einer dunklen Ecke der doch sehr geräumigen Hütte kam ein leises klagendes Winseln.

Vladimir stellte seinen Becher auf den Tisch und bemühte sich, im Halbdunkel der hinteren Stube etwas erkennen zu können. Etwas, das im Dunkeln knurrte oder winselte, war ihm noch nie geheuer gewesen. Doch der Kreatureur hatte sich wieder gefangen und hob seinen Kopf, ein leichtes Glühen in seinen tiefen Augen.

„Entschuldige mich. Aber die Erinnerung - doch, jetzt, komm, mein kleiner Liebling, zeig dich ruhig unserem Gast.“

Neugierig wartete Vlad darauf, was aus der Ecke, in der es vorhin gewinselt hatte, herauskommen würde. Und als sich langsam der Schatten bewegte und in sein Gesichtsfeld wanderte - mit so etwas hatte er nicht gerechnet!

Vladimir war sich nicht sicher, wie er das Wesen beschreiben sollte, das langsam aus dem Dunkel des Raumes auf ihn zuschritt. Am ehesten, fand er, ähnelte es einer Mischung zwischen einem zu klein geratenen Lindwurm und einer zu groß

geratene Fledermaus, kurz der klassischen Gestalt eines mittelgroßen Flugdrachen. Grüne Schuppen über den ganzen muskulösen Echsenkörper verteilt, die typischen Feuerspeinüster, ein langer, mit gefährlich aussehenden Zacken bewehrter Peitschenschwanz, Krallen und Klauen an den Vorder- und Hinterfüßen, und interessiert blickende, kluge Echsenaugen.

„Komm, Eddie, begrüße unseren Gast, aber bitte kalt!“

Vladimir war sich nicht sicher, aber es kam ihm so vor, als ob der Drache bejahend genickt hätte. Auf jeden Fall schritt das smaragdgrün geschuppte Ungeheuer - als solches stufte er es zu diesem Zeitpunkt noch ein - auf seinen Schemel zu, blieb vor ihm stehen mit einer Schulterhöhe von guten einsachtzig, und beugte sein Reptilienmaul zu ihm herunter.

Oh, verdammt! Es kostete Vlad den Bolzen schon enorm viel Überwindung, nicht aufzuspringen, davonzuhasten und nach seinem Bowiemesser zu suchen. Aber er riss sich zusammen und erwartete mit zusammengekniffenen Lippen das weitere Verhalten des Tieres. Als der Drachenkopf sich auf Gesichtshöhe einpendelte, öffnete sich das Echsenmaul und eine lange, tiefrote Zunge kam zum Vorschein.

Langsam wurde es Vladimir nun aber doch zuviel. Ungeachtet dessen, dass der Geruch aus einem Drachenmaul nicht zu den angenehmsten gehörte, auch die Zahnreihen, die der Saurier entblößte waren nicht von schlechten Eltern - und ungepflegt. Behutsam schob der Bolzen seinen Holzschemel nach hinten, das heißt, er versuchte es, aber irgendetwas hinderte ihn daran, die Holzfüße des Hockers auch nur einen Zentimeter verrücken zu können.

„Lass den Blödsinn, Eddie!“ Lachend stand plötzlich Lucius Schuh neben dem Drachen und klopfte ihm auf den Oberschenkel. „Nimm deinen Schwanz da weg und lass unseren Freund aufstehen.“

Mit einem Ruck sauste der Schemel nach hinten und Vladimir selbst fiel rücklings auf das umgeworfene Möbelstück. Noch bevor er sich wieder aufgerappelt hatte, spürte er etwas Klebriges auf seinem Gesicht, und ohne hinzusehen, wusste er, was ihm da über die Nase fuhr. Starr wie ein Brett blieb er liegen, bei so einem Vieh wusste man ja nie.

Doch dann ertönte wieder die beruhigende Stimme des Heilkundigen.

„Steh auf mein Freund. Und hab keine Sorgen, Eddie wollte dir nur guten Tag sagen. Verzeih ihm, aber er ist es eben noch nicht gewohnt, mit anderen Menschen als mit mir zu verkehren, daher seine Ungeschicklichkeit. Aber er wird es noch lernen - müssen.“

Vladimir kam wieder auf die Beine und äugte vorsichtig durch den Raum. Doch Eddie, wie der Alte den Drachen nannte, war gut zwei Meter von ihm entfernt auf die Hinterpranken gesunken und schaute mir schräg gelegtem Kopf zu ihm herüber.

„Ja, das ist einer meiner Lieblinge. Eddie, der jüngste meiner Zucht. Eigentlich habe ich ja vermutet, du wüsstest, auf welche Spezies ich mich spezialisiert habe. Aber nein, wie dumm - wie kannst du, da du nicht von hier zu sein scheinst, dies wissen. Nun denn, hier, nimm das Tuch, trockne dein Gesicht und iss in Ruhe zu Ende.“

Und zu dem Drachen gewandt: „Und du, Eddie, bleib ruhig sitzen und sieh ihn dir gut an.“

Und dann wieder an Vlad gewandt: „Wir Kreature haben uns jeder auf eine bestimmte Spezies eingearbeitet. Früher waren wir einmal eine sehr geachtete und geschätzte Gilde, aber seit Ćszudrac die meisten von uns in seine Dienste gepresst hat, sind wir gemieden bei der Bevölkerung. Kein Wunder, du kannst das wahrscheinlich selbst am besten verstehen. Schließlich hast du mit einer dieser Missgeburten gekämpft, die aus des Grafen dunklen Laboratorien kam. Ja, dieser Hexenmeister hat viele meiner Ex-Kollegen gezwungen, ihr Wissen in seinen schlechten Dienst zu stellen und Kreaturen zu erschaffen, die nicht mehr dem Wohle der Menschen dienen, wie es der Sinn unserer Kunst war, sondern sie mit allem Bösen und Schlechten zu versehen, das hinter seiner umwölkten Stirn brütet. Gerade die Wer-Tiere sind das Ergebnis solcher Lästerung der Natur. Einer meiner besten Freunde hatte sich darauf spezialisiert, die Tiere des Waldes zu modifizieren, und mit diesem Wissen und Können ausgestattet war es ihm natürlich möglich, unter Ćszudracs blutiger Anweisung aus harmlosen Kreaturen diese Wer-Bestien zu schaffen. Zum Glück bin ich der einzige Kreature, der sich mit so großen und eventuell gefährlichen Tieren wie Drachen beschäftigt.“

Ja, um deiner Frage zuvorzukommen, natürlich ist Ćszudrac auch hinter mir her, denn es gibt eben nur zwei Möglichkeiten, Drachen zu züchten: entweder man kennt die geheimen Formeln wie ich, oder aber man besitzt die Jahreszeiten-Steine. Nun, über beides kann Ćszudrac zum Glück nicht verfügen. Und dass er meiner noch nicht habhaft geworden ist verdanke ich zum einen der Tatsache, dass er hier im Herrschaftsgebiet des Landbewahrers noch keinen großen Einfluss hat, und zum zweiten, dass ich seinen Suchtrupps und Kreaturen bisher immer erfolgreich entkommen konnte, auch dank meiner kleinen Lieblinge.“

Unterdessen war Vladimir körperlich satt und geistig sogar übersättigt. Zuviel Neues und Unverständliches war in den letzten Minuten auf ihn eingestürmt. Der Alte hatte ein Pfeifchen aus seiner Tasche gekramt, stopfte es mit einem gut riechenden Tabak von einem Regal hinter dem Tisch, entzündete es und reichte es fragend Vlad. Dieser nahm die Gabe dankbar an, und so saß er nun paffend vor dem großen Tisch mit den halbleeren Schüsseln und Karaffen und hörte weiter zu, immer wieder prüfend einen Blick auf den in seiner Nähe kauern den Drachen werfend.

„Und nun, mein Freund, bitte ich dich, mir sehr gut zuzuhören und nichts zu vergessen von dem, was ich dir nun sagen werde.“

Du wirst dir sicherlich schon Gedanken gemacht haben, wie du mir für deine Rettung danken sollst. Aber keine Sorge, du brauchst mir nicht zu danken, das Leben eines zukünftigen Helden zu retten ist etwas Selbstverständliches für unsereinen. Nein, jetzt bitte keine Einwände, frag mich später, hör mir einfach nur zu.

Ich habe dich sofort erkannt, als du nach diesem imposanten Kampf im Dickicht hingst, mehr tot als lebendig. Und obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, welches Schicksal unsere Pfade kreuzen ließ, so weiß ich jetzt Bescheid, und nun pass auf, was sich zugetragen hat.

Während du noch mit dem Tode rangst muss etwas Entsetzliches geschehen sein, etwas, das die Stabilität des mentalen Raumes zerrissen und irreparabel zerfetzt hat. Es müssen mehrere Ereignisse auf einmal gewesen sein. Über eines dieser Geschehnisse bin ich mir im Klaren, ich habe es mit furchtbarem Schmerz gefühlt - ein Hüter ist getötet worden, ein Händler der Jahreszeiten-Steine. Gleichzeitig ist

jedoch ein Aufschrei durch die Mentalsphäre gedrungen, ein Schrei des Erkennens und des Erweckens. ER ist wieder da, der ewige Held ist zurückgekehrt. Endlich scheint die Zeit gekommen, den Kampf gegen Ćszudrac hoffnungsvoll wieder aufzunehmen, denn wenn ER zurück ist, dann kann das nur heißen, dass T'Zulrocs Pläne in ihre Endstadium getreten sind, und dass die Lords es nicht mehr länger mit anschauen können, wie er das Universum mit Chaos überzieht. Doch das war noch nicht alles. Fast zur gleichen Zeit mit der Rückkehr des EWIGEN HELDEN muss sich eine weitere Macht manifestiert haben, für dich ich noch keine Erklärung habe. Ich weiß nicht einmal, ob es sich um eine positive oder negative Macht handelt. Ich weiß nur, dass diese Macht eine entscheidende Rolle spielen wird in der Auseinandersetzung zwischen IHM und T'Zulroc.

Und jetzt komme ich wieder zu dir - Prinz Eisenfaust. Du, der du ebenfalls eine seiner Inkarnationen darstellt, du hast folgende Aufgabe zu erfüllen. Suche die anderen Inkarnationen, denn wie steht es geschrieben in den alten Büchern: Treffen sie diesmal zusammen, so kommen sie alle, allein war er das Schicksal vieler Könige, zu viert sind sie das Schicksal der Welt. Trenne ihn nie, allein oder zusammen, Könige oder Götter, nicht mehr und nicht weniger. So schreibt es Coor-M-Ock, der am Anfang war und alles kennt.

Suche ihn, suche Jared, und suche seine beiden anderen Inkarnationen, suche Ravenclaw und Hetjuskapur. Kämpfe mit ihnen gegen T'Zulroc, kämpfe gegen ihn und seinen dunklen Schergen Ćszudrac. Kämpft gegen sie und - besiegt sie!“

Stille, Schweigen, Staunen, Unglauben - Verstehen?

Vladimir saß einfach nur da, saß da, die ausgegangene Pfeife in der Hand, und starrte sein Gegenüber an.

Lucius Schuh saß einfach nur da, saß da und starrte seinen Drachen an.

Und Eddie blies feinen weißen Rauch aus seinen Nüstern, feinen weißen Rauch, der sich verdichtete, feinen weißen Rauch, der zu Nebel wurde, der die Gedanken von Vlad dem Bolzen umspinn, sie verschleierte und umwob, sie wieder freigab auf ein Erkennen und Vergessen. Fragmente schwebten durch den Nebel, Fragmente von Bekanntem und Fremdem, von Ungeheurem und Wunderbarem; Nebel, der in Schwaden Erinnerungen freigab, der Namen mit sich trug, Namen und Wesen: JARED, RAVENCLAW, HETJUSKAPUR - T'ZULROC; Namen ohne Bedeutung, Namen mit furchtbarer Ahnung, Namen - Vladimir wachte auf, wischte den Nebel von seinen Augen, fuhr mit der Hand durch das Gespinnst, weitere Namen dröhnten in seinen Ohren: Blutklinge, Šcofaldur, Runenschwert, Ulgus-T'ar - und dann wusste Vlad mit einemmal alles, und dann war es wieder nur noch ein Fetzen Wissen ---

Eine schwere Pranke ruhte auf seiner Schulter, heißer, leicht fauliger Atem wehte um sein Gesicht, aus dem Zwielight schälte sich ein helles Oval, ein klarer Stern in der Samtschwärze; aus dem Dunst kam die Erhellung und Vladimir stand auf, hob die Pranke von seinem Schulterblatt und sprach mit ihm fremder Stimme:

„So sei es. Und so gelobe ich, Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft und Macht, meine anderen Ichs zu suchen und mit ihnen zu kämpfen, wie es der Wille der schwarzen Schwerter ist.“

Dann wieder Stille und Schweigen, diesmal allerdings durchwoben von einem feinen Klingeln der Größe und Gewalt.

Vladimir-Eisenfaust sank schwer atmend wieder auf seinen Schemel. Vor ihm, wie eine Hauskatze zusammengerollt und leise knurrend, Eddie, und mit vor der Brust gefalteten Händen stand Lucius Schuh ihm vis-à-vis und ein Blitzen in seinen weisen Augen zeugte von seinem Stolz und seiner Zufriedenheit.

„Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, nun, da Ihr erkannt habt, worum es für Euch und Eure Freunde geht, erlaube ich mir, Euch ein Geschenk zu überreichen, das Euch zeigen, wie wichtig diese Queste ist.“

Er schritt bedächtig zu seinem Drachen und legte ihm leicht die alte runzlige Heilerhand auf den mächtigen Schädel.

„Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, nehmt als Zeichen meines Glaubens an Euch meinen Drachen als Geschenk. Eddie ist noch jung, aber intelligent, und vor allem, er mag Euch, seit er Euch neben der toten Wer-Bestie fand. Eddie ist ein Flugdrache, und versteht er auch nicht Eure Worte, so doch deren Sinn, und Ihr werdet Euch gut mit ihm verstehen.“

Und nun, edler Prinz, verliert keine Zeit. Nehmt Proviant mit soviel Ihr braucht. An Waffen kann ich Euch leider nur noch einige Speere anbieten. Aber Ihr werdet ohnehin bald Euer eigenes Schwert gefunden haben.“

„Mein eigenes Schwert?“ Bei diesen Worten drängte sich die Erinnerung mit Macht in sein Erkennen. „Die Blutklinge! Wo finde ich sie, Lucius?“

„Wo Ihr sie finden werdet, Prinz, vermag ich nicht zu sagen. Doch kann ich Euch einen Hinweis geben. Besucht No-Kixellus, den Rätselmeister. Bei ihm werdet Ihr mehr erfahren.“

No-Kixellus, No-Kixellus, Vladimir-Eisenfausts fieberhaftes Suchen in seinem Gedächtnis führte zu keinem Ergebnis. Dieser Name war nicht im Nebel verborgen gewesen. Aber er würde ihn schon finden.

Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, Lucius Schuh und der junge Drache traten vor die Hütte des Kreateurs. Vlad schlüpfte in seine etwas zerschlissene Lederweste, legte den Kampfgürtel um und besah sich die traurigen Reste seiner schönen Springerstiefel. Wenigstens waren die Sohlen noch intakt und er stieg in sie hinein.

Draußen schien ein heiße Sonne auf niedriges Steppengras (*Deschampsia cespitosa*) und einige kleinere Buschgruppen. Vladimir-Eisenfausts Blick schweifte umher und blieb an einem zweiten Gebäude haften, das halb versteckt hinter einer mannshohen Ligusterhecke stand.

Lucius Schuh schien seinem Blick gefolgt zu sein, denn er deutete mit seinem schwächtigen Arm auf das Steingebäude und meinte: „Dort hinten seht Ihr mein Labor. Und dahinter, ebenfalls hinter den Hecken verborgen, befindet sich noch das Drachengehege. Es ist momentan leer, da ich erst vor ein paar Tagen eine größere Lieferung dieser schönen Geschöpfe an die neue Königin im Süden gesandt habe. Doch genug davon. Mein kleiner Besitz ist sicher nicht so interessant für Euch, dass Ihr seinetwegen Eure Abreise verzögern wollt.“

„Oh, immerhin verdanke ich dir und deinem ‚kleinen Besitz‘ mein Leben, das Wissen um meine Bestimmung und dieses prächtige Tier,“ dabei tätschelte er freundschaftlich die Flanke des neben ihm wartenden Eddie.

„Komm, mein ‚kleiner‘ Drache, so bist du mir zu hoch zum aufsteigen.“

„Halt, halt. So doch nicht! Ihr könnt nicht einfach auf einen Drachen sitzen und losfliegen. Ihr würdet keine 5 Minuten oben bleiben. Kommt mit, dort bei der Hütte gibt es Sattelzeug - und eine Überraschung.“

Peinlich. Und das ihm, einem angehenden Helden und verkappten Prinzen.
Vlad folgte Schuh zu dessen Labor. Außen an dem Steinbau waren Stellagen angebracht, an denen erwähnte Drachensättel und die dazugehörigen Bauchgurte, Steigbügel und Satteldecken hingen. Schuh wählte einen Sattel aus, der mit seinem Stirnhorn entfernt an einen Westernsattel erinnerte. Er winkte Eddie heran und hieß ihn sich hinlegen, dann legte er ihm eine graubraune Satteldecke auf den Schuppenrücken und stülpte den Sattel darüber. Dann musste der Drache sich wieder erheben, damit Lucius Schuh die Gurte unter seinem Bauch befestigen konnte.

„Und nun, mein Prinz, die Überraschung.“

Lucius öffnete die Tür zu seinem Laboratorium, ging hinein und kam kurz darauf mit einem Paar tierisch gut aussehender Schuppenstiefel wieder. Er reichte sie Vladimir mit den Worten: „Wie mein Name bereits verrät komme ich aus einer Familie hervorragender Schuhmacher. Einer meiner Brüder hat mir vor einiger Zeit aus den abgeworfenen Schuppen meiner Drachen dieses Paar Stiefel gefertigt, ohne mir zu sagen, warum und für wen. Ich habe sie seither in meinem Laboratorium aufbewahrt und weiß jetzt, für wen er diese Meisterwerke zusammengenäht hat. Für Dich, Edler Prinz Eisenfaust.“

Vlad war sprachlos. Die beiden wadenhohen Stiefel schillerten in den Farben der Drachenschuppen und als er sie anprobte, ohne Socken wohl gemerkt, passten sie wie maßgeschneidert. Sie hatten eine kräftige Sohle mit leichtem Absatz und trugen sich so leicht, als hätte man Sneakers an den Füßen.

Außerdem erhielt er noch einen Umhang von Lucius Schuh, da es während eines Drachenfluges ganz schön frisch werden konnte.

Vladimir-Eisenfaust dankte dem Kreateur noch einmal und dann drehte er sich fragend um zu seinem neuen Freund, dem Flugdrachen.

Und Eddie begriff und kniete sich nieder, so dass Vladimir bequem auf seinem Rücken Platz nehmen konnte. Er schob seine Füße in die Steigbügel und hielt sich am Stirnhorn des Sattels fest.

Zuletzt ließ er sich von Schuh einen gut gefüllten Proviantbeutel und einige Speere herausholen. Die Speere steckte er in ein Holfter an der rechten Seite des Sattels, den Proviantbeutel band er an einer Schlaufe am hinteren Teil des Sattels fest. Dann winkt er Lucius Schuh noch einmal zum Abschied zu und befahl seinem Flugdrachen: „Auf geht’s, Eddie, dann lass mal deine Flügel rauschen, ich wollte immer schon zur Air Force. Lebt wohl Meister Schuh und nochmals vielen Dank für alles. Dieser T’Zulroc ist schon so gut wie besiegt. Hoppla, heya - wow, Mann, der geht ja ab wie’n Testarossa!“

Bloß gut, dass bei der letzten Bemerkung Vladimir-Eisenfausts der Drache schon einige zig-Meter in der Luft war, denn es war zu bezweifeln, ob dem immer kleiner werden Lucius Schuh der Begriff Testarossa allzu viel gesagt hätte.

Nun muss noch dazugesagt werden, dass Vladimir-Eisenfaust nicht etwa schizophren geworden wäre mit seiner Doppelpersönlichkeit als Vlad der Bolzen einerseits und Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den andererseits. Vielmehr war er sich gänzlich seiner eigenen Persönlichkeit bewusst, nur hatte er auch voll akzeptiert, dass da noch etwas anderes mitspielte als sein eigener Wille, und dieses andere bestand darauf, ihn als Prinz Eisenfaust anzusehen. Einen Prinzen, der einen ganz speziellen und delikaten Auftrag auszuführen hatte, und da Vladimir ohnehin

nicht recht wusste, wie und wo er seine Freunde und seinen Bruder wieder finden sollte, hatte er beschlossen, vorerst einmal seine Rolle als Prinz Eisenfaust voll zu erfüllen, und zu erledigen, was ihm aufgetragen worden war.

Außerdem war ihm durch den Kopf geschossen, dass er Glück gehabt hatte, als Eisenfaust reinkarniert zu werden. Ein Name, der ihm und seinem Image nur zu gerecht wurde. Man stelle sich vor, er wäre als Prinz Zwirbelbart, oder Fürst Siebenzwerg unterwegs, oder müsste sich mit einem Namen wie Hetjuskapur abmühen. Nein, nein, wer immer für diese neue Konstellation zuständig war, das mit ihm als Prinz Eisenfaust war schon okay so.

Der Rätselmeister

Das Genie ist oft mit der Misere vermählt. Galilei lebte im Exil und wanderte von Stadt zu Stadt und endete im Gefängnis. Descartes lebte ebenfalls im Exil, musste als Soldat dienen und starb in einem fremden Land. Der französische Anatom Andreas Vesalius lebte ein Vagabundenleben, wurde der Irrlehre, des Menschenrauben und der Sektion angeklagt und stand auf der Schwelle zur Hinrichtung. Er wurde gezwungen, eine Pilgerreise in das Heilige Land zu unternehmen und starb bei einem Schiffsuntergang. Kopernikus wagte nicht, seine Entdeckungen zu veröffentlichen. Kepler erhielt nie die Pension, die ihm vom Kaiser versprochen wurde.

„Verdamme Scheiße, was sollen wir denn jetzt noch machen?“
„Weiß ich nicht!“

„Mehr als foltern können wir ihn nicht.“

„Weiß ich doch.“

„Und was hat er uns bis jetzt gesagt? So gut wie nichts!“

„Weiß nicht.“

„Ja, ja, von dir erwarte ich auch nicht mehr. Aber was wird der Graf sagen, wenn ich ihm nicht mehr bringe.“

„Weiß ich auch nicht.“

„Dann halt endlich die Klappe und lass mich überlegen.“

Der Folterknecht schmiss wütend das rotglühende Eisen in eine Ecke und kratzte sich mit der dreckigen Schwiele an seinem dreckigen Stoppelkinn.

Während der andere nach hinten schlurfte, um das Folterwerkzeug wieder aufzuheben, überlegte der intelligentere der beiden Folterer (soweit hier von Intelligenz zu sprechen ist) weiter. „Vielleicht tun wir einfach so, als wüssten wir nicht genau, wonach wir ihn fragen sollten und erzählen dem Grafen erst mal irgendwas, damit er nicht zu wütend wird.“

„Machen wir?“

„Ja, machen wir. Komm jetzt.“

Mit einem letzten hasserfüllten Blick auf die blutbesudelte und von Brandstellen grausam entstellte schwächliche Gestalt in den rostigen Stahlketten an der rotbefleckten Wand wandten sich die beiden Folterknechte der Tür zu. Der dümmlichere der beiden schloss das schwere Portal auf, wobei sich der andere in einem Anflug von echter Intelligenz zum wiederholten Mal fragte, was für einen Sinn es haben sollte, eine Folterkammer abzuschließen. Wer erst mal von den beiden bearbeitet worden war hätte sowieso keine Möglichkeit zur Flucht mehr gehabt. Aber wenn der Herr Graf es so wollte, dann tat man dies eben, und man schloss auch ordentlich hinter sich wieder ab. Dann stieg er hinter seinem Handlanger die glitschigen Stufen hinauf, um seinem Herrn die nicht gerade überwältigenden Ergebnisse ihrer hochnotpeinlichen Befragung mitzuteilen.

„Was ist denn jetzt los? Geh doch weiter!“ wollte er seinem voran schlurfenden Gehilfen zurufen, als dieser plötzlich in seiner Bewegung verharnte. Doch er brachte den ohnehin nicht langen Satz nicht mehr zu Ende, da torkelte sein Gehilfe mit blutendem Gesicht vor seine Füße.

„Hölle, was soll das?“ Der Folterer zog seinen kurzen Dolch, doch das hätte er sich schenken können, denn den Streich, mit dem ein Schwert um die Krümmung sauste und ihm den Schädel vom Rumpf hieb, hätte er auch mit dem Messer nicht mehr abfangen können. Mit immer noch entsetzt aufgerissenen Augen holperte sein abgetrennter Kopf wieder die feuchten Stufen hinunter und verschwand im Dunkel des Treppenschachtes.

„Alle Achtung, meisterlicher Streich für die Enge des Treppengangs.“

„Gelle!“

Ray-Ray grinste wölfisch seinen Bruder an, stieg naserümpfend über die beiden Leichname und eilte die gleichen Stufen hinunter, die eben ein blutiger Kopf hinuntergehüpft war. John folgte ihm und fand ihn am Ende der Treppe vor einer verschlossenen Holztür stehen, den störenden Schädel mit dem Fuß zur Seite kickend.

„Tor“, bemerkte John trocken und beugte sich mit seinem Bruder hinab zur Verriegelung der Kerkertür. „Mist, holst du den Schlüssel, oder soll ich noch mal hinauf?“

„Schlüssel? Ach was Schlüssel. Nimm deine Scofield und schieß das morsche Schloss einfach auf!“

„Und das hört dann natürlich kein Mensch. Und kein Mensch kommt angerannt, um den Krach zu untersuchen. Und keiner der Menschen, die ohnehin nicht kommen, hat eine Waffe dabei - oder?“

„Gut, gut. Ich hol den Schlüssel.“

Ray-Ray schob sich vorsichtig um die Gangecke, schnüffelte ein bisschen und huschte dann die Treppen wieder hinauf zu den beiden entleibten Folterknechten. Zum Glück entdeckte er bei dem nicht Geköpften einen Schlüsselbund und riss ihn von dessen Gürtel. Er eilte zurück zu seinem Bruder und sie probierten mehrere Schlüssel aus, bis einer von ihnen das Schloss öffnete.

Ray-Ray schob vorsichtig die schwere Tür auf - die natürlich nicht quietschte, warum sollen mit Blut geölte Angeln auch quietschen? - und spähte ins Innere der Folterkammer. Kein weiterer Scherge war zu sehen. Also schnell hinein und die Tür wieder zu. Dann sahen sich auch schon den grässlich zugerichteten nackten Alten in den Ketten hängen. Er hielt die verquollenen Augen geschlossen und ein röchelndes Stöhnen kam aus seinem blutenden Mund. Offensichtlich erwartete er die Rückkehr der beiden Folterknechte, denn er machte keine Anzeichen, auf die beiden Ankömmlinge zu reagieren.

Erst als er spürte, wie sich jemand an seinen Hand- und Fußfesseln zu schaffen machte, öffnete er langsam die Augen und blickte gehetzt um sich. Ray-Ray war es unterdessen gelungen, die altmodischen Kettenverschlüsse zu knacken und zusammen mit seinem Bruder fing er den schlaffen Körper auf, als er aus den Ketten fiel und sie trugen ihn zu einem schimmeligen Strohhaufen.

Dabei fiel der flatternde Blick des Gefolterten auf das Amulett, das John um seinen Hals trug und ungläubig starrte er es an. Bei seinem Versuch, etwas zu sagen, quoll dunkelrotes Blut über seine Lippen und John bedeutete ihm, zu schweigen, bis sie seine Wunden etwas versorgt hatten.

Und derer gab es genügend. Der ganze Körper des Mannes wies schwärende Verbrennungen und Eiterungen auf. Jetzt bewährte es sich wieder, dass die Mitglieder des ‚C-Teams‘ immer Verbands- und Desinfektionsmaterial in ihren Gürteln mit sich führten. Wenngleich sie nicht damit gerechnet hatten, so viele

Verletzungen auf einmal behandeln zu müssen. Vor allem die Mullbinden waren schnell aufgebraucht, und so wurden die kleineren Verletzungen eben notdürftig mit flüssigem Wundverband behandelt. Und bei den fürchterlichen Verletzungen im Mund- und Kieferbereich konnten sie ohnehin nicht viel unternehmen. Denn um den alten Mann zum Sprechen zu bringen hatten die Folterknechte sämtliche Zähne des Unterkiefers brutal heraus gebrochen. Sie konnten nur die Blutungen stillen und dem Gemarterten Morphinum einflößen, damit er schmerzlos einschlief und sie ihn transportieren konnten.

Sie wickelten den schlafenden Alten in einige alte übel riechende Lumpen und Decken, die sie in einer Ecke der Folterkammer fanden, dann lud sich Ray-Ray das leichte Bündel behutsam auf die Schulter.

„Können wir endlich los?“

„Ja, warte, ich halte dir die Türe auf. He - vorsichtig - der alte Mann ist kein Kartoffelsack.“

„Schwing hier keine Reden, geh lieber voraus und schau, dass uns niemand aufhält.“

John tat, wie von seinem Bruder aufgefordert, und sie stiegen über die beiden immer noch im Weg herumfläzenden Leichen die ganze Treppe hinauf, verließen die kleine Feste genauso heimlich, wie sie sie betreten hatten, und verschwanden mit ihrer leichten Bürde in der Nacht.

Etliche Kilometer weiter und eine gute Zeit später hielten sie ihre Gäule an und stiegen ab. Ray-Ray hob seinem Bruder den immer noch in Morpheus Armen schlummernden Mann hinunter und dieser bettete ihn auf seiner Satteldecke in das nachtfleuchte Gras.

Die beiden Brüder entfachten ein kleines rauchloses Feuer und suchten in ihrem Proviant nach etwas Dörrfleisch und dem bereits bekannten Kaffeersatz.

Es war kein opulentes, aber ein kräftigendes Mahl zu nachtschlafender Zeit, aber mit diesen Wilden in der Gegend, und möglicherweise schon auf ihrer Fährte war Vorsicht auf jeden Fall die bessere der beiden Alternativen, deren andere etwas mit Folterkammer zu tun hatte.

Ray-Ray übernahm die erste Wache, und als John ihn drei Stunden später ablöste, hatte der unruhige Schlaf des Gefolterten langsam heilende Züge angenommen. John hob ihn vorsichtig an und legte ihn an eine trockenere Stelle in der Nähe des Feuers.

Als Ray-Ray im Morgengrauen aufwachte blubberte schon das Kaffeewasser in einem kleinen Kessel und er setzte sich nach Erledigung eines dringenden Bedürfnisses zu seinem Bruder.

„Wie weit wird es noch bis zu seiner niedergebrannten Hütte sein?“

„Guten Morgen!“ war Johns kurze Antwort.

„Na schön. Guten Morgen, mein verehrter Herr Duke von Sowieso. Hattest du eine angenehme Wache? Wunderbar, dann kannst du mir jetzt vielleicht sagen, wie weit wir noch reiten müssen.“

„Deinen Sarkasmus einfach überhörend - vielleicht einen halben Tagesritt.“

„Hoffentlich ist in den alten Schwarten und den Aufzeichnungen, die wir aus dem abgefackelten Haus herausgeholt haben etwas Brauchbares dabei.“

John schenkte seinem Bruder einen Becher nach und erwiderte: „Das hoffst du jetzt schon zum 88. Mal. Wir werden es schon sehen, hab halt einmal ein bisschen

Geduld. Und wenn wir dort nichts finden, dann suchen wir eben woanders weiter. Doch schau, er kommt zu sich.“

Der Alte wälzte sich in seinen Bandagen stöhnend auf die Seite, wachte aber nicht auf, sondern schlief friedlich schnarchend weiter.

Ray-Ray sah seinen Bruder an, verzog den Mundwinkel und dann prusteten beide los, dass der Schlafende beinahe wirklich aufgewacht wäre.

In einem kleinen Bach in der Nähe wuschen sie sich kurz. Ray-Ray schabte etwas in seinem Gesicht herum, um die Bartstoppel zu entfernen. Johns Vollbart brauchte eine solche Behandlung noch nicht, dann saß der ältere der beiden Brüder auf, ließ sich von Ray-Ray den eingewickelten Alten heraufreichen und sie ritten weiter zum niedergebrannten Haus des Rätselmeisters No-Kixellus.

Einmal nur während ihres mehrstündigen Rittes wachte der Gefolterte bei einer kurzen Rast auf. Er schlug zögerlich blinzeln die Augen auf, dann schien sich ein Erkennen in ihm breit zu machen, und er riss seinen Kopf hin und her, bis er John neben sich sitzen sah, um dessen Hals immer noch das Amulett baumelte.

„Dank sei der Göttin! Fie find endlich da!“ murmelte No-Kixellus nur und fiel dann wieder in seinen Genesungsschlummer.

Ray-Ray blinzelte warnend seinen Bruder an: „Sag jetzt einfach nichts, ich warn dich.“

Doch John winkte beruhigend ab. Er dachte gar nicht weiter über das Gemurmel des Alten nach, sondern hob sich alles auf, bis sie den Rätselmeister in Ruhe würden ausfragen können.

Gegen Mittag erreichten sie die kokelnden Reste dessen, was einst die Behausung des Rätselmeisters darstellte. Beim Anblick der schwelenden Trümmer erinnerte Ray-Ray sich zurück an die Begebenheiten von vor fast zwei Tagen.

Er und sein Bruder hatten mit viel Mühe von der ohnehin nicht zahlreichen Landbevölkerung erfahren, wo das Haus des Rätselmeisters zu finden sein sollte. Und nachdem sie sich zweimal total verritten hatten, sahen sie schon von weitem den Rauch und Qualm emporsteigen, wo nach den letzten Aussagen einiger Bauern No-Kixellus garantiert wohnen musste. Beim Näherpirschen hatten sie dann das ganze Ausmaß der Bescherung erkannt. Die Hütte des Rätselmeisters stand in lohenden Flammen, darum gruppiert etwa zwei Dutzend der Berittenen, die sie schon von dem ersten Überfall auf Tonnelier als Fußkämpfer in Erinnerung hatten. Und auf einem der Pferde, gebunden und geknebelt, ein alter weißhaariger Mann, der nur No-Kixellus selbst sein konnte.

Sie hatten gewartet, bis die wilde Meute weiter gezogen war, dann hatten sie sich getrennt und er war hinter der Horde hergeritten, während sein Bruder versucht hatte, die letzten Reste von No-Kixellus' Eigentum aus den brennenden Mauern zu retten.

Er hatte es geschafft, den Banditen ungesehen bis zu ihrem Schlupfwinkel zu folgen, einer kleinen düsteren Feste an einem Fluss, war dann zurückgekehrt, um seinen verrußten Bruder zu holen, und der Rest ist schon Geschichte.

Die beiden Brüder und ihr Begleiter machten halt und bereiteten in der Nähe der schwelenden Mauerreste ein Lager für die Mittagspause vor, das heißt, nur John und Ray-Ray bereiteten vor. No-Kixellus lag im Schatten eines Baumes und wartete auf sein endgültiges Erwachen aus dem Morphiumschlaf.

Endlich war es dann soweit. John beseitigte eben die letzten Reste ihres kargen (aber sicherlich gesunden) Mittagmahls und Ray-Ray suchte nach einem Strauch, den er bewässern konnte, da kam aus dem Schatten unter dem Baum ein schweres Stöhnen, gefolgt von einem markerschütternden Aufschrei: „Meine Bücher! Meine Rollen! Meine Unterlagen! Meine Ffriften - oh verfluchter T'Fulroc! Allef weg, allef weg!“

In seiner Wut und seiner Verzweiflung hatte No-Kixellus gar nicht darauf geachtet, dass man ohne Zähne im Unterkiefer nicht so unbeherrscht herumschreien sollte, und während er schmerzverzerrt mit der Zunge über die geschundenen Kieferstege schleckte, hörte er Ray-Rays Antwort.

„Nein nicht alles, ein bisschen was von dem Krempel haben wir noch retten können.“

„Wie? Oh, ach ja. Verffeiht!“ Jetzt fielen dem Rätselmeister seine beiden Retter wieder ein. Er richtete sich auf, soweit es seine verschmutzten Verbände zuließen und setzte sich an dem rauen Stamm zurecht.

„Meinen Dank und den Fegen der Göttin über Euch, edle Herren. Ohne Eure felbstlofe...“

„Geschenkt, geschenkt, alter Mann,“ rief Ray-Ray von seinem Busch herüber, wofür er einen tadelnden Blick seines Bruders erntete, was ihn wiederum wenig bis gar nicht beeindruckte, weil er ihn gar nicht bemerkte, in sein anderes Geschäft vertieft. Er zog den Reißverschluss seiner Hose zu und richtete den Blick auf den alten Mann am Stamm. „Geschenkt. Sag uns nur eines, bist du No-Kixellus, den sie den Rätselmeister nennen?“

„Oh, ja, mein Herr. Fo werde ich genannt. Und ihr, edle Retter, feid natürlich...“

„Richtig, ich bin der Khan von Uzistan, und dort drüben, mein Bruder, der Duke von Sheffield, oder so ähnlich.“

„Scofield!“ brummelte John und wartete auf die Reaktion von No-Kixellus.

Doch anstatt die Namen der beiden als solche hinzunehmen und zufrieden zu sein, schaute der Rätselmeister verwirrt von einem zum anderen: „Wie, seid Ihr denn nicht die, die ich erwartete? Aber, aber das Amulett!“

„Kommt darauf, wen Ihr erwartet habt, Meister!“ das war nun der ältere der beiden Brüder, der den Rätselmeister ansprach. „Wir Ihr als Meister der Rätsel sicherlich wisst, sind dies nicht unsere Echtnamen. Zuhause, jenseits des großen Meeres, werden wir natürlich anders genannt.“

„Eure Echtnamen! Alfo doch, oh, ich verftehe. Natürlich, wie tōricht von mir. Aber die gantfe Aufregung während der letften Ftunden und Tage, und überhaupt, schliefflich waf wäre die Welt ohne Rätfel - ftimmt, überflüffig. Aber da fie mal da ift, ift ef nur recht und billig, daff Rätfel ekftiftieren, und wenn nur, um einfach gelōft zu werden.“

Ray-Rays toc-toc-toc mit dem rechten Zeigefinger an seiner rechten Schläfe drückte überdeutlich aus, was er von diesen Worten hielt. Und selbst sein Bruder wusste nicht so recht, ob des alten Rätselmeisters Worte noch auf sein Trauma zurückzuführen waren, oder ob er einen vielleicht vorhandenen tieferen Sinn einfach nicht erkannt hatte.

„Aufferdem bin ich Euch zutiefft verbunden für den Verfuch der Rettung meiner Schriftftücke. Wenn Ihr nun fo freundlich wärt und mir zeigen würdet, waf ihr von dem retten konntet, waf einft mein unfätfbarer Befitf gewefen ift.“

„Logisch!“ Ray-Ray kramte die Bündel mit den angekorkelten Büchern und Rollen aus dem Versteck unter einem Busch und überreichte sie No-Kixellus, der sich damit ans fast heruntergebrannte Feuer setzte, etwas wackelig zwar noch, aber schon wieder ganz schön munter für einen, der noch vor kurzem in Ketten an der Wand einer Folterkammer hing.

Vornüber gebeugt sichtete der Rätselmeister die kärglichen Relikte. Einige der Binden um seinen Körper verrutschten und gaben rosa schimmernde Gewebefetzen frei.

Die beiden Brüder hatten sich zu ihm gesetzt und warteten gespannt, wie es nun weitergehen würde. Sie waren also irgendwie von dem alten kleinen Mann erwartet worden, unter Namen, die er ihnen noch nicht genannt hatte. Wieder ein Mysterium mehr in dieser an Geheimnisvollem ohnehin nicht kargen Geschichte. Ein Mysterium mehr, das Ray-Ray so gar nicht schmeckte und deshalb räusperte er sich nach etwa 30 Minuten, in denen der Alte mit Sichten und Sortieren beschäftigt war, ohne sich um seine beiden Retter zu kümmern: „Was ist jetzt? Erfahren wir jetzt bald, wo’s langgeht, oder müssen wir bis morgen früh hier sitzen wie die Ölgötzen?“

„Wie die waf, bitte?“ No-Kixellus sah verstört auf. „Ach fo, ja ja, Geduld, Geduld, meine Herren. Gute Rätfel brauchen ihre Tfeit.“

„Siehst du, und genau das haben wir eben nicht.“ Auf Ray-Rays Stirn vertiefte sich langsam eine bedenkliche Unmutsfalte.

„Die!“

„Was?“

„Es heißt die Zeit und nicht das Zeit.“

In Ray-Rays Augen drohten Blitze. „Hab ich schon mal darauf hingewiesen, dass es bisweilen besser ist, wenn du ab und zu nichts sagst - einfach nichts?“

John zuckte die Schultern und tat wie gewünscht, er sagte nichts mehr, saß einfach nur da und wartete ab.

„Ihr wart schon immer etwaforsch, werter Rav... Oh, verdammt, jetft hätte ich Euch beinahe bei Eurem Echtnamen genannt, ohne tfu wiffen, ob ef der Göttin recht ift.“

„Nur zu, was mir recht ist, hat der nur billig zu sein.“ Ray-Ray war jetzt ernsthaft wütend, nicht nur deswegen, weil er vermutete, dass No-Kixellus unmöglich seinen richtigen Namen kennen konnte, sondern auch weil sein großer Bruder John immer noch nur einfach dasaß und amüsiert lächelte.

Doch No-Kixellus hatte einen Entschluss gefasst und wandte sich an die beiden Helden.

„Schön, einverftanden. Da Ihr felbst am beften wiffen müfft, wie Ihr Eure Aufgabe angeht und zu löfen gedenkt...“

„Wird es jetzt höchste Eisenbahn...“

„Höchfte waf?“ No-Kixellus blätterte wie wild in einem halb angesengten Schmöcker. „Moment, Moment, edler Herr. Ich hab’f gleich. Man muff äuferft vorfichtig fein mit magischen Worten, die kann man nicht einfach fo um fich werfen. Da muff fofort daf Gegenwort gefucht werden.“

„Das war kein magisches Wort, Kreuzverdammt noch mal. Aber ich krieg bald meinen magischen Zorn, wenn das hier noch lange so weiter geht!!!“

Jetzt sah sich John doch genötigt, doch wieder etwas zu sagen und besänftigend einzugreifen.

„Mach mal halb lang, Ray-Ray. Je mehr du ihn drängst desto weniger vernünftiges Zeug kriegen wir wahrscheinlich zu hören.“

„Kann schon sein, mein Bruder. Aber es ist wie ich es gesagt habe. Wir sitzen hier rum, hören uns irgendwelchen esoterisch-spiritistischen Kram an. Dabei sollten wir längst unterwegs sein, Vlad und Remulus zu suchen. Oder am Ende sitzen die schon wieder daheim und wir eiern hier rum. Komm, wir hauen ab, und schauen wo dieses verdammte blaue Loch ist.“

„Nein, so wird das nichts. Wir müssen uns mit dem abfinden, was geschehen ist. Und wir sind nun einmal in eine Geschichte geraten, aus der wir nicht einfach davonlaufen können.“ Und zu No-Kixellus gewandt: „Ihr habt natürlich Recht, Meister, gute Rätsel wollen mit Übersicht gelöst werden...“

„Ja, ja, ich wuffte ef doch. Ihr feid die ruhigere Inkarnation von IHM. Andererfeitf tragt Ihr nicht die schwere Bürde def Wiffenf, die Ihn fo plagt.“

„Kicher, kicher“ nun konnte Ray-Ray beim besten Willen nicht mehr an sich halten. „Hast du das gehört, Bruder! Ich soll jetzt der sein, der unter der Bürde des größeren Wissens zu leiden hat. Komm, lass uns abhauen, wirklich. Der hilft uns doch auch nicht weiter. Wir müssen unseren Weg schon selber suchen. So wie wir es bis jetzt immer gemacht haben, mit besten Erfolg. Das ‚C-Team‘ braucht niemanden, der ihm sagt, was es tun soll.“

„Jetzt hör auf, Ray-Ray. Hab dich nicht so. Denk an Tonnelier. Von dem hast du Anfangs auch nichts gehalten und dann fandest du ihn ganz okay.“

Bei diesem Satz Johns hatte der Rätselmeister so hastig seine angebrannte Schwarte zugeschlagen, dass schwarz der Ruß herausbröselte und wandte sich an den älteren der beiden Brüder, den ruhigeren, wie er vorhin richtig gesagt hatte.

„Habe ich da eben auf Eurem Mund den Namen Tonnelier gehört? Doch nicht etwa *den* Tonnelier? Oder doch? Waf wifft Ihr von ihm? Wie geht ef ihm? Hat er etwaf über die Fteine gesagt? Hat er Neuigkeiten auf dem Norden? Kommt er noch? Oder...“

„Also für ´nen Rätselmeister, der alles in Ruhe und Bedacht angeht, sind das ganz schön viele Fragen auf einmal, oder nicht?“

„Allerdings, Meister No-Kixellus, da hat mein Bruder schon Recht. Und darum der Reihe nach. Es handelt sich wirklich genau um *den* Tonnelier, und er war es auch, der uns zu Euch geschickt hat. Von ihm haben wir Eure - äh nun, also Adresse ist wohl der falsche Begriff - sagen wir, Euren Namen und Eure Bestimmung. Ja, und was das andere betrifft, so tut es mir leid, Euch mitteilen zu müssen, dass der gute Tonnelier leider tot ist.“

John erzählte No-Kixellus von ihren Erlebnissen in der Savanne und bei der Fährstation. Während seiner Rückblende wandelte sich die Miene des Rätselmeisters von Überraschung und Staunen über größte Spannung bis zu tiefster Trauer, als er erfuhr, wie tragisch der Jahreszeitenhändler enden musste.

Dann war es für ein paar Augenblicke sehr sehr still an dem nun niedergebrannten Feuer, vor den rauchenden Resten der ehemaligen Rätsel-Hütte.

Obwohl sowohl der Duke von Scofield als auch der Khan von Uzistan mehrere Male versuchte, zu einer Rede anzusetzen, was es letztlich No-Kixellus, der das Schweigen brach, und John bat, ihm die Jahreszeitensteine zu zeigen und das Amulett, das dem toten Fährmann gehört zu haben schien.

Als er alles in Händen hielt, öffnete er die vier Beutel und schüttelte aus jedem einen Stein in seine hohle Hand. Zum ersten Mal sahen die beiden Brüder die viel

zitierten Brocken. Es waren vier asymmetrische, farblose und walnussgroße Steine aus einem trüben Material, die der Rätselmeister behutsam in seiner Hand hin und her rollen ließ. Auf den ersten Blick konnten Ray-Ray und John absolut nichts erkennen, das die Steine hätte magisch wirken lassen.

Auf des Rätselmeisters enthusiastischen Ruf: „Oh, bei der gütigen Göttin, daf find fie!“ hin, schauten die beiden noch intensiver auf die vier Gebilde in dessen Hand, sahen sich dann an, und zuckten mit den Schultern. Sie hatten schon tollere und aufsehenerregendere Steine gesehen.

Aber No-Kixellus ließ sich in seiner Begeisterung nicht bremsen.

„Die geheiligten Fteine. Und hier daf Amulett, genau, hier daf Amulett.“

„Der wiederholt sich aber oft,“ flüsterte Ray-Ray seinem Bruder zu.

„Scht, still, ich glaub, jetzt kommt’s!“

„Wem, dir oder ihm?“

„Sei jetzt du einfach ruhig!“

No-Kixellus richtete sich ungeachtet seiner noch verbundenen Füße in kniende Stellung auf, schlug eines der angesengten Bücher vor ihm auf, ließ die Steine vorsichtig auf die geöffneten Seiten rollen und hob den Talisman mit empor gestreckter Linker zum Mittagshimmel. Mit der rechten Hand zeichnete er langsam runenähnliche Zeichen auf der vergilbten Buchseite nach und begann mit tiefer, sonorer Stimme unverständliche Silben und Worte zu murmeln.

Es hörte sich an wie: „Dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l-’el ... dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l-’el ... dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l-’el ...“

Und immer wieder diesen Singsang: “dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l-’el ...“ immer lauter, immer drängender, bis seine Stimme wie ein dumpfer Druck in der Landschaft zu hängen schien.

Lauter und lauter, mächtiger und mächtiger rief er seine Beschwörung in die brütende Dumpfheit. „dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l-’el!“, um dann mit einem Mal zu verstummen, und mit ihm verstummte jeder Laut des Landes ringsum, jeder Laut der Erde, jeder Ton des Universums, mit ihm verstummten die Atemzüge der beiden Brüder, mit ihm verstummte der Herzschlag der Welt, mit ihm verstummte das Leben überhaupt.

„**T’Zulroc!!!**“ Wie ein Blitz zerriss No-Kixellus’ gellender Schrei die Spinnweben der Stille, der Düsternis und des Schlamms. Ohne Lispeln, denn jetzt ging es ums Ganze.

„T’Zulroc! Siehst Du, wer wiedergekommen ist? Siehst Du die zwei Schwerter des Lebens? Die Furcht wird ab jetzt nicht mehr von Dir weichen. Sieh es Dir an, T’Zulroc, sieh es Dir an, das Amulett des EWIGEN HELDEN! Sieh es Dir an und fürchte Dich. T’Zulroc, Großlord des Chaos, T’Zulroc, Herrscher über die Ebenen des Wahnsinns, T’Zulroc - Staub unter den Füßen der Göttin, T’Zulroc...“

Gleichzeitig mit dem letzten Anrufen des Chaos-Fürsten ging ein wütendes Beben durch die Luft. Das emporgereckte Amulett in der linken Hand des Rätselmeisters begann zu glühen wie ein Rubin, zu singen wie kreischende Sägen. Ein eisiger Ton, als ob Diamant Stahl durchtrennte.

Fassungslos starrten die beiden Brüder auf das Schauspiel jenseits des Normalen und Verständlichen, und nur der glückliche Umstand, dass sie beide über einen gesunden Menschenverstand, genügend Skepsis und ein außergewöhnlich strapazierbares Nervenkostüm verfügten, hielt sie davon ab, bei dem was nun folgte, nicht an ihren sieben Sinnen zu zweifeln.

Am sonnengleißenden Himmel erschien wie aus dem Nichts eine Wolke absoluter Schwärze. Eine Wolke deren zähe Konsistenz wie die alles verschluckende Drohung des Todes persönlich wirkte.

Und in dieser Wolke glommen zwei raubtiergelbe Augen mit jeweils drei Schlitzten, deren greifbare Bosheit sich jeder Beschreibung entzog. Aus diesen Augen schossen augenblicklich zwei grellgelbe Lichtbündel dröhnend hernieder auf das rubinrot glühende Amulett, dessen Singen mittlerweile in ein ohrenbetäubendes kreischendes Crescendo übergegangen war. Schmerzgepeinigt versuchten die beiden Brüder, sich die Ohren zuzuhalten, doch sie konnten keinen Muskel rühren, mussten das unfassbare Geschehen gelähmt und gebannt weiterverfolgen. Starren Blickes, nicht fähig, ein Augenlid zu rühren, blickten sie gebannt auf den Talisman, der die gleißenden Lichtbündel, deren Helligkeit drohte, die Netzhaut zu versengen, gierig in sich aufzog wie ein trockener Schwamm. Die Hand des Rätselmeisters verschwand in einer Aura aus gelben und roten Kaskaden. Gelb, das hasste und wütete - rot, das frohlockte und triumphierte. Laserstrahl auf Laserstrahl gleich jagte die Hasswolke ihr gelbes Gift und jauchzend versank es in der strahlenden Korona des Metallstückes, und - langsam, viel zu langsam, nahm die Wirkung der giftgelben Strahlen ab, verkümmerte zu dünnen Lichtfäden, heulte schmerz- und wuterfüllt auf, und verschwand.

Und mit dem Verlöschen der Blitze löste sich die Wolke auf, zerfiel vor den Augen der konsternierten Freunde in poröse Schwaden und zerfaserte, wie von einer lauen Brise verweht.

„Heiliger Bonifatius, was war das denn?“

Ray-Ray konnte sich endlich wieder bewegen und fuhr sich schwer über die Augen. Er spürte kalten Schweiß auf seinen Lidern.

Auch John war durchnässt bis auf die Haut.

„Wenn das eine Schau war, dann war es eine verdammte gute. Wenn das aber echt war, na dann gute Nacht schöne Gegend, dann haben wir es mit einem ganz üblen Problem zu tun.“

„Du sagst es Bruder, du sagst es. Mal sehen was unser Rätselmeister zu all dem zu erzählen hat.“

No-Kixellus schien der ganze Zauber im Gegensatz zu den beiden sonst so unerschrockenen ‚C-Teamlern‘ nicht das Geringste ausgemacht zu haben. Strahlend und in Siegerpose stand er nun vor ihnen und sein Gesicht glühte vor überirdischer Freude und Erregung.

„Also ist es wahr, oh bei der Göttin. Endlich und unwiderlegbar wahr! Edle Helden,“ damit wandet er sich direkt an die beiden Brüder, „edle Helden, Retter und Recken, nun ist es soweit. Die Stunde der Rache und der Erlösung naht! War ich auch nur eine Sekunde ungläubig, so verzeiht mir, edler Ravenclaw, und auch Ihr, edler Jared of Avarêêl. Ich weiß, nie hätte ich an Euch zweifeln dürfen, bin ich doch ein Niemand, ein Nichts, der es nicht ansatzweise hätte wagen dürfen, Eure Beweggründe enträtseln zu wollen.“

Skeptisch, doch mittlerweile auf restlos alles gefasst, saßen der Duke von Scofield und der Khan von Uzistan da und warteten. Sie waren bereit, auf alles einzugehen, was der Rätselmeister ihnen bieten würde. Und wenn No-Kixellus sie Ravenclaw und Jared of Avarêêl nannte, oder sie womöglich sogar dafür hielt, wer immer diese auch waren, auch recht, dann waren sie eben Ravenclaw und Jared of Avarêêl. Was soll's?

No-Kixellus hielt dem älteren der beiden wieder das nunmehr so unauffällig wie eh und je wirkende Amulett entgegen und deutete auf die zwei eingravierten Schwerter.

„Šcofaldur und Ulgus-T'ar, die Zwillingsschwerter, zwei und doch eins. Die Blutklinge und das Runenschwert, ihre Brüder, und doch es selbst. Geschmiedet aus demselben Lebensstahl zu besiegen das Chaos. Ja, und Ihr sollt sie, müsst sie bekommen, und müsst sie führen gegen diejenigen, deren Jammern groß sein wird, deren Wehklagen aber Genuss ist für unsereinen, der sein ganzes Leben ... Aber halt, ich beginne abzuschweifen. Nicht um mich geht es jetzt, Ihr seid es, die unser Schicksal in ihren Händen tragen.

Die Schwerter, ja, die Schwerter. Es wird nicht ganz einfach sein, für unsereinen natürlich. Für Euch, edle Lords, wird es kein Problem sein, sie zu bekommen. Ihr müsst sie nur dem Großmeister Acdarul abnehmen, dem sie von den siegreichen Mächten des Chaos nach der letzten Schlacht zur sicheren Aufbewahrung übergeben wurden. Tja, am besten wäre es natürlich, wenn Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den und Hetjuskapur bei Euch wären, denn dann - aber halt, ja, warum nicht? Natürlich, die Steine. Die Jahreszeiten-Steine, warum bin ich da nicht gleich darauf gekommen?“

Wenn er nur nicht immer alles so umständlich an den Mann bringen würde; Ray-Ray war mittlerweile fast ebenso gespannt und interessiert an dem verrückten Abenteuer wie sein, für so etwas ohnehin begeisterungsfähigerer Bruder, und wollte, dass es endlich weiterging.

Beide beugten sich ungeduldig vor, als No-Kixellus die vier Steine gleichmäßig zu einem Viereck auf dem aufgeschlagenen Wälzer anordnete und dann erneut unverständliche Formen brummelte. Immer angestrongter schauten die drei Männer auf die Jahreszeiten-Steine, doch nur No-Kixellus schien etwas darin erkennen zu können, denn plötzlich schlich sich ein erfreuter Zug auf sein Gesicht und er blickte gelöst wieder auf und meinte erleichtert.

„Wunderbar! Das klappt ja alles wunderbar. Oh, wie mich das auf meine alten Tage noch glücklich macht. So hört denn zu, werte Helden!“

Helden! Das klang gut in den Ohren der beiden Brüder, und hörten sie denn zu.

„Drei Tagesreisen von hier nach Süden, tief in den Schneespitz-Bergen, werdet Ihr Eure Gleichen treffen. Im Tal des Ennis werden sie auf Euch warten. Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den und Hetjuskapur; sie werden ihre Klingen bereits besitzen und so wird es leichter für Euch sein, Acdarul zu bezwingen und Šcofaldur und Ulgus-T'ar zu befreien. Nein, fragt mich nicht, warum. Ich habe es gesehen, es wird so sein.

Und wenn ihr Šcofaldur und Ulgus-T'ar von ihren Fesseln erlöst habt, so reist weiter nach Süden. Sucht das neue Königreich, zu dem bereits Tonnelier wollte, wie Ihr mir berichtetet. Dort werdet Ihr eine weitere Macht finden, deren Wesen Ihr erst ergründen müsst. Und erst dann werdet Ihr stark genug sein, den letzten Streich gehen T'Zulroc führen zu können.

Und nun, nehmt Euer Amulett und nehmt die Steine und stärkt Euch, bevor Ihr aufbrecht. Und dann eilt, denn keine Zeit ist mehr zu verlieren. Denn auch T'Zulroc weiß von Euch und Eurer Kraft, und er wird nicht müßig sein und versuchen Euch aufzuhalten und zu vernichten um zu verhindern, was Eure Aufgabe und Bestimmung ist.“

Mit diesen Worten reichte er Genanntes den beiden Brüdern. Das Amulett John, der erst der Duke von Scofield war und auf Jared of Avarêel zu hören hatte. Die Steine Ray-Ray, kurzzeitig der Khan von Uzistan, und jetzt Ravenclaw geheiß.

Die beiden ‚C-Team‘-Helden nahmen ihm die Gegenstände ab und verstaute sie wie in Trance: die Steine im Kampfgürtel, das Amulett am Hals und zwar mit der Seite der beiden eingarbierten Schwerter zur Haut. So ganz war ihnen zwar das alles noch immer nicht geheuer, aber, wie gesagt, sie waren als echte Helden jetzt bereit zu allem und jedem, auch zu den eigenartigen Voraussagen des Rätselmeisters.

Sie aßen und tranken noch etwas, bestiegen ihre Pferde, verabschiedeten sich von dem glücklichen No-Kixellus, der vorhatte, direkt zu der Residenz des Landbewahrers weiterzureisen, und brachen auf nach Süden, zu den Schneespitz-Bergen und zum Tal des Ennis, um dort einen gewissen Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den und einen gewissen Hetjuskapur zu treffen.

Der vierte Held

Die Arterien erhielten ihren Namen, (wortwörtliche Übersetzung: „Windrohr“) weil der griechische Arzt Praxagoras glaubte, sie transportierten Luft. (In Leichen sind sie gewöhnlich leer).

Vladimir war begeisterter Segelflieger in einer Welt, die momentan irgendwo hinter dem Horizont der Vernunft verloren gegangen war. Umso mehr genoss er den flotten Ritt auf seinem Drachen. Er war schneller vorangekommen, als er erwartet hatte und am frühen Abend sah er unter sich einen Fluss, der von West nach Ost fruchtbares Land durchheilte. Er dirigierte Eddie zur Landung am südlichen Ufer des Stromes, bei der Mündung eines weiteren Flusses, der von Süden her den größeren speiste.

Einige Hütten waren ihm am Zusammenfluss aufgefallen und er hatte sich überlegt, dass es nicht schlecht wäre, wenn er hier nach einer Übernachtungsmöglichkeit Ausschau hielt. Er landete am Rand der Ansiedlung in einer riesigen Staubwolke, aufgewirbelt durch die wild schlagenden Flügel seines Drachens und der als Bremsen in den Boden gerammten Echsenbeine. Als der Staub sich legte kam hinter dem äußersten der einfachen Holzhäuser aufgeregt eine Kinderschar gelaufen und blieb beim imposanten Anblick des Drachens, der langsam seine weiten Schwingen zusammenfaltete, stehen und tuschelte miteinander.

Vladimir stieg vom Sattel seines Flugtieres und kletterte an dessen Seite hinunter. Er überlegte, ob er die Kinder nach ihren Eltern fragen, oder einfach in die Ortschaft gehen sollte und selbst nach einem Erwachsenen zu sehen. Eines der größeren Mädchen aus der Gruppe nahm ihm die Entscheidung ab, denn es löste sich langsam von den anderen und schritt zögernd auf ihn zu. Der neben Vlad kauern Drache schien es unsicher zu machen. Es zögerte immer mehr, blieb dann stehen, fasste sich wieder ein Herz und machte mutig die letzten Schritte bis zu ihm.

„Entschuldigung, Herr! Ich habe noch nie einen Drachen so nah gesehen. Kann man ihn streicheln?“

Alle Achtung, die Kleine hatte Courage.

„Aber klar, meine Kleine. Eddie tut dir nichts, er mag Kinder“ hoffte Vlad.

„Das weiß ich, das steht in den alten Liedern.“

Das Mädchen trat näher und legte ehrfurchtsvoll ihre Finger an Eddies Schuppen. Vladimir ließ sie gewähren und auch die anderen Kinder waren jetzt näher getreten und die mutigeren von ihnen berührten zaghaft die Haut des Flugdrachen.

„Sag mal, Kleine...“

„Ich heiße Tatûû, Herr. Ich bin die beste Sängerin in ganz Quassap,“ korrigierte sie ihn stolz. „Keine kann so hoch singen wie ich, und niemand sich so schöne Lieder ausdenken.“

„Schön Tatûû, dies hier ist also Quassap? Weißt du, ich komme von weit her und...“

„Doch nicht aus dem bösen Norden, wo dieser große böse Hexer wohnt?“

Tatûû zog erschrocken ihre streichelnde Hand zurück und auch die anderen Kinder hörten verunsichert mit ihren Liebkosungen auf, was Eddie gar nicht gefiel.

„Nein, nein, keine Angst Kinder. Ich komme nicht aus dem Norden. Meine Heimat ist viel weiter weg, ihr braucht euch vor mir nicht zu fürchten. Aber sag mir bitte, Tatûu, wo sind denn eure Eltern. Ich muss dringend mit ihnen sprechen.“

„Unsere Eltern?“ Tränen erschienen in den Augen Tatûus und einiger anderer Kinder. Sie fing wieder an Eddie zu streicheln, dem das unendlich gut tat, schließlich war auch er noch ein Kind.

„Unsere Eltern, oh Herr. Ich fürchte sie sind im Norden, bei diesem bösen Hexer. Nein, nein, Herr, nicht freiwillig, ganz gewiss nicht freiwillig. Er hat sie alle einfangen lassen, meinen Vater, meine Mutter, alle Erwachsenen unseres Fischerdorfes. Furchtbare Männer sind gekommen, in furchtbaren Rüstungen. Und sie haben so furchtbare Sachen gemacht. Unsere Großeltern und unsere kleinen Geschwister haben sie erschlagen und in den Fluss geworfen, unsere Väter, die sich gewehrt haben, ausgepeitscht und unsere Mütter...“

Die Stimme des Mädchens versagte und einige der Kinder fingen an zu weinen.

„Und ihr, warum haben sie euch nicht mitgenommen?“

„Weil, weil, sie konnten uns ja gar nicht sehen, wir waren nicht im Dorf als sie kamen. Wie waren im Wald und haben neue Lieder geübt für unser Fischerfest in einigen Tagen. Und da haben wir alles gesehen und sind lieber im Wald geblieben.“

„Das habt ihr richtig gemacht, kleine Tatûu, das habt ihr ganz richtig gemacht.“

Er umfasste behutsam die Schulter des Mädchens, das sich bekümmert an Eddie gelehnt hatte, der ebenfalls den Schmerz der Kinder zu spüren schien, denn er blickte ganz unglücklich zu Vladimir. Der ‚C-Team‘-Held kniete sich nieder und nahm das Mädchen in seine starken Arme.

„Ihr braucht keine Angst mehr zu haben. Ich bin jetzt bei euch und passe auf euch auf. Und um eure Eltern werde ich mich auch kümmern.“ Versprich nicht zuviel, sagte ihm zwar sein Unterbewusstsein, aber angesichts der kleinen Schar verzweifelter Halbwüchsiger, die jüngsten waren höchsten fünf Jahre alte, konnte er nicht anders.

„Und jetzt kommt alle her und du, Tatûu, erzählst mir bitte alles in Ruhe.“

„Ja, Herr,“ schluchzend setzte sich das Mädchen zu ihm in den Sand, die anderen Kinder scharten sich um sie und um den Drachen. Und mit zittriger aber von Wort zu Wort festerer Stimme, berichtete sie Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, was sie wusste.

Und so erfuhr unser Held mehr über Ćszudrac, den grausamen Hexenmeister im Norden und seinen unmenschlichen Zaubereien, und er hörte vieles von dem, was John und Ray-Ray aus dem Mund des toten Tonnelier mitgeteilt worden war. Und während er im Kreis der Kinder im Sand saß, wuchsen sein Zorn und seine Empörung und er begann zu verstehen, warum es Lucius Schuh so wichtig mit seinem Auftrag gewesen war. Und er beschloss noch einmal, alles in seiner Macht stehende zu tun, um dieses Übel auszumerzen.

Nachdem Tatûu ihren Bericht beendet hatte, führte ihn die Kinderschar zu einer der Fischerhütten, die Tatûus Eltern gehörte. Es überraschte Vladimir, dass die Menschenräuber sich nicht die Mühe gemacht hatten, die Hütten niederzubrennen. Vielleicht hofften sie, die fehlenden Kinder, denn dass sie fehlten, mussten sie bemerkt haben, so anzulocken und auch noch zu fangen.

Neben der Hütte befand sich ein kleiner Verschlag, und Vlad bat Eddie, es sich gemütlich zu machen, aber gleichzeitig ein wachsames Drachenauge auf die

Umgebung zu haben. Er meinte, Eddie bejahend nicken zu sehen, und folgte dann den Kindern in die Hütte.

In der einfachen, aber ordentlichen Fischerhütte bat er Tatû, für den Drachen etwas zu fressen zu besorgen, und das Fischermädchen schickte ein paar Jungen hinaus, um sich darum zu kümmern. Dann setzte er sich auf einen der roh gezimmerten Stühle. Auf dem Tisch standen noch Essensreste und er merkte, dass auch er Hunger hatte. Tatû räumte schnell den Tisch ab und ein paar der anderen Kinder brachten frisches Brot und geräucherten Fisch aus der Nebenkammer.

„Danke, Tatû. Und ihr, habt ihr schon gegessen?“ Die Kinder nickten eifrig. Für viele war der Schmerz über den Verlust ihrer Eltern der viel aufregenderen Tatsache gewichen, hier ein ganz tolles Abenteuer erleben zu können. Der hünenhafte Fremde mit dem freundlichen Drachen sorgte für willkommene Ablenkung.

Während er sich genüsslich über den hervorragend geräucherten Fisch hermachte kamen ihm wieder Erinnerungen an eine andere, momentan nicht zu greifende Zeit und Welt, wo man für so einen delikatsten Fisch stundenlang am Steckerlfischstand anstehen musste. Wo sie wohl alle jetzt waren, seine Freunde und Verwandten, seine Junges vom ‚C-Team‘? Ob es sie auch irgendwohin verschlagen hatte, nach der Fahrt durch das blaue Tor? Er hatte sich auch schon einzureden versucht, dass dies alles nur ein irrwitziger Traum sei. Wirr genug erschien ihm ja das Ganze, aber doch wieder sehr realistisch und mitunter äußerst logisch, viel zu logisch für einen Traum. Zwar, Drachen, Schwertersagen, Kreature - irgendwo schon doch mehr Traum-Phantasien denn glaubbare Realität, andererseits: er fühlte, spürte, hatte Hunger, musste Wasser lassen, alles Sachen, die in einem echten Traum, und wenn er noch so wirklichkeitsnah war, in dieser Präzision und Präsenz nichts zu suchen hatten.

Und dann dieser Traum im Traum, Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den sein zu sollen - oh seliges Durcheinander, da soll ein vernünftiger, in analytischen Bahnen zu denken gewohnter Mensch nicht restlos den Verstand verlieren. Und obschon er wusste, dass einige Menschen jetzt gesagt haben würden, da sei ohnehin nicht viel zu verlieren, würde er jetzt doch einiges dafür hergeben, selbige an seiner Seite zu haben, anstatt eines Flugdrachen und einer Schar elternloser Kinder.

In grüblerische Gedanken versunken saß Vlad am Tisch und nahm gar nicht wahr, dass ihn eben diese Kinderschar erwartungsvoll anblickte. Und er wäre vermutlich noch eine ganze Weile seinen nostalgischen Gedanken nachgehangen, wenn nicht plötzlich sein Drache mit ungestümer Wucht die Tür der Hütte aufgetreten hätte.

Der schmetternde Knall, als das einfache Holzschloss zersplitterte und die schwere Tür aus dem Rahmen donnerte, riss ihn und die Kinder herum. Sie starrten auf den unter der Türfüllung knienden Flugdrachen, aus dessen geblähten Nüstern bläulicher Rauch kräuselte. Einige der kleineren Kinder fingen auch wieder an zu weinen.

„Eddie, um Himmels willen, was soll das? Hat dir das Fressen nicht geschmeckt? Was habt ihr ihm denn gegeben, Kinder?“

Doch Eddie schüttelte energisch seinen Schuppenkopf, dass die Wand der Hütte zu zittern anfing.

„Wie, das Fressen ist es nicht? Was gibt es dann?“

Eddie zwängte seinen Schädel wieder hinaus und schaute auffordernd über seine Schulter.

„Ach so, du meinst, ich soll nach draußen kommen. Okay! Kinder, ihr bleibt solange hier drin und verhaltet euch still, bis ich weiß, was draußen los ist.“

Tatû nickte stellvertretend für die anderen. Dann griff Vladimir zu seinen kümmerlichen Speeren und ging zu Eddie, der bereitwillig die Tür freigab und draußen auf seinen Herrn wartete.

Vor der Hütte war auf den ersten Blick nichts außergewöhnliches zu sehen, nur die Abendsonne, die den festgestampften Dorfplatz in rötliches Licht tauchte und den Fluss blutrot schimmern ließ. Vladimir sah fragend zu seinem Drachen. Eddie deutete ihm an, mitzukommen, und sie umrundeten gemeinsam ein paar Häuserecken, dann erblickte auch Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, was den Flugdrachen zu seiner Warnung veranlasst hatte.

Etwa zwei Kilometer entfernt näherte sich eine größere Reitergruppe dem halbverlassenen Quassap. In der niedrig stehenden Sonne funkelten zahlreiche Waffen und Rüstungen.

„Wer mag das sein?“

Aber diese Frage konnte Eddie natürlich nicht so ohne weiteres beantworten, selbst wenn er es gewusst hätte.

„Sind das jetzt vielleicht jene Leute, von denen die Kinder mir erzählt haben? Kommen sie jetzt zurück, um sie auch zu holen? Hoffentlich nicht, denn bei all meinem strategischen Know-How, das wären ein bisschen viele für uns zwei und unseren Haufen nutzloser Kinder, die nicht viel mehr können, als im Wald herumstreunen und Lieder zu singen. Tja, mein Kleiner, was nun? Es gibt, so wie ich es sehe, drei Möglichkeiten. Erstens: ich kann die ganze Sache hier auf sich beruhen lassen und mit dir abhauen, wie ich gekommen bin, vielleicht die sicherste, aber für einen Helden natürlich die blamabelste Lösung. Also abgelehnt. Ja, keine Sorge, du brauchst mich nicht so vorwurfsvoll anzublicken. Ich hau schon nicht ab und lass die Kinder im Stich! Gut, dann zweitens: Wir stellen uns den Angreifern und versuchen mit List und Tücke den Kindern unser Versprechen zu beweisen, dass sie mit uns nichts zu befürchten hätten. Ich weiß, der Witz ist gut, aber nicht für uns zwei. Bleibt also bloß noch drittens: Wir packen die Bälger in die paar Boote am Fluss und schauen, dass wir das Weite gewinnen können, bevor die Rotte uns entdeckt hat. Ja, das findest du auch am besten? Gut, dann nichts wie an die Arbeit. Du bleibst hier und hältst weiterhin ein oder zwei wachsame Augen auf die Typen da draußen, und ich versuch, die Kinder schnellsten in die Boote zu bringen.“

„Und was hältst du von einer vierten Möglichkeit? Nämlich der, erst mal zu erkunden, um wen es sich da draußen handelt?“

„Nicht sehr viel, Eddie, denn bis ich weiß, wer es ist, kann es schon - kann es schon - kann...“

Erst jetzt ging es Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den auf, dass ihm da unmöglich sein Drache geantwortet haben konnte, also musste jemand anders hinter ihm stehen.

Das Erkennen dieser Sachlage und ein wirbelndes Herumsausen waren eine Handlung. Einen Sekundenbruchteil später zielte seine krumme Speerspitze auf die Brust eines Mannes, der dies in teilnahmsloser Pose hinnahm und nicht die geringste Anstalt machte, sich zu verteidigen oder den Speer abzuwehren.

Zuerst erkannte Vlad nur eine dunkle Gestalt gegen die niedrig stehende Sonne, dann lockerte er langsam seine angespannten Muskeln und bemühte sich, das im Schatten liegende Gesicht seines Gegenübers besser erkennen zu können.

Dieser tat ihm den Gefallen und trat einen Schritt zur Seite, so dass seine Gesichtszüge nunmehr deutlicher zu erkennen waren, und dann dauerte es immer noch einen ungläubigen Atemzug lang bis Vladimir seinen Speer fallen ließ und auf den Mann schräg neben ihm zusprang.

„Dem Himmel sei dank, Remulus, Bruder, du hier! Oh Mann, wie hast du mich erschreckt?“

„Das weiß ich auch nicht, wie ich die erschreckt habe. Ich kann nur feststellen, dass dein Gehör auch schon mal besser war.“

„Mein Gehör, wieso mein Gehör?“

„Weil du meine Stimme sonst gleich erkannt hättest und mir nicht mit dem spitzen Ding da vor dem Gesicht rumfummeln hättest müssen.“

Doch seine strahlenden Gesichtszüge strafte seine mürrischen Worte Lügen. Die beiden Brüder standen voreinander und als Remulus weiter sprechen wollte, kam ihm Vlad zuvor: „Aber jetzt was ganz anderes, mein Bruder. Weißt du etwa, was das da draußen für ein Haufen Leute ist, ehe sie zu nahe sind, um etwas gegen sie zu unternehmen?“

„Klar weiß ich das, Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den.“

„Was, wie? Woher hast du diesen Namen?“

„Also was willst du jetzt zuerst wissen? Wer die Leute dort drüben sind, oder woher ich deinen neuen Namen weiß?“

„Mensch, reg mich jetzt nicht auf. Sag, was ich wissen muss, und zwar schnell.“

„Gut, gut, bevor du noch durchdrehst.“ Remulus überlegte einen Augenblick, dann fuhr er grinsend fort. „Also wissen, so direkt wissen musst du eigentlich gar nichts. Genauso genommen reicht es, wenn ich über alles informiert bin und du dich einfach auf mich verlässt. Schließlich bin ich der ältere von uns beiden.“

Aber nur ein paar Minuten, fuhr es Vlad durch den Kopf, dann überlegte er, wie er Remulus darauf passend antworten sollte als sein Blick auf den immer noch geduldig im Schatten wartenden Eddie fiel.

„Tja, klar, ich kann die natürlich nicht zwingen, mir das zu sagen, was ich meine, wissen zu müssen. Andererseits - was meinst du Eddie, ob du mal versuchen solltest ihn zu überzeugen?“

Der Drache streckte seine mächtigen Glieder und kam erwartungsvoll nähergetrottet. Vladimir-Eisenfaust blickte genüsslich zu seinem wenige Minuten älteren Bruder, dann meinte er: „Also Eddie. Dieser Halunke von einem Bruder verschweigt mir lebenswichtige Nachrichten, die uns direkt betreffen, dich und mich. Bitte ihn doch mal ganz höflich, etwas informativer zu werden. Und nur keine Hemmungen, der hält ganz ordentlich was aus!“

Die Vorfreude auf Remulus' Panik ließ Vladimir-Eisenfaust übersehen, dass dieser gar keine Anstalten machte, überrascht oder gar erschreckt zu sein. Im Gegenteil, er ging sogar noch einen Schritt auf den grimmig sich nähernden Flugdrachen zu und meinte dann ganz ohne Aufregung an Eddie gewandt: „Nenne mir doch bitte mal die drei Grundregeln eines Drachens. Klar, du kannst sie nicht sagen, aber du kennst sie. Stimmt's?“

Abrupt blieb Eddie stehen und blinzelte sein Gegenüber an. Noch einmal forderte ihn Remulus auf: „Die drei Regeln, vor allem Regel eins! Na? Alles klar?“

Was dann geschah hätte sich Vlad nicht in seinen kühnsten Träumen vorzustellen vermocht. Sein Flugdrache, dieses mächtige, wenn auch noch junge Ungeheuer, duckte sich vor seinem Bruder in den Sand, und wenn er ein Hund gewesen wäre, so hätte er sicherlich ängstlich gewinselt. So aber blickte er nur verschüchtert abwechseln zu seinem Herrn und zu Remulus, und nur sein unsicher zuckender Schwanz erinnerte an hündische Demutsgesten.

„Okay, du kennst sie also. Ich wusste, du bist ein guter Drache!“

Remulus wandte sich wieder seinem wenige Minuten jüngeren Bruder zu und fragte: „Sag, bist du wirklich so naiv, oder hat dir tatsächlich niemand etwas über die drei obersten Gebote eines Drachen mitgeteilt?“

Immer noch erschüttert über das unterwürfige Verhalten seinen ‚gefährlichen‘ Eddie, konnte Vladimir nur stumm den Kopf schütteln.

„Schön, dann soll dies das erste sein, was du heute von mir lernen kannst. Also hör zu, die drei Grundregeln der Drachenlehre lauten: Erstens: Ein Drache darf kein menschliches Wesen verletzen oder durch Untätigkeit gestatten, dass einem menschlichen Wesen Schaden zugefügt wird. Klar? Gut. Dann zweitens: Ein Drache muss den ihm von einem Menschen gegebenen Befehl gehorchen, es sei denn, ein solcher Befehl würde mit Regel eins kollidieren. Auch verstanden? Sehr schön, dann zu Regel Drei: Ein Drache muss seine Existenz beschützen, solange dieser Schutz nicht mit Regel Eins oder Zwei kollidiert.“

„So ein Krampf, das sind keine Drachenregeln, das sind die Asimovschen Roboterregeln.“

„Na und, auf Drachen gelten sie jedenfalls genauso. Und sie werden ihnen so lange eingedrillt, bis sie in Fleisch und Drachenblut übergegangen sind. Ist dir jetzt klar, warum ich vor deinem niedlichen Tierchen keine Angst zu haben brauchte?“

„Okay, aber warum hat mir Lucius Schuh nichts davon erzählt?“

„Das weiß ich zwar nicht, aber ich kann’s mir denken.“

„Und ich dachte, das wäre ein Kampfdrache. Oder gibt es die dann gar nicht?“

„Natürlich gibt es auch Kampfdrachen.“

„Und wie unterscheiden sich die dann?“

Remulus sah seinen wenige Minuten jüngeren Bruder mitleidig an. „Wie die sich unterscheiden? Na hör mal. Du weißt doch wie sich zum Beispiel ein Panzer von einer Planierdraupe unterscheidet, obwohl beides Kettenfahrzeuge sind. Na also, siehst du. Genau wie ein Panzer bewaffnet und gepanzert ist, so ist auch ein Kampfdrache nichts weiter als ein bewaffneter und gepanzertes normaler Flugdrache. Auch dein Eddie wird richtig ausgerüstet zu einem gefährlichen Kampfbegleiter.“

„Und wie passt dann das bitte zu der ersten dieser Regeln, nie einen Menschen verletzen zu dürfen?“

„Indem die Regeln so ausgelegt werden, dass ohne seine Kampfhandlungen dir, also einem Menschen, von anderen Menschen oder was auch immer, Schaden zugefügt werden könnte. Also muss er, um diesen Schaden von dir abzuwenden, etwas dagegen unternehmen, eben kämpfen.“

„Okay, okay, darüber können wir später noch ausführlicher reden, Remulus, jetzt sag mir lieber, wer die vielen Leute sind, die gleich bei uns sein werden.“

„Ja, sofort, nur noch eine Bitte. Wenn wir bei den anderen sind, dann nenn mich bitte nicht mehr Remulus sondern Hetjuskapur, wie auch ich dich dann nur noch mit Eisenfaust anreden werde. Und jetzt zu den Leuten. Es sind Soldaten des

Landbewahrers. 200 Mann, die er mir zu meinem Schutz mitgegeben hat, als wir aus Municipalis aufbrachen. Ihr Hauptmann Hammer ist einer der wenigen, der schon in den östlichen Randgebieten der Schneespitzberge gewesen ist, und somit einen leidlichen Führer abgeben kann.“

„Was willst du denn dort?“

„Warte, das kommt noch. Frag doch nicht immer dazwischen! Ich muss jetzt sowieso schnell meinen Leuten entgegengehen und ihnen Bescheid sagen, dass du es bist, der mit einem Drachen angekommen ist. Wir konnte ja nicht wissen, ob es nicht einer von Ćszudracs Spähern war, den wir landen sahen. Also bis gleich, Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, du kannst unterdessen die Kinder beruhigen, von denen du vorhin gesprochen hast.“

Remulus-Hetjuskapur ließ seinen wenige Minuten jüngeren Bruder in der Dämmerung stehen und schritt den Landbewahrer-Soldaten entgegen, die soeben die ersten Hütten Quassaps erreicht hatten.

Vladimir Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den stand immer noch da, schaute seinen Drachen an, der sich langsam wieder entspannte und durchdachte die ganze merkwürdige Angelegenheit noch einmal.

Sein Bruder war also auch in dieser unwirklichen Gegend gestrandet, und er schien so allerhand darüber zu wissen. Woher? Darüber konnte Eisenfaust vorerst nur spekulieren. Vermutlich hingen seine Kenntnisse mit diesem Landbewahrer zusammen. Verdammte, der kleine Lucius Schuh hätte ihm ja auch wirklich etwas mehr mitteilen können, als die paar Fetzen.

Und noch etwas ging ihm durch den Kopf. Wenn Remulus, sein Bruder, auch hier war, konnte das dann nicht bedeuten, dass auch die anderen vielleicht - das wäre unfassbar, und doch, irgendwo in seinem Hirn krallte sich der Gedanke fest, dass das ‚C-Team‘ bald wieder zusammen sein könnte, und dieser Gedanke hatte etwas. Nun ja, vielleicht wusste Remulus auch darüber besser Bescheid als er.

Doch jetzt wollte er, wie gebeten, erst einmal nach den Kindern sehen. Der Prinz von Tharaxus Rumo-Den öffnete die Tür und rief die ängstlich-neugierig wartenden Kinder heraus. Tatûû war wieder die erste, die neben ihm auf dem Vorplatz stand und gemeinsam mit dem Drachenlenker zum Ortsrand blickte, wo Hetjuskapur seine Reiter erreicht hatte.

Sie sahen den Bruder Eisenfausts mit einem graubärtigen Haudegen sprechen, darauf stiegen die Soldaten ab und begannen, ihr Feldlager aufzuschlagen. Vladimir wollte seinem Bruder zurufen, dass dessen Leute sich genauso gut in den nun größtenteils leer stehenden Fischerhütten einquartieren konnten, als ihm klar wurde, dass ein schnelles und übersichtliches Heerlager wesentlich zweckmäßiger war, als wenn jeder Recke in einer anderen Hütte verstreut kampieren würde.

Während die kleine Heerschar noch damit beschäftigt war, Zelte und andere provisorische Unterkünfte zu errichten, kam Prinz Hetjuskapur in Begleitung des großen Hauptmanns wieder zurück zu den Wartenden. Hier kurz etwas zu Hetjuskapur. Im Gegensatz zu seinem Bruder trug er fast schulterlanges gelocktes Haar, bequeme weite Leinenhosen, ausgelatschte Treter, ein weites Hemd und seinen unvermeidlichen Parka. Ganz anders der neben ihm schreitende Soldat. Von den ledernen Stiefeln über die lederne wadenlange Hose, das lederne Wams bis zum lederbesetzten Helm strahlte er soldatische Härte und Unbeugsamkeit aus. An einem breiten Ledergürtel hing sein schwerer Kriegshammer.

„Darf ich euch bekanntmachen! Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, dies ist mein treuer Hauptmann Hammer.“

Der kräftige Recke streckte Vladimir-Eisenfaust seine klobige, nicht in Lederhandschuhen steckende, Rechte entgegen und schüttelte dessen dargebotene Hand gründlich durch.

„Und hier,“ dabei deutete Remulus-Hetjuskapur schmunzelnd auf seinen Bruder, „steht der edle Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, einer der DREI, die wir suchen müssen, und die uns helfen werden bei unserer Aufgabe.“

Ein freudiges Aufblitzen in den klugen Augen des Soldaten, dann bekräftigte dieser: „Mein Arm gehört Euch, edler Prinz!“

Von einem unauffälligen Rempler Remulus' veranlasst blickte Vladimir zuerst mit ärgerlicher Grimasse in dessen Richtung, bis ihm klar wurde, was dieser bezweckt hatte. Er wandte sich wieder an Hammer: „Ich danke Euch für Euer Vertrauen, Hauptmann. Doch nun geht bitte wieder zu Euren Leuten und sagt ihnen, sie können sich, soweit vorhanden, ihre Vorräte in diesem Ort auffüllen.“

Mit einer Dankesbezeugung wandte sich der lederne Hammer ab und schritt zurück zu seinen Leuten, um ihnen dieses Angebot zu unterbreiten.

„So, und wie geht's nun weiter?“ Die Schatten waren länger und die hereinbrechende Nacht greifbarer geworden. Vladimirs Frage an seinen um wenige Minuten älteren Bruder legte klar, dass er vorerst ihm die Initiative überlassen wollte. Und Prinz Remulus-Hetjuskapur nahm die dargebotene Leitung des weiteren Unternehmens auch sofort und kommentarlos an und erwiderte: „Da wäre zunächst die Frage, was wir mit den Kindern machen. Haben die einen Anführer oder so was?“

„Keinen Anführer sondern eine Anführerin und sie heißt Tatûû.“ Und zu der Kinderschar sich wendend. „Tatûû, kommst du bitte.“

Der kleine Rotschopf kam dieser Bitte freudig nach und stand sogleich fragend zwischen den beiden Zwillingen.

Hetjuskapur fragte sie: „Gibt es hier in der Nähe andere Ortschaften, wo ihr Verwandte oder Bekannte habt, bei denen ihre vorerst unterkommen könnt?“

„Ja, die gibt es. Aber warum können wir nicht hierbleiben?“

„Weil ihr hier nicht sicher genug seid.“

Tatûû sah fragend zu Vladimir auf. „Aber, Herr, ich habe Euch doch erzählt, was hier mit unseren Eltern und all den anderen passiert ist.“

„Eben darum. Das ist ja der Grund, warum wir euch fortbringen wollen.“

„Verstehe ich nicht,“ feuerrot leuchtete Tatûûs Wuschelkopf, als sie ihn verständnislos schüttelte. „Das verstehe ich nicht. Hierher kommen diese bösen Männer doch nicht mehr. Hier haben sie doch schon alle Leute getötet oder verschleppt, wenn wir aber in eines der nächsten Dörfer gehen, wer sagt uns, dass dieses nicht in den Tagen von ihnen überfallen und ausgeplündert wird.“

Das Mädchen konnte gut argumentieren, fand Remulus. „Da ist einiges Wahre dran, Kleine.“

„Tatûû! Ich heiße Tatûû!“ Trotz der einbrechenden Dunkelheit war der Zorn in ihren Augen zu sehen.

„Oh, ja, klar. Also gut, einverstanden, wenn ihr meint hier sicherer zu sein, so bleibt meinetwegen hier. Nur sammelt euch dann bitte in den größeren Hütten und passt auf, wer in den nächsten Tagen hier so alles auftaucht. Solltet ihr einen oder zwei Männer sehen, die so ähnlich gekleidet sind wie wir, äh, ich meine mehr wie

ich, dann fragt sie, ob ihnen der Name ‚C-Team‘ etwas sagt. Wenn sie bejahen, dann teilt ihnen mit, dass wir zwei, Prinz Hetjuskapur und Prinz Eisenfaust, sie in den Netrapkas erwarten; sie wissen dann Bescheid. Hast du dir das alles, vor allem die Namen, gemerkt?“

„Na klar, Herr. Ich werde sie in ein Lied einbauen, dann vergisst sie keiner von uns mehr. Wenn sie den Namen Tsetim kennen, soll ich ihnen sagen, dass die beiden Prinzen Hetjuskapur und Eisenfaust sie in den Bergen der Netrapkas erwarten. Aber sagt, Herr, wollt ihr wirklich zu den Netrapkas?“

Vladimir zuckte unwissend die Schultern und war auf die Antwort seines wenige Minuten älteren Bruders genauso gespannt.

Dieser nickte lächelnd und meinte: „Aber ja, meine kleine Tatû. Und keine Sorge, ich weiß was du meinst. Du denkst an die vielen Geschichten von den bösen Ungeheuern, die dort hausen sollen. Wir kennen sie natürlich auch, aber wir haben auch gute und wirksame Waffen gegen sie. Du brauchst dir um uns keine Sorgen zu machen.“

„Angst habe ich auch nicht so sehr um Euch, Herren. Mir kann es ja egal sein, wohin ihr reist. Ich finde es nur schade um den schönen jungen Drachen. Er ist doch noch gar nicht alt genug, um es mit diesen blutsaugenden Ungeheuern aufzunehmen. Aber wir Ihr meint.“

Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging zu ihren Freunden und Freundinnen, um mit ihnen ein neues Lied einzustudieren, deren Inhalt sie zwar nicht ganz begriffen hatte, das aber sicher allen gefallen würde, weil darin zwei Prinzen und ein schöner Drache vorkamen.

Die beiden zurückbleibenden Brüder schauten noch einer Weile der an einem kleinen Feuer sitzenden Kinderschar zu, die schon eifrig dabei war, Melodien zu summen, dann sagte Vladimir-Eisenfaust so ganz nebenbei: „So, so, wir haben also gute und wirksame Waffen gegen blutsaugende Bestien und böse Ungeheuer. Na klar, wenn ich mir meine so anschau, ein furchteinflößendes Bowiemesser und drei mickrige Speere. Eh´ klar, bestens gerüstet! Du erlaubst, dass ich lache.“

„Spar dir deinen Spott. Natürlich taugen die Zahnstocher nichts gegen die Wesen, mit denen wir es zu tun bekommen werden. Aber auch bessere Waffen, Säbel und Schwerter würden nur geringen Nutzen mit sich bringen. Ja, nicht einmal unsere Wummen wären sonderlich wirkungsvoll. Nein, die Klängen, mit denen wir für unseren Kampf brauchen werden, müssen wir erst noch holen, das heißt in diesem Fall eigentlich nur du. Aber sag mal, weißt du überhaupt irgend etwas über diese ganze gigantische Angelegenheit, in der wir da bis zum Hals drin stecken? Oder stolperst du nur so zufällig mit einem jungen Flugdrachen in der Gegend herum?“

Nur gut, dass Vladimir-Eisenfaust, wenn es sein musste, eine Engelsgeduld haben konnte, und so nahm er die Sticheleien seines Bruders zwar zur Kenntnis, widmete ihnen aber nicht mehr Aufmerksamkeit wie der Mond dem Hund, der ihn anbellte.

Apropos Mond, dieser war mittlerweile sichtbar geworden. In Hammers Heerlager brannten mehrere Lagerfeuer, die Kinder hatten sich in eine der Hütten zurückgezogen und Vladimir und Remulus standen mittlerweile allein in der Dunkelheit am Ufer des Flusses und unterhielten sich.

Vladimir Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den berichtete seinem Prinzen-Bruder, wieweit er bis jetzt von der Angelegenheit Bescheid wusste, und ließ sich dann von Remulus-Hetjuskapur den Rest erklären.

Remulus: „Du weißt also, dass du Blutklinge suchen musst oder sollst, dein die bestimmtes magisches Schwert?“

Vladimir: „Ja, nur wo ich diesen No-Kixellus finden soll, der mehr darüber weiß, hat mir Lucius Schuh nicht verraten.“

Remulus: „Den brauchst du jetzt auch gar nicht mehr.“

Vladimir: „Ach so, klar, ich hab ja jetzt dich. Du weißt es ja besser.“

Remulus: „Nicht besser, aber ich weiß es immerhin. Und zwar auch von einem Rätselmeister.“

Vladimir: „Gibt’s davon etwa mehrere?“

Remulus: „Nun unterbrich mich doch nicht dauernd. Natürlich gibt es mehrere Rätselmeister als nur diesen No-Kixellus. Der, der mich unterrichtet hat ist der Hofrätselexperte des Landbewahrers. Er heißt No-Stradamus und ist ein enger Freund von No-Kixellus. Aber zurück zu deiner Blutklinge. Wir müssen noch ein ganzes Eck hinter uns bringen. Nach H’Tueryab, wenn dir der Name was sagt?“

Vladimir: „Na klar, schon tausendmal da gewesen. Narr!“

Remulus: „Dann hör mir einfach weiter zu. H’Tueryab ist eine sagemumwobene Ortschaft, etwa 200 Kilometer nordwestlich von hier.“

Vladimir: „Wie? Ich dachte wir wollen nach Süden?“

Remulus: „Ja, anschließend. Aber zuerst brauchst du deine Blutklinge.“

Vladimir: „Klingt wie der Name eines Richtschwertes.“

Remulus: „Bloß viel wirkungsvoller. Weiter. 200 Kilometer sind natürlich kein Pappenstiel, auch für eine schnelle Reitertruppe wie die des Hauptmanns nicht. Aber mit deinem Drachen dürften wir es in wesentlich kürzerer Zeit schaffen.“

Vladimir: „Wie, was? Zu zweit auf meinem kleinen Eddie? Kommt nicht in Frage.“

Remulus: „Stell dich nicht so an. Dein ‚kleiner Eddie‘ kann, wenn es sein muss, noch ganz andere Lasten tragen als uns zwei Figuren. Also, keine Debatte mehr. Ich schicke meine Männer voraus, in Richtung Netrapkas, und wir zwei machen uns auf nach Norden, Blutklinge holen. Damit mein gutes Runenschwert endlich Begleitung bekommt.“

Vladimir: „Dein gutes Runenschwert? Hab’ ich dich da eben richtig verstanden?“

Doch Prinz Remulus-Hetjuskapur ging auf die Frage seines um wenige Minuten jüngeren Zwillingsbruders nicht weiter ein. Während ihrer Unterredung waren sie zurückgeschlendert zu Hammers Lager, wo die Soldaten von ihren Lagerfeuern aufblickten und den beiden zunickten. Bei einem der Feuer blieb Vladimir stehen und der Soldat musste es erkannt haben, denn er erhob sich mit einem Krug und einem Stück duftenden Fleisch in der Hand und bot ihm beides an.

„Danke!“ Freudig griff Eisenfaust zu und biss herzhaft in das knusprige Fleisch. Auch das bierartige Getränk aus dem Krug schmeckte ihm bestens. Der brav hinter ihnen hertrottende Eddie blies hie und da ein bläuliches Flämmchen in Richtung eines allzu neugierigen Soldaten, was unter den anderen zu großem Gelächter führte. Auf Eisenfausts bejahendem Nicken hin, bekam der Drache von den Soldaten auch einige Fleischbrocken zugeworfen.

Bei einem schönen, edlen Pferd hielt Hetjuskapur inne und winkte seinen Hauptmann herbei.

„Hammer,“ wies er ihn an, „wir zwei brechen heute Nacht noch nach H'Ttueryab auf und suchen meines Schwertes Bruder. Wir folgen einfach dem Fluss, dann können wir den Ort nicht verfehlen. Übernachtet Ihr hier mit Euren Reitern - passt ein wenig auf die Kinder auf - und reitet morgen früh los, Richtung Netrapkas. Ihr wisst den Treffpunkt. Sollten wir nach fünf Tagen noch nicht bei euch sein, so lasst die Männer ein Lager aufschlagen und sendet einen Boten zu No-Stradamus. Dieser wird dann das weitere Vorgehen bestimmen. Gute Nacht, Hauptmann!“

Hammer deutete einen knappen zackigen Gruß an und schritt wieder in die Nacht zu seinen Offizieren.

Hetjuskapur winkte seinen Bruder noch näher zu sich und deutete auf ein längliches Leinenbündel, das am Sattelknauf des schönen Pferdes hing.

„Und nun pass auf, Bruder. Jetzt zeige ich das Runenschwert.“

Er wickelte das Bündel behutsam auf. Dann hielt er das magische Schwert ehrfurchtsvoll in den Händen. In der Dunkelheit spiegelten sich die Lagerfeuer in seiner Klinge. Das Runenschwert! Unterhalb der Parierstange zogen sich die haarfeinen Runen, die Eisenfaust zuerst für Risse gehalten hatte und der Klinge ihren Namen verliehen.

„Ja, Vlad, das ist das Runenschwert. Ich trage es seit zwei Tagen am Sattelknauf, jetzt gürtete ich es zum ersten mal um.“

„Woher hast du es?“ Die Klinge gefiel ihm. Der mattschwarze Griff, die elegant gebogene Parierstange, die geheimnisvollen Gravuren, die lange Blutrinne - so eines wollte er auch haben.

„Aus dem Wasser, in dem es seit zwei Generationen auf mich gewartet hat. Ein kleiner See mit zwei Inseln. Ich weiß nicht einmal, ob er einen Namen hat. Auf beiden Inseln stehen noch die Reste ehemaliger Paläste. Und zwischen diesen beiden Inseln liegt noch eine klitzekleine Dritte. Und auf dieser winzigen Insel sprudelt eine Quelle, und bei dieser Quelle..., doch es führt zu weit, wenn ich dir jetzt alles haarklein erzählen würde. Dazu ist während des Fluges noch Zeit genug. Nur so viel noch schnell. Eine Frauenhand kam aus dem Wasser und reichte mir das Runenschwert samt seiner Scheide. Und mit dieser Scheide hat es eine ganz besondere Bewandnis. Solange man sie trägt, ist man unverwundbar durch Waffen, die auf Erden geschmiedet wurden. Ob das allerdings stimmt, oder ob hier der Wunsch des Vater des Gedankens war, ich weiß nicht, ob ich das unbedingt herausfinden muss.“

„Also gut. Du hast dein Zauberschwert und ich soll meines erst noch kriegen. Fliegen wir denn zu diesem - wie war gleich noch mal der Name?“

„H'tueryab, ein Zungenbrecher, ich weiß, aber ich hab ihn ja nicht erfunden. Weiß der Teufel, was derjenige sich dabei gedacht hat, einen Ort so zu benennen.“

Schmatzend war Eddie der Drache wieder zu ihnen getreten und wartete auf seines Herrn Anweisung.

„Komm, Eddie, jetzt musst du etwas mehr schleppen, als bisher. Aber wie ich von einem erfahren habe, der sich mit Drachen ja besten auszukennen scheint, soll die das nichts ausmachen. Wir werden ja sehen, wie er sich ohne Sattel hinter mir festklammern wird.“

Der kluge Flugdrache ging in die Knie, ließ seinen Herrn in den Sattel klettern, dessen Bruder dahinter, sich mit den Beinen in den Flügelachseln einklemmend, und erhob sich wieder zu seiner stattlichen Größe. Eisenfaust hatte nur sein

Bowiemesser mitgenommen, wohingegen Hetjuskapur mit seinem gegürteten Runenschwert schon wesentlich kriegermäßiger gerüstet war.

„Allez, bester Eddie. Oder verstehst du etwa kein französisch? Dann probier ich es eben mal mit isländisch. Burtfór, na das war wohl auch nichts. Riríku - japanisch kannst du also auch nicht. Also bleiben wir bei der hier üblichen Sprache. Auf geht's, nach Norden zu diesem - blöder Name, mein Schwert suchen.“

Eddie spreizte seine mächtigen Schwingen, nahm kurz Anlauf und erhob sich in die laue Nachtluft. Er drehte eine Ehrenrunde über dem Lager der kleinen Heerschar und nahm dann Kurs nach Nordwesten, wo das zweite Zauberschwert auf seine Erweckung wartete.

<XNMMRY

„Und, wie ist die Geschichte bis jetzt?“

„Ganz okay, aber ich erkenne noch keine Koheränz.“

„Wartet es ab, ich habe euch doch gesagt, die Story ist sehr lang und sehr chaotisch.“

„Und wo bleibt denn jetzt der Sex?“

„Kann ihm mal jemand das Hörgerät wegnehmen?“

„Was mir nicht einleuchtet - wieso haben die vier keine Verständigungsschwierigkeiten?“

„Vielleicht habt ihr etwas Geduld, bis ihr mehr über die blauen Tore erfahren habt.“

„Und was ist eigentlich aus dem Auto der vier geworden?“

„Soll ich jetzt die Geschichte weitererzählen, oder machen wir jetzt ´ne Fragerunde?“

„He lass mein Hörgerät da - kommt jetzt vielleicht der Sex?“

„Ich glaube, wir sollten ihn ins Bett bringen.“

Die Blutklinge

Obwohl sie allgemein für eine Ägypterin gehalten wird, war Kleopatra Mazedonierin, die Tochter von Ptolemäus VI. Sie heiratete zwei ihrer Brüder und war die Mätresse von Cäsar und Markus Antonius.

Ihr nächtlicher Flug führte sie etwa 100 Kilometer entlang des dunklen Stromes. An seinem großen Knie nach Südosten verließen sie ihn und folgten einem Nebenfluss direkt nach Norden. Weitere 70 Kilometer später kamen sie an den Rand eines hufeisenförmigen Gebirges. Von dort waren es nur noch wenige Flugminuten an dessen westlicher Flanke entlang, dann sahen sie im Sternenlicht H'Tueryab unter sich, oder das, was früher einmal H'Tueryab gewesen sein durfte. Soweit es das kärgliche Licht zuließ, entdeckten sie weit verstreut über einige Hügel Trümmerhaufen, teilweise von Gras und Moos überwuchert, teilweise noch so frisch, als wären die dazugehörenden Gebäude erst vor ein paar Tagen zusammengefallen.

Vladimir hieß den Drachen am Fuß des größten Hügels landen, auf dessen Kuppe das noch am besten erhaltene Gebäude stand. Sie stiegen ab und schauten auf das Gemäuer, etwa zwanzig Meter über ihnen.

Remulus erklärte noch einmal: „Wie ich dir bereits gesagt habe, handelt es sich hier um eine Art Wallfahrtsort der Anhänger der ehemaligen Neverlinger, einer sagenumwobenen Heldenrasse. Dieses zerbröckelnde Bauwerk war so etwas wie der Hauptversammlungsort oder Kulttempel der Hüter des Neverlinger-Schatzes. Der Hauptbau soll tief unterkellert sein, und irgendwo dort unten muss die Blutklinge zu finden sein. No-Stradamus hat mir zwar geraten, mich nach Fackeln umzusehen, aber ich glaube, meine Maglites 4-Cell D mit einer Brenndauer von 21 Stunden dürften besser dafür geeignet sein, in dunklen Höhlen herumzusehen, als so Pechfanzeln.“

„Wenn du es sagst.“

„Lass das doch, Vlad. Du weißt doch jetzt, woher ich mein Wissen habe und brauchst nicht mehr so zu tun, als ob du nur eine Randfigur wärst.“

„Alles klar, alles klar. Lass uns noch 'ne Kleinigkeit essen, uns ein wenig ausruhen und dann können wir losziehen. Ist ja egal, ob wir da unten in der Nacht oder am Tag rumkriechen. Dunkel bleibt dunkel. Außerdem muss ich dringend mal für große Buben.“

„Stimmt. Ich übrigens auch.“

Sie erledigten ihre drückenden Geschäfte, packten dann etwas Dörrfleisch und Räucherfisch aus dem Dorf aus, etwas Graubrot und eine Handvoll Rosinen und stärkten sich für die Suche. Der Drache weidete unterdessen die in der Nähe stehenden Bäume ab und Vladimir bat ihn, hier zu bleiben und auf ihre spätere Rückkehr zu warten.

Dann ließen sie ihn zurück, nahmen jeder eine von Remulus' Taschenlampen und stiegen im Mondlicht auf den düster wirkenden Hügel hinauf. Sie suchten ein paar Minuten in den zerfallenen Gemäuern, dann fanden sie so etwas wie eine Falltür unter einem Haufen loser Steine. Vladimirs Tritt mit seinen neuen

Drachenhautstiefeln ließ die vermoderten Bretter der Falltür zerstäuben und vor ihnen gähnte ein Loch, das in der Dunkelheit noch einen Grad dunkler war.

„Leucht mal runter!“ Als ob er da nicht von selbst darauf gekommen wäre.

Im schmalen Lichtkegel von Prinz Eisenfausts Taschenlampe entdeckten sie an der Seite des tiefen Schachtes verrostete Sprossen.

„Na, ich weiß nicht. Sehr vertrauenerweckend sehen diese Dinger ja nicht gerade aus. Ob wir nicht lieber woanders suchen sollen?“

„Meinst du, dass dort dann besseres Material auf uns wartet? Wo die Zeit nagt, nagt sie eben.“

„Wo die Zeit nagt!!! Vielleicht war sie an anderer Stelle noch nicht so hungrig, und hat aufgehört zu nagen, ehe alles weg war. Also hier hinunter ist alles andere als vernünftig.“

„Was soll das, Vlad! Wessen Säbel suchen wir hier, deinen oder meinen? Von mir aus kannst du ja mit deinem Messer weiterziehen. Ich hab ja meine Waffe!“

„Oh, Gott, auf was hab ich mich da bloß eingelassen. Na gut, wenn’s denn sein muss, dann probieren wir es eben hier.“ Gottergeben beugte sich Vladimir über den dunklen Schacht und rüttelte probenhalber an der ersten Sprosse.

„Ach du Scheiße, die wackelt ja jetzt schon wie der berühmte Peter.“

„Komm her, wir binden uns aneinander, dann können wir die wackligen oder eventuell gar nicht mehr vorhandenen Sprossen umgehen.“ Remulus legte seinem Bruder sein dünnes, angeblich unzerreißbares Seil aus seiner Kampfausrüstung um die Hüften und verknötete es so, dass Vladimir nicht die Luft abgeschnürt wurde.

„So, und jetzt probier es.“

Wer jetzt Vladimirs Gesicht fotografiert hätte, hätte sein Bild ‚der klassische Skeptiker‘ betiteln können. Aber der Prinz fügte sich in sein Schicksal und ließ sich vorsichtig rückwärts in das dunkle Loch gleiten. Die Taschenlampe hatte er sich in den Gürtel geschoben und beleuchtete damit mehr oder weniger nutzlos sein Gesicht von unten.

Seine tastenden Füße fanden die zweite Sprosse, die nicht ganz so wackelte und prüfend ließ er sein Gewicht auf sie sinken. Jeden Moment glaubte er, ein grässliches Knirschen hören zu müssen, wenn sich der verrostete Stahl aus der verrotteten Steinwand lösen würde. Ein feines Rieseln von Steinstaub ließ ihn blitzschnell wieder seine Füße hochziehen und den rettenden Schachtrand ergreifen.

Der missbilligende Blick seines Bruders machte ihn auch nicht zuversichtlicher. Aber er probierte es erneut, stellte sich auf den wackligen Stahlhaken und - er hielt. Erleichtert tastete er nach der nächsten Sprosse. Auch sie knirschte verdächtig, gab jedoch ebenfalls nicht nach und so allmählich arbeitete er sich immer tiefer.

„Du kannst jetzt nachkommen. Bis hierher hat alles gehalten, und gefehlt hat auch noch nichts.“

„Bin schon unterwegs.“

Eine Metallstrebe über Vladimirs Kopf verhielt sein Bruder, um ihn beim weiteren Abstieg wieder zu sichern.

Nach endlos scheinenden Minuten hatte Vladimir den Schachtboden erreicht. Er nahm die Lampe aus dem Gürtel und leuchtete den Boden ab. Seine schönen Stiefel standen in einer Pfütze glitschigen Wassers, aber besser glitschige Schmiere als unsichere Rostsprossen und er trat platschend einen Schritt zur Seite, um seinem nachkletternden Bruder Platz zu machen.

„So, hier wären wir nun schon mal.“ Remulus knotete seinen Bruder und sich wieder auseinander und verstaute das Seil unter seinem Parka. „Leuchte mal, wie’s weitergeht.“

Auch Remulus knipste nun seine Lampe an und gemeinsam ließen sie die Lichtkegel durch die Dunkelheit wandern. Im gelblichen Licht erschienen nur nackter Fels, blässliche Flechten, nasses Gestein - ringsum, wie in einem leeren Brunnenschacht.

Sollte der ganze Abstieg umsonst gewesen sein? Sorgfältig ließen sie die Lichtfinger über den Stein wandern, darauf bedacht, auch wirklich nichts zu übersehen, das wie ein Gang, oder wenigsten wie ein Loch aussah.

Doch nichts, sie hatten das von ihrer Warte aus konkave Gemäuer umrundet und kein Anzeichen dafür entdeckt, dass er hier irgendwie weitergehen könnte. Die beiden Brüder sahen sich fragend an. Was nun? Wieder hinauf und oben weitersuchen? Oder noch einmal die ganze Runde ableuchten, in der vagen Hoffnung, doch irgendwo einen Spalt übersehen zu haben.

„Also, wenn wir schon mal hier herunter sind, dann checken wir das Ganze noch mal.“

Der Vorschlag des wenige Minuten älteren Zwillings was das Vernünftigste und erneut untersuchten sie die gewölbten Wände ringsum. Vladimir wollte es nicht glauben, dass ihr ganzer mühsamer Abstieg für die Katz gewesen sein sollte und tastete den sichtbaren Fels Zentimeter für Zentimeter ab. Jeden Stein prüfte er auf seine Festigkeit, aber nichts. Keine verborgene Tür, kein loser Fels, der einen Öffnungsmechanismus auslösen könnte. Nur feuchte, kalt glänzende Mauer, etwas kärgliches Grünzeug - es war zum Verzweifeln. Er sah resignierend nach oben, wo durch das kleine Rund der Schachtöffnung der Sternenhimmel zu sehen war, dann wieder auf die Wände ringsum, dann betrachtete er den dunklen Rücken seines Bruders, der gegenüber den Fels untersuchte, dann senkte sich sein Blick zu Boden - der Boden - oh Mann, natürlich der Boden. Dass er da nicht schon früher darauf gekommen war.

Er kniete sich nieder, wo er eben stand und leuchtete über den Schlamm und die glitschigen Wasserpfützen. Und schon sah er, was zu finden er gehofft hatte. Fast vor seiner Nase ragte der obere Teil eines rostigen Metallringes aus einem kleinen Haufen grün-schwarzer Algen, oder so etwas ähnlichem. Natürlich, sie waren immer am äußersten Rand des Schachtes herumgegangen und hatten die Mitte des Bodens ganz außer Acht gelassen.

„Remulus, hier!“ Sein Ruf ließ auch seinen Bruder in die Hocke gehen und den Ring betrachten.

Schnell hatten sie Eisenfausts Fund von Wasser und Unrat befreit und gemeinsam starrten sie auf den gänzlich freigelegten Metallring.

„Vielleicht ’ne Falltür, weiter in die Tiefe. Spürst du unter Wasser sonst noch etwas?“

Doch Vladimirs tastenden Finger konnten nichts ausmachen, als erneuten glatten, blank gewaschenen Stein unter der Brackbrühe. Das Licht seiner Taschenlampe reichte nicht aus, um das schmutzige Wasser zu durchdringen und so rutschte er immer weiter und in immer größerem Bogen um seinen Fund und fühlte mit der freien schmierigen Hand den Boden nach Unebenheiten ab - als schlagartig der Fels unter seinen Füßen nachgab und verschwand.

Eisenfaust hatte gerade noch Zeit, seine Lampe fallen zu lassen und sich auf dem glitschigen Boden verzweifelt mit dem Fingern festzukrallen, als er auch schon hinabging ins Bodenlose - Wasser schoss an seinen nackten Armen vorbei und besprühte seinen Körper mit Pflanzen- und Dreckspritzern.

Auf dem glatten Steinboden fanden seine Finger keinen rechten Halt und langsam begann das Gewicht seines Körpers, ihn hinunterzuziehen, wohin auch das Brackwasser und der Schachtboden verschwunden waren. Da fühlte er, wie kräftige Hände seine Unterarme packten und Remulus hatte seine liebe Mühe auf dem rutschigen Untergrund und mit einer Standfläche von wenigen Zentimetern seinen Bruder wieder herauszuziehen aus dem gähnenden Loch.

Endlich standen sie keuchend nebeneinander auf einem schmalen übrig gebliebenen Sims neben dem dunklen Abgrund.

„Wie ist denn das passiert?“ Außer Atem sah Vladimir fragend seinen Bruder an.

„Ich hab nur an dem Ring gerissen. Als er ruckartig nachgab, hat es mich nach hinten an die Wand geworfen, und dann sackte der Boden unter dir weg. Entschuldige bitte, aber du hast selbst gesagt, da unten gäbe es keine Falltüre.“

Eisenfaust war kurz davor, seinen stoischen Gleichmut zu verlieren - da fiel sein Blick auf die Öffnung in der Wand neben seinem Bruder.

„Remulus, sieh doch, da, neben dir!“

Remulus tat wie gewünscht, und auch er sah nun neben sich eine Öffnung in der Schachtwand, von der sie angenommen hatten, dass sie massiver Stein gewesen sei.

„Verdammte Falle. Wenn der Ring nicht schon so angerostet gewesen wäre, dann lägen wir jetzt beide irgendwo dort unten. So hab ich jetzt einen zerbrochenen Ring hinuntergeschmissen und die lang gesuchte Öffnung neben mir.“

„Ja, wir wissen jetzt zwar wo's weitergeht, dafür bin ich meine Taschenlampe los. Die liegt irgendwo dort unten bei deinem blöden Falltürting.“

„Dann muss eben meine reichen. Komm!“

Eisenfaust und Hetjuskapur tasteten sich behutsam auf dem schmalen Sims entlang zu dem dunklen Loch in der Schachtwand. Vor ihr angelangt mussten sie sich ein wenig bücken um hineinzukommen. Der Lichtkegel aus der verbliebenen Taschenlampe wanderte über glatte Wände, kein Naturstein, vielmehr wirkte er bearbeitet und ganz eben und glatt, mit einer Masse überzogen, als ob etwas geschmolzen wäre.

Nach etwa dreißig Schritt begann der Boden leicht anzusteigen, wogegen die Decke gleichmäßig weiterlief. Das hieß, der Gang wurde ganz allmählich niedriger. Kamen sie zuerst noch mit eingezogenen Köpfen voran, so mussten sie jetzt schon gebückt gehen.

„Jetzt müssten wir halt Liliputaner oder Zwerge sein, dann täten wir uns leichter.“

Kaum, dass Prinz Eisenfaust diesen eigenartigen Wunsch ausgesprochen hatte, als der Gang endlich von einem Meter auf den anderen wieder höher wurde, und zwar so hoch, dass sie die Decke nicht mal mehr mit ausgestreckten Armen erreichen konnten.

„Du musst öfters jammern, das scheint hier zu wirken.“

„Witzbold!“

Sie waren beide so verblüfft und erleichtert über den riesigen Gang, dass ihnen gar nicht aufgefallen war, dass Hetjuskapurs Runenschwert - der wenige Minuten

ältere der beiden Prinzen bildete die Nachhut - dafür etwa dreimal so groß war, wie vorher, und am Boden nachschleifte.

Reserviert schritten sie weiter. Schnurgerade ging es dahin, keine Krümmung, nichts, die Wände glatt und ebenso Decke und Boden.

„Hoffentlich nimmt das bald ein Ende. Immer nur geradeaus macht mich bald krank.“

Und wieder war Eisenfausts Lamento kaum ausgesprochen, als der Gang auch schon übergangslos in einen großen Saal mündete. Verdutzt blieb er stehen und Hetjuskapur prallte auf ihn und spähte über seine Schulter.

Vor ihnen ein Saal, kreisrund mit einem gigantischen Durchmesser, und, soweit sie es im Schein ihrer Lampe feststellen konnten, fetzenleer. Kein Stein, kein Knochen, kein nichts - nur Wände, kahle Wände, kahle Decke, kahler Boden.

„Was soll denn das nun wieder?“ Eisenfaust trat, dicht von seinem Bruder gefolgt in das riesige Gewölbe.

„Ob ich noch mal jammern soll?“

„Wieso, glaubst du etwa an den Unfug mit dem Gejammer?“ Remulus zweifelte am Verstand seines jüngeren Bruders.

„Wer weiß! Probieren geht über studieren.“

Eisenfaust sah sich noch einmal im leeren Felsendom um und beschwerte sich dann laut und deutlich,

„Wenn wir nicht bald dieses verdammte Schwert finden, werde ich noch zum Tier!“

Doch nichts schien zu passieren. Die Wände so glatt wie eh und je, die Halle leer, alles unverändert - war also wohl doch nichts. Vladimir dreht sich zu seinem Bruder um, der immer noch hinter ihm stand und schaute verwundert auf dessen panisch-ungläubiges Gesicht.

„Was ist? Was gibt's? Warum starrst du mich so an? Stimmt irgend etwas nicht?“

Hetjuskapur wich mehrere Schritte an der Wand entlang vor seinem Bruder zurück. Dann leuchtete er mit der Taschenlampe voll in Prinz Eisenfausts Gesicht - das letzte, was dieser noch wahrnahm, ehe ihn der Lichtstrahl voll blendete, war, dass das Schwert seines Bruders so viel größer war, als er es in Erinnerung hatte.

„He, was soll der Quatsch? Ich seh' ja überhaupt nichts mehr!“

„Vlad, schnell, schnell, beschwer dich über deinen Zustand. Aber mit Verstand. Du, du - du verwandelst dich langsam in ein Tier. Dein Gesicht hat die Züge eines Bären, deine Hände werden zu Klauen. Schau dich doch an und handle - aber, um Himmels Willen, schnell, solange du noch normal reden und denken kannst!“

Jetzt erst bemerkte Vladimir-Eisenfaust das unangenehme Ziehen und Zerren in seinem Körper und er führte seine Hände vor die Augen. Schreckgeweitete starrte er sie im Licht von Hetjuskapurs Lampe an. Aus seinen Fingern formten sich Krallen und Klauen, dichter Haarwuchs erschien auf seinen Handrücken und langsam krümmten sie sich wie gewaltige Bärenatzen.

Eisenfaust sperrte seinen Rachen auf und wollte fluchen, aber nur ein undeutliches dumpfes Grollen drang aus seinem aufgerissenen Maul.

In letzter Verzweiflung versuchte es Hetjuskapur selbst mit einer Verwünschung.

„Wer immer für dieses Theater verantwortlich ist - Stopp! Im Namen meines Schwertes - Schluss mit dem Blödsinn!“

Er riss sein Schwert aus der Scheide, vielmehr er zerrte das Riesending mühsam heraus und wackelte es einigermaßen senkrecht empor.

„Runenschwert, tu doch etwas. Halt ein mit diesem makabren Schabernack!“

Und das Runenschwert wurde aktiv.

Die schwere Waffe flutschte aus Hetjuskapurs Hand und zischte gestreckt gegen eine der Mauern. Im hellen Strahl der Taschenlampe bohrte sie sich in das Mauerwerk. Funken schlagend durchbrach sie scheinbar mühelos die solide Steinwand und unter Donnergetöse brach ein etwa mannsgroßes Stück Fels heraus. Hinter der durchbrochenen Mauer erstreckte sich vorerst nur Dunkelheit, die alsbald vom hellen Schein aus der Spitze des Runenschwerts aufgerissen wurde, und im hellen Glanz taumelte eine kleine Gestalt an der Waffe vorbei ins Innere des Saales.

Ein ganz in rotes Scharlach gekleidetes Männchen hastete vor dem ihn verfolgenden Runenschwert auf Hetjuskapur zu. Der Saal war jetzt taghell erleuchtet.

Als der Rote auf den verblüfften Prinzen zukam, erkannte dieser, dass der Unbekannte gar nicht so winzig war. Im Gegenteil, als er vor Hetjuskapur stehen blieb, überragte er ihn um gut einen Meter.

Mit mächtiger Stimme herrschte er den Prinzen an: „Gebiete deinem Schwert innezuhalten, und zurück in seine Scheide zu fahren. Verschone mich mit seinem Zauber und ich mach dafür meinen Zauber rückgängig. Schnell, denn wenn es mich trifft, dann kann ich nichts mehr für euch tun. So glaubt mir - handelt!“

„Stopp, Runenschwert! Ich danke dir, doch jetzt kehre zurück an meine Seite!“

Wenige Zentimeter von dem Riesen entfernt hielt Hetjuskapurs Klinge zitternd inne, dann senkte sich ihre Spitze und es kehrte zurück in die ausgestreckte Hand des Prinzen. Überwältigt von den gigantischen Ausmaßen seines Runenschwerts versucht er, es zu umfassen, doch seine Hand hatte die größte Mühe, den Griff zu umfassen.

„Augenblick, gleich ist es vorbei.“ Der Scharlachrote hob gebieterisch die langen Arme und murmelte etwas unverständliches.

Ein greller Blitz zuckte durch die Halle, dann verschwand die Helligkeit und kehrte sofort darauf wieder blendend zurück.

Remulus knipste seine Lampe aus, steckte sie ein und sah sich verwundert um. In seiner Rechten ruhte wie unbeteiligt sein Schwert, so groß oder so klein, wie er es gewohnt war und von links kam Vladimir auf ihn zugeschritten, keine Spur von einem Tier mehr an ihm zu sehen.

Und vor ihm, ja vor Prinz Hetjuskapur stand nun wirklich ein kleines Männchen in tiefrotem Umhang und sah ihn verschmitzt an. Noch bevor einer der beiden Zwillinge zu einer Frage ansetzen konnte, hob das Männchen mit dünner Stimme an zu sprechen.

„So geht es, wenn man mit seinen Wünschen und Flüchen zu unbedacht ist. Nicht der Gang wurde größer, ihr zwei wurdet kleiner, immer kleiner, bis euch eine vergleichsweise kleine Höhle riesig vorkam. Und wenn man lieber ein Tier werden will, als geduldig weiter zu suchen, so kann das sehr schnell geschehen, wenn Magie in der Nähe ist, und wenn sich etwas verändert, so muss dies nicht unbedingt von Vorteil sein. Ihr versteht, was ich sagen will? Nicht einmal das Runenschwert hätte euch im Endeffekt geholfen, denn auch es tat nur, wie gewünscht, doch hätte ich mich nicht eures - und äh meines - Lebens erbarmt - ihr wisst Bescheid!“

Die beiden Brüder mussten sich gehörig anstrengen, um das dünne Piepsstimmchen des kleinen Kerls überhaupt verstehen zu können.

„Wir wissen Bescheid. Deshalb war das Schwert plötzlich so groß. Es unterlag wohl nicht deinem grotesken Zauber, da es selbst magisch ist?“

„Genau!“

Vladimir sah den kleinen Mann immer noch vorwurfsvoll an und fragte: „Und wo sind wir dann hier, wenn die Höhle wirklich so klein sein soll?!?“

„Ihr befindet euch hier in der Grabkammer der Könige. Seht euch doch um, in jeder der Nischen liegt ein Herrscher.“

Sie sahen sich in der kleinen großen Höhle um und tatsächlich war der Raum gar nicht mehr sooo winzig, im Gegenteil, er schien sich jetzt in alle Richtungen endlos zu verlaufen. Helles Licht, über dessen Ursprung sie nichts erkennen konnten, beleuchtete die Gruft und in den Nischen zu ihrer Linken konnten sie mehrere Sarkophage sehen. Über den freien Raum verteilt standen mehrere Truhen und Kisten, alle verschlossen und mit einer dicken Staubschicht bedeckt.

„In diesen Truhen befinden sich die persönlichen Kleinode der toten Könige, ihre Waffen, ihr Schmuck.“

Der Zwerg beobachtete die beiden Brüder bei seiner letzten Erklärung, doch er sah sich angenehm enttäuscht. Kein Verlangen konnte er in ihren Augen sehen, als er von Schmuck und Wertgegenständen sprach.

„An den Schatz und die Waffen zu kommen, ist ohnehin unmöglich,“ fuhr er mit seiner Piepsstimme fort. „Die Kisten sind nicht mehr zu öffnen nach all den Jahrhunderten. Die lange Zeit, die sie hier schon ruhen haben sie zu einem Teil gemacht, der schon nicht mehr in diese Welt gehört.“

Was erst noch zu beweisen wäre, dachte Vladimir.

„Sie sind zwar noch sichtbar und auch real spürbar, aber doch wieder nicht so real, dass sie verwendbar wären. Und das trifft auch auf alles andere hier unten zu.“

Wenn sie spürbar sind, dann sind sie auch zu knacken, überlegte sich auch Remulus, sprach es aber nicht laut aus. Sein Bruder hingegen konnte die Frage: „Auch die Waffen?“ nicht verkneifen.

„Auch die Waffen sind unerreichbar, wenngleich es heißt, dass es eine Möglichkeit gibt, an sie zu gelangen.“

Wenn er bloß nicht so piepsen würde.

„Ja, dann lass doch mal hören, äh...“

„Nuggla-T´Orin-Gõmma-K´Zdimm. Mein Name ist Nuggla-T´Orin-Gõmma-K´Zdimm. Ich bin der Hüter der Gräber der Könige. Oh und ich weiß schon, worauf du hinaus willst, großer Krieger.“

Da bin ich ja gespannt, Nuggie, dachte sich Vladimir. Schon wieder einer der alles besser weiß.

„Dein Kamerad trägt das Runenschwert bei sich, eines der größten und mächtigsten magischen Schwerter, und du fragst dich nun sicher, ob du von mir die Blutklinge bekommen könntest.“

Unwillkürlich nickte Vladimir-Eisenfaust. Der kleine Wicht wusste tatsächlich, worauf er hinaus wollte.

„So denn, folgt mir, beide. Hier ruhen nämlich nicht alle Könige. Nur die letzten ihrer Reihe. Das Schwert, um das es dir geht, gehörte aber einem ihrer ersten, vielleicht ihrem größten. Dieser Herrscher besitzt eine eigene Gruft. Doch gebt acht. Wohl kann ich euch zu ihr führen, doch dann müsst ihre selbst weitersehen. Es haben in ferner Zeit schon andere Kämpen versucht, die magische Klinge zu erringen. Soll ich erwähnen, dass sie alle gescheitert sind? Aber vielleicht habt ihr ja mehr Glück, immerhin folgt das Runenschwert nicht jedem. Die Grabkammer des Blutklingen-Königs bewacht jemand, der schon länger hier weilt als ich. Es ist Würgezahn, der Drache der Könige!“

Nicht schon wieder so ein Schuppentier, fuhr es Vladimir durch den Kopf. Gibt es hier denn nur Unannehmlichkeiten.

Doch jetzt meldete sich sein Bruder zu Wort.

„Keine Sorge, Nuggla-T'Orin-Gômma-K'Zdim. Führe uns so weit du kannst, dann überlass alles getrost uns. Auch ein Drache kann uns nicht von unserer Aufgabe abhalten.“

„Wie ihr meint!“

Sie folgten dem Zwerg an einem der Sarkophage vorbei zum hinteren Ende der Generationengruft, wo er auf einen kleinen Gang zwischen zwei weiteren Grabstätten deutete.

„Hier, zwischen den Gräbern des Königs Jodderer Tollkühn und des Königs RôByhau Wat führt ein kurzer Gang zur Gruft der Neverlinger. Ich verlasse euch jetzt lieber und wünsche euch viel Glück. Möge das Runenschwert zu seinem Bruder finden oder umgekehrt.“

Und damit war der Zwerg verschwunden und die beiden ‚Prinzen‘ standen allein vor dem düsteren Rechteck.

„Ach du dicke Tinte. Das kann ja mal wieder heiter werden. Hast du mit deinem Säbel eigentlich auch solche Schwierigkeiten gehabt?“

„Nein,“ erwiderte Hetjuskapur, „ich hab dir doch erzählt, wie ich das Runenschwert bekommen habe.“

„Ja, richtig, stimmt. Warum bleibt dann aber mir nichts erspart?“

Aus Eisenfausts Kehle schlüpfte ein abgründiger Seufzer und er wappnete sich mit allem Mut, den er aufbringen konnte, angesichts der beiden Königsgräber links und rechts, und des Dunkels vor ihm, und eines Drachens, von dem sie nichts wussten, außer dass er uralte war und sicher von den drei Grundregeln noch nie etwas gehört hatte oder schon nichts mehr wusste.

„Lass mich dafür vorangehen,“ erbot sich Hetjuskapur und schob seinen Bruder leicht zur Seite. Er zog wieder sein Schwert und schritt in die Dunkelheit. Er war noch keine vier Schritte in den Gang eingedrungen, als ihn ein lautes Fauchen zum Anhalten bewegte.

Eisenfaust, der hinter ihm ging, blieb ebenfalls stehen und horchte prüfend in die Finsternis.

„Weiter,“ flüsterte er dann an seines Bruders Ohr und sie bewegten ihre Füße wieder.

Es blieb aber ruhig, das Fauchen wiederholte sich nicht mehr. Nach einigen wenigen weiteren Schritten machte der Gang eine Biegung und standen sie wieder in einer Gruft. Diese war nicht ganz so groß und so hell ausgeleuchtet wie die, aus der sie kamen. Jetzt erst wagte es Hetjuskapur, seine Taschenlampe wieder anzuknippen und er beleuchtete fast direkt vor ihnen einen Marmoraltar, auf dem ein schlichter Steinsarg ruhte. Und auf diesem Sarg lag in seiner Scheide ein Schwert, dessen freier Knauf im Licht unbekannter Herkunft leicht funkelte.

„Das muss es sein! Schnell, hol es, solange diese imaginäre Drache noch nicht aufgetaucht ist!“

Eisenfaust eilte die paar Schritte zu der verlockend daliegenden Blutklinge und blieb wie angewurzelt stehen, als sich hinter dem Sarkophag ein mächtiger, schuppenbewehrter Schädel erhob.

Aus glühenden Augen blitzte ihn Würgezahn an. Der Königsdrache richtete sich langsam auf, größer und größer werden. Allein der mächtige Schädel schien schon die kleine Grabkammer sprengen zu wollen, und immer mehr geschuppte Muskeln und Klauen schoben sich hinter dem Marmoraltar hervor.

Unwillkürlich war Hetjuskapur einen Schritt zurückgewichen und wurde behutsam, aber bestimmt, wieder nach vorn in den Raum geschoben. Sich umblickend erkannte er einen gigantischen grüngeschuppten Schwanz, der ihm den

Weg zurück in den Gang versperrte und ihn zu seinem Bruder an den Altar dirigierte.

Eisenfaust war nicht fähig, sich auch nur zu bewegen. War ihm sein Eddie schon gewaltig erschienen, neben dieser Kreatur musste er wie ein Spielzeug wirken.

Als die beiden Brüder nebeneinander geschoben waren, beugte sich Würgezahn zu ihnen herunter. Er öffnete seinen riesigen stinkenden Rachen und ließ zwei Reihen kegelartiger Reißzähne erkennen, zwischen denen eine tiefdunkelrote Zunge genießerisch hin und her schlängelte. Die geblähten, fauligen Atem verbreitenden Nüstern blieben Millimeter vor Eisenfausts schreckensbleichem Gesicht verharren, und die Bestie drehte ihren Quadratschädel etwas nach rechts, um besser zupacken zu können - mit letzter, wirklich mit allerletzter Willensanstrengung hob Hetjuskapur sein Runenschwert, bereit, mitten zwischen diese winzigen, rotunterlaufenen Augen zu stoßen.

Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Mitten in der Drehbewegung seines Kopfes hielt Würgezahn inne und begann, intensiv an Prinz Eisenfaust zu schnuppern. Mit einem seiner winzigen Äuglein bedächtig Hetjuskapurs Schwert beobachtend, sog der Drache immer intensiver den Geruch von Eisenfaust ein; den Geruch des Menschen - und einen weiteren Geruch, den er schon lange nicht mehr ihn seines Nüstern gehabt hatte. Es war der süße Duft eines anderen Drachens, der Duft des kleinen Eddie.

Fast traurig wiegte Würgezahn seinen zerfurchten Schädel vor Prinz Eisenfaust und schnupperte geräuschvoll. Dann kroch er langsam wieder zurück zum Sarkophag und legte sich neben ihn, die Augen auffordernd auf die beiden Zwillinge gerichtet.

Eisenfaust konnte es noch gar nicht fassen. Erst schnüffelt dieser Drache genießerisch an ihm, dann lässt er unvermittelt von ihm ab und kriecht zurück. Doch er etwa so unausstehlich, dass es sogar einen uralten, der Geschmacksnerven sicher schon längst beraubten Drachen grauste, ihn zu fressen - oder was!“

„Eddie! Du riechst nach deinem Flugdrachen, Vlad,“ klärte ihn Hetjuskapur erleichtert auf. „Das ist dir bisher nur nicht so aufgefallen. Mir schon, aber was sollte ich dagegen machen, und jetzt ist es auch ganz gut so. Komm, greif dir die Blutklinge, ehe es sich dieser Würgezahn doch wieder anders überlegt.“

Eisenfaust schüttelte seine Benommenheit und die Starre ab und ging vorsichtig zu dem auf dem Sargdeckel lockenden Schwert. Der Drache starrte ihm mit halb geschlossenen Augen entgegen. Jedenfalls glaubte Eisenfaust, unter den herunterhängenden Hornlidern das rote Glühen sehen zu können. Doch er riss sich zusammen, als Held durfte man nicht zu zimperlich sein, und griff nach der legendären Blutklinge in dessen Scheide. Behutsam hob er sie herunter und zog die Klinge heraus. Der leichte Knauf ruhte wie angegossen in seiner Rechten und aus der grauen Scheide löste sich hell schimmernder Stahl, der im diffusen Licht geheimnisvoll blitzte.

Voller Stolz hielt Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den dann sein Schwert in der Hand, ließ es prüfend durch die Luft pfeifen und streckte es gegen die Höhlendecke. Die Blutklinge lag federleicht in der Hand, präzise austariert schnitt sie durch die Luft.

Aus der Richtung des Drachen kam zufriedenes Grummeln.

Eisenfaust stieg die Marmorstufen hinunter und zeigte die schöne Waffe seinem Bruder, der seinerseits das Runenschwert hob und mit empor gestreckter Klinge auf Eisenfaust zuschritt. Sie trafen aufeinander und kreuzten ihre Zauberschwerter.

Beim Berühren der beiden magischen Heldenwaffen durchzuckte die Brüder ein elektrischer Schlag und sie vernahmten eine Stimme, die direkt von dem Drachen zu kommen schien.

„DIE ERSTEN BEIDEN SIND ZUSAMMENGETROFFEN. JETZT FEHLT NOCH DIE ZWILLINGSKLINGE. WIR SIND GLÜCKLICH, DIES NOCH MITERLEBT HABEN ZU DÜRFEN. ENDLICH HAT UNSER WARTEN EIN ENDE. JETZT KÖNNEN WIR SCHLAFEN.“

Betroffen senkten Eisenfaust und Hetjuskapur ihre Waffen und blickten zu Würgezahn, der sich gänzlich zusammengerollt hatte, wobei er immer noch die Hälfte der Grabkammer ausfüllte, und friedlich vor sich hin schlummerte.

Nur einmal noch schlug der uralte Drache kurz seine Augen auf, blickte die beiden Prinzen wissend an und ließ seinen Schuppenschwanz nach oben schnellen, dass es splitterte und krachte, und schloss dann friedlich wieder seine Augen.

Wo eben noch fester Fels gewesen war schien jetzt der Nachthimmel durch einen großen Riss in der Gruftdecke und Eisenfaust und Hetjuskapur beeilten sich, durch diesen Spalt hinauszuklettern, den Würgezahn ihnen geschaffen hatte.

Kaum dass sie wieder draußen standen und einige Schritte zur Seite getreten waren, als sich der Riss wieder donnernd schloss und die Grabkammer unter einer Steinlawine begrub.

Ohne noch lange über das soeben Gesehene nachzudenken, eilten Prinz Eisenfaust, an seiner Hüfte die Blutklinge baumelnd, und Prinz Hetjuskapur, das Runenschwert gegürtet, zurück zu dem geduldig wartenden Eddie, bestiegen ihn und verließen die Ruinen von H'Tueryab - nach Südosten, ihrer weiteren Bestimmung entgegen.

Das Gasthaus

Der griechische Philosoph Thales (624-546 v.Chr.) war der erste Mensch der Geschichte, der die Frage stellte: „Woraus besteht das Universum?“ und der sie beantwortete, ohne Götter oder Dämonen anzuführen. In späteren Jahrhunderten, als die Griechen Listen der ‚Sieben Weisen Männer‘ aufstellten, stand Thales stets an erster Stelle.

„Noch einen Tagesritt?“

„Ja, Herr. Und dann etwas nach Norden. Ihr könnt es nicht verfehlen.“

„Danke.“

John stieg wieder auf sein Ross, winkte dem Bauern noch einmal dankend zu und trabte zu seinem Bruder.

„Wir sind überraschenderweise sogar noch richtig. Einen Tagesritt und wir sind am Enni.“

„Na also. Auf mich ist eben Verlass. Ich bin bloß gespannt, wer dieser Eisenfaust und dieser Hetjuskabums sein werden.“

„Ich hab da schon so eine ganz dumpfe Vermutung. Nein, ich werde mich hüten, sie dir zu verraten. Hinterher hab ich mich geirrt und kann mir tagelang deine dummen Bemerkungen anhören.“

„Dann eben nicht!“ Ray-Ray zuckte die Achseln und ritt hinter seinem Bruder her nach Westen. Weiter über welliges Hügelland, ausgedehnte Mischwälder, über End- und Grundmoränen, südlich des breiten Stroms, den sie gestern verlassen hatten.

Immer öfter begegneten ihnen in letzter Zeit Menschen auf ihrer Reise. Bauern und Fuhrleute, mitunter auch einen bewaffneten Reisenden; alle waren sie freundlich und zuvorkommend, wenngleich etwas bedrückt. Gestern hatten sie in einem Gasthaus übernachtet, dessen stämmiger Wirt ihnen dann erklärt hatte, wo der Grund für die Niedergeschlagenheit seiner Landsleute zu suchen war.

Der Landbewahrer, Herrscher über dieses fruchtbare Fleckchen Erde, hatte verbreiten lassen, dass im Südosten zwei der legendären alten Helden wieder aufgetaucht seien. Das sei aber doch kein Grund, so traurig zu reagieren, hatte daraufhin John Jared of Avarêel verwundert erwidert.

Der Wirt hatte ihm im Prinzip recht gegeben, doch gleichzeitig darauf hingewiesen, dass es in den alten Sagen auch hieß, nicht nur Glück und Erlösung, sondern auch große Prüfungen würden mit dem Wiedererscheinen der Helden einhergehen. Und angesichts der Tatsache, dass schon allein die Existenz Ćszudracs und seiner Marodeure eine Prüfung ohnegleichen darstellte, fragten sich jetzt natürlich die Menschen, ob und welche neue Plagen auf sie zukommen würden.

Ray-Ray Ravenclaw hatte sich darauf zur Ruhe begeben, und nachdem auch John Jared of Avarêel nichts Näheres über diese beiden schon angekommenen Helden berichtet bekam, war auch er zu Bett gegangen.

Am nächsten Morgen schienen der Wirt und sein Gesinde sogar erleichtert, als die zwei Brüder aufbrachen. Zwar überließ er ihnen kostenlos genügend Proviant, aber alles ging so hastig vor sich, dass eben der Eindruck entstand, der Wirt sähe die Lords lieber von hinten als von vorn. Kurz ging es John durch den Kopf, ob

nicht vielleicht er und sein Bruder für diese reinkarnierten Helden gehalten wurden, aber er verwarf den Gedanken wieder. Die Leute hier hätten sich bestimmt ganz anders verhalten, wenn dem so wäre.

Sie waren schnell geritten und hatten gegen Mittag weit im Süden die Silhouette einer großen Stadt erkannt. Zuerst wollte Ray-Ray zu ihr hin reiten, doch sein Bruder brachte ihn davon ab.

„Wir sollen schnellstens zum Enni, hat man uns gesagt. Was sollen wir unsere Zeit in einer Stadt vertrödeln, die wir nicht mal kennen. Zu essen und trinken haben wir genügend, und einen Umweg, ohne zu wissen, was uns dort alles erwarten kann, halte ich für unnötig. Hiesiges Geld haben wir auch nicht viel, also was sollen wir dort?“

„Vielleicht ist es aber die Stadt von diesem Landbewahrer. Vielleicht könnte er uns einige Tipps geben. Vielleicht gibt es dort auch endlich mal eine vernünftige Badeanstalt - okay, ja, wir haben nur die paar Münzen von No-Kixellus, aber du hast doch deinen unbezwingbaren Charme, und vielleicht gehört die Badeanstalt einer schönen jungen Besitzerin, und“

„Ja? Und...?“

„Ich versteh schon. Dieser No-Kixellus hat uns aufgetragen, so schnell als möglich diese beiden anderen ‚Superhelden‘ zu finden, und du lässt dich durch nichts davon abbringen, habe ich Recht?“

„Hast du.“

„Auch nicht von der Vorstellung eines heißen Bades zusammen mit einer heißen...“

„Halt die Klappe und reit!“

Und die beiden Lords ritten weiter nach Westen und ließen die Skyline von Municipalis im Süden hinter sich.

Es ging auf den frühen Abend zu, als sie den dritten größeren Fluss ihrer Reise seit der Überquerung des Nijr vor sich sahen. Wie schon zweimal vorher erkundigten sie sich nach einer Fähre. Sie wurden etwa zwei Kilometer stromaufwärts verwiesen, wo sie übergesetzt wurden, um kurz vor Einbruch der Nacht in einer kleinen Ortschaft einzutreffen.

Sie befragten einige Passanten und bekamen den Weg zum einzigen Gasthaus gewiesen.

Dort angelangt, baten sie um ein Zimmer, eine Unterkunft für die Pferde und vorab, um etwas zu Essen und zu Trinken.

Als sie dem Wirt wie hier üblich im voraus einige der fremden Münzen des Rätselmeisters ausgehändigt hatten, setzten sie sich zu Tisch. Der Wirt brachte das Bestellte, stellte es vor ihnen auf die Tischplatte und sie machten sich über eine einfache Brotsuppe, trockenes aber würziges Brot und schon etwas schales Bier her. Nach kurzer Zeit kam der Wirt wieder zu ihnen und setzte sich neben Ray-Ray.

„Ihr scheint von weit her zu kommen. Eure Pferde sind müde, und auch Ihr macht nicht den frischesten Eindruck.“

Neugieriger Fünfer, dachte Ray-Ray und biss in das einfache Brot.

Auch John hatte keine sonderliche Lust, ein Gespräch mit dem Wirt zu führen, denn in der Tat waren sie wirklich nicht mehr so ganz frisch und freuten sich auf eine erholsame Nacht; doch der Wirt ließ nicht locker.

„Da Ihr nur eine Nacht zu bleiben gedenkt, nehme ich an, dass Ihr morgen weiter reiten wollt. Ihr kamt von Westen, also wollt Ihr nach Osten.“

Schlauberger, dachte sich Ray-Ray, gab aber, genau wie sein Bruder, keine Antwort.

Dies schien der Wirt auch nicht anders erwartet zu haben, denn er redete ohne Atempause weiter: „... gestern kam nämlich meine kleine Nichte aus Quassap hier an und richtete mir folgendes aus: Oheim, sagte sie, Oheim, wenn du zwei Männer siehst, die folgendermaßen aussehen - und damit beschrieb sie in etwas Euch - so sag ihnen, sie sollen schleunigst umkehren und nach Norden reiten. Dort bräuchten zwei Prinzen dringend ihre Hilfe.

Jetzt waren unsere beiden Lords aber doch hellhörig geworden und verlangten nach weiteren Einzelheiten.

„Tut mir leid, meine Herren, viel mehr kann ich Euch leider nicht berichten. Meine Nichte ist gleich wieder weiter zu Verwandten im Süden. Sie bat mich nur noch einmal eindringlich, die Botschaft den betreffenden Männern auszurichten. Und nun entschuldigt mich, ich werde an der Theke verlangt.“

Der Wirt erhob sich wieder und ging zurück zum Schanktisch, wo er eifrig mit einigen Männern tuschelte und hin und wieder einen prüfenden Blick auf John und Ray-Ray richtete.

„Sehr merkwürdig, sehr merkwürdig. Verstehst du das?“ fragte der jüngere der beiden Brüder und nahm einen großen Schluck aus dem nicht unbedingt sauberen Bierkrug.

„Nein, keine Spur. Im Gegenteil, mir kommt das Ganze ziemlich verdächtig vor.“

„Wieso verdächtig? Gegen wen oder was?“

John zuckte die Achseln und schon seinen leeren Teller von sich.

„Ich kann es nicht genau definieren, aber irgend etwas an diesem Mann hat mich gestört.“

„Dass er eine katastrophale Bierfahne hatte?“

„Nein, natürlich nicht. Als Wirt hat er das gute Recht, nach Bier zu stinken. Nein, es war irgend etwas an seiner Art. Hast du gesehen, wie er die ganze Zeit während seiner Rede auf mein Amulett gestiert hat?“

„Na und, bis jetzt hat noch jeder das Ding angegafft, als wäre es giftig. Und dass wir immer irgendwo gebraucht würden ist auch nicht unlogisch. Drum sind wie ja das ‚C-Team‘.“

„Ja, richtig, und zwar am Enni, soweit ich mich erinnern kann.“

Ray-Ray wischte sich etwas Bierschaum von der Oberlippe und strich sich durchs blonde, leicht fettige und dringend nach einem guten Shampoo schreienden Haar.

„Mir egal für heute. Ich hau mich in die Falle. Ich überlass es dir, wo wir morgen hin reiten. Hauptsache das Ganze hat bald ein Ende. Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“ John sah zu, wie Ray-Ray aufstand, sich streckte und die Stufen zu den Schlafkammern hinaufstieg. Er selbst blieb noch ein wenig am Tisch sitzen und grübelte. Einem inneren Zwang folgend stand er plötzlich auf, vergewisserte sich, dass keiner der anderen Gäste - viel waren es sowieso nicht - zu ihm herübersah und huschte dann zur Küchentür.

Noch einmal ein prüfender Blick in den Schankraum, dann eilte er zum Hinterausgang des Wirtshauses und verschwand nach draußen. Er umrundete die

Hinterfront des Gebäudes, trat in irgend etwas Weiches und schlich an der Seitenwand vor, bis er unter dem Küchenfenster zu knien kam. Ein unangenehmer Geruch stieg in seine Nase und er hoffte, dass er von den Sohlen seiner Schuhe kam und nicht aus dem Innern der Küche.

Sein lauschendes Ohr vernahm vorerst nur die typischen Geräusche, wenn in einem Raum aufgeräumt wurde - Töpfeklappern, schepperndes Blechbesteck, ein Fluchen, als jemand mit heißem Abwaschwasser bespritzt wurde, und dann - ein heißeres Röcheln direkt unter dem Fenster. John schob sich langsam an der Außenwand empor, die zahlreichen Spinnweben und anders undefinierbares Zeug heroisch ignorierend, bis er den Fenstersims erreicht hatte. Dann ließ er seinen suchenden Blick durch die Küche wandern, und es dauerte nicht lange, bis er fand, wonach er unbewusst Ausschau gehalten hatte.

Auf der linken Seite der von Kienfackeln beleuchteten Küche waren einige Angestellte dabei, den großen verkrusteten Herd notdürftig zu säubern. Dabei warfen sie immer wieder scheue Blicke nach rechts, wo im Halbdunkel einer Nische der Wirt mit einer Gestalt sprach, die John merkwürdig vertraut vorkam.

Soweit in der Düsternis erkennbar, trug sie einen dunklen Umhang, unter dem eine schwarz-goldene Rüstung schimmerte. Das Gesicht immer gewissenhaft im Schatten verborgen, reichte die Rüstung doch aus, um aus Johns Argwohn Gewissheit werden zu lassen.

Mit dem Wirt sprach einer der Schergen Ćszudracs, einer der Männer, wie sie von dem zerstörten Anwesen des Fährmanns geflohen waren.

Lord Jared of Avarêel wollte eben sein Gewicht auf das andere Bein verlagern, da ihm das linke langsam einzuschlafen begann, als er eiskalten Stahl an seinem ungeschützten Nacken verspürte.

„Keine Bewegung,“ raunte eine Stimme dicht neben seinem Ohr.

Dann trat eine weitere Gestalt neben ihn, klopfte an das Fenster und rief halblaut: „Wir haben ihn, Fürst Autrûche.“ Bei diesen Worten richtete sich der schwarz-goldene Scherge auf und Jared of Avarêel sah eine massige Gestalt mit aufgedunsenem Gesicht, die zufrieden nickte.

„Bindet ihn und bringt ihn zu den Stallungen. Ich komme gleich nach.“

Jared fühlte, wie seine Arme nach hinten gerissen und jemand begann, seine Hände zu verschnüren. Sich dagegen zu wehren war nicht ratsam, solange eine Messerspitze an seinem Nacken kitzelte und er auf einem Bein nicht so richtig die Balance herstellen konnte. So ließ er es geschehen, dass er, an den Händen gefesselt, nach hinten gestoßen wurde, zu den Stallungen.

Dort schubsten ihn die hinterhältigen Lumpen, die er bis jetzt noch nicht richtig zu Gesicht bekommen hatte, an die Scheunenwand und hießen ihn, sich hinzusetzen. Soweit dies mit auf den Rücken gefesselten Händen und einem halb eingeschlafenen Fuß möglich war, rutschte er mehr oder weniger elegant an der Wand zu Boden. Wenigstens war hier kein Schlamm, sondern etwas Stroh, auf dem er zu sitzen kam. Er betrachtete sich die drei Figuren näher, die um ihn herum standen und auf ihren Anführer warteten. Alle trugen sie schwarze Halbrüstungen aus eisenverstärktem Leder, die Gesichter hinter dunklen Tiermasken verborgen. Da starrten ihn eine Wolfsfratze, ein Affenschädel und ein Dachsgesicht an. Nur die Mund- und Kinnpartien waren frei.

Kurz darauf trat von hinten die fette Gestalt des Oberschergen hinzu. Er bedeutete seinen drei Leuten, zurückzutreten. Ihre Waffen immer noch kampfbereit, machten die Tiermasken Platz.

„Gute Arbeit, Leute. Es ist tatsächlich einer von den Drecksäcken, die unsere Freunde vertrieben haben. Sehr schön, das Amulett hat er auch bei sich.“

Das schweißnasse Gesicht kam näher zu Jared of Avarêel herunter und grinste ihn boshaft an.

„Das war es dann, du Lump. Wenn T'Zulroc mit dir fertig ist, wirst du dir wünschen, dort geblieben zu sein, wo du vorher herumgekrochen bist, anstatt dich unserem unbesiegbaren Herrscher in den Weg zu stellen.“

Aha, ein Großsprecher, dachte sie John. Das sind mir die liebsten. Du wirst dich noch wundern, Bürschchen. Er blickte in das schmierige Schweinegesicht - dafür brauchte es nicht mal eine Maske - und überlegte, wie er ihn überlisten konnte.

„Da hat es dir wohl die Sprache verschlagen, du Wurm,“ machte Auîtrûche unbekümmert weiter.

Doch, hoppla, was war das?!?

„Kein Glück, Schweinebacke. Leute wie dich und deinen Tsulbock rauche ich normalerweise in der Pfeife. Und wenn du nicht schnell abhaust mach ich aus dir weniger als einen Wurm.“ Jetzt hieß es ablenken.

Platsch, landete die fette schmierige Pranke des Schwarz-Goldenen in Jareds Gesicht. Nicht mal richtig zuschlagen konnte die dicke Kröte, freute sich dieser.

„Noch so eine Beleidigung und ich bereite dir einen kleinen Vorgeschmack dessen, was dich bei unserem Herrscher erwartet.“

Jared of Avarêel sah erleichtert den zweiten Maskierten an die Kehle greifen und zusammenbrechen; mit angewidert verzogenem Gesicht erwiderte er: „Dann bring mich zu dieser Kanaille und verschon mich mit deinem Gesabber!“

Der dritte Maskenträger sank ebenfalls lautlos zu Boden und als der schweinsgesichtige Fürst eben wieder zuschlagen wollte, packte eine feste Hand seinen ausholenden Arm und hielt ihn fest.

„Wie? Was? Lasst das ihr Idioten!“ Der Dicke ächzte herum und stierte in das abweisende Gesicht Ravenclaws, der seinerseits mit der behandschuhten Rechten ausholte und dem Fetten in die Visage schlug, dass Schweiß und Nasenblut spritzten. Bravo, das war wenigstens ein Schlag.

„Ende Gelände, Dicker!“ Japsend hielt sich Auîtrûche die freie Hand vor sein blutendes Gesicht, in der Befürchtung, weitere Hiebe würden folgen, aber der nächste Hieb Ravenclaws kam nicht von oben sondern von unten und sich zusammenkrümmend und zwischen die Beine greifend ging Auîtrûche zu Boden, soweit es sein immer noch umklammerter rechter Arm zuließ. Ein letzter Schlag Ravenclaws in seinen Nacken machte dem Ganzen ein Ende und wie ein nasser Sack plumpste der Schwarz-Goldene zu Boden, diesmal wirklich in den Schlamm.

„Dich kann man auch keine Sekunde alleine lassen, hoch mit dir und gib mir deine Händel!“ Schnell hatte Ravenclaw die billige Fessel von Jareds Händen gelöst.

Jared of Avarêel rieb sich die Handgelenke, wenigstens war sein Fuß mittlerweile wieder aufgewacht.

„Trotzdem danke, Ray-Ray. Waren das die Einzigen?“

„Wie's aussieht schon,“ gab dieser grinsend zurück. „Und jetzt? Packen wir uns den Wirt auch noch und quetschen ihn wegen der Story mit dem Umweg nach Norden aus, oder hauen wir gleich ab?“

„Ist unser Gepäck schon bei den Pferden?“

„Noch nicht, aber gleich.“

„Okay, dann hol es bitte, ich schnapp mir den Dicken und ab geht's.“

Ray-Ray nickte und eilte davon, während sich John mit dem sackähnlichen Fürsten abmühte. Er schleifte ihn durch den Dreck, nutzte unterwegs die Gelegenheit, am nun ohnehin schon schmutzigen Umhang des Bewusstlosen seinen schmutzigen Stiefel abzuwischen, und ließ ihn dann bei den Pferden wieder zu Boden gleiten. Sein Bruder hatte unterdessen ihr Gepäck gebracht und nachdem sie ihre Rösser gesattelt hatten, suchten sie ein herrenloses Packpferd, wuchteten den Fettsack hinauf und zurrten ihn fest. Sollte der Wirt doch dem Besitzer des Packpferdes erklären, wohin dieses verschwunden war! Vorsichtig führten sie die Rösser aus dem Stall hinaus auf die Straße.

Es begegnete ihnen niemand und sobald sie außerhalb der Ortschaft waren, saßen sie auf und galoppierten in die Nacht hinein.

Als der dicke Fürst unterwegs aus seinem Koma erwachte und brutal zu fluchen und schimpfen begann, verabreichte ihm Ray-Ray eine weitere Ohrfeige und stopfte ihm ein Stück des verdreckten Umhangs als Knebel zwischen die Zähne.

Ihre Nachtruhe verbrachten die zwei Lords an einem Waldrand, den dicken an einen fast ebenso so kräftigen Baum gefesselt.

Bei Tagesanbruch waren sie schon wieder unterwegs.

Ballast

Die durchschnittliche Tagesausgabe der amerikanischen Parlamentsnachrichten ‚Congressional Report‘ enthält mehr als vier Millionen Worte - ungefähr den Umfang von 20 langen Romanen. Sie wird über Nacht gedruckt und veröffentlicht..

„Jetzt kann es aber nicht mehr lange dauern.“
„Was?“

„Bis wir in dieses Tal kommen. Da vorn sehe ich einen breiten Strom, könntest du übrigens auch sehen, wenn du in die gleiche Richtung blicken würdest.“

„Es reicht schon, wenn du ihn siehst. Mich interessiert mehr, ob wir verfolgt werden oder nicht.“

„Und?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Na also, wir sind doch wahre Glückspilze. Dann weiter.“

Sie verließen die Anhöhe und ließen ihre Pferde gemütlich weitertraben. Jetzt konnten sie den Fluss auch schon erkennen, ohne erst irgendwo hinauf zu müssen.

„Brauchen wir bloß noch ein Tal, den dazugehörenden Fluss scheinen wir jetzt ja zu haben.“

„Wie wahr! Wie wahr!“ Jareds Blick folgte dem Flusslauf nach beiden Seiten.

„Und jetzt? Nach links oder nach rechts?“

Da war guter Rat in der Tat teuer. Sie entschieden sich für links, ohne einen bestimmten Grund dafür nennen zu können. Nur, für eine Richtung mussten sie sich nun mal entscheiden, und sich zu trennen kam für sie nicht in Frage. Zwar sollte man ein Tal eher da vermuten, wo der Fluss noch jünger ist, als stromaufwärts, was in diesem Fall nach rechts bedeutet hätte, da es aber genauso gut größere Täler geben konnte, machte es ihrer Meinung nach absolut keinen Unterschied, dass sie nun nach links ritten, also stromabwärts, nach Norden.

Es war kurz vor Mittag, als sie in der Ferne neben dem blauen Band des Enni einen weiteren, noch breiteren Strom ausmachten.

„Wenigstens haben wir diesen Teil des Bachs erfolgreich abgesucht,“ maulte Ray-Ray, „aber wenn wir schon mal soweit sind, dann können wir auch noch bis zur Mündung des einen in den anderen reiten,“ schlug er vor.

Und das taten sie und kamen nach - Quassap.

Also war die Bauchentscheidung richtig, denn in Quassap erfuhren sie von einer aufgeregten Kinderschar, der sie erklärten, was Tsetim wirklich bedeutete, welche Nachricht die Prinzen Eisenfaust und Hetjuskapur für sie hinterlassen hatten.

„Da werd noch einer schlau draus,“ empörte sich Ravenclaw, „erst heißt es, auf ins Enni-Tal, dann salbadert der Wirt was von Norden, und jetzt erfahren, das Meeting finde in irgendwelchen Tetrapacks statt. Was sagst du dazu, Freund Schweinebacke?“

Der Angesprochene gab nur ein undeutliches Nuscheln von sich. Ravenclaw band ihn los und gab ihm einen Schubs dass er klatschend auf den Dorfplatz fiel, mit dem Rücken direkt in eine Kloakenpfütze.

„Ein Schwein in der Suhle“ fuhr es Jared durch den Kopf.

Jetzt erst schienen die Kinder zu erkennen, was das für ein merkwürdiges Bündel gewesen war auf dem Packpferd.

Die bereits bekannte, rothaarige Tatûu trat zu dem sich im Dreck wälzenden schwarz-goldenen Gerüsteten und stierte ihn hasserfüllt an. Dann spuckte sie ihm ins Gesicht und rannte davon zu ihren Kameraden und Freundinnen, verschwand mit ihnen hinter einer der Hütten und ließ die drei Männer allein.

Jared zerrte Atrûche den Knebel aus den Zähnen und der so Befreite atmete erst einmal kräftig durch. Getrocknetes Blut aus seiner Nase, Schleim aus derselben und Spucke aus den Mundwinkeln verzerrten sein ohnehin hasserfülltes Gesicht noch mehr. Er wollte schon zu einer seiner grässlichen Verwünschungen ansetzen als ein Blick auf Ravenclaws erhobene Schlaghand ihn sogleich wieder verstummen ließ. Er beließ es bei wutentbrannten Blicken aus seinen kleinen Schweinsäuglein.

„Und was machen wir jetzt mit dem?“

„Als Geisel mitnehmen, falls uns seine Leute verfolgen.“

„Was sie aber definitiv nicht tun. Ich hab schließlich gute Augen.“

„Na ja, ich meine auch nur, gesetzt den Fall, dass doch...“

„Diesen Fall gibt es nicht!!!“

„Okay,“ schulterzuckend gab Jared nach. „Nur, dann brauchen wir ihn auch nicht mehr, dann ist er genau genommen nur überflüssiger, Proviant verbrauchender Ballast. Und was macht man mit Ballast? Man wirft ihn ab.“

„Genau, du sagst es, lassen wir ihn hier!“

Plötzlich stand die kleine Tatûu wieder neben ihnen. „Richtig, edle Prinzen, lasst ihn hier bei uns. Wir haben gute Verwendung für ihn. In unseren Liedern fehlen noch die Zeilen der Rache.“

Die zwei Brüder waren erschrocken über die Härte in den Gesichtszügen des Mädchens.

„Wie meinst du das mit der Rache, Mädchen?“

„Tatûu, ich heiße Tatûu!“ Begriffen denn das die Erwachsenen nie, dass auch Kinder gern beim Namen angesprochen werden wollten. „Ich habe Euch doch erzählt, dass es Leute wie er waren, die unsere Familien verschleppt und erschlagen haben.“

„Ja, wissen wir, Tatûu, aber...“

„Eines unserer Lieblingslieder, Herr, ist das Lied von der ‚Grausamen Königin‘, obwohl unsere Eltern dieses Lied gar nicht gern von uns hörten. Sie meinten, es sei jugendgefährdend oder so.“

Langsam dämmerte es den beiden Lords, was die Kinder mit dem gefesselten Atrûche anstellen konnten und wohl auch wollten. Und ein Blick in die harten Gesichter Tatûus und einiger anderer hinzugekommener Kinder bestätigte ihre Vermutung. Aber, konnten sie das zulassen? Konnten sie einen Mann, auch wenn er ein Gewaltverbrecher war wie dieser Schweinekopf, der Lynchjustiz hassender Kinder überlassen?

Jared sah seinen Bruder hilfesuchend an, und dieser nickte kaum merklich mit dem Kopf.

Ja, sie konnten! Wenn sie an das dachten, was sie beim Fährhaus erlebt hatten, so wichen ihre Skrupel schnell einem Verständnis für die Rachegefühle der Kinder.

Der gefesselte Atrûche hatte mit angstgeweiteten Augen - Ravenclaw wunderte sich, wie groß die winzigen Schweineäuglein werden konnten - die Unterredung verfolgt, und als er jetzt zuerst Ravenclaw und dann auch noch Jared zustimmend nicken sah, fing er an zu jammern.

„Aber, aber um T'Zulrocs Willen, das könnt ihr doch nicht zulassen. Diese kleinen Kröten werden mich umbringen, sie werden mich quälen, sie werden mir wehtun. Herren, Prinzen, Lords - habt Erbarmen. Nein, nehmt mich mit, ich kann Euch von großem Nutzen sein. Ich kenne die Gegend, in die Euch die Kinder schicken wollen. Nein, bei allem, was Euch heilig ist...“

„Da fällt mir so auf Anhieb nichts ein, du Memme. Und deshalb, und nicht nur deshalb, steht unser Entschluss fest.“

Jared wandte sich an die fiebrig wartende Kinderschar.

„Nehmt ihn, und passt nur auf, dass er euch nicht entwischt!“

„Oh, keine Sorge, werter Prinz. Der entkommt uns nicht mehr. Vielen, vielen Dank! Pakt ihn Freunde.“

Unter lauten Gejohle und noch lauterem Gejammer und Geschrei wurde der panisch strampelnde Fürst von den Kindern davon gezerrt. Nur Tatû blieb noch bei den zwei Brüdern und sah schweigsam in deren Gesichter. Keine Freude war in ihrer Miene zu lesen, aber auch kein direkter Hass mehr, nur Gleichgültigkeit und Trauer. Dann knickte sie kurz vor den beiden Lords und wandte sich auch ab und folgte den anderen und deren makabrer Beute.

„Tja, und wir, wir sollten machen, dass wir weiterkommen. Viel Abenteuer warten noch auf uns.“

„Quatsch! Viel Ärger wolltest du wohl sagen, Lord Prinz Jared von Ariel!“

„Avarêl, du Banause!“

Sie luden einige der von der Kindern bereitgelegten Dörrfische auf ihr nunmehr freies drittes Pferd, hieften sich selbst wieder in ihre Sättel und preschten aus dem halbverlassenen Fischerdorf, als hinter ihnen der erste langgezogene Schmerzensschrei ertönte.

Sie kanterten den Weg, den sie gekommen waren, wieder soweit zurück nach Süden, bis sie den Enni an einer seichten Furt überqueren konnten.

Auf der anderen Seite des Flusses machten sie erst mal Rast, Ravenclaw versicherte sich noch einmal, dass ihnen niemand folgte, dann ruhten sie sich und die Pferde eine knappe Stunde aus, ehe sie wieder aufbrachen, zu dem prophezeiten Treffpunkt am Rande der Netrapkas.

Sie erreichten den ersten Posten der bewaffneten Heerschar am Abend des folgenden Tages. Schnell verbreitete sich die Kunde von ihrer Ankunft im ganzen Lager, und sie wurden von interessiert blickenden Lanzenträgern zu dem großen Zelt in der Mitte geleitet, wo sie bereits von Hauptmann Hammer erwartet wurden.

Dieser schritt freudestrahlend auf sie zu und begrüßte sie mit militärischer Exaktheit. Dann bat er sie in sein Zelt, nachdem er die Pferde einem Soldaten anvertraut hatte. Drinnen ließen sie sich auf die harten Feldstühle nieder und der Hauptmann stellte vor sie auf den Kartentisch zwei Becher klaren kühlen Bieres.

„Ah, das tut gut!“ Ravenclaw leerte seinen Becher auf einen Zug, sein Bruder war etwas bedächtiger, er vertrug das starke Gebräu nicht so gut.

„Bier brauen können sie hier jedenfalls hervorragend. Alle Achtung, Hauptmann!“

„Danke, edle Herren,“ den vierschrötigen Hauptmann erfreute das Lob des Prinzen sichtlich.

„Wo sind denn nun die Prinzen Eisenfaust und Hetjuskapur? Wir sollten sie doch hier treffen.“

Auf Jareds Frage hin erzählte Hammer ihnen, wo sich die beiden anderen Inkarnationen des EWIGEN HELDEN zur Zeit befanden, und wann sie wieder bei ihnen sein wollten. Er hatte seine Erzählung gerade beendet, und Ravenclaw den dritten Becher Bier geleert, da wurde der Zeltvorhang aufgerissen und ein Wachsoldat machte freudig Meldung.

„Sie sind wieder da. Eisenfaust und Hetjuskapur sind gerade zurückgekehrt.“

Hammer und seine beiden Gäste sprangen auf und eilten hinaus.

„Jetzt wird’s spannend,“ murmelte Ravenclaw, „jetzt wird’s spannend.“

Gefolgt von einem Dutzend Lanzenträger kamen Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den und Prinz Hetjuskapur mit ihrem Drachen eine Zeltgasse entlang.

Und zum erstenmal lernten sich alle vier Helden gegenseitig kennen, und was für ein Erkennen das war!

Ray-Ray wollte seinen Augen nicht trauen, John hatte fast schon so etwas vermutet und Vladimir und Remulus waren schier aus dem Häuschen. Alle vier tobten herum wie kleine Kinder, lachten und tanzten umeinander, als wenn sie alleine auf der Welt wären. Die Soldaten standen staunend um sie herum, doch auch sie freuten sich über die Wiedersehenstänze der vier Männer, wenngleich sich der eine oder andere alte Haudegen fragte, ob das gut gehen konnte, mit vier solchen Kindsköpfen als heimliche Anführer ihrer Queste. Selbst Eddie schien mitmachen zu wollen. Er blies riesige Dampfwolken in den Abendhimmel und schubste spielerisch die neben ihm stehenden Männer zu Boden.

Endlich kam der Hexentrubel zum Stillstand und die vier Freunde hielten inne und schauten sich lachend an.

„Mann, bin ich froh, dass ihr es seid.“ Aus Vladimirs Worten klang eine unbändige Gelöstheit. „Jetzt kann ja nichts mehr schief gehen, das ‚C-Team‘ ist wieder komplett.“

„Genau, Jungs. Jetzt hat der ganze Alptraum ein Ende, jetzt nichts wie in die Dutzelberge, oder wie sie hießen, das Blaue Loch suchen und zurück in unsere Zeit!“

Stille - „äh“ - Stille - „hab ich was Falsches gesagt?“

„Na ja, was heißt Falsches? Nicht direkt, klar müssen wir uns irgendwann überlegen, wie wir wieder nach Hause können, aber zuerst haben wir hier noch...“

„Was haben wir hier noch? Was haben wir hier noch? Nichts, oder?“

„Lord Ravenclaw!“ Hammer und einiger der näher stehenden Männer sahen schon misstrauisch zu den vier Freunden herüber. „Lord Ravenclaw, muss ich Euch wirklich erinnern, was unsere Aufgabe ist?“

Auch Eisenfaust und Hetjuskapur schickten warnende Blick zu dem jüngeren Bruder Lord Jareds.

„Oh, äh - na... natürlich, klar, klar. Kein Problem. Die Wiedersehensfreude. Ihr versteht doch? Oder? Unsere Aufgabe, okay, okay. Kein Problem. Tut einfach so, als hätte ich nichts gesagt. In Ordnung?“

„Ein Schwur!“ zischte Hammer Jared zu. „Schnell, ein Schwur, oder was in der Art!“

Genau! Auch Hetjuskapur hatte Hammers warnenden Hinweis verstanden. Er berührte seinen Zwillingbruder an der Schulter und schob ihn zu Ravenclaw. Dann zog er ehrfurchtsvoll sein Runenschwert aus der Scheide, sein Bruder ließ die Blutklinge in seine Hand gleiten und mit ruhiger, lauter und würdiger Stimme hub der wenige Minuten ältere Zwilling an.

„Im Zeichen der beiden Heldenschwerter Blutklinge und Runenschwert und im Namen der Zwillingsschwerter Šcofaldur und Ulgus-T'ar, die zu uns stoßen werden, geloben wir, die Lords Jared of Avarêel und Ravenclaw und die Prinzen Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den und Hetjuskapur, nicht eher zu ruhen, nicht eher dieses Land zu verlassen, bis der Hochlord des Chaos, bis T'Zulroc besiegt und Friede im Land wieder zurückgekehrt ist!“

Die rechten Hände mit den Schwertern empor gestreckt, hoben Vladimir und Remulus ihre linken Hände in die Mitte und Ray-Ray und John schlugen mit ihren Rechten ein.

„Alle für einen, einer für alle!“ war zwar etwas unpassend und ausgeliehen aus ihrer eigenen Zeit, wusste hier aber keiner und wirkte dafür umso besser.

„Edle Lords und Prinzen, wir danken für Eure Bereitschaft und Eure Treue in unser Land. Auch wir werden unseren Teil dazu beitragen, und an Eurer Seite sein, bis uns der Sieg oder der Tod trennt.“ Hammers Worte trugen ihren Teil dazu bei, dass die Soldaten in Ehrfurcht niederknieten und Ray-Rays Ausrutscher schon der Vergessenheit angehörte.

Dann bat Hammer die vier Freunde in sein Zelt, ließ weitere Stühle, Essen und Trinken herbeischaffen und während er wieder nach draußen trat, um im Lager weiterhin für Ordnung zu sorgen, setzte sich das ‚C-Team‘ an den umfunktionierten Kartentisch, labte sich an den kargen Soldatenmahlzeiten und immer wieder lachend und sich unterbrechend erzählten sie sich ihre Abenteuer bis spät in die Nacht.

Als sie sich endlich, erschöpft vom vielen Bier und den vielen Geschichten, niederlegten, stand es schlecht um die Dinge Graf Ćszudrac, denn wiedervereint war das ‚C-Team‘ auch von Zauberern, Hexern und anderen mysteriösen Gestalten nicht so schnell zu knacken.

In einer stillen Ecke wisperten sich zwei Schwerter ihre Freude zu, endlich wieder in die Schlacht ziehen zu können, die Soldaten in ihren Zelten freuten sich auf ruhmreiche Taten und fern, in einer Burg in den Netrapkas ahnte ein gewisser Acdarul nicht, was ihm demnächst blühte.

FRAXM

„Was mich noch interessiert. Dieser EWIGE HELD, was ist der denn nun für ein Landsmann? Jeder der vier hat einen völlig sich von den anderen unterscheidenden Namen.“

„*Wieso Landsmann? Universale Helden brauchen keine Heimat.*“

„Du meinst Universal Soldiers! Aber die haben wenigstens alle englische Namen und nicht so Zungenbrecher wie Hetjuskapur oder Avarêel.“

„**Ja, genau - und Sex war auch noch nicht da!**“

„Ich dachte, er wäre zu Bett gebracht worden.“

„*Ich sehe schon, ich muss dazu etwas erklären. Hetjuskapur ist isländisch, Ravenclaw ist englisch, Eisenfaust deutsch und Jared ist, tja, hm, vielleicht krakotantisch?*“

„Wie bitte?“

„**Ist krakotantisch so etwas ähnliches wie Esperanto?**“

„*Oh Mann, wolltet ihr 'ne Geschichte, 'ne phantastische Geschichte, oder 'ne Germanistikstunde?*“

„Einverstanden, sollen sie heißen wie sie wollen.“

„**Was soll das? Ich brauche keinen Schlafanzug!! - Weg da!**“

„**Aber ich hab' noch 'ne Frage.**“

„Und?“

„**Was passiert unterdessen in der Echtzeit des ‚C-Teams‘? Werden sie dort gar nicht vermisst, oder so was?**“

„*Hab' ich schon mal darauf hingewiesen, dass die Geschichte etwas länger ist als üblich? Habe ich? Ja? Na gut - dann wartet doch einfach den weiteren Verlauf ab, vielleicht klären sie eure Fragen ja alle von selbst. Ihr wart auch schon mal geduldiger!*“

„Wir waren auch schon mal jünger - zumindest theoretisch. Aber ja, du hast Recht. Bis jetzt ist es zudem auch eine gute Geschichte. Also, erzähl bitte weiter.“

„**Hau ab, oder ich zieh dir eine mit der Krücke über. Und lass mir meine Pillen da, verdammt noch mal!**“

Spinnen

Ein einzelliges Lebewesen, das Paramäzium, teilt sich in zwei Teile, wenn es etwa 22 Stunden alt ist. Wenn ein einziges Paramäzium am 1. Januar beginnen würde, sich zu teilen, und seine gesamten Nachkommen überleben würden, würden sie am 7. März das Volumen von vier Kubikmeter füllen, und am 12. April würden sie das Volumen der Erde erreichen.

Schlurfenden Schrittes schlich eine verkrüppelte Gestalt durch die alten, modrigen, von Spinnweben überwucherten Gänge. Die flackernde Kerze in dem verrosteten Halter ließ hin und wieder eine huschende Bewegung in den dichten Gespinsten erahnen, und misstrauisch blickte der Bucklige immer wieder hinter sich. Er war in einen schwarzen Kapuzenumhang gekleidet, der auch schon bessere Tage gesehen hatte. An diversen Stellen schimmerte trotz des düsteren Lichtes blasses Fleisch durch dünne Webstellen.

Vor einer schimmeligen Holztür hielt der Bucklige an und stellte den Kerzenleuchter auf den rauen Steinboden. Er atmete tief durch und fuhr sich mit der Hand über sein Gesicht, und was für ein Gesicht! Unter der Kapuze lugte ein kantiges, leicht verschobenes Kinn hervor, darüber drohte ein Ungetüm von Nase und dann, ja dann schielten zwei Augen in die Dunkelheit des Ganges, zwei Augen, die förmlich aus ihren Höhlen quollen. Und sie schielten wirklich, jedes äugte in eine andere Richtung, und wer diese Glupschaugen bei Tage besehen hätte, würde bemerkt haben, dass sie trübe und glanzlos wirkten, als ob sie seit Ewigkeiten keinen Sonnenstrahl mehr gesehen hätten.

Der bucklige Mann stemmte sich kräftig gegen die verschimmelten Bretter und stöhnend wich die Holztür einen Spalt zurück, gerade viel genug, um einen schwächtigen Kerl wie ihn hindurch zulassen. Er bückte sich wieder zu seiner Kerze, wobei sein ohnehin schon von einem hässlichen Buckel verunstalteter Körper die Form einer sich sträubenden Katze bekam.

Noch einmal missmutig nach hinten blickend zwängte er sich durch den Spalt und schloss die Tür von der anderen Seite auf die gleiche umständliche Weise.

Dann schlurfte er weiter, als von irgendwo aus den düsteren Gänge eine mächtige Stimme dröhnte: „Igor, verfluchter Krüppel, wo bleibst du denn so lang?“

Beim ersten Ton der verhassten Stimme verkrampften sich die dünnen Finger des Buckligen und er fletschte seine gelben Zähne. Doch er erwiderte nichts und beschleunigte nur seine Schritte.

Mehrere Gänge und Räume weiter saß Acdarul vor seinem Arbeitstisch und blickte auf die schwarzen Folianten, die aufgeschlagen vor ihm lagen. Missgestimmt runzelte er seine glatte Stirn und trommelte mit den langen schlanken Fingern auf dem schweren Tisch.

Dann stand er raschelnd auf und schritt zu einem reich verzierten Schrank, der in einer Ecke des von zwei Kandelabern beleuchteten Gelasses stand. Dort wühlte er eine Zeitlang in alten staubigen Schriftrollen, schien aber nicht zu finden, wonach er gesucht hatte. Er ballte wütend die Fäuste und kehrte zum Tisch zurück.

Unter dem offenen Türrahmen erblickte er Igor, der regungslos dastand und seinen Herrn stumpfsinnig ansah.

„Na endlich! Los, komm her! Du musst etwas für mich erledigen.“
Die Stimme Acdaruls durchschnitt beißend die stickige Luft und Igor konnte ein leichtes Zittern seiner Hände nicht unterdrücken, als er an den Tisch schlurfte.
„Ich brauche sofort frische Eier der wilden Zeltdachspinne *Uroctea durandi*. Und versuch nicht wieder, den Auftrag dazu zu benutzen, dich davonschleichen zu wollen. Du weißt, was dir beim nächsten Mal blüht. Brich jetzt auf, die Nacht ist noch lang genug, dass du vor Sonnenaufgang wieder hier sein kannst. Drei bis vier Eier, und zwar frische, verstanden?“
Igor hatte wohl verstanden, und in seinem Gehirn jagte eine verrückte Idee die andere. Doch äußerlich tat er unbeteiligt und tölpelhaft wie immer, nickte nur bejahend und verließ geräuschvoll das Zimmer des Grafen.
Dieser sah ihm nach, bis Igor den Raum wieder von außen geschlossen hatte.
„Irgend etwas geht hier vor, beim Netz der *Latrodectus*,“ murmelte er dann. „Ich weiß noch nicht genau was, aber irgend etwas, das mir ganz und gar nicht gefällt. Hoffentlich hilft dieser Zauber, wenn nur bald die Eier da wären.“
Unruhig wanderte der große Mann in seinem Zimmer auf und ab. Der lange Mantel wehte hinter ihm her, und für einen flüchtigen Beobachter sah es so aus, als würde Acdarul den Boden gar nicht berühren, vielmehr als trüge ihn sein Mantel wie ein paar riesige Schwingen hin und her.
Acdarul blieb vor einer kleinen Fensteröffnung stehen und schaute hinaus in die Nacht, hinaus in das Gebirge der Netrapkas, wo sein Diener Igor jetzt unterwegs war zu den riesigen wilden Mutationen der Zeltdachspinne *Uroctea durandi*.

Mit einer Behändigkeit und Leichtfüßigkeit, die man dem alten Igor gar nicht zugetraut hätte, huschte dieser über die Felsen und Matten, immer wieder sichernd stehen bleibend.

Noch war es nicht so gefährlich, noch befand er sich im direkten Einflussbereich Acdaruls. Hier lebten die gezähmten Wolfsspinnen *Lycosa rabida*, auch sie übergroße Mutationen des Grafen. Doch weiter draußen hausten ihre wilden Artgenossinnen, und auch, in ihren gruseligen Höhlen, die gigantischen Zeltdachspinnen. Es würde ganz schön heikel werden, ausgerechnet eines ihrer Gelege zu berauben. Und doch, immer noch besser, hier herumzusausen, zwischen wilden Riesenspinnen, als direkt unter den bösen Augen des Grafen sich aufhalten zu müssen.

Nach einer knappen Viertelstunde blieb Igor wieder stehen und tastete prüfend nach dem kleinen Beutel an seiner Seite. Jetzt war es soweit, er konnte sie schon förmlich riechen, die großen *Uroctea durandi*. Er öffnete seinen Beutel und zog eine winzige knöcherne Pfeife hervor. Sie stellte den einzigen wirksamen Schutz dar, den er gegen die Riesen-Gliederfüßler aufbieten konnte. Die kleine Knochenpfeife erzeugte beim Hineinblasen einen für das menschliche Ohr nicht wahrnehmbaren Ton, nicht einmal die hochsensiblen Hunden würden ihn hören können, eigentlich war es auch gar kein richtiger Ton, der aus ihr kam. Es waren mehr die magischen Stimmen, die Acdarul in ihr gefangen hielt. Sie lähmten die Spinnen vorübergehend, nur schnell musste es gehen, denn diese Lähmung hielt nie mehr als ein paar Minuten, dann hatte die Pfeife ihre Wirkung verloren.

Igor schob sich den kleinen geschnitzten Knochen zwischen die Zähne und schlich weiter. Er hielt sorgsam Ausschau nach den verräterischen Fangfäden, die um die Gelege der wilden *Uroctea durandi* lagen. Für einen erfahrenen Wanderer

stellten diese Spinnen an sich kaum eine Gefahr dar, denn sie waren keine Jagd-, sondern reine Fallenspinnen und ließen vorbeiziehende Lebewesen in aller Regel in Ruhe, solange sie nicht über einen der Fangfäden stolperten und daran hängen blieben.

Dann hatte Igor einen, wie er erkannte, noch ganz frischen Fangfaden entdeckt und unwillkürlich schlug sein Herz schneller, etwa 85 mal pro Minute. Das könnte ein frisches Gelege sein, mit frischen Eiern. Er überstieg den klebrigen Faden, der fast schon mehr ein Seil war und versuchte zu erkennen, wo er endete. Soweit er ihn verfolgen konnte, führte er zu einer kleinen Höhle, etwa zwanzig Schritt entfernt.

Sehr gut, dachte Igor, die Spinne scheint noch jung zu sein, der Größe ihrer Höhle nach. Sie dürfte den Klang seiner Pfeife noch nie gehört haben, vielleicht spräche sie etwas länger auf sie an. Er schlich zu der dunklen Höhle, immer darauf bedacht, auf keinen Fall den im Mondlicht schimmernden Faden zu berühren.

Dann stand er vor dem schwarzen Loch, undeutlich konnte er sehen, dass auch von anderen Seiten Fäden zu ihm führten. Er beugte sich vor und versuchte, in die Höhle zu sehen. Meistens, so war seine Erfahrung, war das Hauptnetz der Spinne, einem Zelt ähnelnd, etwa zwei bis drei Meter neben dem Höhleneingang verankert, und von dort breitete es sich über den ganzen Höhlenraum aus, am dichtesten würde es natürlich über dem Gelege selbst liegen.

Igor zog ein scharfes Messer aus seinem Gürtel, holte tief Luft und sprang vor. Noch im Sprung blies er, was seine Lungen hergaben.

In der Höhle war es muffig, was ihn aber nicht störte, Acdaruls Gänge standen dem in nichts nach. Er erkannte sofort den großen schwarzen Körper, der etwa fünf Meter weiter im dicken Netz hing und ihn anzustarren schien.

Igors Blicke huschten umher, seine Lunge pustete und pustete, dann hatte er das kokonartige Gelege entdeckt. Er umrundete die apathisch in ihrem Netz kauernde Spinne und begann mit schnellen und kräftigen Schnitten, die leimigen Fäden über den Eiern zu zerschneiden. Nach ein, zwei Minuten, die Lunge wollte ihm allmählich platzen, war er bei dem Gelege angelangt. Tatsächlich, die Eier waren noch keine zwei Tage alt. Igor fischte vier der schleimigen, tennisballgroßen weißen Kugeln aus dem Gespinst und stopfte sie in den kleinen Sack, den er über der Schulter trug.

Da, er glaubte, eine Bewegung am Rand seines Gesichtsfeldes wahrgenommen zu haben.

Hastig drehte er sich um und bemerkte erschreckt, dass sich die riesige Spinnenmutter schwerfällig zu bewegen begann. Die Wirkung der Pfeife hatte nachgelassen, jetzt half ihm nur noch Schnelligkeit. Denn war die Zeltdachspinne *Uroctea durandi* erst einmal wieder ganz wach, und das konnte jeden Augenblick der Fall sein, dann hatte er keine Chance mehr, aus der Höhle wieder herauszukommen.

Die letzten Spinnweben von sich schüttelnd raste Igor die paar Schritte zum Höhleneingang und stolperte über einen der Fangfäden.

Er rappelte sich gehetzt wieder auf und versuchte, seinen Fuß von dem klebrigen Seil los zu bekommen. Während er wie verrückte zerrte und riss, drehte er sich mit klappernden Zähnen um. Noch immer etwas benommen, aber schon erheblich sicherer als vorher, ließ sich die Spinne zu Boden gleiten und ihre starren Kugelaugen flackerten Unheil verheißend zu dem zappelnden und wütenden Mann

hinüber. Bedächtig, ihrer Beute am Fangfaden gewiss, stakste sie durch die Höhle. Doch - man soll den Bären erst häuten, wenn man ihn erlegt hat - in buchstäblich letzter Sekunden erinnerte sich Igor an sein scharfes Messer. Ein, zwei schnelle Schnitte, dann war der Fangfaden durchtrennt und so schnell war der Bucklige noch nie in seinem Leben gerannt, wie jetzt, als er aus dem Bereich anderen Fangfäden raste, den kleinen Hügel hinunter, um ein Haar in die tückische Falle einer anderen Spinne.

Aufkeuchend blieb er stehen und lehnte sich gegen einen kahlen Baumstamm. Zum Glück verließen die jungen Spinnen so gut wie nie ihre einmal gewählte Höhle.

Allmählich beruhigte sich Igors Atmung wieder, etwa 20 bis 22 mal pro Minute, und er tastete zufrieden nach seinem Beutel, in dem die vier Spinneneier schwabbelten.

Vielleicht würde ihn Acdarul jetzt etwas in Ruhe lassen, solange er mit den Eiern experimentierte, überlegte Igor, und stieß sich von dem Baum ab, um wieder zur Burg des Grafen zurückzukehren.

Er war noch keine drei Schritte gekommen, als er wie angewurzelt stehen blieb. Vor ihm, mitten auf der Lichtung, stand plötzlich eine Gestalt, wie er sie hier noch nie gesehen hatte. Groß wie ein Bär, bewegungslos, so dass er erst einmal benommen den Kopf schüttelte und dann noch einmal hin sah. Doch sie stand noch immer da, wo sie vorhin war. Igor trat unsicher einen Schritt zurück, genau in zwei kräftige Arme, die sich wie Schraubstöcke um seinen schwächtigen Körper legten.

„Ich hab’ ihn,“ hörte er jemanden neben seinem Kopf flüstern.

„Dann bloß weg hier, mir gehen diese blöden Spinnfäden langsam auf den Geist.“

Igor fühlte sich nach hinten gezerrt, die große Gestalt vor ihm bewegte sich und verschwand seitlich aus seinem Kapuzenfeld. Er wurde herumgerissen und starrte in das düstere Gesicht eines jungen Mannes, der ihn kurz musterte, dann explodierte irgendwo in seinem Kopf eine Bombe und er bekam nicht mehr mit, wie ihn zwei Männer packten und wegtrugen.

Unterdessen wartete Acdarul ungeduldig in seinem Burgzimmer auf die Rückkehr seines Dieners.

„Der Krüppel wird immer unzuverlässiger. Er wird doch nicht wieder abhauen wollen. Ich erwisch ihn ja doch wieder. Ohne mich überlebt er nicht, das weiß er doch. Wo bleibt er bloß? Oder hat ihn endlich eine der Spinnen erwischt. Das wäre natürlich schade - wegen der Eier!“

Wütend wandte sich der Graf von der Fensteröffnung ab und schritt zur Tür. Er verharrte noch einmal kurz und verließ dann sein Arbeitszimmer. Draußen im Gang griff er sich eine Fackel aus einer Wandhalterung und begann, die Stufen zu einem hohen Turm hinaufzusteigen. Igor würde ihn schon finden, wenn er kam. Aber in der Zwischenzeit konnte er schon einmal zu seinem Liebling gehen, der ihn bei seinen Experimenten ohnehin unterstützen musste.

Nach 327 Stufen erreichte er schnaufend die Spitze des Turms. Er nahm sich zum wiederholten Male vor, sich etwas auszudenken, das die mühsame Treppensteigerei überflüssig machen würde. Er wusste bloß nicht genau, was das sein könnte. Vor einer mit mehreren Riegeln verschlossenen Tür steckte er die Fackel wieder in einen Wandhalter und begann, die verschiedenen Schlösser mit

mehreren kleinen und großen Schlüsseln aufzusperren. Dann schob er die Riegel zur Seite, schaute noch einmal sichernd den dunklen Wendelgang hinunter und schlüpfte in den Raum.

In der Dachkammer herrschte halbdunkles Licht, das durch einige schmale Mauerritzen, ehemalige Fensternischen, nun überwuchert und verwoben, von der Mondnacht hereindrang.

Satt fiel die schwere Tür hinter Acdarul in ihre Schlösser und der Hexer versuchte, in der Düsternis zu erkennen, wo sein Liebling lauerte. Er konnte ihn nicht sofort entdecken und zog sicherheitshalber eine kleine graurote Kugel aus seinem Umhang und zerdrückte sie zwischen den Fingern. Sofort strömte süßlicher Blutgeruch durch den Raum, und Acdarul konnte sicher sein, dass ihn seine Lieblingsspinne nicht mit einem potentiellen Opfer verwechselte.

Vorsichtig stieg der Herr der Finsternis über einige dicke Spinnfäden und trat weiter in den Raum hinein. Sein Ziel war der große, merkwürdig geformte Spiegel in der Mitte des Turmzimmers. Er war schon fast bei ihm angelangt und noch immer keine Spur von seiner Spinne.

Vor dem Spiegel blieb Acdarul stehen und sah sich prüfend um. Seine ohnehin sehr guten nachtsichtigen Augen hatten sich zwischenzeitlich an die Düsternis hier gewöhnt und er spähte durch das dichte Gewirr von Spinnfäden.

„Böceňà, meine Kleine, wo steckst du denn? Ich bin es.“

Merkwürdig, dachte er sich, sonst konnte sie es nie erwarten, bis er ihr Gesellschaft leistete, und heute kam sie nicht einmal auf sein Rufen.

Noch einmal halblaut: „Böceňà, was ist? Komm zu deinem Herrn.“

Er zerdrückte eine weitere der nach frischem Blut duftenden kleinen Kugeln. Diesem Geruch hatte sie noch nie widerstehen können. Endlich nahmen seine Augen tief hinten in dem Fädenwirrwarr eine Bewegung war.

„Böceňà?“ Sein Ruf war eher zögernd, denn fordernd. Selbst ihm, dem Fürsten der Nacht, wurde es langsam unheimlich. Er ging vorsichtig auf die dunkle Stelle zu. Wieder schien sich etwas zu bewegen, leicht vibrierten einige der dicken Spinnfäden.

Wenige Schritte, bevor das Spinnwebendickicht undurchdringlich wurde, verharrte Acdarul.

Aus dem Hintergrund des Raumes tastete sich langsam ein behaartes Bein hervor. Dann schob sich daneben das zweite, mit Klauen bewehrte Bein, durch die Spinnfäden.

„Böceňà? Ist irgend etwas nicht in Ordnung mit dir?“ Acdarul spitzte seine langen Vampirohren. Ganz leicht drang ein Seufzen zu ihm. Qualvolle Minuten verstrichen, bis sich Böceňà ganz aus der Dunkelheit geschält hatte, und dann kauerte die monströse Riesenausgabe einer Vogelspinne Pterinochilus vor ihrem Herrn und starrte ihn aus ihren acht Knopfaugen an.

Der erste Blick in die acht dunkel schimmernden Kugeln bewies Acdarul, dass mit Böceňà etwas Unfassbares geschehen sein musste. Glitzerten sie normalerweise in dunkler, boshafter Gier, so waren sie jetzt stumpf und gebrochen.

„Beim Blut meiner Urahnen, Böceňà!“ Fast liebevoll, soweit das bei einem wie ihm möglich war, kniete sich Acdarul zwischen die ausgestreckten Vorderbeine seiner Pterinochilus und blickte in deren monströses Gesicht.

Seine Hand glitt behutsam über die lidlosen Knopfaugen, doch die Spinne schien es nicht einmal zu bemerken. Sie reagierte nicht, weder auf die Berührung, noch auf den Lichtunterschied.

Plötzlich nahm Acdarul auch den merkwürdigen Geruch wahr, der von überall gleichzeitig zu kommen schien. Es war ein Gestank wie faulendes Fleisch, süßlich, modrig, zum Kotzen. Hastig zerrieb der Fürst der Nacht die dritte Blutkugel, doch nur kurz konnte er den frischen Blutduft genießen, dann überlagerte der Gestank wieder alles.

Mit einem traurigen Blick auf seinen regungslos am Boden liegenden Böceňã stand Acdarul auf und ging zurück zum Spiegel. Er stellte sich direkt vor ihn, richtete sich zu seiner ganzen stattlichen Größe auf und begann einen monotonen Singsang, wobei er mit den schlanken Händen Beschwörungsformeln in die Luft zeichnete. Ganz allmählich sang er sich selbst in Trance, und je mehr er selbst entrückte, desto klarer begannen im Glas des dunklen Spiegels Gestalten zu erscheinen.

Nebelhaft zunächst, doch immer festere Konturen annehmend, glätteten sich die abscheulichen Spiegelbilder. Und je klarer die Darstellungen in dem schwarzen Glas wurden, desto aktiver wurde etwa zehn Schritte entfernt auch die riesige Wolfsspinne. Neues Leben erschien in ihren acht starren Augen und sie richtete sich knackend auf und stelzte auf ihren kräftigen Beinen zu dem in Trance hin und her wankenden Acdarul.

Dann stand Böceňã hinter ihrem Herren und legte ihre beiden bepelzten Vorderbeine auf dessen Schultern. Ihre kräftigen Mandibeln berührten leicht den durch den Umhang geschützten Nacken Acdaruls, dann begann der Hexer mit entrückter Stimme zu sprechen.

„T'Zulroc, Hochlord des Chaos, einziger und unrechtmäßiger Herrscher zwischen den unendlichen Ebenen, hörst du mich?“

Und durch die übersensiblen Sinne der Spinne verstärkt, drang ein Knurren aus dem Spiegel. Begleitet wurde der unwillige Laut von einem Flackern der glatten Glasoberfläche. Noch einmal richtete der Herr der Nacht seine Frage an den Hochlord des Chaos.

Jetzt schien sich der ganze Spiegel nach außen zu wölben, dann zerbröselte das Glas und zwei gelbe Pupillen hingen im Raum. Sowohl Acdarul als auch Böceňã hüteten sich, direkt in die gelben Augen zu blicken. Der Fürst der Nacht hielt seine Augen geschlossen, die Spinne drehte ihren Kopf so weit als möglich nach hinten.

„Ich höre dich. Sprich! Fasse dich kurz, meine Zeit ist knapp, und es kostet mich zuviel Energie!“

„T'Zulroc, Hochlord des Chaos, einziger...“

„Spar dir das Gesabber, komm zur Sache!“

Acdarul nahm sich zusammen, er spürte die Beine seiner Spinne und deren erregt mahrende Mundwerkzeuge, und er richtete seine Frage an den Hochlord des Chaos.

„Verzeih, dass wir dich so umständlich rufen müssen, aber...“

„Wenn du nicht bald zur Sache kommst, werde ich ärgerlich, mein Bester. Und dann...“

„Oh ja, Oh ja,“ Acdarul schluckte. „Was ist geschehen, dass meine Spinne ohne Lebenskraft zu sein scheint?“

„Na also, das war endlich eine klare Frage. Aber du weißt Bescheid; jede Frage verlangt eine Gegenfrage, und löst du sie nicht, dann ... Aber

gut: allerhand ist los. ER ist wieder da: Jared - Hetjuskapur - Eisenfaust - Ravenclaw!“

„Bei allen Vettern und Verwandten, beim mächtige Lîi, beim großen Ū’shing, was...“

„Lass diese billigen Nachahmer aus dem Spiel. Das war nämlich noch nicht alles. Sie haben auch schon zwei der Schwerter.“

„Verflucht! Das Runenschwert und die Blutklinge in den Händen dieser Räuber. Und überhaupt - gleich zu viert, alle Inkarnationen auf einmal!“

„Wenn du besser aufgepasst hättest, wüsstest du auch, warum deine alte Spinne in ihren letzten Zuckungen liegt.“

„Wie? Was?“

„Jawohl, mein Gutester, in ihren letzten Zuckungen. Vor deiner Burg ist nämlich die Hölle los, aber leider nicht meine. Ich bezweifle, ob noch mehr als eine Handvoll deiner tollen Spinnen am Leben sind.“

„Was? Wie?“

„Das hatten wir schon mal, alter Langweiler. Begreifst du jetzt endlich? Die Schwerter sind vor deiner Haustür und wüten, und du merkst es nicht einmal.“

„Aber wie? Aber was? Wie konnten sie, wie wussten sie...?“

„Dein so treuer Diener, dieser krüppelige Igor, du hättest ihn härter herannehmen sollen. Sie haben ihn gefangen und er hat ihnen alles verraten; alles: wie sie deine Spinnen am leichtesten besiegen können...“

„Großer Lu’-Gôsi, die Pfeife!“

„Genau, die Pfeife, du Pfeife. Und lass endlich deine ollen Verwandten aus dem Spiel, auf sie sich zu berufen, war schon immer so ein dämlicher Tick von dir. Kümmere dich lieber darum, dass sie wenigstens die letzten beiden Schwerter nicht bekommen, wenn sie nicht schon in deine Burg eingedrungen sein sollten.“

„Ja ja, sofort, sofort.“

„Halt, nicht so schnell. Erst kommt noch meine Frage.“

Acdarul hatte es befürchtet, doch was sollte er machen, solange die Augen im Raum schwebten? Solange stand er ganz und gar in T’Zulrocs Bann. Doch bis jetzt hatte er noch alle Frage des Dämonenlords geknackt.

„Bereit?“ kam dessen lauernde Frage.

„Bereit!“ nickte Acdarul.

„Nun denn, so höre und beantworte oder...“ Alles schien zu knistern, als T’Zulroc seine Frage stellte.

„Wie lange braucht eine deiner Spinnen, um ein Netz über die Ebenen des Chaos zu weben?“

Aus den beiden gelben Augen schienen Blitze der Gier zu schießen. Doch, wenngleich nicht gerade T’Zulrocs eifrigster Aufpasser, so war Acdarul immerhin einer seiner schlauesten, und er erwiderte, ohne einen Moment zu zögern.

„Meinst du eine *Cryptophora citricola* oder eine *Nephila madagascariensis*?“

Wenn T’Zulrocs Augen überhaupt zu einer anderen Regung als Bosheit fähig waren, so geschah es jetzt.

Aus dem Spiegel kam ein ungläubiges: „Wie, was? *Cryptophora* oder oder - woher soll ich das wissen? Oh bei Ull-S-allah, dem dümmster meiner

Rivalen, du hast mich schon wieder überlistet. Schön, schön, Accdarul, diesmal also noch nicht. Du weißt dich wenigstens hervorragend zu wehren. Aber mein Atem ist lang, und irgendwann, irgendwann..." Die Stimme wurde leiser, erstarb zu einem Murmeln und mit ihrem Verklingen verschwanden auch die beiden gelben Augen, der Spiegel glättete sich wieder, und dann war der Raum so dunkel, teilnahmslos und muffig wie zuvor. Auch der durchdringende Verwesungsgeruch breitete sich wieder aus und auf Accdaruls Schultern lagen zwei erschlaffte Beine, die langsam nach hinten rutschten.

„Böceň!“ aufschreiend drehte sich der Herr der Nacht herum und sah seine geliebte Spinne mit verrenkten Gliedern zuckend am Boden liegen. Noch während er sich hinunterbeugte zu ihr durchlief ein letzter Krampf die zusammen gekrümmten achte Beine des monströsen Tieres, dann lag es still - tot!

Unfähig, seiner Trauer Ausdruck zu verleihen, ließ Accdarul darum seiner Wut freien Lauf und laut fluchend rannte er aus dem Todeszimmer, verließ den Verwesungsgestank und machte sich auf, zu retten, was noch zu retten war.

Legende

Ein einziger Blitzschlag kann 3750 Millionen Kilowatt elektrischer Energie abgeben. Etwa 75 Prozent dieser Energie verflüchtigen sich als Wärme und erhitzen die umgebende Luft auf etwa 15.000 Grad Celsius. Sie verursachen eine schnelle Luftausdehnung, die zu Schallwellen führt - Donner - der noch in 30 Kilometer Entfernung gehört werden kann.

Vor dem Haupttor der Vampirburg standen unterdessen unsere vier Freunde mit ihrer kleinen Heerschar und einem merkwürdig fröhlich und aufgeräumt wirkenden Igor.

„Du sagst, du weißt nicht genau, wo die beiden Schwerter versteckt sein können“
Hetjuskapurs Frage war an den Buckligen gerichtet.

„Ja, es gibt nämlich einige Gewölbe und Fluchten, die ich noch nie betreten habe, nicht betreten konnte.“

Merkwürdig hölzern und un gelenk klang Igors Stimme, hatte er doch seit Urgedenken nicht mehr von seinen Stimmbändern Gebrauch gemacht.

„Na schön, dann haben wir doch schon einen Anhaltspunkt.“ Jetzt, nachdem Ravenclaw zum ersten Mal so richtig erlebt hatte, welche Wunderwaffen die Schwerter seiner beiden Freunde darstellten, konnte er es kaum mehr erwarten, selber eines in der Hand zu halten. Igor blickte zu den anderen, und als sowohl Jared, als auch Eisenfaust und Hetjuskapur zustimmend nickte, bedeutete er ihnen, ihm zu folgen.

„Ich weiß einen aber alten, halb eingefallenen Hintereingang in die Burg, den wahrscheinlich nicht einmal der alte Acdarul selber kennt.“

Sie verließen ihre Position vor dem großen Haupttor und gingen einige Schritte zurück, wandten sich dann nach links und umrundeten den großen Burgkomplex zur Hälfte. Etwa elf Minuten später ließ Igor die Truppe anhalten und deutete auf die sichtbar gewordenen Grabkreuze eines alten Friedhofs.

„Hier,“ er deutete auf eines der Kreuze, „liegt der Eingang. Acdaruls Vorfahren waren noch reinblütige Vampire und liebten es, auf Friedhöfen herumzuwandern. Deshalb ließen sie einen Gang anlegen, der sie direkt von ihren Gemächern hierher führte. Der jetzige Burgherr dagegen zeigt mehr Interesse für seine überzüchteten Spinnen und, wie gesagt, ich bezweifle, ob er diesen alten Einstieg überhaupt noch kennt.“

„Probieren wir es einfach. Ray-Ray, Vlad und Remulus, ihr kommt am besten mit. Hammer soll mit seinen Männern hier irgendwo lagern. Sind wir bei Morgenanbruch noch nicht zurück, dann soll er versuchen, irgendwie in die Burg zu kommen. Ich lass ihm die Spinnenpfeife da, er braucht sie vielleicht nötiger als wir.“

Der treue Hauptmann nahm die Order entgegen und bestätigte seinem neuen Oberbefehlshaber, alles verstanden zu haben.

„Wie Ihr befiehlt, Lord Jared. Nur erlaubt uns bitte, etwas außerhalb des Friedhofes zu lagern. Nicht, dass ihr meinen Mut unterschätzen müsst, oh nein, viel lieber ginge ich mit Euch. Nur, meine Männer sind größtenteils einfache Leute. Sie sind es nicht gewohnt, gegen Geister und andere Unwesen zu kämpfen. Schon ihr

unverzagtes Mitkommen durch die Spinnenberg verdient höchste Bewunderung. Doch nun tut es ihnen sicherlich gut, etwas abseits dieses unheimlichen Platzes auf Euch warten zu dürfen.“

„Na klar. Haut bloß nicht gleich zu weit ab. Und stellt mir einen, oder besser zwei Krüge Bier kalt.“

„So soll es geschehen!“ Hammer grüßte und ging zu seinen Männern, wobei er grübelte, wie er Lord Ravensclaws Wunsch nach einem kaltgestellten Bier am besten nachkommen konnte.

Der Grabstein, bei dem Igor auf sie wartete, war schon so verwittert, dass sie die Inschrift nicht mehr entziffern konnten. Schade, Jared hätte zu gerne gewusst, wem sie ihren nächtlichen Besuch abstatteten.

Der Bucklige drückte eine verborgene Stelle und der Stein schwenkte zur Seite. Ein schmales Rechteck tat sich vor ihnen auf. Gerade breit genug, dass ein nicht zu korpulent gebauter Mensch, oder Vampir, durchschlüpfen konnte.

Igor trat voraus und verschwand vor den Augen der Freunde in der Dunkelheit.

Hetjuskapur folgte ihm als erster, dann kamen Jared und Ravensclaw, oder Ravensclaw und Jared, in der Dunkelheit war nicht zu erkennen, wer bei der kleinen Rangelei Sieger blieb und hinter Hetjuskapur herhuschte. Als letzter stieg auf jeden Fall Eisenfaust in das Dunkel.

Es ging mehrere Stufen steil hinab, dann erreichten sie eine kleine Kammer, in der Igor auf sie wartete. Der Bucklige wollte eine Fackel von der Wand nehmen, doch Jared hielt ihn zurück.

„Warst du schon öfter hier?“

„Ja, warum?“

Jared zog prüfend die Luft ein. „Wenn es hier keine giftigen Gase gibt, finde ich es besser, wenn wir statt der Fackeln unsere Taschenlampen benutzen.“

Eisenfausts Einwand: „Hoffentlich haben wir genug Batterien,“ überhörte er und knipste seine Lampe an. Die anderen taten wie er, und im sich kreuzenden Licht tat sich vor ihnen ein langer, feuchter Gang auf.

Igor starrte mit großen Augen auf die Taschenlampen.

„Habt Ihr noch mehr so Wunderwaffen?“

„Aber sicher!“ Ravensclaw klopfte vielsagend auf seinen Kampfgürtel und die beiden Uzi-Pistols.

„Ja, natürlich. Den Blitz, der in die Ferne tötet!“ erinnerte sich der Bucklige. Die meisten von Acdaruls Riesenspinnen war diesen Waffen von Ravensclaw und Jareds zum Opfer gefallen. Voll Stolz auf seine neuen mächtigen Verbündeten schritt Igor voran.

Nach einigen Minuten stieg der Gang leicht an, und die Luft wurde muffiger und abgestandener.

Igor hatte mit Hetjuskapur die Führung übernommen, dann folgten Jared und Eisenfaust, den Schluss bildete Ravensclaw. Diese Reihenfolge war nicht so zufällig, wie es den Anschein hatte, und es mag überraschen, dass Ravensclaw, der schon immer eine gesunde Abneigung gegen Geister und Gespenster hatte, freiwillig die Rückendeckung übernahm. Doch wer genauer hinsah, konnte feststellen, warum dem so war. Nach jedem dritten, vierten Schritt blieb der zweitälteste der vier Lords kurz stehen, ließ den Lampenstrahl nach hinten

leuchten, hob lauschend seinen Kopf, schüttelte ihn dann unwillig und eilte sich, den anderen zu folgen.

Sie waren etwa sechs Minuten unterwegs, als er wieder stehen blieb und seine Sinne anspannte. Dann stürmte er vor zu den Gefährten und rief ihnen im Laufen zu. „Achtung! Hinter uns!“

Die anderen vier blieben natürlich stehen und drehten sich zu ihm um.

„Was ist denn jetzt schon wieder?“ wollten Eisenfaust und Hetjuskapur gleichzeitig wissen.

„Ich weiß es noch nicht. Aber irgendetwas folgt uns.“

Bei diesen Worten hatte es den buckligen Igor gerissen und mit zittriger Stimme meldete er sich zu Wort.

„Oh verdammt. Ich alter Idiot! Natürlich, ich habe vergessen, den Stein wieder zu schließen. Wir sind verloren! Lauft Herren, lauft so schnell ihr könnt!“

Sprach's, machte kehrt und rannte, was seine krummen Beine hergaben. Im Nu war er in der Dunkelheit verschwunden.

„Ganz schön leichtsinnig, so ohne Licht,“ murmelte einer der Freunde, dann konnten sie es in der nun entstandenen Stille alle hören. Ein Schleichen und Schlurfen, wie wenn zahllose Füße schwerfällig über den Boden kröchen. Sie ließen ihre Lampen zurückleuchten in den Gang. Dann sahen sie den Grund für Igors überstürzte Flucht.

Aus dem Dämmerlicht näherten sich ihnen taumelnde Gestalten, bei deren Anblick auch den vier hartgesottenen Freunden eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Was da auf sie zutaumelte waren Wesen, wie es sie anständigerweise gar nicht geben durfte. Mit leicht wiegenden Schritten, dabei schlüpfend und unsicher umhertastend - schlotternde, schmutziggraue Fetzen auf halbverwesten Knochen, pendelnde Totenschädel auf zerfallenen Gerippen - Tote und noch Töttere - ein Alptraum aus knirschenden Knochen, modernden Fleischfetzen und zerfledderten Haarsträhnen.

„Würg! Und ich dachte, Horrorfilme wären maßlos übertrieben!“ Die ersten Zombies waren nur noch ein paar Schritte von Ravenclaw entfernt. Dann ein Knall, tausendfaches Echo, eine der Gruselgestaltet wankte kurz, doch sonst keine Reaktion.

„Lass sein, John. Spar dir deine Kugeln, die helfen da nicht. Los, hinter dem Buckligen her!“

Ravenclaw schubste seinen Bruder herum und gemeinsam mit ihm und Hetjuskapur stürmten sie den Gang weiter.

Nicht so Prinz Eisenfaust. Er verharrte auf seinem Platz, die Stirn grübelnd in Falten geschraubt.

Direkt vor ihm grinste einer der Untoten aus seinem zerbröckelnden Gebiss, ekelerregende Gerüche strömten dem Prinzen entgegen. Eine Knochenklaue schoss vor und schloss sich um seinen Hals. Doch noch ehe der Untote zudrücken konnte durchschnitt die Blutklinge pfeifend die Luft und teilte das grausige Wesen in zwei Trümmer. Zuckend fielen die beiden Hälften zu Boden und Eisenfaust schwang erneut sein Zauberschwert. Wie mit einer Sichel fuhr er durch die dichte Menge und hielt grausame Ernte. Krachend und splitternd segelten die Knochen- und Leichenteile um seine Ohren.

Wäre doch gelacht, wenn diese Halbtoten nicht noch ganz tot gemacht werden könnten!

Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den machte sich mit einem Wutschrei Luft und hieb weiter um sich. Jetzt bewährte sich wieder guter Zauberstahl gegen schlechte Hexenkunst. Wie ein Berserker wütend vergaß Eisenfaust jede Zeit und schlachtete weiter, was ihm vor die Klinge kam. Wieder und wieder, bis um ihn herum ein großer Wall aus Knochen und Lumpen wuchs. Aber, soviel er auch niedermähte, immer tauchten neue Zombies aus der Dunkelheit des Ganges auf. Längst schon war dem Prinzen die geliehene Taschenlampe, seine eigene ruhte irgendwo auf dem Grund eines Schachtes, aus der Hand geschlagen worden, und im Dunkeln hieb er wie eine Windmühle um sich. Man konnte dies zwar nicht die hohe Kunst des Fechtens nennen, aber das Knacken und Bersten, wenn sein Stahl Knochen durchschnitt und Fleisch trennte, bewies ihm, dass man auch mit roher Gewalt und den nötigen Schwung im Schwertarm erfolgreich sein konnte.

Apropos Schwertarm. Langsam aber sicher spürte Eisenfaust, wie selbiger anfang, schwerer und schwerer zu werden, und er überlegte, wie er dem Gemetzel am elegantesten den Rücken kehren konnte, ohne von den Zombies überrollt zu werden, da vernahm er hinter sich das Singen einer weiteren Zauber Klinge.

Hetjuskapur war zurückgeeilt, um seinem Bruder zu helfen und gemeinsam schafften es das Runenschwert und die Blutklinge, eine Fluchtgasse für den jüngeren der beiden Zwillinge zu schlagen.

„Jetzt aber nichts wie weg,“ keuchte Hetjuskapur, „die anderen warten schon auf uns.“

Eisenfaust grinste seinem Bruder dankbar zu, zerschnitt noch schnell einen allzu aufdringlichen Knochenmann und stürmte dann hinter Hetjuskapur her. Sie fanden Jared, Ravenclaw und den immer noch leicht zitternden Igor in einer kleinen Halle, von der mehrere Gänge abzweigten.

Mit schnellen Worten berichtete Prinz Eisenfaust von seiner Schlachtereier, mit der einzigen Reaktion, als Hetjuskapur lakonisch feststellte: „Womit du jetzt die zweite Taschenlampe verloren hast.“

Jared konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken, doch dann deutete er auf einen der Gänge und wollte auf ihn zugehen, als ihn Igor zurückhielt.

„Nein, Herr, nicht dieser!“

„Aber gerade eben hast du behauptet, es wäre der richtige.“

„Ja, war er auch. Doch jetzt ist es jener, - nein, der da - verflucht, jetzt wieder dieser - ... es hilft nichts, Acdarul ist schneller als ich.“

„Hää!“ Ravenclaw starrte den Buckligen verständnislos an.

Dieser zuckte entschuldigend die Schultern, dann drehte er sich langsam um die eigene Achse.

„Jetzt! Schnell, dieser hier.“

Sie sausten auf den von Igor genannten Gang zu und prallten gegen eine unnachgiebige Felsenwand.

„Es hat keinen Zweck. Sobald ich einen nenne, macht der Graf ihn weg.“

„Was heißt das: macht ihn weg!“

Igor drehte sich zu Ravenclaw.

„Nun, er macht ihn einfach weg, und ein anderer Gang ist richtig. Mehr weiß ich auch nicht.“

„Scheiße, und wie kommen wir jetzt weiter? Ich hör da schon wieder so ein unschönes Geräusch hinter uns.“

Doch alles Grübeln Igors half nichts, er wusste kein Mittel gegen die Hexenkünste seines Meisters.

Unterdessen waren die ersten Schein-, Halb- und Ganz-Toten heran und Hetjuskapur und Eisenfaust begannen wieder mit ihrer schaurigen Arbeit, während die beiden anderen Lords wahllos einen der Gänge aussuchten, auf ihn zuschritten und dann, wenige Zentimeter vor ihm, herumwirbelten und auf den direkt daneben liegenden Gang mit sichernd vorgestreckten Händen zustürmten - und diesmal war er real. Sie waren schon ein paar Schritte in ihn hineingetorkelt, als Igor neben ihnen erschien und freudig jubelte.

„Geschafft, geschafft! Ihr habt es geschafft, ihr habt ihn überlistet. Ihr seid schlauer als mein schlauer Meister. Hurra!“

Auch Eisenfaust und Hetjuskapur waren zur Stelle, schnaufend wie zwei überlastete Diesel, aber glücklich, endlich weiterzukönnen.

Jared und sein Bruder sahen sich vielsagend an, verzogen ihre Gesichter zu einer Geste der Ratlosigkeit und blickten die anderen dann an.

„Weiß der Teufel, wie das geklappt hat. Hätte ja auch genauso gut ein anderer Gang sein können. Nun, aber so ist das nun mal mit Helden, im entscheidenden Augenblick hilft ihnen überlegtes Handeln... Hauptsache, wir sind weiter, oder?“

Sie eilten den neuen Gang entlang. Nur kurz blieb Ravenclaw einmal stehen und leuchtete zurück. Doch soviel er erkennen konnte, folgte ihnen diesmal keiner dieser scheußlichen Knochentypen und er schloss wieder zu den Freunden auf.

„Jetzt ist es nicht mehr weit,“ Igor keuchte an Jareds Seite. Die viele Rennerei schien ihm nicht sonderlich zu liegen. „Da vorn müsste eine kleine Kammer kommen. Von ihr führen Stufen hinauf in den Hauptteil der Burg. Und dort ist auch eine Tür, die ich bis jetzt noch nicht aufbekommen habe. Wenn überhaupt, dann ist dort der Platz, den Ihr sucht.“

Igor hatte richtig vermutet. Kurz darauf führten roh aus dem Stein geschlagene Stufen nach oben. Und auch die Tür war da. Schwere Holzplanken, die nicht so aussahen, als ob sie leicht einzuschlagen wären. Kein Schloss, keine Angeln, nur einfach dicke Planken in der Mauer. Lediglich an einer Stelle waren Kratzspuren zu erkennen.

„Tja, nicht einmal guter Stahl kommt hier durch,“ dabei deutete Igor auf die Kratzer in dem Holz.

„Hochjagen ist hier auch zu riskant,“ meint Lord Ravenclaw.

„Vielleicht unsere beiden Zauberschwerter?“

„Warum nicht. Probiert es ruhig.“

Hetjuskapur und Eisenfaust zogen zum wiederholten Male Runenschwert und Blutklinge aus ihren Hüllen und stellten sich vor der Tür auf.

„Schlagen oder schneiden?“ Eisenfaust blickte fragend zu seinem Bruder.

„Erst schneiden. Wenn es nicht klappt und wir schlagen, prellt es uns womöglich bloß.“

„Ist recht.“ Eisenfaust nickte und stieß die Blutklinge gegen das Holz. Das Zauberschwert durchdrang die Bohlen, als wären sie Luft.

„Ha, ha, ha! Das sind sie ja auch, ihr Narren!“ Lachen durchdrang das niedere Gewölbe. „Nur Lug und Trug, wie alles andere auch. Geht nur hindurch ihr tollen Helden. Ha, ha, ha!“

„Acदारul!“ Igers Stimme war mehr ein Flüstern. Doch die Lords und Prinzen ließen sich nicht mehr so leicht einschüchtern. Prüfend streckte Eisenfaust seine Hand aus und fuhr durch die Tür hindurch.

„Tatsächlich! Respekt, der alte Knabe versteht sein Handwerk.“

„Nur Luft?“ Igor konnte es nicht begreifen. Wieso hatte die Tür ihm dann bisher immer den Durchgang verwehrt? Er ging an den beiden Brüdern vorbei und trat zögernd gegen das Holz. Auch sein Fuß ging hindurch und forsch setzte er einen weiteren Schritt ins dahinter.

„Aaaaaaaaah...“ sein Todesschrei verklang hohl.

„Dachte ich es mir doch fast.“ Jared trat nickend zur Tür und ließ sich vor ihr auf die Knie. Seine Hand glitt über den Boden, durchdrang das imaginäre Holz und fühlte die senkrecht abfallende Wand.

„Armer alter Igor.“

„Und du hast ihn einfach da hineinspazieren lassen und hinunterstürzen!“ Eisenfaust war bestürzt.

„Besser er als wir,“ verteidigte Ravenclaw seinen Bruder.

„Na ja, wir meinen ja bloß!“ Auch Hetjuskapur war etwas verwirrt über das Verhalten Jareds. Er konnte nicht verstehen, wie wenig diesem an dem Leben des Buckligen lag. Ravenclaw hingegen wusste nur zu gut, dass es seinen Bruder jetzt magisch zu seinem Schwert zog, und dass auf dem Weg zu ihm eben auch mal mit gewissen Verlusten zu rechnen war; auch wenn er es nicht so offen zugegeben hätte wie Jared.

„Zu dumm, dahinter ist ein Schacht und wir wissen nicht wie breit. Wenn wir durch diese Scheintür wenigstens durchsehen könnten.“ Jared schien den armen Buckligen schon vergessen zu haben, er ging mit keinem Wort mehr auf ihn ein.

„Vlad, Aufgabe für dich, schnell bitte deine Schwertscheide ab und schieb sie vorsichtig durch. Vielleicht stößt du drüben auf festen Boden.“

Eisenfaust probierte es und überrascht stellt er fest: „Jetzt liegt sie drüben auf.“

Dann drückte er ein paar mal gegen die Schwerthülle, schob sie ein bisschen hin und her und meinte aufstehend: „Wenn hinter dem Loch keine Wand, sondern wieder ein Gang oder so was ist, dann ist es mit einem Sprung zu schaffen.“

„Bloß, wer springt? Freiwillige einen Schritt vor!“ kam Ravenclaws Stimme von ganz hinten.

„Du also nicht, oder?“ Jared sah sich auffordern zu seinem Bruder um.

„Ich mach das,“ meldete sich Hetjuskapur, „bindet mir ein Seil um, dann spring ich.“

„Nein, lass mich. Ich bin leichter als du.“ Jared nahm ihm die Nylonleine aus der Hand, hob seinen Staubmantel hoch und knotete sie sich um seine Hüfte. Dann schnürte er seinen Hut fest und mahnte seine drei Freunde.

„Haltet bloß das Seil gut fest, Jungs.“

Die drei Freunde schlossen ihre kräftigen Fäuste um das Seil und Jared nahm einen kurzen Anlauf.

Noch ein kurzes, „Ade, du schnöde Welt“, dann war der älteste des ‚C-Teams‘ hinter der gar nicht vorhandenen Tür verschwunden.

Die Zurückgebliebenen vernahmen einen dumpfen Aufprall, dann kam die erleichterte Stimme von jenseits des Schachtes: „Alles Roger, ihr könnt nachkommen.“

Einer nach dem anderen sprangen sie durch die Tür, über den Schacht und landeten neben Jared.

Sie rollten sich ab, richteten sich auf und schauten sich verblüfft um. Hellstes Licht aus zahllosen Fackeln beleuchtete einen Raum, den die vier hier unten ganz sicher nicht erwartet hatten.

Sie steckten ihre nunmehr unnötigen - und natürlich ausgeknipsten - Taschenlampen ein, Jared löste das Seil von seinem Bauch, rollte es zusammen und reichte es Hetjuskapur - und währenddessen betrachteten sie ihre neue Umgebung.

Sowie sie sehen konnten hingen große gerahmte Bilder an den mit Teppichen bespannten Wänden dieses - nun, man hätte es als Schlafzimmer für Riesen bezeichnen können. Übergroße Gestelle, Betten nicht unähnlich, standen wahllos verstreut, der Boden war mit einer Art Linoleum ausgelegt, die Decke in den vielen hellen Flammenlichtern nur schwer auszumachen.

Stauend schritten die vier Inkarnationen des EWIGEN HELDEN durch den merkwürdigen Raum. Sie ließen ihre Blicke über alles schweifen, doch nichts verdächtiges konnten sie entdecken. Keinen Ton, kein Leben, nur diese unproportionierten Bettgestelle.

Sie waren mitten zwischen ihnen und konnten allmählich das andere Ende des Saales erkennen, da ruckte Hetjuskapur herum und deutete auf die dunkle Gestalt neben ihnen.

Auch die anderen drei sahen nach links und entdeckten einen großen Mann in schwarzem Umhang, der zwischen den Gestellen stand und die höhnisch anlächelte. Sofort rissen sie ihre Waffen heraus, Schwerter und Wummen, und spannten die Muskeln.

Vor ihnen stand vermutlich niemand geringerer als Acdarul persönlich.

„Jawohl, ihr traurigen Gestalten, ich bin es. Ich, Acdarul, Herrscher über die Toten, Lord der Finsternis und der Dunkelheit...“

„Graf!“ donnerte eine neue Stimme durch den Saal, „Graf, du Wicht! Lord bin immer noch ich!“

Verdattert starrte Acdarul um sich, auf der Suche nach der Herkunft von T'Zulrocs mächtigem Organ. Und da waren sie schon wieder, in halber Höhe zwischen ihm und den vier Helden schwebten die beiden gelben Augen, boshaft und tückisch wie immer. Acdaruls Gedanken rasten. Wie war der Chaoslord hierher gekommen? Er hatte ihn nicht gerufen. Hatte T'Zulroc eine Möglichkeit gefunden, ohne äußere Magie zu erscheinen? Das wäre fatal!

„Versager!“ krachte die Stimme wieder in die Stille. „Jetzt nimm ich die Sache selbst in die Hand. Komm, kleiner Fürst, komm her zu mir. Ich brauche kurz deinen Körper, komm!“

Der Vampirfürst bewegte sich ächzend auf die gierigen Augen zu. Er hatte keine Kontrolle über seinen Körper, obwohl sich alles in ihm dagegen wehrte. Unfähig, sich dem Willen der gierigen Augen zu entziehen näherte er sich ihnen Schritt für Schritt. Vor ihnen machte er halt, in seinen Augen das nackte Entsetzen. Hatte ihn T'Zulroc erst einmal übernommen, war es schwer bis unmöglich, ihn ohne Schaden an Leib und Seele wieder loszubekommen.

Doch was sollte, was konnte er tun? Unsere Helden konnten beobachten, wie Acdaruls Körper kurz zusammenzuckte, dann waren die zwei gelben Augen verschwunden. Nein, nicht verschwunden, denn jetzt starrten sie ihnen aus Acdaruls Gesicht entgegen, gehässig und giftig, wie Ravenclaw und Jared sie bereits in unangenehmer Erinnerung hatten.

Endlich löste sich die Spannung und Ravenclaw jagte eine Salve aus seiner Uzi hinüber. Doch wie schon bei den Untoten bewirkten die Projektile keine erkennbare Reaktion.

„Narr,“ war des dunklen Lords einzige Reaktion, „so wird das nie etwas. Wenngleich Ihr meinen Respekt habt, Helden. Ihr seid weiter gekommen, als ich es erwartet hatte. Ich muss gestehen, damit habe ich nicht gerechnet. Doch jetzt ist Schluss mit den Mätzchen: Hetjuskakur und Eisenfaust, kommt zu mir.“

Die gelbe Tieraugen blitzten den Angesprochenen entgegen, doch diese rührten sich nicht.

„Kommt zu mir!“

„Wir wüssten nicht warum,“ war Hetjuskapurs lakonische Antwort.

„Weil ich, T´Zulroc, Hochlord des Chaos, es euch befehle.“

„Ich weiß nicht, ob dir schon aufgefallen ist, Bullfrog, dass deine Taschenspielertricks bei uns nicht ziehen.“ Ravenclaw hatte seine nutzlosen Waffen wieder eingesteckt und provozierte weiter. „Da musst du dir schon etwas mehr einfallen lassen, als das bisschen Hypnose-Hokuspokus.“

„Genau, denn jetzt wird erst mal an der Reihe!“ bekräftigte Eisenfaust Ravenclaws Worte.

„Komm Bruder, jetzt lassen wir ihn mal an unseren Schwertern schnuppern.“

Eisenfaust und Hetjuskapur gingen mit gezogenen Klingen auf den unwillig den Kopf schüttelnden T´Zulroc zu. Doch sie kamen nicht weit. Urplötzlich war etwas zwischen ihnen und dem Großlord des Chaos, unsichtbar aber unüberwindlich.

„Mag sein, dass eure Gehirne dem dieses kleinen Grafen überlegen sind, doch dies war noch nicht alles!“

Und wie zur Bekräftigung seiner Worte rückte die unsichtbare Barriere langsam gegen die beiden Prinzen vor und drängte sie zurück.

Wütend fuhren das Runenschwert und die Blutklinge in das nicht zu sehende Hindernis und stoppten es. Hetjuskapur und Eisenfaust hieben kräftiger. Das Hindernis blieb, es kam nicht näher, wich aber auch nicht zurück.

„Ihr strapaziert meine Geduld - ‚Helden‘. Mal sehen, was ihr noch alles könnt!“

Die gelben Augen im Gesicht des Vampirfürsten verdunkelten sich für einen Moment, dann blitzten sie heller als zuvor und aus ihren Tiefen schossen dünne Strahlen.

Blitzschnell duckten sich die beiden Schwertträger und die Lichtbündel zuckten über sie hinweg und zischten in die Wand hinter Jared und Ravenclaw.

Beim Anblick der gelben Strahlen kam dem Lord of Aravêël die rettende Idee. Er knotete das Amulett von seinem Hals, legte es in die offene Handfläche und flüsterte seinem Bruder zu: „Hilf mir, ich weiß nicht, ob ich den ganzen Spruch zusammenkriege.“

„Klar“, nickte dieser und gemeinsam sagten sie langsam, dann immer schneller und lauter die magischen Worte: „Dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l`el!“

Wieder blitzten die Augen des Chaoslords auf und Hetjuskapur und Eisenfaust hechteten aus den Schusslinien. Und wieder riefen Jared und Ravenclaw ihre Beschwörungsformel, und - Sekunden schienen wie Ewigkeiten - das Gesicht T'Zulroc-Acdaruls verzog sich unwillig, die Augen stellten ihren Flammenbeschuss ein und unsicher trat die schwarze Gestalt einen Schritt zurück.

Unwillkürlich stimmten jetzt auch Hetjuskapur und Eisenfaust in den Singsang ihrer beiden Freunde ein. Das Medaillon weit von sich gestreckt, schritt Jared auf die Stelle zu, wo sich das unsichtbare Hindernis befinden musste.

Nichts hielt ihn auf. „Dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l`el.“

T'Zulroc wich zurück. Seine Schritte wurden nervöser, sein Blick bekam gehetzte Züge.

Wie eine Prozession zogen sie hinter Jared her: „Dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l`el.“

Hinter T'Zulroc war nun die glatte Wand, es gab kein zurück mehr für ihn. Noch einmal wollte er seine giftgelben Augen aufblitzen lassen, doch nur ein laues Flackern erschien.

„Dji-ô, ti-ô, ei-djî, dâb-l`el!“ Zehn Schritte noch. Hetjuskapur schob sich neben Jared und hob sein Runenschwert zum Schlag.

„Noch nicht! So nicht! Verflucht, ich komme wieder!“ Mächtige Worte aus einem geschüttelten Körper, dann ein Fauchen und Zischen. Acdarul sackte zusammen wie ein luftleerer Ballon. Die vielen Fackeln flackerten, einige verlöschten, ein eisiger Lufthauch fuhr durch den Saal, dann vernahmen sie ein Aufstöhnen in der Luft.

Die vier beendeten ihre Beschwörung und matt ließ Jared die Hand mit dem silbernen Amulett sinken. Die anderen drei umringten und stützten den leicht schwankenden Lord.

„Alles okay, John?“ Wie besorgt sein Bruder plötzlich sein konnte! Doch dankbar nahm Jared seinen stützenden Arm an und erwiderte: „Klar, geht schon wieder.“

Hetjuskapur und Eisenfaust hatten unterdessen ihre Zauberklingen wieder weggesteckt und hoben den wimmernden Acdarul auf. Nichts mehr war an ihm von der Überlegenheit und der Stärke, mit der er sie hier herunter empfangen hatte. Aus dem Mund des einstigen Obervampirs drangen unverständliche Wortfetzen und Gestammel.

„Der ist hinüber, lasst ihn liegen,“ Ravenclaw gab seinen Bruder frei und sah Acdarul ins Gesicht. Wo einst herrschende und fordernde, wissende und kluge Augen gesessen hatten, waren nun nur noch zwei dunkle, matte Punkte zu erkennen. Aus Acdarul, dem Fürsten der Nacht, war Acdarul der Schwachsinnige geworden.

„Mensch, schaut doch! Da da da!“ Jareds Stimme hüpfte vor Aufregung. Seine ausgestreckte Hand wies auf das hintere Ende des Saales.

Dort schwebten unter einer flirrenden Lichtglocke zwei übernatürlich funkelnde Schwerter.

„Das sind sie, Mann, das müssen sie sein. Ray-Ray, Mensch Bruder, wir haben sie gefunden.“

Fassungslos starrten sie die beiden mächtigen Klingen an.

„Komm, komm,“ Ravenclaw lief los, Jared hinter ihm her, auch Hetjuskapur und Eisenfaust hatten alle Mühen vergessen ließen den sabbernden Acdarul auf den Boden plumpsen und rannten hinterdrein.

Keuchend vor Aufregung und Erwartung blieben sie vor der Lichtglocke stehen. Auf einem Marmorsockel lagen zwei schwarze Schwerthüllen und darüber schwebten, von unsichtbaren Kräften gehalten - Šcofaldur und Ulgus-T'ar, die Zwillingsschwerter.

Ehrfürchtig legte Jared of Avarêel sein Amulett gegen die durchsichtige, lichtumflutete Haube und drückte es leicht dagegen. Funkenschlagend und blitzend wich der Lichtschleier zur Seite.

Hinter seinem Bruder schritt Ravenclaw durch die Öffnung und stellte sich neben ihn. Dann hoben beide ihre Hände und majestätisch schwebten die beiden Runenklingen zu ihnen herab. Kurz vor ihren Händen, verharrten sie, dann wechselten sie schnell die Seiten und Sekunden später lagen die richtigen Schwerter in den richtigen Händen. Elektrische Schläge durchfuhren die beiden Helden, als ihre Finger zum ersten Mal ihre neue Zauberwaffen berührten. Dann hielten sie sie in ihren Fäusten und nie gekannte Gefühle des Glücks und der Macht durchfluteten sie.

Jared und Ravenclaw strahlten sich an, nahmen die passenden Scheiden von den Marmorsockeln und gürteten sie um. Endlich hatten sie es geschafft: nach knapp 100 Seiten, einiger toter Freunde, zahlloser toter Feinde und zweier verlorener Taschenlampen hielten jetzt alle vier ihre Schwerter in Händen, deretwegen sie die ganzen Abenteuer durchgemacht hatten.

Sie standen sich gegenüber: Prinz Hetjuskapur mit erhobenem Runenschwert, Lord Jared of Avarêel mit erhobenem Šcofaldur, Lord Ravenclaw mit erhobenem Ulgus-T'ar und Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den mit erhobener Blutklinge, sie kreuzten die vier Waffen über ihren Köpfen und irgendeiner, schwer zu sagen wer, wahrscheinlich Ravenclaw, meinte: „Jetzt bitte aber bloß nicht diesen blöden Spruch, Alle für einen und so...“

„Natürlich nicht! Das ‚C-Team‘ braucht doch keine Sprüche. Wir schaffen es auch so!“

Ende des 1. Teils

Teil 2:

Punkt, Punkt, Chaos,
Strich...!

WINDEN KRANKE

„Kann ich jetzt mal kurz ´ne Pause machen?“
„Klar, wir könnten auch einen Schluck vertragen.“
„Wisst ihr, was ich bis jetzt vermisst? Frauen! Es ist noch keine einzige Frau in dieser Geschichte aufgetaucht.“
„Stimmt - pssst!“
„ZZZZZZ“
„Ich glaube, er schläft jetzt.“
„Also wegen der Frauen, ich hab sie nicht vergessen, keine Sorge.“
„Haben die vier keine Frauen?“
„Du meinst, ob sie verheiratet sind? Nein, sind sie nicht. Aber lasst euch überraschen. Das ‚C-Team‘ sind nicht die einzigen Verrückten, die blauen Löchern und anderen Mysterien nachjagen.“
„Was ist? Welche Löcher? Hab ich was verpasst? - Sex?“
„Nein, nein, alles okay. Schlaf einfach weiter.“
„Und ich erzähl weiter. Die Handlung verlegt sich jetzt weiter nach Süden, in das schon ein paar mal erwähnte neue Königreich. Also, hört zu.“
„Und schaut, dass er wieder einschläft.“

Aldariānā

Im Jahre 1555 ordnete Iwan der Schreckliche den Bau der Sankt Basilikus Kathedrale in Moskau an. Er war so erfreut über diese Arbeit seiner beiden Architekten Postnik und Barma, dass er sie blenden ließ, damit sie nie wieder etwas Schöneres entwerfen konnten.

Grübelnd saß die junge Königin auf ihrem Seidendiwan. Geistesabwesend kaute sie auf den kandierten Früchten herum, die sie von einem fein ziselierten Silbertablett vor sich auf dem niedrigen Beistelltischchen genommen hatte.

Sie war allein in ihrem sonnendurchfluteten Zimmer. Allein, bis auf die zwei Flugdrachen, die draußen unter einem der weit geöffneten Fenster schliefen. Und selbst wenn sie wach gewesen wären, so hätten sie Aldariānā kaum die erhofften Ratschläge erteilen können.

Und so saß sie da in ihrem luftigen, raffiniert geschnittenen Kleid aus reiner Seide, die größte Königin, soweit sich die Menschen hier zurück erinnern konnten. Und die Stammesältesten hatten ein sehr gutes Langzeitgedächtnis. Dabei war sie noch gar nicht lange in ihrem Amt. Knappe sieben Jahre lag es zurück, da sie mit ihrem Mann, einem abgesetzten Fürsten aus den von Čszudrac beherrschten Nordländern und einer kleinen Heerschar getreuer Reiter die Heimat verlassen musste und sie es geschafft hatten, dank ihrer Schläue und einer vererbten intriganten Ader ihres Gatten, die uneinigen und zerstrittenen kleinen Scheich- und Fürstentümer zu vereinen, und sich zu ihrer gemeinsamen Königin und Herrscherin aufzuschwingen. Ihr Mann hatte sich bei den Thronambitionen geschickt im Hintergrund gehalten, da sie beide schnell erkannt hatten, dass hier im Süden eine Königin etwas Neues und Erwartungsvolles darstellte. Von korrupten und tyrannischen Stammeshäuptlingen und anderer Wichtigtuer hatten die Menschen nämlich die Nase voll und so wurde Aldariānā erste Regentin des neu geschaffenen Königreiches Āřrahhās.

Sie war eine gute Herrscherin, das Volk liebte sie ebenso sehr, wie der alte Adel gelernt hatte, sie zu respektieren. Dem Volk gefiel vor allem, dass sich die großen verschwenderischen Festlichkeiten im Palast in Grenzen hielten, die unseligen Stammesfehden der Vergangenheit angehörten und die Kunst und die Poesie neuen Stellenwert erhalten hatten. Vorbei war auch die Zeit, in der die einfachen Leute dafür bluten mussten, damit ein paar machtgeile Fürsten verschwenderische Orgien abhalten konnten. Und selbst der übrig gebliebene Adel - der Weg zum Thron war leider nicht ganz ohne Opfer in den bis dahin herrschenden Reihen zu bewältigen gewesen - vermisste die alten Perversitäten kaum noch. Aldariānā beschäftigte ihren unvermeidlichen Hofadel viel zu sehr mit nützlicheren Aufgaben, wie der Sicherung und Verbesserung der Reichsgrenzen, der Überarbeitung der verschiedenen Stammesgesetze und der Sicherstellung der Nahrungsversorgung, als dass zu viel Zeit für Müßiggang und Ausschweifungen geblieben wäre.

In diesen kurzen sieben Jahren war das Gebiet von ehemaligen Fürsten, Scheichs, Emire und Sultane von Nūrgistan, Cha'dadd, Voltāraā, Tagaghōno,

Emhâdô und Şcodivar von ihren schnellen Reitern unter ihrem Mann erobert und befriedet worden. Die früheren Zwergreiche bildeten nun autarke Provinzen, erhielten eigene föderale Regierungsbefugnisse innerhalb ihrer Grenzen und aus ehemaligen Jurtensiedlungen und Kraldörfern wurden schmucke neue Provinzhauptstädte wie Waga-D'ûgû, Chumasî, Lõõ-Me, Pörtûvet, Nevoâ-Stân, Fort Şiami und, die Hauptstadt des Reiches, das stetig wachsende und gedeihende Châs-Amâr-Dõl.

Heute reichte ihr Staat, in dem es, dank der strengen aber gerechten Herrschaft Aldariânâs nirgends Zeichen des Unmuts oder gar der Revolte gab, von der großen Bën-In-Bucht im Süden, wo der Bën-In-Strom ins offene Meer mündete, bis zu den Ahaġġar-Bergen im Norden. Im Osten begrenzten die Bergzüge des Ēmi-Kussi, Ēmi-Ēnede und Dĵemel Mâra ihr Reich, und nur im Westen verlief die Grenze noch ungewiss. Dort nämlich versuchten Aldariânâs Soldaten zur Zeit neues Land jenseits des Nûr-Flusses zu erobern, um auch hier ihre Standarte bis an große Meer tragen zu können. Hier galt es, die unvereinten wilden Małali-Stämme zu ihrem Besten zu bekehren und ins Reich einzugliedern.

Und Königin Aldariânâ bezweifelte keinen Augenblick das Gelingen dieses Feldzuges, schließlich befehligte dort ihr bester Kämpfer, der aus der alten Heimat mitgekommen sagenhafte Chimmaraner-Hauptmann Kârkonnan.

Nein, der Grund ihres Grübelns war ein anderer.

Knapp zwei Wochen war es jetzt her, dass eine ihrer Grenzpatrouillen im Norden, in der Nähe der von vielen Stammesmythen umgebenen Raşhul-Berge diese drei Frauen aufgegriffen hatte, die erschöpft durch die an die Berge grenzende unwirtliche Feşşan-Wüste geirrt waren. Halbtot vor Durst und Erschöpfung waren sie gefunden und an ihren Hof gebracht worden.

Die drei Frauen waren äußerst seltsam gekleidet, eher wie Männer. Eng anliegenden Trikots, fast schon Uniformen glichen ihre Kleidungsstücke und mit seltsamen Gegenständen waren sie bewehrt. Und ihre Sprache war merkwürdig holprig und ungeschliffen. Außerdem redeten sie anfangs ungeheuer wirres Zeug, sprachen von irgendwelchen Dimensionen und Tsetims und anderen Begriffen, mit denen keiner so recht was anfangen konnte. Man schrieb dies alles der Tatsache zu, dass die drei große Entbehrungen hinter sich haben mussten und es wohl eher Deliriumsträume waren, die sie von sich gaben. Und als sie dann mit der Zeit nicht mehr von diesen Merkwürdigkeiten sprachen und versuchten, sich in die Gesellschaft zu integrieren, schienen es alle auch bald vergessen zu haben. Alle - außer ihr, Aldariânâ, der immer noch etwas misstrauischen Herrscherin.

Aber alles Grübeln und Nachdenken half ihr nicht weiter. Den Hofweisen wollte sie sich nicht anvertrauen, das war noch nie ihre Stärke, sich auf die Meinung anderer als die ihres Mannes und ihrer Eigenen zu verlassen. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, woher diese fremdartig gekleideten Frauen gekommen sein mochten. Ihre Namen sagten ihr auch nicht über deren Herkunft aus. Sie nannten sich Xarina, Rhalina und Thraxana.

Aldariânâ schob sich wieder eine der gelierten Datteln zwischen die Lippen, als die Tür zu ihrem Zimmer aufging, und einer ihrer hünenhaften schwarzen Leibwächter eintrat.

„Verzeiht, oh Königin, Euer Gemahl!“ Seine Worte waren noch nicht verklungen, da schob sich die sonnengebräunte kräftige Gestalt König Thôr-Saldîs

an dem Schwarzen vorbei. Aldariânâs Mann blickte dem Leibwächter missmutig nach, als dieser die Tür wieder von außen verschloss und seinen Posten vor dem königlichen Musezimmer einnahm.

„Muss das denn immer noch sein? Jedes Mal, wenn ich zu dir will, oder wenn du zu mir kommst, ja selbst wenn unser Sohn Rêñillo zu uns kommt, dieses Getue und dieser Zeremonienschnickschnack!“ Thôr-Saldī ließ seine herkulische Gestalt neben seiner Frau auf dem aufstöhnenden Diwan nieder und griff ebenfalls nach den süßen Köstlichkeiten.

Aldariânâ sah ihren Mann liebevoll an und berührte ihn sanft am Arm: „Was soll ich machen, Geliebter? Die Menschen hier sind es nun mal seit Generationen gewöhnt, dass man einem Herrscher den höchsten Respekt zu zollen hat. So war es schon bei ihren kleinen Fürsten, und so muss es erst recht bei der großen Königin und ihren Familienmitgliedern sein. Und außerdem, lass sie halt ihren Spaß haben. Besser, sie huldigen uns, als irgendeiner obskuren Religion oder Sekte. Sind halt wir ihre Leitbilder, und warum dem Volk diese Stütze rauben, wenn es uns so wenig stört?“

„Dich vielleicht, meine liebe Aldari. Aber du hast ja Recht. Ich kann mich halt nur so schwer daran gewöhnen.“

Thôr-Saldī stand wieder auf und schlenderte kauend zu einem der großen Fenster, wo die beiden Drachen erwacht waren und neugierig zu ihm hinaufblickten. Der Königsgemahl sah hinunter auf den gepflegten Hof, wo eifrige Gärtner mit Freude ihrer Arbeit nachkamen. Oh ja, es war ein glückliches und schönes Land, das er da an der Seite seiner Frau regieren durfte.

„Doch,“ dabei drehte er sich wieder zu Aldariânâ herum, „warum ich gekommen bin. Eben ist ein zweiter Bote bei Hof erschienen, der wieder dieselben schlechten Nachrichten brachte, wie der Flüchtling vor einer Woche.“

„Du meinst über Ćszudrac?“ Aldariânâ ließ die Hand mit den in Schokoladenguss getauchten Weintrauben sinken und sah ihren Mann fragend an.

Thôr-Saldī erwiderte nickend, „Genau. Wie der erste Flüchtling behauptet auch dieser, ein Händler übrigens, dass der Hexer aus T’Zul-al-Ćszuc mit der gewaltsamen Erweiterung seines Terror-Reiches begonnen haben soll. Diesmal sind die Auskünfte noch genauer. Die ganze Gegend vom Kanal in Norden bis zu den Schalandoç-Bergen im Süden sei bereits fest in seiner gnadenlosen Hand. Die ersten seiner eroberswütigen Horden sollen schon weit über den Nijr in die Grenzgebiete des Landbewahrers vorgedrungen sein. Außerdem, und das erachte ich persönlich für am bedeutendsten, behauptet der Händler, dass sich Ćszudracs Truppen daranmachen, die gewaltige Halbinsel südlich der Schalandoç-Berge zu erobern. Du weißt, was das für uns bedeuten würde.“

Aldariânâ wusste es, sie hatte die Karte vom Norden des Kontinents aus dem sie fliehen mussten, bestens im Kopf, und sie gab ihrem Gatten recht.

„Wenn Ćszudrac erst einmal diese Halbinsel in seiner Hand hat, dann ist es ein Kinderspiel für ihn, über das Kap seine Horden bis an unsere Grenzen zu hetzen. Meines Wissens sind rund um das Şaltaş-Gebirge kaum nennenswerte Gegner für ihn.“

Thôr-Saldī war wieder an den kleinen Tisch getreten, um weitere Früchte zu holen. So schlimm konnte eine Nachricht gar nicht sein, dass sie seinen gesunden Appetit verderben konnten. König Thôr-Saldī war bekannt für seinen überdurchschnittlichen Hunger und Appetit, und waren auch viele überzogene

Märchen über ihn in Umlauf, so stimmte es doch, dass es am ganzen Hof keinen gab, der bei einem Wettessen mit dem Herrscher von *Ārrahhås* gewinnen konnte. Und dabei war *Aldariånås* Mann in keiner Weise fett oder unförmig. Seine massige Gestalt war nicht das Ergebnis feister Mahlzeiten oder großer Schlemmereien, sondern harten Trainings und permanenter Übungen. Denn nicht nur im Essen machte ihm so schnell keiner was vor, auch an Kraft, Geschwindigkeit, Ausdauer und allen anderen kriegerischen Tugenden waren ihm höchsten zwei bis drei seiner besten Soldaten ebenbürtig bis überlegen.

War *Aldariånås* auch die beim Volk vergötterte Lenkerin des Landes, so hatte *Thôr-Saldī* seine Armee fest im Griff, und es gab keinen Soldaten, der nicht auf der Stelle bereit gewesen wäre, für seinen König sein Leben zu opfern - fast keinen.

Die Königin ließ verträumt ihren Blick über die mächtige Gestalt am Tisch schweifen, wie diese genussvoll eine unbehandelte Orange schälte und wieder hinüber zum Fenster schlenderte. Sie stand auf und gesellte sich zu ihrem Mann in die Sonne. Draußen blühte und gedieh alles bestens, scheinbar frei von jeder Gefahr und Sorge.

Sie hörte neben sich einen herzhaften Biss und spürte einen dünnen Fruchtstrahl auf ihren bloßen Oberarm zischen.

„Entschuldige, Liebste,“ *Thôr-Saldī*, mit vollem Mund kauend, war kaum zu verstehen.

Doch *Aldariånå* hatte es schon wieder vergessen, sie plagten jetzt andere Überlegungen.

„Wie alt waren die Informationen des Händlers?“

Thôr-Saldī überlegte, kurz rechnend. „Wenn seine Aussagen alle stimmen, dann müsste *Ĉszudrac* Angriff auf die Halbinsel schon begonnen haben.“

„Hmm, unsere nächsten Truppen sind die von Hauptmann *Kârkonnán* am *Nûr-Sumpf*.“

Thôr-Saldī nickte zu *Aldariånås* Feststellung, streichelte einen der aufgestandenen Drachen und bestätigte dann seiner Frau: „Stimmt, *Kârkonnán* ist am nächsten. Sein Feldzug gegen die *Małafis* ist aber nicht so wichtig, als dass er nicht schnell abbrechen und nach Norden marschieren könnte.“

Auch der zweite Drache schob seinen wuchtigen Schädel unter das Fenster um einige Streicheleinheiten abzubekommen. *Aldariånå* übernahm dies und während der Drache genüsslich brummte und knurrte, überlegte sie weiter. „Hältst du es für möglich, dass *Ĉszudrac* über das Meer her angreift?“

„Soweit der Händler wusste, besitzt *Ĉszudrac* keine nennenswerte Flotte. Was aber nicht heißt, dass dem auch so ist. Schließlich ist der Mann schon seit Wochen unterwegs gewesen, und alles wird er auch nicht über den Tyrannen gewusst haben. Übrigens habe ich für nachher eine Anhörung und Beratung einberufen, bei der wir die letzten Klarheiten bekommen werden.“

Aldariånå nickte und gedankenverloren kratzte sie an den Hornschuppen des Drachen unter dem Fenster.

„Merkwürdig,“ murmelte sie, „merkwürdig, dass aber jene drei Frauen, die wir kürzlich fanden, so gar nichts über diesen *Ĉszudrac* wussten. Wie geht es ihnen übrigens?“

Thôr-Saldī antwortete vom Tisch her, wo die Früchte langsam zu Ende gingen.

„Oh, denen geht es ganz ausgezeichnet. Diese *Rhalina* und unser Sohn sind fast kaum mehr voneinander zu trennen. Sie toben quer durch die Anlagen und

Palastflure und machen unseren Zeremonienmeister und die Wächter halb wahnsinnig mit ihren verrückten Wünschen. Manchmal möchte ich am liebsten mitmachen. Ja, und die andere, Thraxana, wandert immer noch durch die Stadt, besucht unsere Schulen und den Unterricht, unterhält sich mit den Bürgern und den Palastangestellten und fragt so manchem ein Loch in den Bauch. Ich möchte zu gern wissen, was sie mittlerweile alles in Erfahrung gebracht hat, das selbst uns verborgen geblieben ist. Und dann noch Xandrina, die verbringt fast die ganze Zeit, Tage und Nächte, am und im Drachengehege. Und die Tatsache, dass sie von den Echsen geduldet wird, beruhigt mich denn doch. Ich glaube, Xandrina versteht sich mit den Tieren schon bald besser als Maḳḳa-Feÿ, der Drachenheger.“

„Schon eigenartig, diese drei.“ Aldariånå schnaufte tief durch. „Aber jetzt wollen wir mal nach unserem Händler sehen. Ich bin gespannt, was unsere schlaunen Hofherren Neues aufdecken können.“

„Ich kümmere mich darum. Tschüss, meine Jungs.“ Thôr-Saldĩ verabschiedete sich von den beiden wachenden Flugdrachen und ging zur Tür. Er öffnete sie - und sofort stand der gewaltige Neger neben ihm und rief mit schmetternder Stimme: „Der König. Lang lebe der König. Lang lebe die Königin. Macht Platz für unsere Herrscher!“

Es war weit und breit niemand zu sehen, der dieser Aufforderung hätte nachkommen können und Thôr-Saldĩ verdrehte seine Augen bis zum Anschlag. Seine Frau zwinkerte ihm schelmisch zu, dann entfloh Thôr-Saldĩ dem strammstehenden Wächter in einen Seitengang.

Beratung

An jenem Abend, an dem John Wilkes Booth Präsident Lincoln im Ford's Theater in Washington, D.C., ermordete, wollte er auch General Grant töten. Die Grants waren eingeladen worden, dem Empfang ihres Präsidenten im Theater beizuwohnen, hatten aber abgelehnt, weil sie ihre Kinder in New Jersey besuchen wollten.

„Und. Mach hin, erzähl. Hast du was über sie gehört?“ Xandrina hockte rittlings auf dem Zaun des Drachengeheges und sah zu ihrer Freundin hinüber. Nach einigem Zögern hatten sich die drei entschieden, sich nach der hiesigen Mode zu kleiden, das hieß, über ihre eng anliegenden und eventuell etwas zu freizügigen Overalls trugen sie jetzt die gleichen weiten Gewänder wie die anderen Frauen. Auch Thraxana hatte auf dem Gatter Platz genommen und betrachtete die riesigen Fluchehsen, die auf dem weitläufigen Areal herumlagen oder -standen.

„Nein, leider! Entweder hat hier wirklich niemand etwas von ihnen gehört oder sie verraten es nicht. Ich war am Fluss, ich war in den Schulen, auf dem Markt. Nichts! Kein Reisender, kein Seemann, kein Händler, ganz egal aus welcher Himmelsrichtung hat je etwas von ihnen gehört. Und überhaupt weiß das Völkchen hier sehr wenig von dem, was außerhalb ihrer Mauern passiert. In den Schulen wird den Kindern so gut wie nichts über die Welt draußen mitgeteilt. Nur alter Stuss über Stammesbräuche. Nicht einmal im Palast weiß irgendwer irgendetwas. Ich komme mir manchmal vor wie bei den Amish. Nichts von draußen heranlassen. Immer schön heile Welt und so.“

„Na jetzt krieg dich wieder ein. Vielleicht hat ja Rhal bei diesem Königssohn mehr Erfolg. Vielleicht waren wir aber auch wirklich zu spät am Tor. Wer weiß, was Rhal da wirklich entziffert hat.“

„Aber wir waren doch alle der gleichen Auffassung wie sie.“

„Ja, natürlich!“ Xandrina wollte ihrer abwesenden Freundin nichts unterstellen und hob abwehrend die Hände. „Aber am Ende haben wir uns alle drei getäuscht. Obwohl es doch angeblich geheißsen hat, dass ein Tor, wenn es auftaucht und stabil bleibt, immer ans selbe Ziel führt.“

„Bloß, dass es eben nicht mehr so richtig stabil war. Bei den anderen hat es jedenfalls nicht so geflackert.“

„Ob sie auch die alten Unterlagen kannten?“

„Die,“ Thraxana verzog geringschätzig die Mundwinkel, „du kennst die doch, die verfahren immer nach dem gleichen Motto. Erst mal ran an den Feind, und dann nachschauen wie stark er ist. Ohne uns hätten die doch keines ihrer sagenhaften Abenteuer überstanden.“

„Und warum tun wir das?“ Xandrina blickte ihre Freundin auffordernd an. „Weil wir ihn sie verknallt sind, oder nicht? Siehst du?“

„Ist gut. Mich würde bloß immer noch interessieren, wo unser Auto geblieben ist. Ob sie ihres mitbekommen haben?“

„Wer weiß. Aber jetzt zu was Erfreulicherem.“ Xandrina rückte näher zu ihrer Freundin.

„Mit den Drachen hier läuft es besser, als ich gehofft habe. Die meisten sind zu mir schon zutraulicher als zu diesem überheblichen Maḵḵa-Feÿ. Und außerdem habe ich, glaube ich, etwas über sie herausgefunden, was hier scheinbar noch gar niemand weiß.“

Xandrina senkte ihre Stimme und sah sich vergewissernd um, aber niemand war in ihrer Nähe. „Wie es aussieht, können diese Echsen nicht nur hervorragend und ausdauernd fliegen - und scheißen - und sind intelligenter als man ihnen ansieht, sondern, und das ist etwas, was ich auch erst seit ein paar Tagen zu wissen glaube. Allerdings, vielleicht habe ich mich auch getäuscht, so'n richtiger Drachenkenner bin ich nun ja auch nicht gerade.“

„Nun rück schon raus, mach's nicht so spannend,“ Thraxana wurde ungeduldig, das wurde sie übrigens schnell.

„Pass auf, diese Tierchen können so etwas wie teleportieren. Nicht alle, das müssen sie scheint's auch erst lernen, aber einige haben es drauf.“

„Teleportieren?!?“ Thraxana wäre fast vom Zaun gefallen. Vorsichtshalber ließ sie sich herunter gleiten, zog ihr ungewohntes Kleid wieder zurecht und lehnte sich erwartungsvoll an einen Pfosten.

„Ja,“ auch Xandrina stieg vom Zaun und stellte sich neben ihre Freundin, dann deutete sie auf einen besonders schönen Drachen in einiger Entfernung. „Siehst du den Drachen da hinten mit den goldenen Streifen auf der Stirn. Ja? Das ist Auria, so 'ne Art Stammutter oder Drachenobere, ganz genau weiß ich noch nicht über ihre soziale Struktur Bescheid. Mit ihr habe ich jedenfalls den besten Kontakt. Ich weiß nicht, woher das kommt, aber genauso wie ich die Echsen faszinierend finde haben die scheinbar an mir einen Narren gefressen. Vielleicht erkennen sie, dass wir nicht von hier sind, vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht. Auf alle Fälle sind sie alle hier ganz begierig, mir jeden Tag neue Kunststücke zu zeigen, und vor einigen Tagen war Auria in ihrer Freude wohl ein bisschen zu übermütig, und sie ist vor meinen Augen einige Meter teleportiert, ohne dass ihr es selbst so richtig aufgefallen zu sein schien.“

„Du meinst, sie ist verschwunden und woanders wieder aufgetaucht?“ Thraxana war ganz Ohr.

„Genau, aber als ich sie darauf ansprach, tat sie so, als wüsste sie nicht, wovon ich sprach.“

„Ne ganz andere Frage, Xandi. Wie unterhältst du dich eigentlich mit ihnen?“

„Ganz normal, ich spreche mit ihnen und erkenne an ihren Reaktionen, dass sie mich verstehen.“

„Interessant. Aber das mit dem Teleportieren, das wäre ja phantastisch. Überhaupt glaube ich, dass es für uns von riesigem Vorteil ist, dass du dich so gut mit ihnen verstehst. Bei meiner Fragerei unter den Leuten habe ich festgestellt, dass die Flugsaurier hier eine ganz besondere Verehrung erfahren.“

„Es sind keine Saurier, das hab ich euch doch schon ein paar mal gesagt.“

Thraxana winkte ab, „ist ja auch egal. Wie du ja weißt, hat erst diese neue Königin die Tiere ins Land gebracht, und bei der Sympathie, die sowohl die Königin als auch die ‚Drachen‘ - zufrieden - hier genießen, kann es für uns nur von Vorteil sein, wenn die ‚Drachen‘ auch uns mögen.“

„Mich, Thrax, mich!“

„Ja, ja, dich!“

In diesem Moment trat ein livrierter Palastangestellter zu den beiden Freundinnen.

„Die Damen Thraxana und Xandrina?“ fragte er, obwohl er es genau wusste, aber die Etikette...

„Sind wir,“ schnitt ihm Thraxana weiteres Geschleime ab.

„Ihre Majestät, die unvergleichliche Königin Aldariânâ, und ihr Gemahl, der ruhmreiche König Thôr-Saldīs, ersuchen Euch, zu der Befragung, die für heute anberaumt ist, im Thronsaal zu erscheinen. Man gedenkt, in zwei Sonnenspannen damit zu beginnen und bittet um Euer pünktliches Erscheinen. Edle Damen!“ Damit verabschiedete er sich und stolzierte wieder davon.

„Zwei Sonnenspannen, edle Freundin! An diese Zeitrechnung kann ich mich nie gewöhnen. Das ist ´ne halbe Stunde, oder?“

„Ja, zum Glück funktionieren unsere Armbanduhren noch. Ich hätte auch keine Chance, nur anhand der Sonne pünktlich zu sein. Komm, wir müssen uns noch herrichten.“

Die beiden Freundinnen eilten mit wehenden Kleidern in Richtung Palast, nicht ehe Xandrina ihren Drachenfreunden noch ein schnelles „Auf Wiedersehen!“ zugerufen hatte.

Kurz bevor die Frist abgelaufen war, waren auch die drei Freundinnen, Rhalina hatte sie schon erwartet, fertig. Sie trafen sich alle auf dem Gang vor ihren Zimmern, nickten sich kurz zu und schritten dann zum Thronsaal. Anfangs waren sie zwar jeden Weg drei, viermal gegangen, bis sie wussten, wo in dem verzweigten Gemäuer welcher Saal zu finden war, aber mittlerweile wusste zumindest Rhalina schon blind die richtigen Gänge und Treppen. Außerdem war die jüngste der drei Freundinnen es schon gewohnt, dass sie immer wieder die neugierigen Blicke der Bediensteten auf sich zog. Nur Xandrina und Thraxana tauschten immer wieder amüsierte Blicke, wenn einer der tiefschwarzen Leibwächter, die allenthalben herumstanden, genießerisch seine Augen rollen ließ. So etwas, wie die drei, vor allem als sie noch in ihren offenherzigen Trikots gekleidet waren, hatte es schließlich am Hof der Königin Aldariânâ noch nie gegeben. Dazu kam, dass die drei außer der Königin selbst die einzigen blonden Wesen am Hof waren, die seit langer Zeit durch die Gänge gewandelt waren. Hauptmann Kârkonnan und seine ebenfalls hellhaarigen Männer waren schon zu lange nicht mehr in der Hauptstadt gewesen, und die Wächter hatten für blonde Frauen ohnehin mehr übrig als für blonde Schwertschwinger. Die meisten wenigstens.

Und so war es auch verständlich, wenn trotz aller negativen Erfahrungen immer wieder einige Edelmänner und höhere Bedienstete den Versuch unternahmen, ihnen ihre Begleitung und dann noch einiges mehr antragen zu wollen. Einzig Thraxana gab ihnen hie und da mal Grund zum Optimismus, doch heute hatte auch sie es eilig, und gerade noch rechtzeitig schlüpfte die drei in den großen, fast vollen Thronsaal.

Im Hintergrund der prächtig geschmückten Halle, unter einem riesigen Gobelin mit den Wappen der Fürstentümer, saßen auf einer Empore Königin Aldariânâ und ihre hünenhafter Gatte, und neben ihnen ihr Sohn Rêjillo, ihr ganzer Stolz.

Vor dem Throngestühl waren mehrere große Tische aufgestellt worden, an denen die engsten Ratgeber und Vertrauensleute des Königspaars Platz genommen hatten. Ihr Mentor und Vorsitzender war der Gelehrte Kâsamûmba.

Zwischen ihnen und der Königsfamilie stand ein einzelner kleiner Tisch mit zwei Stühlen. Auf ihnen hatten Platz genommen der Händler und, als sein symbolischer Adjutant, der schwarze Hauptmann Wu-Kâne.

Hufeisenförmig um diese Tische waren Stuhlreihen aufgestellt für die übrigen Geladenen, alle Offiziere, Abgesandte der autarken Fürstentümer, Vertreter der diversen Handwerkszünfte und andere Personen, die mehr oder weniger am Schicksal des Königreiches mitwirkten, oder mitwirken wollten. Insgesamt waren es etwa hundert Personen.

Die letzten hatten eben Platz genommen, es waren nicht die drei Freundinnen, als der Haushofmeister die Zeremonie eröffnete.

Rhalina achtete kaum auf das, was da vorne an Floskeln zwischen dem Zeremonienmeister und dem Königspaar hin und her wanderte. Sie zwinkerte vielmehr dem jungen Königssohn neben Thôr-Saldîs aufmunternd zu und dieser reagierte begeistert. Zwar war Rêñillo mit seinen neun Jahren alt genug, um zu wissen, warum der ganze Aufwand hier betrieben wurde, nur mindestens ebenso wichtig wie die Ermahnung seiner Mutter, sich heute mal ordentlich zu benehmen war ihm die Freundschaft mit dieser lustigen Fremden; und somit dauerte es nicht lange, bis auch andere Anwesende auf das merkwürdige Grimassenspiel des Königssohnes aufmerksam wurden und selbst zu schmunzeln begannen.

Und noch während die Zeremonie hölzern ihren Fortgang nahm, begann zwischen der Thronreihe und den vielen Bänken ein heftiger Grimassenaustausch. Und binnen kurzem war die ganze Versammlung, einschließlich Hauptmänner und Offiziere, Berater und Gesandter mit kindischer Begeisterung bei dem neuen Spiel des Herrschersohnes. Aus dem stillen Austausch von verrückten Gesichtern und vorsichtigen Gesten wurde schnell ein lustiges Geraune und erstes Gekicher, und der Händler am Tisch wusste nicht mehr ein noch aus. Neben ihm ein düster blickender Soldat, vor ihm eine würdig dreinblickende Königin, daneben ein verschmitzt schauender König, wieder daneben ein Faxen machendes Kind und, von hinten, die steife Stimme des Haushofmeisters, unterbrochen von amüsiertem Gekicher. Wie nun sollte er sich selbst am klügsten verhalten?

Es war die Königin selbst, die seiner Ungewissheit ein Ende machte, indem sie plötzlich, total außerhalb der Zeremonienordnung, aufstand, einen Schritt nach vorn an den Rand der Thronstrade tat und, die Hände in die Hüften gestemmt, stehen blieb und tief Luft holte.

Dann rief sie mit schneidender Stimme in die allgemeine Heiterkeit: „Ich hoffe, werde Untertanen und Abgesandte, dass ihr auch dem Feind, der vielleicht bald vor unseren Toren auftaucht, genauso gelassen und lustig empfangt!“

Sofort herrschte betretene Ruhe und betroffenes Wegschauen im Saal. Sogar Rêñillo, sonst nicht so schnell einzuschüchtern, saß mucksmäuschenstill auf seinem kleinen Thronstuhl, und Rhalina duckte sich schuldbewusst hinter den Rücken ihres Vordermannes.

Der Zeremonienmeister atmete einmal, zweimal, dreimal zutiefst befriedigt durch und kam aufzehrend langsam zum Ende seines Wortspieles und nur Thôr-Saldîs hätte um ein Haar lauthals losgelacht. Doch er riss sich zusammen, auch

wenn es in ihm brodelte vor Heiterkeit, und schließlich war der ganze Mumpitz vorbei und es ging endlich vernünftiger weiter.

Hauptmann Wu-Kâne erhob sich schwergewichtig von seinem Platz und übernahm die Aufgabe, den Händler vorzustellen.

„Werter König, werter Königin, edler Prinz, Lords und Ladies,“ dabei deutete er einige kurze abgehackte Verbeugungen in alle möglichen Richtungen an, „neben mir sitzt der ehrenwerte Jahreszeitenhändler S’Het-Hertog aus dem fernen Pays-Ban. In seinem Land ein angesehener und geachteter Meister seines Faches unternahm er die lange und beschwerliche, und ganz gewiss nicht ungefährliche Reise her zu uns, ins unvergleichliche Königreich Aṛrahâs, um uns zu berichten und uns zu warnen. Meister S’Het-Hertog, unsere Aufmerksamkeit ist Euch gewiss!“ Mit diesen Worten setzte er sich wieder und der zuletzt Angesprochene stand langsam auf und sah sich um.

Er war von mittlerer Gestalt, und wäre er neben Hauptmann Wu-Kâne gestanden, so wäre er sich wahrscheinlich klein und verloren vorgekommen angesichts des hünenhaften Soldaten. So aber war er momentan die ‚größte‘ Person im Saal, von der Königsfamilie abgesehen - und das gab ihm das nötige Selbstvertrauen und Sicherheit.

Und so begann er, an Aldariânâ und Thôr-Saldîs gewandt.

„Es stimmt. In meiner Heimat war ich bis zu meiner erzwungenen Flucht ein angesehener Mann, wie alle Händler der Steine der Jahreszeiten und ein wenig bewandert auch in der weißen Magie. Doch ich bin nicht hier, um über mich und mein Handwerk zu sprechen. Warnung ist mein oberstes Anliegen. Warnung vor dem Großhexer Ćszudrac und seinen tyrannischen Eroberungsplänen. Warnung vor der unvorstellbaren Grausamkeit dieses wahnsinnigen und seiner wilden Horden.“

Hier hakte Thôr-Saldîs zum ersten mal ein.

„Wisst Ihr Näheres über diese ‚wilden Horden‘? Über die Beschaffenheit dieser Armee und vor allem über ihre Stärke?“

„Oh ja, edler König,“ froh, konkret angesprochen zu werden, gab S’Het-Hertog bereitwillig Auskunft.

„Ćszudracs sogenannte Eroberungsarmee besteht aus derart vielen Soldaten unterschiedlichster Herkunft, dass eine genaue Zahl zu nennen mir unmöglich erscheint. Vor allem auch weil er seine Meute ständig erweitert durch Soldaten, die er von seinen Feldzügen mit nach Hause bringt und dann in seine Dienste presst. Und damit verknüpfe ich eine weitere, große Warnung an Euch, eine Warnung über die unheimliche Kampfmoral dieser unterjochten und dann entseelten Kampftruppen. Großmeister Ćszudrac, wie er sich selbst hin und wieder zu betiteln pflegt, ist bestens bewandert in der Kunst der schwarzen, der dunklen Magie. Seine Horden bestehen überwiegend nicht mehr aus fühlenden Menschen, sondern aus willenslosen Kreaturen, denen er jede eigene Gefühlsregung geraubt hat.“

Dies alles war zwar für die beiden Ex-Flüchtlinge und Neu-Herrscher Aldariânâ und Thôr-Saldîs keine so überraschenden Neuigkeiten, aber für die meisten im Saal schon, und deshalb unterbrachen sie den Händler auch nicht bei seiner weiteren Erzählung.

„Die Kreaturen im Dienste Ćszudracs sind nur noch seelenlose, aber unbarmherzige Kampfunholde, unzugänglich für Begriffe wie Angst oder gar Sorge um die eigene Existenz. Und natürlich auch bar jeglicher menschlicher Regung wie Mitleid oder anständiger Kampfmoral. Jeder einzelne dieser entseelten

Kämpfer schlägt und sticht und ficht bis zu seinem letzten Atemzug. Es beeindruckt ihn weder eine zahlenmäßig noch eine waffentechnisch überlegene Feindesschar. Sie rennen mit der Sturheit und Dummheit und der Gefährlichkeit von Büffelhorden gegen alles an, was ihnen Ćszudrac als Gegner präsentiert. Ihre Truppen sind erst geschlagen, wenn der letzte ihrer Soldaten tot am Boden liegt.“

„Und wie ist ihre Stärke beim Kampf Mann gegen Mann?“ wollte einer der Offiziere in die mittlerweile aufgezugene bedrückende Stille hinein wissen.

„Minimal, mein Herr, minimal. Der einzelne Soldat ist schnell besiegt, auch ist die Bewaffnung der Horden nicht die beste, aber ihre Masse und ihre Todesverachtung macht sie so brandgefährlich. Doch, wie gesagt, über die momentane Größe von Ćszudracs Truppen kann ich nichts genaues berichten, nur soviel: bereits zur Zeit meiner Flucht standen mehr Kämpfer in ihren Reihen, als Ihr vermutlich jemals aufbieten könnt.“

Aufgeregtes Gemurmel ertönte im Saal. Thôr-Saldís überschlug die Behauptung des Händlers und kam zu dem Schluss, dass dieser wohl ein wenig übertrieben haben musste, zumal er sich fragte, woher dieser wissen wollte, wie viele Soldaten zur Verfügung stünden, um den Feind abzuwehren. Seine eigene Armee und die Streitkräfte der sechs Fürstentümer: Thôr-Saldís kam auf grob geschätzte 70.000 Mann. Ob Ćszudrac wirklich mit mehr als 70.000 Soldaten auf Eroberungszug war?

S’Het-Hertogs Worte wirkten dennoch auf die Zuhörer und ersetzte wieder zum Reden an, als ihn der König erneut unterbrach.

„Ihr sagtet, sie seien nur marginal ausgerüstet, Händler. Was meintet ihr damit?“

„Oh, hier kann ich nun einmal etwas erfreulicherer mitteilen, edler König. Die meisten der Gepressten tragen nur einfachste, viele sogar überhaupt keine Waffen. Wo sollte der Tyrann auch so viele gute Schwerter, Lanzen und womöglich schweres Kriegsgerät in so kurzer Zeit hernehmen. Nein, die große Masse kämpft mit Knüppeln, Sichel, Schlegeln, den bloßen Händen. Lediglich seine Elitetruppen, dies übrigens keine entseelten sondern umso fanatischere Glaubensanhänger seiner dunklen Lehren, sind besser bis gut ausgerüstet. Auch sind nur diese beritten, alle anderen kämpfen zu Fuß. Und es sind auch Wesen in ihren Reihen, die nicht einmal Menschen sind. Doch ich muss wiederholen, die ungeheure Wucht ihrer Masse brach bis jetzt jeden Widerstand. Ihr kennt hier alle die verheerenden Wirkungen von Heuschreckenschwärmen. Vervielfacht deren Verwüstungszüge und Ihr habt ein Bild vor Augen, das dem gleichkommt, wo Ćszudrac durchmarschiert ist.“

Das war zwar nun ein wenig dick aufgetragen, aber besser zu viel als zu wenig Warnung, dachte sich S’Het-Hertog.

Die Befragung des Händlers zog sich noch einige Zeit hin, und am Ende wussten Aldariânâ, Thôr-Saldís und deren Hauptleute und Berater genug über die gewaltige Invasionsarmee, die unterwegs nach Süden war, um besorgt in die nahe Zukunft zu blicken.

Erschöpft saß S’Het-Hertog wieder neben Wu-Kâne und nahm dankbar das dargebotene Glas Fruchtsaft an. Die Ratgeber diskutierten erregt, auch unter den Offizieren und den zivilen Zuhörern waren eifrige Debatten im Gang. Die Königin unterhielt sich halblaut mit ihrem Gatten, da sprang der Händler plötzlich noch einmal auf, und aller Augen richteten sich gespannt auf ihn.

„Doch halt,“ hub er erneut zu sprechen an, „beinahe hätte ich die größte aller Gefahren vergessen.“ Er legte eine gekonnte Kunstpause ein und fuhr dann mit erhobener Stimme fort.

„Ĉszudrac bedient nicht nur seiner weltlichen Armee. Er hat sich zu allem Übel auch noch eine viel größere Macht zu Dienste geholt, eine Macht, die...“ urplötzlich hielt er inne und begann zu würgen. Mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen starrte er über die Thronreihe bis in den Hintergrund des Saales. Gelbroter Schaum quoll blasig aus seinem zuckenden Mund und zitternd und bebend wackelte seine Rechte in die Höhe und deutete nach vorn. Erneut setzte er zum Sprechen an, doch nur unverständliches Gekrächze kam über seine verkrampften Lippen. Im Thronsaal breitete sich minutenschnell frostige Eiseskälte aus, die Menschen duckten sich unbewusst und S’Het-Hertogs hervorquellende Augen stierten immer gequälter hinter die Thronessel.

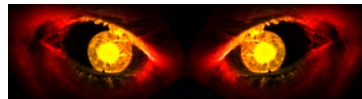
Auch das Königspaar drehte sich vorsichtig um und gemeinsam starrten sie nach hinten und erblickten im Halbdunkel vor dem großen Wappenteppich zwei undeutliche ovale gelbe Flecken, die in der Luft zitterten und ihre Umgebung in Düsternis versinken ließen.

Hauptmann Wu-Kâne war aufgesprungen und stützte den sich krampfhaft windenden und würgenden Jahreszeiten-Händler.

Dieser krümmte sich schmerzgepeinigt und mit zittriger Hand versuchte er, etwas aus seinem Gürtel zu ziehen. Aus seinem verzerrten Mund kam immer noch unverständliches Gestammel. Einmal glaubte Wu-Kâne das Wort ‚Steine‘ zu verstehen, doch er war sich nicht sicher.

Von Grauen geschüttelt starrten alle auf die giftgelben Augen in der Düsternis. Rêñillo begann zu wimmern, einige der Menschen im Auditorium ebenfalls. Auch das Königspaar bemerkte jetzt die ungeheure Niedertracht und Bosheit, die förmlich in der Luft schwebte.

Dann sank der Händler S’Het-Hertog aufstöhnen zusammen, sein Gesicht ein einziger Spiegel unsäglicher innerer Qualen. Wu-Kâne ließ ihn langsam zu Boden sinken, und nur die Tatsache, dass er nicht selbst zu den diabolischen Augen blickte, erlaubte ihm, die ganze Sache etwas klarer und nüchterner zu sehen.



Auf dem Boden liegend, mit zuckenden und verkrümmten Gliedern, versuchte der Händler immer noch, einen an seinem Gürtel hängenden Beutel zu öffnen. Wu-Kâne nahm ihm diese Arbeit ab und aus dem kleinen Lederbeutel, den er durch einen Zucker des Händlers ungeschickt öffnete, kullerten vier kleine, diamantengleiche Steine glashell klingend heraus. Er wollte sich nach ihnen bücken, als er bemerkte, dass S’Het-Hertog noch einmal Luft holte, und unbedingt etwas sagen wollte. Er legte sein Ohr ganz dicht an den Mund des Sterbenden und fast wie einen leisen Windhauch, so undeutlich, vernahm es dessen letzte, brechende Worte: „De EEUWIG HELD ... snorren ... kunnen behouden ...“ dann brachen die stumpfen Augen und der Händler lag tot vor ihm.

Und mit dem Aushauchen seines Lebens verschwanden auch die beiden Hass sprühenden Punkte aus dem Halbdunkel.

Aufstöhnend sanken die Menschen zurück auf ihre Stühle, und viele behaupteten später, sie hätten ein böses gutturales Lachen vernommen, während sie wie aus einer Trance erwachten.

Auch das Königspaar war wieder herumgewirbelt und Aldariãã verließ mit wehenden Rockschößen ihren Thron und kam zu dem Tisch herabgeeilt, wo Wu-Kâne dem Toten behutsam die gebrochenen Augen schloss. Ein kurzer Blick genügte der Herrscherin, dann wandte sie sich wieder um, und stieg zurück auf ihr Podest. Sie nahm ihren weinend sich an sie schmiegenden Sohn beschützend in die Arme, und Thôr-Saldīs wandte sich an seine Untertanen.

„Die Versammlung ist hiermit aufgelöst. Geht nach Hause, meine Freunde, und wartet auf unsere Entscheidungen. Meine Ratgeber und Gelehrten, auch die Herren Abgesandten und meine Offiziere erwarte ich in Kürze in meinen Audienzgemächern. Geht nun!“

Sehr zögernd nur löste sich das Konvent auf. Viele standen noch nachhaltig unter dem Schock des soeben erlebten und mussten von Freunden geführt werden. Die gelehrten Köpfe, die führenden Militärs und die Delegationen der Fürstentümer packten ihre Habseligkeiten zusammen und machten sich auf den Weg zu des Königs Audienzgemächer. Nur Wu-Kâne hatte noch eine spezielle Aufgabe. Er sammelte die Jahreszeitensteine ein, hob die leichte Gestalt des Getöteten auf und trug sie hinaus, um dafür zu sorgen, dass S’Het-Hertog einen besonderen Platz auf dem Ehrenfriedhof bekam.

Aldariãã rief ihre Zofen zu sich und trug ihnen auf, den immer noch total verängstigt sich an sie klammernden Rêñillo auf dessen Zimmer zu bringen, dann eilte sie ihrem Mann nach, um gemeinsam mit den Geladenen das soeben Geschehene zu analysieren und zu verarbeiten.

Auch unsere drei Freundinnen verließen gemischten Gefühls den Versammlungsraum und begaben sich nach draußen in den hellen Nachmittag. Auf sie hatten T’Zulrocs gelbe Augen zwar nicht so nachhaltig gewirkt wie auf die anderen Mitglieder dieser unheimlichen Machtdemonstration, doch auch sie konnten nicht so ohne weiteres darüber hinwegkommen.

Tharaxina zog Xandrina zur Seite und blickte sie fragend an: „Du kennst dich doch etwas aus mit Astrologie und so. Weißt du, was das da eben war?“

Doch Xandrina schüttelte ihre blonde Mähne und meinte zu Tharaxina und Rhalina, die ebenfalls erwartungsvoll stehen geblieben war: „Mit Astrologie hatte das Ganze natürlich nichts zu tun. So was habe ich noch nie erlebt. Zuerst dachte ich an so etwas wie eine spiritistische Seance-Erscheinung, aber dann dieser Teletod des Händlers. Ich weiß nicht, was es war, und wie es funktionierte, aber es war auf jeden Fall eindrucksvoll und professionell gemacht.“

Tharaxina sprach ihre eigenen Gedanken aus: „Vielleicht war das auch nur irgend so ein Schamanentrick. Die Leute hier haben mir die tollsten Sachen darüber erzählt.“

„Du denkst an so etwas wie Voodoo?“ wollte Rhalina wissen.

„Möglich,“ erwiderte Tharaxina, und zu Xandrina gewandt. „Was hast du jetzt vor?“

„Ich schau zu den Drachen, vielleicht kommt mir dort die Erleuchtung. Und ihr?“

„Ich kümmerge mich um den kleinen Rêñillo und halte dabei meine Ohren auf, was man so am Hof tuschelt. Ihr wisst ja, jedes Gerücht hat seinen Kern.“

„Gute Idee“, darauf Tharaxina, „ich geh auch noch mal ins Schloss. Ich hab da kürzlich bei meiner Fragerei etwas aufgeschnappt, das ich unbedingt nachprüfen muss. Es geht da um geheime Gänge und Verstecke. Wir sehen uns dann später?“

Die anderen beiden nickten und während Xandrina sich auf den Weg zum Drachengehege machte, lenkten Rhalina und Tharaxina ihre Schritte zurück zum Palast.

Überraschungen

Bagdad war einst die größte Stadt der Welt. Es hatte eine Bevölkerung von zwei Millionen Menschen und war noch größer als Babylon in seiner Blütezeit. Bagdads glänzendste und märchenhafteste Zeit begann 796 n.Chr., als Harun al Raschid, oder ‚Aron der Gerechte‘, den Thron bestieg.

Xandrina war wieder bei ihren Drachen. Sie nickte dem Heger Maḳḳa-Fey kurz zu und durchschritt dann das große Tor des Geheges. Anfangs war ihr der alte Drachenheger mit gehörigem Misstrauen begegnet, aber im Lauf der Tage hatte er erkannt, dass es eigentlich ganz behaglich war, wenn er nicht immer um diese riesigen Echsen sich sorgen musste und auch mal Zeit für andere ‚angenehmere‘ Sachen hatte. Und nachdem ihm Xandrina wiederholt versichert hatte, dass sie seinen Status nicht im mindesten anzutasten vorhatte, war aus anfänglichem Dulden so etwas wie eine vage Freundschaft geworden. Maḳḳa-Fey beobachtete, wie die blonde Frau hinter einer Buschgruppe verschwand, dann grinste er und schlich zu einer Scheune, in der ein erotischer Zeitvertreib seiner wartete.

Xandrina brauchte nicht lange, bis sie Auria entdeckte, die wie immer von einigen Bronzedrachen umringt war, die versuchten, der alten Dame den Hof zu machen. Xandrina bremste ihre Schritte, um das Werben der bronzenen Drachenmännchen nicht zu stören. Sie ließ sich auf einen bemoosten Felsen nieder und betrachtete fasziniert, wie die kleineren männlichen Drachen der stoisch da liegenden Auria ihre Kunststückchen vorführten.

Ein junger Drache, dessen Bronzeton noch gar nicht ganz ausgereift war, versuchte, die Aufmerksamkeit seiner Königin auf sich zu lenken, indem er etwa fünfzig Meter über ihr zu einem kunstvollen Rückwärtslooping ansetzte. Doch entweder war er zu aufgeregt oder einfach noch zu jung und unerfahren, auf jeden Fall wurde es nichts mit seiner geplanten Darbietung. Auf dem tiefsten Punkt seines Luftsaltos verlor er plötzlich die Balance und wild mit den kräftigen Flügeln ruderd und schlagend vermied er gerade noch einen Absturz und schaffte es mit viel Mühe, wenigstens einigermaßen elegant einige Schritte von Xandrina entfernt notzulanden.

Beschämt schlich er sich davon, traurig über seine Schultern nach hinten blickend, und rempelte prompt gegen den Felsen, auf dem die Beobachterin saß.

Erschrocken richtete sich der Drache wieder auf und sah in das lächelnde Gesicht Xandrinas.

„Keine Sorge, kleiner Scotti, es ist nichts passiert.“

Da erkannte das junge Drachenmännchen Xandrina und es entspannte sich und kauerte sich neben sie ins Gras.

„Schau Scotti, du hast noch so viel Zeit zu üben und zu lernen. Sieh, nicht einmal die Großen schaffen so ein Kunststück immer. Und außerdem habe ich gesehen wie Auria erfreut zu dir hinaufgeschaut hat.“

Das war zwar, gelinde gesagt, gelogen, aber es tat dem jungen Bronzedrachen unendlich gut, diese Worte zu hören.

Und in Xandrinas Gehirn entstanden die gedachten Worte des kleinen Fliegers: „Danke, aber die anderen haben alle so tolle Sachen gemacht, da musste ich es einfach probieren.“

Es hatte einige Überwindung seitens Xandrinas gebraucht, bis sie bereit gewesen war, dieses Können der Drachen zu akzeptieren, sich telepathisch mit den Menschen in Verbindung setzen zu können. Und sie hatte erfahren, dass außer ihr so gut wie niemand von dieser Fähigkeit der Echsen wusste, nicht einmal der Drachenhager. Nur das Königspaar wusste davon, und machte Gebrauch von dieser Tatsache. Auch ihren Freundinnen hatte sie noch nichts davon erzählt, wobei sie nicht wusste, warum nicht. Vielleicht hatte sie Angst, als Spinnerin betrachtet zu werden, auf Grund ihrer Beschäftigung mit Astrologie und Esoterik hatte sie es schon des öfteren mit diversen Vorurteilen zu tun gehabt.

„Ich weiß, Scottie,“ erwiderte sie. Ihre Gedanken schienen die Drachen hingegen nicht empfangen zu können, und so war sie zu diesem einseitigen Dialog gezwungen.

„Aber, Scottie, da du gerade hier bist. Sag, hast du vielleicht vorhin etwas merkwürdiges erlebt oder gesehen.“

Mit dieser Frage spielte sie auf die unheimlichen Augen im Thronsaal und die gruselige Atmosphäre, die sie begleitete, an. Doch der junge Drache schüttelte seinen Schuppenschädel und sandte seine gedachte Antwort: „Nein, was hätte ich erleben sollen, Xandrina?“

„Er nicht, aber ich,“ mischte sich eine starke andere mentale Stimme in diesen Dialog. Sofort erkannten Xandrina sie als die Stimme Aurias, und während Scotti sofort ehrfurchtsvoll verstummte, blickte Xandrina erfreut in die Richtung, aus der die alte Drachendame würdevoll auf sie zuschritt. Die anderen Bronzemännchen hatten sich wieder verstreut und gingen anderer Beschäftigungen nach. Einige würden mit Sicherheit auch an der Hütte vorbeikommen, in der der Drachenhager sich gerade vergnügte und vielleicht konnten sie dabei sogar noch etwas lernen.

Als Auria kurz vor ihnen war sprang auch Scotti auf und machte, dass er davon kam. Wenn sich die alte Drachendame mit Xandrina unterhalten wollte, dann hatte ein Jüngling wie er nichts dabei verloren.

Vor Xandrinas Felsen blieb Auria stehen und blickte aus ihren lidlosen freundlichen Augen auf das Menschenwesen hinunter.

In Xandrinas Geist formten sich wieder die unhörbaren Worte des majestätischen Tieres: „Eine unaussprechlich böse dunkle Macht schwebte vor einigen Herzsclägen über das Land. Meine Männchen waren plötzlich toll und drehten fast durch. Selbst die gesetzteren Weibchen waren unruhig, und du hast selbst gesehen, was der junge Scotti als Folge davon anzustellen versuchte.“

Also hatte Auria den Sturzflug des Kleinen wirklich verfolgt.

„Und was war das, dieses Böse, Auria?“

„Das, liebste Xandrina, weiß ich leider auch nicht. Aber etwas anderes, sehr interessantes habe ich dabei entdeckt. Obwohl fast von der Bosheit überlagert habe ich weit im Nordosten ein Signal aufgefangen, wie ich es schon lange nicht mehr empfangen habe. Sollte ich mich nicht ganz und gar irren, und mir diese vage Macht eine Streich spielen, so nähert sich von Norden ein junger Drachenmann aus einem Stamm, den ich für ausgestorben gehalten habe. Und aus seinen übermächtigen Glückssignalen, die ihm vorausseilen, konnte ich lesen, dass mit ihm Menschen kommen, die von unsagbarer Wichtigkeit für das Land, für alle Länder

sein sollen. Nein, frag mich nicht weiter, mehr konnte ich aus seinen Signalen nicht entnehmen.“

„Interessant,“ grübelte Xanadrina, „da bahnt sich was an, da bahnt sich was an.“

„Und darum, liebste Freundin,“ fuhr Auria fort, „berichte bitte Aldariãã von dem, was ich dir gesagt habe. Ich meine, sie sollte einen Trupp losschicken, diese Menschen zu suchen und hierher zu geleiten. Aber das wird sie wahrscheinlich selbst besser beurteilen. Sag ihr nur, in Ff'naff'rifs Namen, und sie wird keine Fragen stellen und dir alles glauben, da sie dann weiß, dass du wirklich von mir kommst.“

Aurias Stimme verstummte und Xandrina nickte der Drachendame zu.

„Klar, Auria. Jetzt kommt Bewegung in die Sache. Ich bin schon so gut wie weg.“

Sie winkte Auria kurz zu, dann rutschte sie von ihrem Felsen, das blöde Kleid wieder zusammenraffend, und machte sich auf, um dem Königspaar diese Neuigkeit mitzuteilen.

Der sogenannte Audienzsaal befand sich in einem der zahlreichen Seitentrakte des weitläufigen Königspalastes. Xandrina war zwar noch nie dort gewesen, aber sie würde ihn schon finden. Die Wachen, die überall mehr oder weniger nutzlos herumstanden, oder desinteressiert an ihren Hellebarden lehnten, mussten ihr einfach sagen, wohin sie sich zu wenden hatte. Der Gedanke, dass man ihr den Zutritt zu der Ratsversammlung eventuell würde verwehren, war ihr nicht in den Sinn gekommen. Um so größer war daher ihre Überraschung, als sie es endlich geschafft hatte, den richtigen Seitengang zu erfragen, um dann von einer grimmig dreiblickenden Gestalt in martialischer Rüstung angehalten zu werden.

„Halt, bis hierher und keinen Schritt weiter!“

Der grimmige Schwarze stellte sich in seiner ganzen Breite vor Xandrina in den Gang und blockierte diesen, die Faust auf einem Schwertgriff ruhend.

„Aber ich muss dringend zur Königin!“ protestierte die blonde Frau.

„Das sagen sie alle. Und zu allen sage ich, vergiss es. Hier kommt niemand durch.“

„Was soll das? Weißt du nicht wer ich bin! Ich habe bei der Königin immer Audienz.“

„Auch das höre ich jeden Tag hundertmal, Mädchen. Also! Kehrt marsch!“

Xandrina schüttelte ungläubig ihre Haarpracht. Das gab's doch nicht! Sie versuchte es mit einer anderen Methode und lächelte den Wachtposten gewinnbringend an. „Könntest du nicht einmal eine Ausnahme machen?“ dabei zwinkerte sie vielsagend mit klimpernden Wimpern.

„Sag mal Mädchen. Bis du schwer von Begriff? Ich hab dir zweimal gesagt, du sollst umkehren, das dritte Mal werde ich böse!“

Unglaublich, durchfuhr es die Drachenfreundin, in der ganzen Wachmannschaft musste es immer einen geben, der gegen weibliche Reize total immun war, und genau dieser Wicht stand vor, unwillig, auch nur einen Zentimeter zu weichen. Unsicher, wie sie mit diesem Klotz umgehen sollte, trat Xandrina erst mal einen Schritt zurück. Das grimmige Gesicht des Schwarzen entspannte sich dabei kein bisschen.

Jetzt war guter Rat teuer. So wichtig und richtig das Verhalten des Wächters auch war, für sie bedeutete es lästige Schwierigkeiten. Prüfend ging sie einen

weiteren Schritt zurück und wirklich, der Schwerträger schien sich leicht zu entspannen und seine breiten Schultern schienen nicht mehr den ganzen Gang auszufüllen. Wieder einen kleinen Schritt nach vorn? Oh je!

„Zum allerletzten Mal!“ Das Schwert des Wächters ruckte aus der Scheide. „Noch kannst du umkehren, Mädchen!“

„Okay, okay!“ Xandrina wusste, wann sie aufhören musste. Sie war sich zwar sicher, dass sie mit dem ungeschlachten Kerl im Zweifel fertig geworden wäre, aber sie hatte kein Interesse an unnötigem Aufruhr oder gar Blutvergießen, und so schritt sie nachdenklich den Gang wieder zurück. Einmal blieb sie noch kurz stehen und sah über die Schulter zurück. Wie erwartet, das Schwert immer noch halb aus der Scheide, mit giftigen Argusaugen ihren Rückzug beobachtend, stand der Typ da, unverrückbar, ein Symbol der Stärke - und der Borniertheit.

Xandrina wandte sich wieder nach vorne und schlenderte weiter. Nur, wie kam sie jetzt zur Königin? Ob es noch einen zweiten Zugang zu den Audienzräumen gab? Wahrscheinlich einen geheimen, aber den würde ihr vermutlich niemand verraten können. Thraxana müsste jetzt hier sein, sie hatte doch etwas über Geheimgänge erzählt. Bloß, sie war eben jetzt nicht hier.

Xandrina näherte sich einer Gangbiegung, da glaubte sie, hinter einer der Säulen der langen Kolonnade eine schemenhafte Bewegung gesehen zu haben.

„Schscht, Xandrina!“

Sie blieb abrupt stehen.

„Nein, geh langsam weiter,“ die flüsternde Stimme kam jetzt aus der Säulenreihe.

„Hinter der ersten Säule nach der Biegung, wenn er dich nicht mehr sehen kann.“

Xandrina beugte sich kurz zu ihren Stiefeln. Der Wachtposten musste glauben, der Grund für ihr kurzes Verharren war bei ihrem Schuhwerk zu suchen. Sie richtete sich wieder auf und ging genauso langsam weiter wie bisher. Bei der ersten Säule nach der Gangkrümmung blickte sie sich um. Richtig, jetzt konnte sie von dem Gang mit dem Portal zum Audienzsaal nicht mehr gesehen werden. Sie huschte in den Schatten der hohen Marmorsäule und wartete.

Sie fragte sich noch, wer der Flüsterer gewesen sein konnte, als neben ihr Thraxana auftauchte.

„Was, du? Eben hab ich noch an dich gedacht und dich herbeigewünscht!“

„Da kannst du mal sehen! Jetzt komm mit, ich habe eure Unterredung mitbekommen. Ich weiß einen besseren Weg ins Audienzzimmer.“

„Dachte ich es mir doch!“

Thraxana winkte ihrer Freundin, ihr zu folgen, dann verschwand sie hinter dem Pfeiler und Xandrina beeilte sich, hinter ihr herzukommen. Sie lief hinter der im Halbdunkel nur vage erkennbaren Gestalt her, die vor einer Mauer stehen blieb und auf sie wartete.

Als sie bei Thraxana ankam, wunderte sie sich, wieso sie ihre Freundin nach dem kurzen Weg erschöpft schnaufte. Sie musste schon eine ganze Weile unterwegs gewesen sein! Thraxana taste an der Wand herum, dann schien sie gefunden zu haben, wonach sie suchte. Ein geflüstertes: „Aha, hier!“ und dann verschwand ein Teil des Mauerwerkes vor den überraschten Augen der jungen Frau nach hinten und gab so einen dunklen Gang frei.

Thraxana deutete hinein.

„Etwa dreißig Schritt weiter kommt rechts ein kleines Loch in der Mauer, direkt darunter hängt ein Metallring. An ihm musst du nur ziehen, dann gleitet links von dir wieder ein Stück Wand zurück. Folge dem dann sichtbar gewordenen Gang, aber ganz langsam, denn er endet bereits nach wenigen Schritten. Hast du sein Ende ertastet, dann nimm diesen Schlüssel und steck ihn einfach ins Schloss. Das Schloss findest du ganz leicht, es liegt in Hüfthöhe am rechten Rand der Stirnseite. Durch diese Geheimtür kommst du in den Audienzsaal. Hier nimm: und nun viel Glück.“

Mit diesen Worten reichte Thraxana ihrer Freundin einen kleinen Eisenschlüssel, drehte sich um und eilte weiter die Säulenkolonnade entlang.

„He, Thrax, warte doch. Warum kommst du nicht mit?“

Xandrina blickte der verschwindenden Gestalt verwundert nach.

„Das versteh wer will. Was hat sie denn?“

Doch dann trat sie beherzt in den halbdunklen Gang und ging ein paar behutsame Schritte. Der schwache Lichtschimmer von draußen ließ die Breite, nicht aber die Tiefe des Geheimflures erkennen. Dumpf schmatzend fiel hinter Xandrina die verborgene Tür wieder zu, und jetzt stand sie beinahe total im Dunkeln. Zum Umkehren war es jetzt zu spät, sie bezweifelte, ob sie den sicherlich vorhandenen Öffnungsmechanismus finden würde. Außerdem reizte sie natürlich dieses Abenteuer.

Die angeknipste Taschenlampe erleichterte das Zählen der Schritte und bereits beim 28sten erblickte sie den Metallring unter dem Loch. Sie hätte sich die Zählerei ersparen können, sie besaß ja Licht, was Thraxana eigentlich hätte wissen sollen. Doch sie befolgte gewissenhaft die Anweisungen ihrer Freundin, vielleicht gab es hier ja auch noch irgend welche vertrackte teuflische Fallen.

Bei dreißig stand sie genau vor dem Ring. Sie knipste ihre Taschenlampe aus und spähte durch das winzige Loch. Schwacher Lichtschimmer drang hindurch, ansonsten war dahinter nichts zu erkennen. Ein kräftiger Zug an dem Eisenring und, wie prophezeit, schwang links von ihr geräuschlos ein mannshohes Stück Mauer zur Seite. Xandrina lugte vorsichtig um die Ecke des neuen Ganges.

Nanu, sie sah noch einmal hin. Keine vier Meter vor ihr drang durch einen Spalt in dem Gemäuer gelber Lichtschein in den dunklen Gang, und neben dem Spalt sah sie eine Gestalt kauern und durch ihn hindurch in den Audienzsaal spähen.

So leise, wie es ihr zum Rascheln neigendes unhandliches Kleid zuließ schlich sich Xandrina zu der auf dem Boden knienden Person. Doch irgend etwas musste diese gewarnt haben, denn im gleichen Augenblick als sie auf ihrer Höhe war, drehte diese sich herum und Xandrina starrte in die dunkle Mündung eines Revolverlaufes.

„Was zum Teufel ... Xandi, was tust du denn hier?!“ um sich sofort erschrocken die Hand vor den Mund zu halten und ihre Beretta 92FS wieder hinter dem Rücken in den Hosenbund zu verstauen. Doch im Audienzsaal hatte niemand etwas gehört, der Geräuschpegel dort war um etliche Phon zu hoch.

Dafür war es jetzt an Xandrina, ungläubig zu flüstern.

„Thrax? Jetzt versteh ich überhaupt nichts mehr. Wie bist du so schnell hierher gekommen?“

„Schnell, wieso schnell? Nicht schneller als sonst auch. Aber du, woher kennst du diesen Geheimgang?“

Xandrina sah ihre Freundin entgeistert an. Hatte sie nicht mehr alle? Eben erst hatte sie ihr den Gang doch selbst gezeigt. Das sagte sie Thraxana und erntete einen mitleidigen Blick.

„Phantasierst du Xandi? Ich sitze bereits seit einer guten Viertelstunde hier und hab schon langsam einen Krampf in meinen Waden. Und da behauptest du, ich hätte dir vor ein paar Minuten draußen unter den Säulen einen Schlüssel gegeben.“

„Ja, genau, einen Schlüssel. Und zwar diesen hier!“

Xandrina reichte ihr das kleine Eisengebilde.

„Nun ja, okay, den kenne ich. So einen habe ich hier auch. Da steckt er.“ Thraxana deutete auf die angelehnte Geheimtür. „Nur, wie gesagt bin ich seit etwa fünfzehn Minuten hier und...“

„Aber...aber...aber, wer war dann das da draußen, in Dreiteufelsnamen? Es hilft alles nichts, es warst du. Ich bin doch nicht so alt und kurzsichtig, dass ich dich nicht erkenne, wenn du direkt vor mir steht. Ich erkenne doch meine Freundinnen - oder nicht?“

„Xandi, du hast doch gesagt, es war meistens im Halbdunkel, hinter den Pfeilern. Vielleicht hast du nur nicht genau hingesehen,“ Thraxana versuchte ihre Freundin zu beruhigen.

Doch diese konnte es immer noch nicht begreifen.

„Nein, nein. Als du mich ansprachst standen wir beide draußen auf dem hellen Flur. Nein, Thrax! Sag mir lieber, was dieses Versteckspiel soll?“

Allmählich begann Thraxana die Geduld zu verlieren. „Beim besten Willen, Xandi. Überleg doch, ich kann unmöglich an zwei Punkten gleichzeitig gewesen sein. Das musst du schon einsehen. Und außerdem, selbst wenn du immer noch überzeugt, ausgerechnet mit mir dort draußen gesprochen zu haben: kannst du mir dann bitte erklären, wie ich jetzt so schnell wieder hier sein kann. Ich weiß nämlich leider noch nicht, wie man teleportiert.“

„Tja,“ das wusste Xandrina auch nicht. „Okay, ich geb's auf. Aber der Sache gehe ich bei Gelegenheit noch nach. Mich so hinter's Licht zu führen.“

Thraxana nickte, dann fragte sie: „Jetzt weiß ich aber immer noch nicht, was dich hierher geführt hat.“

„Ach so, verflixt ja, das hätte ich jetzt beinahe vergessen. Ich muss da rein.“ Sie deutete auf den schmalen Spalt der angelehnten Geheimtür, durch den immer noch erregtes Stimmengewirr drang.

„Dort hinein? Aber warum denn? Wenn du etwas mitkriegen willst, dann bist du hier besser dran. Was glaubst du, wie schnell du wieder draus bist, wenn du erst mal drin bist.“

„Das lass nur meine Sorge sein, Thrax.“

Und ehe sich Thraxana versah, war Xandrina durch den Spalt gehuscht. Doch sie sorgte noch gedankenschnell dafür, dass keiner auf die Idee kam, ob noch jemand in dem Geheimgang steckte. Denn kaum war sie in den Saal getreten, da zog sie vehement die Tür hinter sich zu, und nahm eilig die Hand aus dem Spalt, leise rastete die von dieser Seite ohnehin nicht sichtbare Tür wieder ein. Thraxana würde dies zwar gar nicht gefallen, aber es ging nicht anders.

Xandrina sah sich um. Sie stand am hinteren Ende eines großen Raumes, in dessen Mitte ein gewaltiger Kartentisch stand. Rund um ihn herum saßen und standen, einige liefen auch ruhelos umher, die Königin, ihr Mann und deren Ratgeber und all die anderen Geladenen. Sie waren allen so in ihre Überlegungen

vertieft, dass noch gar niemand den ungebeten Gast am hinteren Saalende bemerkt hatte.

Auf dem großen Marmortisch waren mehrere Landkarten und Bücher ausgebreitet, und Thôr-Saldīs und zwei seiner Militärstrategen hatten sich darüber gebeugt und diskutierten eifrig und gestenreich. Aldariānā saß von einigen vornehm gekleideten Männern umringt, vermutlich die Abgeordneten der diversen Fürstentümer, neben dem Tisch und führte ein mindestes ebenso angeregtes Gespräch, da endlich sah einer der grübelnd umherwandernden Offiziere in Xandrinas Richtung.

„He, wen haben wir denn da? Wo kommst du denn her?“

Der schwergewichtige Soldat eilte zu ihr hin und zog dabei sein Kurzschwert. Auch die anderen Versammelten waren nun aufmerksam geworden und unterbrachen ihre Gespräche.

Der Offizier packte Xandrina am Arm und wollte sie mit sich zerren, doch ein schneller Koshi-waza beförderte ihn auf den Boden und Xandrina aus seiner Reichweite. Sie lief in Richtung des Kartentisches und rief: „Ich habe eine äußerst wichtige Mitteilung für die Königin.“ Da war der erbost hinter ihr herhechelnde Offizier wieder auf gleicher Höhe und packte sie wieder, diesmal fester. „Bleib stehen, du Göre, oder ich lass dich in Ketten legen.“

„Pfoten weg,“ zischte Xandrina den Mann an und war drauf und dran, ihn ein zweites Mal, diesmal mit einem Kata-waza, auf die Bretter zu schicken, als Aldariānā aufsprang und den beiden Streithähnen entgegenschritt.

„Lasst gut sein, Oberst Saïf al-Thorå. Das ist Xandrina. Wir wollen hören, was sie uns mitzuteilen hat.“

Zögernd ließ Saïf al-Thorå seine Fäuste von Xandrina. Diese riss sich, „wir sehen uns noch!“ zischend von ihm los, trat ihm unauffällig gegen das Schienbein und nahm dann würdevoll die dargebotene Rechte der Königin an.

Oh, ja, wir sehen uns noch, Kanaille! Wütend sah Saïf al-Thorå den beiden Damen nach. Und er konnte es sich nicht verkneifen, hinter den beiden herzugiften: „Aber wie ist sie hier hereingekommen? Und was, wenn sie euch etwas antun will?“

Diesmal war es Thôr-Saldīs, der sich beschwichtigend einschaltete. „So beruhigt Euch wieder, Oberst. Selbst wenn sie Böses wollte, was wir aber nicht glauben, was könnte sie schon ausrichten, hier unter meinen besten Soldaten?“

So einiges, dachte sich Xandrina.

Ganz anders dachte dagegen Oberst Saïf al-Thorå. Auch der König war ganz offensichtlich gegen ihn, trotz dessen Schmeichelei. Ja, er, Saïf al-Thorå, wusste es schon lange, hier stimmte so einiges nicht mehr. Viel zu vertrauensvoll war man an diesem Hof geworden. Wer wusste schon Näheres über diese drei fremden Frauen, die da so einfach aus der Wüste hereingeweht waren?

Thôr-Saldīs musste den immer noch verbitterten Ausdruck auf dem Gesicht seines Soldaten bemerkt haben, denn noch einmal sprach er diesen beschwichtigend an: „Nun seid doch nicht so griesgrämig, Oberst. Eure Aufmerksamkeit verdient mein volles Lob. Und nun kommt zu uns, und hört mit uns der jungen Dame zu. Dann fällt euer Urteil, wie wir auch.“

Widerstrebend kam Saïf al-Thorå dieser Aufforderung seines Königs nach, und er mischte sich unter seine Kollegen, die ihm ebenfalls beruhigend zusprachen.

Oh, wie er das alles plötzlich hasste, dieses Gekrieche vor diesem Usurpator. Voller Wehmut dachte er zurück an die Zeit, als sie dieses Reich errichtet hatten. Damals hatte er an der Seite des weisen Lehrmeisters Kâsamûmba voller Überzeugung noch für eine Vereinigung der zersplitterten Fürstentümer gearbeitet. Er erinnerte sich noch voller Stolz an seinen Beitrag zum Sechs-Mächte-Abkommen für die neue Hauptstadt Châs-Amâr-Dôl. Er war im Auftrag des Königs an die Fürstenhäuser gereist und hatte sie mühevoll überzeugt und auch überredet, den sinnlosen Krieg zu beenden, zugunsten eines vereinten Königreiches Aṛrahhâs. Er war dabei gewesen, als sie mit überwältigender Mehrheit Thôr-Saldîs zu ihrem König kürten. Er hatte sich emporgearbeitet zum wichtigsten Mann bei den Verhandlungen über die Autonomien der Vasallenstaaten. Damals hatte er sich in Ruhm und Ehre sonnen können. Doch mit der Zeit wurden seine Dienste immer weniger gebraucht. Es gab keine nennenswerten neuen Eroberungen mehr, bei denen Diplomaten wie er unverzichtbar waren. Kâsamûmba hatte mehr Zeit für innenpolitische Aufgaben verwendet und er, Saîf al-Thorâ, einer der Schmiede des Reiches, war langsam aber sicher auf einen politischen und gesellschaftlichen Hinterhof geraten.

Er sah sich ergrimmt um. Ringsum gruppierten sich so manche ehemalige stolze Kleinfürsten, die jetzt nur noch Abgesandte der neuen Statthalter waren. Ob sie ähnlichen Gedanken nachhingen wie er? So sehr war er in seine grüblerischen Gedanken versunken, dass er gar nicht mitbekommen hatte, wie Xandrina der Versammlung von der sich nähernden Armee im Norden berichtete. Erst als es plötzlich ruhig im Saal geworden war, schreckte er auf und bemühte sich, genauso ernst und teilnahmsvoll wie die anderen dreinzuschauen.

„Du behauptest da etwas, werte Xandrina, das wir nicht nachprüfen können,“ meinte ernst die Königin.

Xandrina wusste es, sie wusste aber nicht, inwieweit sie vor den versammelten Menschen über die Tatsache der telepathischen Fähigkeiten der Drachen berichten konnte. Sie müsste irgendwie die Königin alleine sprechen können ohne das Misstrauen der anderen zu erregen.

„Das stimmt, aber bei Ff naff`rifs Namen, ihr müsst mir glauben, dass...“

„Oh,“ unterbrach sie Aldariânâ, „daher habt Ihr die Nachricht. Dann gibt es natürlich keinen Zweifel.“ Und an die anderen gewandt, dabei fragend kurz zu ihrem Gatten blickend, der kaum merklich nickte, „unser Drachenreiter Ff naff`rif ist also zurückgekehrt von seinem Erkundungsflug. Das ist...“ (Gelogen, dachte sich Xandrina) „...bestens,“ fuhr hingegen Aldariânâ ungerührt fort, „er war in einem Geheimauftrag unterwegs, geehrte Anwesende, darum sagt euch sein Name nichts. Mir aber beweist er, dass unsere Freundin Xandrina die Wahrheit gesagt haben muss.“

Respekt, dachte sich Xandrina, die Frau versteht es!

„Noch eines aber,“ Saîf al-Thorâ hatte sich wieder nach vorn geschoben, so schnell hatte diese blonde Schlampe noch nicht gewonnen. „Wir wissen nach wie vor nicht, wie sie“ dabei deutete er abfällig auf Xandrina, „hier herein gekommen ist.“

Langsam ging unserer Freundin dieser Offizier mit seinem Seehundgesicht und den zu großen Ohren auf den Geist. Aber bitte, wenn er unbedingt den Loser spielen wollte, im Erfinden von Ausreden stand sie der Königin mit Sicherheit in nichts nach. Und sie erfand eine Geschichte, die sich an das tatsächlich erlebte

anlehnte, nur dass sie die Frau, die ihr den Geheimgang gezeigt hatte, so vage beschrieb, dass es irgendjemand sein konnte, nur nicht Tharaxana. Und dass ihre Freundin vermutlich immer noch hinter der Geheimtür lauerte, verschwieg sie selbstredend ebenso.

„Na also, dann wäre dies auch geklärt. Wenn auch nicht klar ist, wer ihre diesen Gang gezeigt haben soll, so stimmt es natürlich, dass dieser Fluchtweg existiert.“

Einige der Anwesenden nickten bestätigend, andere waren überrascht, einer aber war nur noch sauer und hielt es bald nicht mehr aus. Vertrauten sie dieser Frau mehr als ihm, dem alten Saïf al-Thorâ! Nein, nein, und nochmals nein. Das behagte ihm ganz und gar nicht. Und je weniger er mit dem einverstanden war, was hier in diesem Raum geschah, um so mehr reifte in ihm ein Entschluss, über dessen Tragweite er sich selbst noch nicht ganz im Klaren war. Aber mehr und mehr kam er zu der Überzeugung, dass dies der einzige Weg für ihn war, wieder zu Ruhm und Ansehen zu kommen, wieder mehr Macht in seinen Händen zu verspüren und gleichzeitig zum Wohle des Reiches agieren zu können. Doch hierzu hieß es erst einmal abwarten, unauffällig bei den anderen Kriechern zu bleiben und zu beobachten.

Thôr-Saldīs und seine Militärstrategen hatten ihre Köpfe wieder über den Landkarten zusammen gesteckt, auch Saïf al-Thorâ gehörte zu ihnen, während Aldariânâ sich noch kurz mit Xandrina unterhielt und sie dann bat, sich einen freien Sessel zu suchen, und der Beratung weiterhin beizuwohnen.

Des Königs Zeigefinger deutete auf einen Punkt am rechten Rand einer Landkarte.

„Von Nordosten, das hieße, diese Fremden kommen von hier. Weiß einer von euch Herren, wie es dort aussieht?“

Mehrere Stimmen sprachen durcheinander, dann verstummten alle, bis auf eine, die einem drahtigen, wenn auch relativ kleinen schwarzen Leutnant gehörte.

„Nach den Meldungen unserer Außenposten, oh König, beginnt hinter dem Djemel Mâra weitgehend unbewohntes Gebiet. Nur vereinzelt Nomadenstämme sind bis jetzt dort gesehen worden.

Freie Nomadenstämme, korrigierte Saïf al-Thorâ im Stillen.

„Wie es allerdings noch weiter im Osten aussieht, oh König, darüber wissen wir leider auch nichts. Unsichere Informationen sprechen von einem gigantischen Fluss, größer als der Nûr, und von einem Meer, in dem man nicht schwimmen kann.“

„Ja, so etwas haben wir auch schon gehört,“ bestätigten einige der anderen Berater.

„Also nichts Genaues. Danke, Hauptmann SâDâffis. Vorausgesetzt, die Information unseres Drachenreiters ist richtig, wie sieht es aus? Können wir der Bitte Xandrinas folgen, und den Fremden eine Truppe entgegenschicken? Wu-Kâne, Ihr als Befehlshaber der Heimatarmee, was sagt Ihr dazu?“

„Nun,“ Wu-Kâne blickte von den Karten auf, und erwiderte den fragenden Blick seines Herrscher ungerührt, „ich kann zur Zeit höchstens einen Eiltrupp von etwa zwanzig berittenen Reitern entbehren. Auch in Friedenszeiten entblöße ich ungern unsere Verteidigungsreihen.“

Thôr-Saldīs hatte kaum genickt und seine Zustimmung zu Wu-Kânes Vorschlag kundgetan, als auch schon SâDâffis um den Tisch herumkam: „Wenn Ihr erlaubt, Wu-Kâne, und mit Eurer Genehmigung, oh König, dann übernehme ich das.“

Fragend war er vor seinem König stehen geblieben. Zwar hätte er Wu-Kâne gar nicht um dessen Erlaubnis bitten müssen, als Kommandeur einer schnellen Reiterei war er rangmäßig auf der selben Höhe wie der Hauptmann, doch für die Dauer des Ernstfalles einer Landesverteidigung war Wu-Kâne oberster Befehlshaber. Selbst der berühmte Frontkämpfer Kârkonnan unterstand in diesem Fall Wu-Kânes Befehl. Und obwohl der Ernstfall noch nicht offiziell verkündet war, brach sich SâDâffis keinen Zacken aus der Krone, wenn er seinen Freund Wu-Kâne um dessen Erlaubnis bat, und diesem wiederum tat es gut, da er ohnehin etwas unter dem Manko litt, als Heimatverteidiger nie richtig in große Kämpfe verwickelt gewesen zu sein.

Wu-Kâne nickte erwartungsgemäß und auch der König hatte keine Einwände. „Einverstanden Hauptmann, sucht Euch die zwanzig schnellsten Reiter aus und brecht auf, sobald Ihr könnt.“

SâDâffis salutierte vor dem König, der Königin und vor Wu-Kâne, dann machte er kehrt und verließ den Audienzsaal, um zu seinen Einheiten zu eilen. Beim Verlassen des Saales wurde Xandrina der Posten vor dem Portal gewahr. Es war jener, der sich so beharrlich geweigert hatte, sie passieren zu lassen. Und noch etwas erkannte sie, während die anderen wieder mehr oder weniger sinnvolle Ratschläge diskutierten. Die Stelle an der Wandtäfelung, durch die sie in diesen Raum gekommen war, zeigte wieder einen kleinen Spalt. Thraxana war also immer noch da und auf Lauschposten. Gut, dann konnte sie selbst die Versammlung ja verlassen.

Eine entsprechende Bitte an Aldariânâ, diese nickte nur kurz, dann ging Xandrina zum großen Hauptportal. Sie öffnete die schwere Holztür und nahm Anlauf. Dann flitzte sie hinaus und blieb erst nach zehn Schritten wieder stehen und wirbelte herum. Dem Wachposten fielen schier die Augen aus dem Kopf, als er erkannte, wer da soeben den Saal verlassen hatte. Er blickte sich kurz um, wo die Tür immer noch einen Spalt offen stand, dann wieder nach vorn zu der grinsenden blonden Frau. Das konnte nicht sein! Mit dem Absatz schob er die Portaltür zu und stierte weiterhin die feixende Frau an.

„Nehmt es nicht persönlich. Aber es gibt eben Dinge zwischen Himmel und Erde, da kann man nur die Schultern zucken,“ Xandrina sprach’s, machte auf dem Absatz kehrt und entschwand mit wehenden Kleidern, einen zunehmend ratloseren Wachposten zurücklassend, der heute Abend viele Krüge Bier bräuchte, um dies zu verarbeiten.

Kâsamûmba

Um den amerikanischen Bürgerkrieg zu finanzieren, wurde 1864 von der amerikanischen Bundesregierung eine drei-prozentige Einkommenssteuer auf alle Einkommen über 800 Dollar eingeführt. Es war die erste Einkommenssteuer in den Vereinigten Staaten. Das Gesetz wurde 1872 aufgehoben. Der Oberste Gerichtshof der USA erklärte das Gesetz 1894 für verfassungswidrig. Erst 1913 wurde die Einkommenssteuer mit der Einführung der 16. Änderungsverordnung Gesetz.

„Es tut mir leid, aber ich habe meine Anweisungen,“ energisch schüttelte die Zofe ihren Kopf. „Der Königssohn schläft noch, und man kann jetzt nicht zu ihm.“

Was sollte man da machen? Eher konnte man einen grimmigen Wachposten austricksen als eine mürrische Türzofe. Dann eben nicht.

Rhalina blickte noch einmal missmutig zu der Tür von Rêñillos Schlafgemach, dann wandte sie sich ab und suchte ihre eigenen Zimmer auf.

„Vielleicht ganz gut so,“ murmelte sie unterwegs, nach einem kurzen Blick auf ihre Armbanduhr, „ein bisschen Ruhe kann mir auch nicht schaden. Und ein gutes Bad schon gleich gar nicht.“

Sie öffnete ihre Zimmertür, überquerte den schicken Flur und nahm einen kleinen Schlüsselbund von einem Haken. Nicht, dass sie im Palast Diebe befürchten müsste, und deshalb vorzog, ihr Badezimmer abzusperrern, aber in ihr Bad ließ sie niemanden, außer sich selbst. Die Königin hatte ihr zwar einige Bademädchen angeboten, doch Rhalina hatte dankend abgewehrt. Sie zog es vor, allein im Wasser zu plantschen.

Sie schloss die Badezimmertür auf, Badezimmer war eigentlich untertrieben, es war schon eher ein Badepark, ging hinein und verriegelte hinter sich wieder.

Vor ihr breitete sich ein lichtdurchfluteter Raum aus, in dessen Mitte sich ein großes Schwimmbecken erstreckte. Die Badehalle war zwar dachlos aber von außen nicht zu erklimmen. Das fehlende Dach ließ den Raum noch gemütlicher und freundlicher erscheinen. Rings um das große Wasserbecken standen Palmen, direkt in den sandigen Boden gepflanzt, mehrere große runde Steine und Marmorbänke luden zum Verweilen außerhalb des Wassers ein.

Auf eine dieser Marmorbänke legte Rhalina zuerst ihr ungewohntes Kleid, dann gürtete sie ihren enganliegenden Anzug auf. Sie legte den Kampfgürtel ab und schlüpfte aus dem schwarzen Trikot. Ein kaum wahrnehmbarer Luftzug umspielte ihre nackten Glieder. Sie trat an den Rand des Beckens und blickte ins kristallklare Wasser. Sie sah eine makellose schlanke Gestalt sich spiegeln und fuhr sich mit den Fingern über ihre Haut. So schön hier auch alles war, so sehnte sie sich doch auch hin und wieder nach Hause. In die Hocke gehend, ließ sie eine Hand in das Wasser gleiten. Die Kühle des Badewassers schreckte sie jedes Mal wieder, hier konnte sie eben keinen Wasserhahn aufdrehen und die Temperatur korrigieren. Doch sie überwand sich und glitt in den klaren Teich. Nach ein paar Augenblicken hatte sich der Körper auch an das kühle Wasser gewöhnt und nach den ersten Schwimmzügen erschien es sogar angenehm warm. Dazu kam die Tatsache, dass

von oben heißer Sonnenschein hereinflutete und die Luft über dem Wasser angenehm anheizte.

Das einzige, an das sich Rhalina einfach nicht gewöhnen konnte, war die Tatsache, dass sie letztendlich doch nicht allein im Wasser war. Klitzekleine Fische flitzten zwischen ihren nackten Beinen hindurch und kitzelten sie mit ihren winzigen Flossen. Natürlich waren es keine gefährlichen Fische, aber jedes Mal zuckte sie bei den leichten Berührungen zusammen.

Endlich war Rhalina ganz im kühlen Nass und mit kräftigen Stößen durchpflügte sie die glatte Wasseroberfläche. Am hinteren Ende des Bassins wuchsen dichte Schlingpflanzen, und erst nachdem man ihr mehrere Male versichert hatte, dass darin wirklich nichts lebte außer auch den winzigen Fischchen, war sie das erste Mal in ihr Bad gestiegen. Jetzt war sie auch davon überzeugt, dass ihr von dem bewachsenen Teil des Teiches keine Gefahr drohte und sie schwamm zügig darauf zu.

Kurz vor der ersten Pflanze drehte sie heute jedoch wieder ab und nahm einen anderen Kurs. Sie kam über eine Muschelkolonie, deren Luftblasen an ihrem bloßen Rücken entlang wirbelten. Das war etwas, das ihr mit am meisten Spaß machte. Auf dem Rücken schwimmend, das blaue Rechteck des Himmels über sich, den Körper dem mittlerweile angenehm gefühlten Wasser anvertrauend. Und sich anschließend mit den köstlich riechenden Salben einzureiben. Auch hierfür hätten ihr einige Bademädchen zur Verfügung gestanden, doch auch diesmal hatte sie dankend aber bestimmt abgelehnt. Sie musste lächeln bei der Vorstellung, wie es die vier Haudegen des ‚C-Teams‘ wohl gefunden hätten, Bademädchen angeboten zu bekommen.

So zog Rhalina zufrieden ihre Runden und hätte beinahe das Klopfen an ihrer Badetür überhört. Erst der dritte oder vierte dumpfe Schlag drang in ihr Unterbewusstsein und sie verharrte regungslos im Wasser. Nun vernahm sie deutlich das Tok Tok an der Tür.

„Wer ist da?“

Von draußen kam dumpf die Antwort: „Ich bin’s, Thraxana! Ich muss dich unbedingt sprechen.“

„Bist du allein?“

„Klar, natürlich.“

„Gut, warte, ich mach gleich auf.“ Rhalina schwamm zum Ufer, wo ihre Kleidung lag, stieg heraus und ging zu einer kleinen Truhe neben dem Stein, im weißen Sand feuchte Fußabdrücke hinterlassend. Sie öffnete die Truhe und nahm ein großes flauschiges Handtuch heraus. Erst nachdem sie sich ganz eingewickelt hatte, sich peinlich genau vergewissernd, dass man nichts sehen konnte, was man nicht sollte, schritt sie eilends zur Tür und entriegelte sie.

Thraxana trat ein und Rhalina schloss sofort wieder ab.

Thraxana machte einen atemlosen Eindruck.

„Puh, bin ich gerannt. Ich wollte noch vor der Versammlung aus dem Gebäude heraus sein. Der Gang muss auf dem Rückweg wesentlich länger gewesen sein. Vielleicht waren auch bloß meine Gelenke vom Knien eingerostet.“

Sei setzte sich auf eine der Bänke.

„Hast du bei der Versammlung gelauscht?“ Rhalinas Frage war eher eine Feststellung, wusste sie doch zu gut um die Neugier ihrer Freundin.

„Ja, und darum bin ich auch hier.“

Rhalina setzte sich neben der Bank in den Sand, immer darauf bedacht, dass ihr Handtuch nicht verrutschte.

„Und, was gibt's?“

Thraxana war dagegen wieder aufgestanden, hatte sich ihrer Stiefel entledigt, die Hosenbeine hoch gekrempelt, den Kleidersaum nach hinten geschlagen und sich an den Teichrand gesetzt. Sie ließ ihre Füße ins Wasser baumeln. Rhalinas missbilligenden Blick in ihrem Rücken konnte sie so nicht erkennen.

„Also folgendes. Zuerst muss ich dir erzählen, was bei der Versammlung herauskam.“

Nach einigen Minuten hatte sie dies erledigt. Sie wartete ab, ob von Rhalina eine Frage käme. Nachdem dies nicht der Fall war, sagte sie weiter: „Und jetzt habe ich eine Bitte an dich.“

„Ja, welche?“ Rhalina war auch aufgestanden und an den Teich getreten, das Handtuch fest um ihren Körper geschlungen und schaute zu ihrer Freundin nieder.

„Du bist doch auch ab und zu bei Rênjillo, wenn dieser Unterricht hat?“

„Bin ich, ja, warum?“

Thraxana stand auf, ihre nassen Füße bildeten neue dunkle Flecken neben den bereits wieder fast getrockneten Rhalinas.

„Einer seiner Lehrer, ein gewisser Kâsamûmba, hat doch sicher auch eine Bibliothek, ein Studierzimmer oder so was.“

Rhalina betrachtete ihre Freundin stirnrunzelnd. „Davon gehe ich auch, Kâsamûmba ist schließlich einer der wichtigsten Zivilisten am Hof.“

„Prima. In diese Bibliothek will ich.“

„Sonst hast du keine Probleme? Warum nicht gleich ins Schlafzimmer des Königs?“

„Ein andermal vielleicht. Jetzt interessiert mich diese Bibliothek.“

„Schade. Ins Schlafzimmer des Königs wäre wahrscheinlich einfacher gewesen, als in Kâsamûmbas Bereich.“

Rhalina schüttelte bekümmert den Kopf. Arme Thraxana, war ihr die Hitze hier nicht bekommen? Oder hatte sie irgend etwas getrunken?

Doch Thraxana schien es verdammt ernst zu sein.

„Weißt du jetzt, wo diese Bibliothek ist, oder nicht?“

„Ja, das weiß ich. Ich war mal mit dem Königssohn an der Tür. Aber hinein, Thrax, hinein kommst du nicht mal als Mücke.“

„Wer weiß,“ ungewöhnlich zuversichtlich fuhr Thraxana fort, „mir reicht's schon, wenn ich weiß, wo sie ist.“

„Wer sie?“

„Na die Bibliothek, natürlich, wer sonst.“

„Oh Thrax, oh Thrax!“ Rhalina packte ihre Freundin an der Schulter, so außer Fassung, dass sie gar nicht mitbekam, wie das Handtuch zu Boden glitt und sie nackt vor ihrer Freundin stand.

„Vergiss es doch, Thrax, dort kommst du nicht hinein - oh...“ errötend erkannte sie ihre Nacktheit und bückte sich und krampfte ihr Handtuch vor ihre Blößen.

Doch Thraxana lachte nur unbekümmert und erwiderte: „Und ich komm rein, wenn du mir nur zeigst, wo sie ist. Wetten?“

„Darauf wette ich.“

„Abgemacht: übrigens, dein Handtuch hängt schief. Also, wenn ich hineinkomme, dann reitest du eine Runde auf einem Drachen, einen von Xandis Tierchen.“

Rhalina schüttelte sich. „Auf so ein stinkendes Ungeheuer soll ich hinauf?“

„Nur wenn du verlierst, natürlich. Aber du bist dir deiner Sache doch sicher, oder?“

„Ja, ja, klar, bin ich,“ Rhalina war einverstanden, „und wenn du nicht hineinkommst, dann, genau, dann musst du eine Runde durch das Gewächs dort hinten schwimmen, nackt.“ Sie löste vorsichtig eine Hand von ihrem Badetuch und wies auf den bewachsenen Teil des Badebeckens.

„Brrrr,“ Thraxana schüttelte es bei dem Anblick. In ihrem eigenen Badeweiher machte sie stets einen respektvollen Bogen um diesen Teil.

„Aber gut, auch einverstanden. Die Wette gilt. Und jetzt, zieh dir was vernünftiges an und komm mit. Ich zeig dir, dass ich es schaffe.“

„Schau aber bitte weg.“

Rhalina wartete, bis Thraxana etwas zur Seite getreten war und wegblickte, dann ließ sie blitzschnell ihr Tuch fallen und schlüpfte in ihre Sachen. Jetzt kam sie zwar um den Genuss der feinen Salben und Kräuter, aber die Vorstellung, ihre Freundin durch die Blätter und Stängel schwimmend zu erleben, versüßte ihr diesen Verzicht.

„Fertig, wir können gehen.“ Rhalina schnallte ihren Kampfgürtel um, verzichtete dafür auf das hinderliche Kleid und folgte ihrer Freundin zur Tür.

Sie waren etwa eine halbe Stunde lang durch die weitläufigen Gänge und Flure des Palastes gelaufen, nicht zu schnell, um das immer wieder irgendwo auftauchende Personal nicht zu verwirren, beide immer noch zuversichtlich, was ihren Teil der Wette betraf, als Rhalina stehen blieb, die Hand ausstreckte und erklärte: „Dort drüben, hinter dem kleinen Innenhof, beginnt der Privatbereich Kâsamûmbas. Die drei Türen, die du siehst, führen alle zu seinen Gemächern. Die mittlere Tür geht direkt in ein kleines Zimmer voller alter Möbel und merkwürdiger Apparaturen. Am hinteren Ende dieses Zimmers führt dann eine Tür zu seiner Bibliothek. Siehst du auch die beiden Wächter?“

„Seh ich, und die wären das geringste Hindernis. Frag Xandi, wie man sie überlistet. Aber jetzt lass mich mal recherchieren.“

Thraxana zog ihr kleines Notizbuch aus dem Gürtel - auch sie hatte für diese Angelegenheit auf ihre Kleid verzichtet und trug nur ihren Kampfoverall - und blätterte darin herum. Sie suchte den Plan mit den Geheimgängen. Nachdem sie ihn eingehend studiert hatte, nickte sie und meinte: „Ich hab’s, glaube ich. Komm mit!“

Die beiden jungen Frauen machten kehr und diesmal führte Thraxana. Nach einigen Metern bogen sie in eine der zahlreichen Seitenfluchten ab und Thraxana blieb stehen.

„Sei jetzt bitte ganz leise und bleib immer dicht hinter mir.“

Rhalina nickte und folgte dann zu einer Stelle des Wandelganges, an der ein riesiger farbenprächtiger Gobelin an der Wand hing. Während sie noch interessiert das gestickte Schlachtengemälde bewunderte - es handelte sich um die Nachbebilderung der Eroberung der Stadt S’Tâ-Krimûmba durch König Thôr-Saldîs zu Beginn der Eroberungskriege, was sie aber nicht wusste und für den Rest

der Handlung auch unwichtig ist - war Thraxana emsig damit beschäftigt, die kahle Wand daneben abzutasten. Dann ertönte ein kaum wahrnehmbares Klicken und der schwere Gobelin verschwand vor ihnen. Dahinter erschien dafür ein sich langsam verbreiternder Spalt im Mauergefüge.

„Wie hast du das gemacht?“

„Pst, später. Wenn ich gewonnen habe. Komm jetzt!“

Die beiden Freundinnen zwängten sich durch den breiter gewordenen Spalt und Thraxana schaltete ihre Taschenlampe an. Hinter ihnen glitt die Wand wieder zurück und außen fiel der Gobelin wieder vor die Geheimtür.

„Mir schwant etwas Furchtbares,“ murmelte Rhalina vor sich hin, „ausgerechnet Drachen!“

Thraxana hatte sie nicht gehört, sie war schon einige Schritte voraus und nur der Schein ihrer Taschenlampe zeigte ihren Standort an, dann war das Licht verschwunden und Rhalina stand allein im Dunkeln.

„He Thrax, warte doch, ich bin doch keine Eule!“ Was dachte die sich eigentlich?

„Bin schon wieder da. Ich hab doch gesagt, du sollst dicht hinter mir bleiben. Du kannst natürlich auch deine eigene Taschenlampe benutzen.“

„Meine eigene...? Entschuldige, aber diese Wochen hier haben mich ganz vergessen lassen, was wir alles so mit uns führen.“

Thraxana dachte sich nur ihren Teil und verschwand wieder um die Kurve des Ganges. Diesmal blieb ihre Rhalina dicht auf den Fersen, obwohl sie jetzt ihr eigenes Licht hatte. Fasziniert huschte sie hinter ihrer Freundin her. Toll, wie in alten Rittermärchen, jetzt fehlten bloß noch Fallgruben, eingemauerte Gespenster, angekettete Skelette...

„Huch, Thrax, warte bitte mal!“

„Ja?“ Thraxana war stehen geblieben und betrachtete das zweifelnde Gesicht ihrer Freundin.

„Sag mal, Thrax, gibt es hier vielleicht auch Falltüren, Verliese, Gerippe und so'n Zeug?“

„Keine Ahnung, ich hab bis jetzt noch nichts davon gesehen. Aber es kann ja noch kommen...“

Sie drehte sich wieder um und ging weiter.

„Toll,“ dachte sich Rhalina, „das sind ja schöne Aussichten.“ Aber sie ging auch weiter, vorsichtig jede Mauerritze ausleuchtend und die Decke und den Fußboden....

„Stopp!“ Rhalina rumpelte in ihre stehen gebliebene Freundin.

Der Lichtfinger von Thraxanas Taschenlampe wanderte über die zernarbte Mauer zu ihrer Linken. Sie sahen es gleichzeitig. Wenige Schritte von ihnen entfernt war das Mauerwerk unterbrochen, ein schwerer Riegel ruhte in seinen Angeln. Thraxana ging zu ihm und hob ihn überraschend leicht heraus.

„Die sind schon so alt, diese Bohlen, die schauen nur so schwer aus. Dieser Teil des Palastes stammt noch aus der Zeit vor der Eroberung. In den neuen Vierteln sind die Geheimtüren etwas raffinierter verschlossen.“

Auf Thraxanas Anweisung hin schalteten sie ihre Taschenlampen aus und drückten leicht an dem Mauerstück, vor dem der Riegel eingeklemmt gewesen war. Sofort gab der Stein nach. Thraxana verharrte und lauschte. Stille, auch drang kein Licht durch den feinen Riss neben ihr. Stille und Dunkelheit - sie drückten erneut.

Die verborgene Tür schwang etwas dreißig Zentimeter auf. Noch immer Stille und Dunkelheit. Die zwei Freundinnen nickten sich in der Dunkelheit zu, obwohl sie sich gegenseitig fast nicht wahrnehmen konnten.

Ein letzter kräftiger Stoß, und der Weg in Kâsamûmbas Bibliothek war frei. Noch einmal ein kurzes Lauschen - alles klar.

Sie knipsten ihre Lampen wieder an und schritten durch die Mauer in die geheimen Gemächer des Ratgebers..

Sie sahen sich um. Das Zimmer hatte keine Fenster, nur schmale Rauchabzugsöffnungen, durch die aber kein Licht hereindrang. Die zwei Frauen entdeckten in einem der vielen Regale mehrere Fackeln und auf einem kleinen Beistelltisch eine Öllampe.

„Wie lange wirst du brauchen?“ Die Frage galt Thraxana.

„Kommt darauf an, wann ich gefunden habe, wonach ich suche.“

„Und was ist das? Vielleicht kann ich dir beim Suchen helfen.“

Thraxana ließ den Lichtkegel über die Regale voller Bücher und Schriftrollen wandern.

„Bei der Beratschlagung im Audienzsaal hörte ich Kâsamûmbas von den Büchern Coor-M-Ocks sprechen, in denen er Näheres über diese gelben Augen und die Leute aus dem Nordosten zu finden glaubt. Ich weiß leider nicht, wie das oder die Bücher heißen, noch wie sie aussehen, nur von wem sie sind. Suchen wir also.“

„Und was machst du, wenn wir die Bücher gefunden haben. Hier lesen? Oder mitnehmen?“

„Mitnehmen natürlich.“

„Und wie soll Kâsamûmba dann finden, was er so dringend sucht? Und was wird er sagen, wenn er die Bücher erst gar nicht findet?“

„Stimmt, Mist, daran hab ich wieder mal gar nicht gedacht.“

Rhalina lächelte verschmitzt. „Ich mach dir einen Vorschlag.“

„Ich höre.“

„Ich geb´ zu, ich habe die Wette verloren. Aber auf so einem abscheulichen Saurier zu fliegen, um Himmels willen, verschone mich davor. Nein, etwas Besserer: ich lauf zurück, hol uns etwas zu essen und zu trinken und zwei Klapphocker. Dann machen wir es uns hinter der Geheimtür bequem, lassen sie nicht mehr ganz einrasten und warten, was Kâsamûmba selbst aus seinen Büchern liest.“

„Klingt gut, vorausgesetzt er liest laut. Und das mit den Drachen, vergiss es, wegen mir brauchst du auf keinen steigen. Weißt du noch, wie die Geheimtür draußen im Gang zu öffnen ist?“

Sie erklärte es ihrer Freundin sicherheitshalber noch einmal, dann verschwand diese und Thraxana kramte in ihren Gürteltaschen. Nach einigem Wühlen zog sie eine winzige Mikrofonwanze heraus und befestigte das hochempfindliche Abhörgerät unter dem großen Studiertisch in der Mitte des Zimmers. Wenn man schon aus einer fortschrittlicheren Zeit kam, dann sollte man dies auch ausnützen, waren ihre Gedanken. Sie vergewisserte sich noch einmal, dass keine verräterischen Spuren zurückgeblieben waren und verließ dann die Bibliothek ebenfalls durch die getarnte Paneeltüre. Um zu verhindern, dass das Schloss der Geheimtür ganz zuschnappte, klemmte sie einen kleinen Schraubenzieher zwischen die Angeln. Der winzige Spalt würde in der Dunkelheit des Zimmers und der geschickten Wandtarnung hoffentlich nicht auffallen. Die verzwickte Verzierung

der Wandverkleidung war von dem unbekanntem Innenarchitekten raffiniert ausgewählt worden.

Thraxana linste durch den schmalen Spalt und sah genau auf den großen Tisch. Bestens. Sie kramte die kleinen Kopfhörer aus ihrem Gürtel, steckte einen von ihnen ins Ohr und wartete auf Rhalinas Rückkehr.

Ihre Freundin war noch nicht wieder zurück, als in dem kleinen Ohrhörer ein schwaches Geräusch zu hören war. Ein prüfender Blick durch den Spalt und tatsächlich, drinnen breitete sich spärlicher Lichtschein aus. Die Schritte klangen näher, dann sah sie die gedrungene Gestalt Kâsamûmbas in ihrem Blickfeld auftauchen. Der weise Lehrer passierte den Spalt und verschwand in Richtung Regale. Sie vernahm in den nunmehr beiden eingesetzten Kopfhörern das Stöbern und Suchen Kâsamûmbas, dann einen unterdrückten Freudenruf. Kurz darauf erblickte sie ihn wieder, wie er an den Tisch trat, einen schweren Leuchter abstellte und daneben einen dicken Wälzer auf den Tisch legte.

Deutlich drangen die Geräusche zu ihr. Stuhlrücken, Stoffrascheln, ein kurzes Zischen, dann kam hellerer Lichtschein zu ihr durch. Kâsamûmba hatte eine der Öllampen entzündet und sich vor dem Buch auf einem schweren Holzstuhl niedergelassen. Er blätterte in den alten Seiten des dicken Schmökers, da spürte Thraxana eine Bewegung und zuckte zusammen.

Hinter ihr stand Rhalina, die Hände beschwichtigend erhoben.

Aufatmend verdrehte Thraxana ihre Augen, dann machte sie es sich wieder vor dem Spalt bequem, diesmal auf einem leise auseinandergefalteten Klapphocker sitzend. Rhalina saß schräg hinter ihr mit direkter Tuchföhlung zu ihrer Freundin. So richtig gemütlich würde es in dem Gang auch trotz der beiden Hocker nicht werden, dafür war er einfach zu eng und stickig.

Auch Rhalina hatte sich zwei Kopfhörer in die Ohren gesteckt und mit dem kleinen Empfänger an Thraxanas Gürtel verbunden. Sie reichte ihrer Freundin einen vollen Krug.

Thraxana merkte jetzt auch, wie schwül es in dem engen Gang wurde und nahm dankbar den kühlen Fruchtsaft an. Auch die ihr dargebotenen Weintrauben wusste sie zu schätzen. Zum Glück war Kâsamûmba an seinem Tisch weit genug entfernt, dass er die unvermeidlichen Geräusche im Geheimgang, auch wenn die beiden Freundinnen noch so vorsichtig waren, nicht hören konnte.

Gemeinsam starteten die beiden Frauen durch den Spalt. Jeder konnte einen anderen Fetzen des Raumes erkennen, aber in beider Blickfeld befand sich der Ratgeber an seinem Tisch. Kâsamûmba sah plötzlich auf. Thraxana und Rhalina erschrakten. Hatte er etwas gehört?

Ja, hatte er, und Thraxana und Rhalina hörten es jetzt auch. Die Tür zu Kâsamûmbas Studierzimmer war aufgegangen und eine weitere Gestalt trat an den Tisch. Kâsamûmba sah kurz auf, bot ihr dann schweigend Platz an und vertiefte sich wieder in seine Unterlagen.

Die Neuangekommene war, soweit es die beiden erkennen konnten, eine Frau fortgeschrittenen Alters. Thraxana und Rhalina erkannten nur ihr Profil, und selbst davon lag noch die Hälfte im Schatten der Öllampe und des Leuchters. Doch deutlich sahen sie das graue Haar und die eingefallenen Gesichtszüge.

Rhalina sah ihre Freundin fragend an, doch diese schüttelte verneinend den Kopf. Beiden war die alte Frau unbekannt, sie hatten sie bisher nirgendwo gesehen, weder am Hof noch in der Stadt.

Sie konzentrierten sich wieder auf ihre Beobachtungen und vernahmen die leiste, akzentuierte Stimme Kâsamûmbas.

„Wenn mich nicht alles täuscht, müsste es dies hier sein.“

Er deutete auf eine der aufgeschlagenen Seiten und die Alte beugte sich zu ihm herüber.

„Ich glaube, du hast Recht mein Freund,“ auch die dünne Stimme der alten Frau kam deutlich über das Mikrofon.

„Nur die Sprache, die Sprache - ich kann leider nur Bruchstücke davon entziffern.“ Kâsamûmbas Stimme klang ungeduldig, „Das einzige, was deutlich hier steht, ist der Begriff ‚Ycallow‘, was meines Wissens ‚Gelbling‘ bedeutet, den Rest kann ich einfach nicht vernünftig entziffern.“

„Ist es das Werk des frühen oder des späten Coor-M-Ocks?“ wollte die Unbekannte wissen.

„Des frühen. Meinst du, der spätere ist verständlicher?“

Die Greisin nickte und Kâsamûmba stand auf und verschwand aus dem Blickfeld der beiden Lauscherinnen.

„Gelbling!“ sinnierend beugte sich die alte Frau noch weiter über den dicken Wälzer. Dann schlug sie ihn zu und las den Titel des Werkes.

„S-Ûilenröc-Chroniken, ts ts - Kâsamûmba, ich glaube, du hast das ganz falsche Werk Coor-M-Ocks herausgesucht.“

„Wie?“ aus dem Hintergrund erklang des Lehrers Frage, „welches soll ich dann deiner Meinung nach nehmen?“

„Such den Zyklus El-Ër-Ëha-Ëo, Coor-M-Ocks Hauptschriften.“

Statt einer Antwort kam Kâsamûmba selbst wieder an den Tisch, auf den Armen vier armdicke Folianten.

„Ach herrjeh, schieb mir mal zwei davon herüber.“

Sowohl Kâsamûmba als auch die Alte waren dann minutenlang damit beschäftigt, in den Büchern zu blättern.

„Wenigstens kann man die hier lesen,“ war einmal Kâsamûmbas kurze Bemerkung, dann machten sie schweigend weiter.

„Hier, hier, ich glaube ich hab´s. Kâsamûmba schau her!“ Ganz aufgeregt winkte die alte Frau den Ratsherr an ihre Seite.

Zu zweit beugten sie sich über die eng beschriebenen Seiten und Kâsamûmba las mit ruhiger kräftiger Stimme vor: „... waren die Welten aufgeteilt unter den Lords des Chaos und den Lords der Ordnung. Die Lords des Chaos, dessen mächtigster T´Zulroc ist, der gerne in der Gestalt zweier böser gelben Augen in Erscheinung tritt, waren seit...“ er hielt inne und schaute seine Helferin triumphierend an.

„T´Zulroc, na klar, wie konnten wir den vergessen?“

Und auch die Greisin nickte bestätigend und sie las weiter vor: „... und so kommt es immer wieder vor, dass das Gleichgewicht aus den Fugen gerät, und dann, wenn es sich zur Seite des Chaos neigt, kann es nur noch eine Rettung geben. Das Wüten T´Zulrocs kann nicht durch irdische Mächte aufgehalten werden. Der EWIGE HELD muss gerufen werden...“ der Rest ging in Gemurmel über, das die beiden Lauscherinnen leider nicht mehr verstanden.

Nach einer Weile hoben Kâsamûmba und seine Freundin die Köpfe und sahen sich bestürzt an.

„Wenn die Schriften Coor-M-Ocks Recht haben, und warum sollten wir daran zweifeln, dann steht uns noch allerhand bevor.“

Kâsamûmba nickte zu ihren Worten, er selbst fuhr fort: „Somit wird auch klar, was dieser S’Het-Hertog über Ćszudrac berichtete. Der Hexer muss von T’Zulroc unterstützt werden. Und das mit dem EWIGEN HELDEN müssen wir uns noch genauer überlegen, ehe ich damit zum König kann.“

„Leider steht hier nirgendwo, wie und wo man diesen ‚Helden‘ findet.“

„Wenn er nicht schon uns gefunden hat. Denk an den Hinweis von Auria!“

„Du meinst, dieser ‚Ewige Held‘ könnte bei den Leuten sein, die sie kommen sah?“

„Sagen wir mal so, ich hoffe es, werte Killîp, ich hoffe es.“

Die mit Killîp angesprochene Greisin fuhr durch ihre graues Haar. „Vielleicht sollte ich in Xandrinas Gestalt zu Auria gehen und sie darüber ausfragen, ob sie mir mittlerweile mehr über diese Fremden mitteilen kann.“

Bei diesen Worten verschwanden die Konturen der Alten für einen Augenblick und einen Lidschlag später stand niemand anders als Xandrina selbst in dem halbdunklen Zimmer, Kâsamûmba aus jugendlichen Augen anlächelnd.

„Gut, nicht wahr? Erst vor kurzer Zeit habe ich damit Xandrina selbst überlistet, als ich ihr in Gestalt dieser Thraxana erschienen bin.“

Stolz drehte sich Killîp-Xandrina um ihre eigene Achse und erfreute sich ganz offensichtlich ihres knackigen jungen Körpers.

„Tu das,“ bejahte Kâsamûmba, „frag Auria nach weiteren Details. Ich erwarte dich dann im Empfangssalon. Aber bitte wieder als Killîp. Deine momentane Erscheinung ist zwar ganz toll, aber am liebsten bist du mir so wie du bist. Und dann, meine Freundin, erstatte ich dem Königspaar Bericht.“

Er löschte die Öllampe, ergriff den Leuchter und gemeinsam mit der Magierin verließ er seine Bibliothek.

Thraxana und Rhalina starrten sich mit großen Augen an.

„Das wir ja immer toller hier,“ beschwerte sich Rhalina, „sag mir bitte, ob du das Gleiche gesehen hast wie ich, Thrax.“

„Mhm, und jetzt wird mir auch etwas anderes klar.“

Sie erzählte ihrer Freundin von der mysteriösen Episode mit Xandrina und der Fremden, die aussah wie sie, Thraxana, und Xandrina den Geheimgang gezeigt hatte.

„Chaotisch,“ murmelte Rhalina, „chaotisch und abgefahren. In was für eine Epoche hat es uns nur verschlagen? Drachen, Könige, Hexer, Hexen - bin gespannt, was als nächstes kommt.“

„Als nächstes? Als nächstes werde ich mir jetzt den Schmöcker vom Tisch holen.“

Thraxana öffnete die angelehnte Geheimtür wieder ganz, huschte in Kâsamûmbas Bücherstube, entfernte die Wanze vom Tisch und ergriff im Schein von Rhalinas Taschenlampe den aufgeschlagenen Wälzer aus Coor-M-Ocks Zyklus El-Ēr-Ĥĥa-Ćo.

Drinnen im Gang packten die beiden Freundinnen ihre Siebensachen zusammen, natürlich auch den Schraubenzieher zwischen den Angeln und die Weintraubenreste, und beeilten sich, wieder in ihre eigenen Gemächer zu kommen, wo sie das dicke, geheimnisvolle Buch genauer anschauen wollten.

Sie flitzten durch die breiten Palastflure, das Buch unter einer irgendwo von einer Wand gerissenen Decke verborgen, die Stühle und leeren Krüge in einer Ecke abgestellt und Thraxana fragte: „Sollten wir Xandrina nicht warnen?“

„Wenn du dir sicher bist, der richtigen gegenüber zu stehen, ja.“

Vor ihren Zimmern verharren sie einen Augenblick. „Zu dir oder zu mir?“
„Doch egal, oder?“
„Also zu mir,“ da sahen sie die vor ein paar Gängen erwähnte Freundin um eine Ecke kommen, oder war es die Magierin?
Thraxana und Rahlina sahen sich lauernd an.
„Idee!“ flüsterte Thraxana und ging Xandrina entgegen.
„Hallo, allerliebste Freundin.“
Skeptisch blickte die Angerufene auf. Seit wann ‚allerliebste‘?
„Was gibt es, Rhal?“
„Wir wissen etwas Neues über das ‚C-Team‘.“
Wie gegen eine Mauer gerannt bleibt Xandrina stehen. „Tatsächlich? Endlich. Los, sag schon, was wisst ihr.“ Gespannt wartete sie auf eine Antwort.
Doch Thraxana drehte sich nur lässig zu Rhalina herum und meinte achselzuckend: „Die Echte! Zweifellos! Sag du ihr alles Rhal, ich warte drin auf dich.“
Sie verschwand in ihrem Zimmer und überließ es Rhalina, die total verwirrte Xandrina aufzuklären.
„Schade, aber die Idee war gut,“ Xandrina überlegte, ob sie den beiden bei der Auswertung des Wälzers helfen sollte oder zu Auria gehen und sie vor dieser Killip warnen. Sie entschied sich für ihre Drachen und Rhalina nickte: „Gut, ich versuch unterdessen mit Thrax das Buch zu entschlüsseln. Treffen wir uns dann hier?“
„Wir treffen uns hier. Bis später Rhal.“ Xandrina machte sich auf den Weg zum Drachengehege während Rhalina in Thraxanas Zimmer verschwand.



„Dieses Königreich da im Süden, verlang nicht dass ich den Namen noch weiß, gibt ´s da auch ein paar Fakten, Zahlen etc.?“

„Ich bin zwar kein wandelndes Lexikon, aber - nun, was wollt ihr wissen?“

„Zum Beispiel, wieviel Menschen leben da, wie groß ist dieses Königreich, wie groß ist die Hauptstadt usw. usw.?“

„Das wird kompliziert. Aber mal überlegen. Im Königreich Āṛṛahhās dürften etwa 200.000 Menschen leben, oder vielleicht 500.000? Meine Götter, ist das denn so wichtig?“

„Finde ich schon. Ich muss mir doch vorstellen können, gegen wen dieser Angreifer aus dem Norden ...“

„Ĉszudrac?“

„Genau der. Mit welchem Widerstand muss er rechnen? Wie groß ist das Land, das er erobern will?“

„Das sollte eigentlich seine Sorge sein, nicht unsere. Aber bitte, für euch tu ich doch alles - nun: Ĉha´dadd ist genau 1.284.000 Quadratkilometer groß, Nūrgistan 1.267.000 km², Tagaghōno 296.322 km², Voltāraā 390.822 km², Emhādō 1.240.192 km² und Şcodivar 322.480 km². Addieren dürft ihr es selbst. Die Hauptstadt Ĉhās-Amār-Dōl hat etwa 87.254 Einwohner. Verdammt, soeben ist einer gestorben, 87.253 Einwohner.“

„He Leute - ich hatte ´nen tollen Traum - drei nackte Frauen...!“

„Schon okay - schön für dich. Schlaf einfach weiter.“

„Soll ich euch auch noch sagen, wie die Gouverneure der einzelnen Fürstentümer heißen, wie oft sie baden gehen, mit welchen Kurtisanen sie...“

„Wir haben begriffen. Lass dich nicht mehr aufhalten. Erzähl weiter - und kümmer ´ sich jemand darum, dass der im Schlafen keine Schweinereien macht!“

Kidnapping

Die amerikanische Freiheitsstatue wurde zuerst in Paris aufgestellt, wo sie die Regierung von Frankreich am 4. Juli 1884 offiziell den Vereinigten Staaten schenkte. Fünf Monate später demontierten die Franzosen die Statue und verschifften die sorgfältig nummerierten Teile an Bord des Kriegsschiffes Isère nach New York. Die Statue ist das Werk des elsässischen Bildhauers Frédéric Auguste Bartholdi. (Eine kleinere Version wurde auf einer der Inseln (Schwaneninsel) in der Seine errichtet.

Draußen brach langsam die Abenddämmerung herein, als Killîp schnaufend das Drachengehege erreichte und Maḳḳa-Feÿ, der wieder seinen eigentlichen Pflichten nachkam, zuwinkte. Dieser erkannte Xandrina und war froh, sich erneut für eine Zeit zurückziehen zu können.

Killîp betrat das weitläufige Gehege und hielt Ausschau nach dem alten Drachenweibchen. Doch so sehr sie auch suchte und umherlief, außer ein paar balgenden Jungdrachen konnte sie keines der Flugwesen entdecken. Auch ihr Rufen half nichts, kurz nur sahen zwei der braunen Drachen auf, wunderten sich etwas und spielten dann wieder weiter. Die Magierin wollte schon umkehren und den alten Drachenheger um seine Hilfe bitten, als sie von hinten angestoßen wurde.

Die alte Frau mit dem jugendlichen Äußeren fuhr herum und sah vor sich die gewaltige Gestalt Aurias aufragen. In ihrem Gehirn formten sich die Worte: „Was gibt es, das so wichtig ist, mich in meiner Abendruhe zu stören?“

„Äh, ich, ich - aber erkennst du mich denn nicht? Ich bin es, Xandrina, deine Freundin.“

„Äußerlich schon, Killîp, aber glaubtest du wirklich, mich mit dieser Maskerade täuschen zu können?“

„Eigentlich nicht, Auria. Du hast recht, entschuldige meine Hybris!“ und sie verwandelte sich wieder zurück in die Greisin, die sie eigentlich war. Sie ging zu einem Baumstumpf und ließ sich müde darauf nieder.

„Weißt du Killîp, wenn ich dich nicht schon so lange kennen würde, und du nicht Kâsamûmbas engste Vertraue wärst - manchmal könnte mir unheimlich werden mit dir.“

„Was meinst du damit, Auria?“ Misstrauen und Argwohn schwebten in der brüchigen Stimme der Alten.

„Nun, keiner außer mir und Kâsamûmba kennt dich in deiner wahren Gestalt. Ja, die wenigsten am Hof wissen überhaupt dass es dich gibt. Ich bezweifle sogar, ob Königin Aldariânâ von dir weiß.“

Auria lag jetzt neben ihr und blitzte sie aus klugen Augen an.

„Das meinte ich damit, dass du mir bisweilen unheimlich erscheinst, Killîp. Warum kannst du dich der Königin nicht offenbaren und ihr deine wertvollen Dienste anbieten?“

„Weil sie nichts von Magie wissen will, Auria, das weißt du doch selbst.“

Traurigkeit lag jetzt auf den eingefallenen Zügen der Alten.

„Du warst nicht dabei, im Thronsaal, als T'Zulrocs Augen erschienen. Alles war gebannt und hypnotisiert, alle außer mir und dem Königspaar. Aldariãã und Thôr-Saldís waren zwar zweifellos beeindruckt, aber nicht entsetzt. Sie betrachteten T'Zulrocs Augen wie eine neue Erfindung eines unbekanntes, aber genialen Mechanikers, nicht wie die Ausgeburt des Bösen. Sie haben überhaupt kein Empfinden für Magie. Mich wundert, dass die Königin deine telepathischen Fähigkeiten akzeptiert. Aber wenn sie von meiner wahren Persönlichkeit erführe, wer weiß, was dabei für mich herauskäme.“

Da musste Auria der Greisin beipflichten. Sie versuchte, Killíp zu trösten.

„Ich kann dich jetzt verstehen, Killíp. Warum bist du aber nicht früher mit dieser Sorge zu mir gekommen. Wir zwei hätten uns so viel mehr zu sagen gehabt. So aber - doch still, ich sehe die echte Xandrina kommen. Versteck dich hinter der großen Palme.“

Für ihr hohes Alter überraschend flink war Killíp auf den Beinen, umrundete die massige Gestalt des Drachen und verschwand hinter einem dicken Palmenstamm in Deckung.

Auch Auria hatte sich wieder erhoben und trottete der jungen Frau die letzten Schritte entgegen.

„Xandrina, meine kleine Freundin, was ist denn geschehen? Du siehst so nachdenklich aus?“

„Hallo, Auria. Ich wundere mich nur, warum mir gerade Maḳḳa-Feÿ nachgesehen hat, als wäre ich ein Gespenst. Kannst du dir das erklären?“

„Ja - nein!“

„Was jetzt nun? Ja oder nein.“

„Erklären? Was weiß ich, was in dem alten Querkopf so vorgeht?“

„Stimmt auch wieder.“

Etwas fünfzehn Schritte von Killíps Versteck ließen sich die beiden, Xandrina etwas leichter als die große Drachendame, auf dem kühlen Boden nieder. Xandrina trug wieder eines der weiten Kleider, das sie sich als Kissen unter ihren Allerwertesten zurechtschob. Auria brauchte so etwas nicht.

Dann erzählte Xandrina ihrer aufmerksam lauschenden Freundin von der Begegnung mit ihren beiden Kameradinnen, und bat sie dann, laut Thraxanas Vorschlag, noch einmal Verbindung mit den Fremden im Nordosten Kontakt aufzunehmen.“

„Nun, das ist nicht so leicht, wie es sich anhört, und hängt vor allem nicht von mir alleine ab. Ich bin dabei ganz auf die Hilfe des fremden Drachenmännchens angewiesen, das heißt, er muss bereit sein, meine Signale zu empfangen.“

„Und? Ist er das?“

„Eigentlich sollte er das stets sein, außer er ist abgelenkt oder schläft. Unter abgelenkt verstehe ich etwas, das seine Konzentration so stark auf sich zieht, dass er meine Impulse nicht mitbekommt.“

„Verstehe,“ Xandrina nickte, „das ist dann ungefähr so, wie wenn man angerufen wird, aber das Telefon nicht hört.“

„Was kann man nicht hören? Sag das noch mal.“

„Ach so, keine Bange, das ist ein Begriff, den du nicht kennen kannst.“ Xandrina vergaß bisweilen, dass sie in einer Zeit gestrandet waren, in der manche Gleichnisse ins Leere liefen. „Telefone, ob ich die je wieder läuten höre?“

Auria war versucht, ihrer jungen Freundin beginnende Geistesverwirrung zu attestieren. Das einzige, das sie selbst kannte und das läutete, waren Glocken. Sonst läutete nichts, und ein ‚Telefon‘ schon gar nicht, was immer Xandrina damit meinen sollte.

Xandrina schien die Gedanken der Drachenkönigin zu erraten, denn sie meinte beschwichtigend: „Keine Sorge, Auria, mir geht es blendend, ich habe keinen Sonnenstich. Aber du weißt ja, meine beiden Freundinnen und ich kommen von verdammt weit her, und bei uns gibt es mechanische Geräte, mit denen man sich über große Entfernungen hinweg unterhalten kann. Das funktioniert dann so ähnlich wie eure Telepathie, nur dass wir uns dafür eben mechanische Hilfsmittel, Telefone, bauen mussten.“

Aurias Schnauben konnte auf vielerlei Art ausgelegt werden.

„Ich versuche es jetzt,“ war ihr kurzer abschließender Kommentar.

Hoffentlich habe ich da keinen Blödsinn gemacht, fuhr es der jungen Frau durch den Kopf. So ganz ist die alte Drachenlady noch nicht davon überzeugt, dass ich keinen Dachschaten habe.

Xandrina betrachtete fasziniert die angespannten Gesichtszüge Aurias, soweit man in einem Reptiliengesicht eine dem Menschen ähnliche Regung entnehmen konnte.

Doch die Starre, in die die Drachenkönigin versunken war, gab Xandrina Recht. Behutsam schickte Auria ihren mentalen Ruf aus. Dies war nicht einfach, da sie den Adressanten ihrer Botschaft nicht einmal kannte, geschweige denn wusste, wo sie ihn momentan genau zu suchen hatte. Bei ihren eigenen Männchen war dies einfacher. Jedes hatte seine bestimmte mentale Frequenz, auf der es gezielt angesprochen werden konnte. Dann gab es noch eine allgemeine Frequenz für - Xandrina hätte gesagt - Sammelanrufe oder Telefonkonferenzen. Solch ein modifiziertes Sammelsignal schickte sie auf die Reise.

Einmal glaubte sie, ein leichtes Echo vernommen zu haben. Ihre geschlossenen Augenlider zuckten kurz, dann war der verschwommene Impuls wieder weg. Dazu kam, dass sie auch nicht wusste, wie alt das fremde Drachemännchen war, und ob es überhaupt seiner Fähigkeit, auf dieser Ebene zu kommunizieren, schon bewusst war. Den ersten kurzen Kontakt mit ihm hatte sie durch Zufall erhalten, weil irgend etwas den fremden Drachen mental äußerst erregt hatte. Die damals empfangenen wirren Gedankenmuster deuteten nicht darauf hin, dass es eine gezielte Botschaft war, sondern eben nur eine mentale Eruption.

Auria schickte ihre Gedankenfühler wieder auf die Reise. Ihre huschenden Sinne durchteilten die Dunkelheit auf der Suche nach einem Drachenhirn, das sie zu empfangen in der Lage war, ohne diese Fähigkeit voll zu beherrschen, ja, vielleicht gar nichts davon zu wissen.

Wieder und wieder tastete sie ihren mentalen Empfangsbereich ab. Ohne Erfolg. Erschöpft ließ sie ihren Geist zurückkehren, da mischte sich ein sonderbarer Unterton in das sphärische Rauschen. Abrupt hielt die alte Drachendame inne und öffnete ihre Esperfühler erneut. Jetzt konnte sie es ganz deutlich ausmachen. Aufruhr! Wahnsinn! Chaos! Sie lokalisierte den Herd des Tumultes. Der Königspalast!

Auria schlug ihre Augen auf und sah Xandrina eingenickt neben ihr sitzen. Behutsam fuhr sie der jungen Frau mit der schweren Zunge über die Wange,

bemüht, nicht zu sehr zu atmen, da sie wusste, dass sie einen alles andere als angenehmen Odem hatte.

Sofort war Xandrina wieder wach und sprang in die Höhe.

„Ach du warst es, Auria, entschuldige.“

„Nichts zu entschuldigen, Xandrina. Doch hör mir jetzt bitte gut zu!“

„Hast du Kontakt gehabt, ja?“ Xandrinas Augen glühten vor erregter Erwartung.

„Ja, aber nicht den, den wir suchten. Hör mir bitte trotzdem zu.“

„Natürlich. Was gibt es?“

Aurias mächtiger Schädel schwebte dicht vor Xandrina und in deren Kopf formten sich einmal mehr die lautlosen mundgeruchfreien Worte der Drachenkönigin.

„Im Königspalast herrscht große Aufregung. Irgend etwas Schlimmes muss dort vorgefallen sein. Um das schnellstmöglich zu erfahren, muss ich allerdings jemanden um Hilfe bitten. Bleib bitte hier und wundere dich über nichts.“

Chaos im Königspalast? Hoffentlich hatten ihre beiden Freundinnen nichts damit zu tun. Und sich wundern? Sich wundern hatte Xandrina schon lange eingestellt.

Auria erhob sich und drehte sich um. Sie starrte auf eine kleine Palmengruppe, aus deren Schatten zögerlich jemand heraustrat und mit kurzen Schritten auf sie zu kam.

Xandrina erkannte eine alte Frau, in einfache weite Gewändern gewickelt, nur das greise Gesicht unverhüllt.

„Killîp, ich habe dich herausgebeten, weil ich jetzt deine schnelle Hilfe brauche. Du kannst dich meines Wissens auf geistigem Wege mit Kâsamûmba verständigen?“

Die Alte war nähergetreten. Ein verschmitztes Lächeln stahl sich auf ihre eingefallenen Züge.

„So ähnlich. Ja, warum?“

Auria schien jetzt zu Killîp und Xandrinas gleichzeitig mentalen Kontakt aufgenommen zu haben. Denn auch die junge Frau hatte ihre Frage an die Greisin mitbekommen.

„Dann sei bitte so gut, Killîp, und frage deinen Freund nach dem Grund für den Aufruhr, so er ihn denn weiß.“

Verständnislos blickte die Alte die große Echse an: „Aufruhr? Welcher Aufruhr?“

„Oh, diese Hektik, entschuldige...“ und Auria erklärte der greisen Magierin, was sie vorhin geespert hatte.

„Dann wollen wir mal!“ Killîp drehte sich in Richtung des Königspalastes. Einige helle Flecken in der Dunkelheit zeigten seine Lage an. Dann hob sie ihre dünnen Arme, der gefältelte Stoff ihres Umhangs rutschte zurück. Ihre Arme waren wirklich extrem dünn. So stand sie ein paar Sekunden bewegungslos. Dann begann sie ein kaum wahrnehmbares Summen, das alsbald höher anstieg und plötzlich wieder verstummte. Ihr Gesicht bildete jetzt eine starre Totenmaske, und nur die hin und wieder zuckenden Augenlider zeugten noch von Leben in der ausgemergelten Gestalt.

Etwa fünf Minuten dauerte diese Trancestarre, dann ließ Killîp krampfartig ihre dünnen Arme sinken und sackte zu Boden. Xandrina und Auria beugten sich besorgt über sie, doch die Alte winkte beruhigend ab.

„Schon vorbei, aber mein alten Knochen vertragen dieses Spielchen einfach nicht mehr so gut wie früher. Ich habe Kontakt gehabt, Kâsamûmba war, wie der ganze Hof, in höchster Aufregung und Alarmbereitschaft.“

„Na - und weiter?“ deutlich war die Ungeduld aus Aurias mentalen Worten zu entnehmen.

Killîp holte tief Luft, dann flüsterte sie mit bedeutungsschwerer Stimme: „Die Königin ist entführt worden!“

Das saß! Während Killîp sich langsam aufrichtet war die Leichenstarre in Xandrina und Auria gefahren. Der Drache hatte sich zuerst wieder unter Kontrolle, schüttelte sich kurz, sah Xandrina, schüttelte auch diese kurz, dann wurde die greise Magierin mit Fragen förmlich überschüttet. Gesprochene wie gedachte Fragen, doch sie musste abwehren und konnte nur immer wieder antworten: „Sie ist entführt worden, mehr wusste Kâsamûmba auch nicht.“

Mehr wusste bisher noch niemand im ganzen Herrscherpalast, außer dem oder den Entführern, und die konnte man leider nicht fragen.

Thôr-Saldîs, Wu-Kâne, Kâsamûmba und mehrere andere Berater und hohe Offiziere standen in Aldariânâs Gemächern und bildeten so eine Art Stabstelle. Wu-Kânes Soldaten suchten immer noch den ganzen weitläufigen Palast nach Spuren ab. Kâsamûmba und seine engsten Vertrauten beratschlagten über Verhaltensmaßnahmen dem Volk gegenüber. Und Thôr-Saldîs stand zwischen ihnen, und über seinem Kopf bildete sich eine immer größer werdende Rauchwolke des Zorns und der Verzweiflung.

Wütend stapfte er wieder hinüber in das Schlafzimmer seiner Frau. Elitesoldaten durchkämmten jeden Quadratzentimeter des Inventars.

Neben der Tür lagen noch die zwei erschlagenen Leibwachen. Sie mussten gekämpft haben wie nûrgistanische Löwen, denn rings um sie verbluteten fünf Männer ohne erkennbare Uniform. Wu-Kâne hatte sie natürlich sofort zu identifizieren versucht, aber erst einer seiner Untergebenen konnte ihm sagen, wer sie waren. Bei den fünf Toten handelte es sich zweifelsfrei um einfache Soldaten aus den Bataillonen von Oberst Saîf al-Thorâ.

Jedes Mal, wenn Thôr-Saldîs bei seinen Überlegungen hier angekommen war, fuhr ihm ein besonders schmerzhafter Stich durchs Herz. Saîf al-Thorâ, ausgerechnet dieser Oberst, den er für besonders loyal und liberal gehalten hatte. Er erinnerte sich wieder an dessen Auftritt bei der Beratung. Hätte Thôr-Saldîs da schon etwas erkennen, erahnen können?

Wu-Kâne hatte sich sofort bestätigen lassen, dass Saîf al-Thorâ und mit ihm einige Hundertschaften seiner Männer verschwunden waren. Sie waren ganz offiziell aus der Hauptstadt geritten. Der diensthabende Soldat der Wache am Haupttor hatte keinen Grund gesehen, den allseits bekannten und geschätzten Oberst am Verlassen der Stadt zu hindern.

Leider konnte der Wachsoldat daher auch keine zuverlässigen Angaben über die genaue Größe der Truppe machen, und vor allem wusste er nichts über die wahrscheinlich unter ihnen gewesene Königin.

Thôr-Saldîs Blicke blieben auf Aldariânâs Bett hängen. Nachdem die beiden treuen Leibwachen niedergestreckt waren oder schon vielleicht während ihres verzweifelten Kampfes, musste die Königin selbst einen der Degen von der

Wandhalterung gerissen haben und den Eindringlingen entgegengetreten sein. Die schlanke Waffe lag zerbrochen und mit Blut befleckt auf dem zerwühlten Bettzeug.

Außerdem zierten mehrere große dunkelrote Flecken die weißen Laken und Bettbezüge. Es war die Frage noch offen, wessen Blut es war. Das der Königin oder das ihrer Kidnapper.

In ohnmächtiger Wut trat Thôr-Saldís gegen einen der kleinen Ziertische. Dieser hielt dem Tritt nicht stand, kippte und fiel scheppernd um, und mit ihm viel eine Vase und zerdepperte auf dem harten Boden, und ein zusammengefalteter Zettel schwebte anmutig vor des Königs Füßen nieder.

Dumpf hölzern knallte es, als der Kopf des Königs mit dem Kopf eines seiner eifrigen Elitesoldaten zusammenkrachte, als sie sich gleichzeitig nach dem Papier bückten.

Noch bevor der perplexer Soldat eine Entschuldigung stammeln konnte, hatte sich Thôr-Saldís des Zettel ergriffen, richtete sich wieder auf, fuhr kurz mit der Hand über seinen brummenden Schädel, nickte dem Soldaten zu und ging zurück zu seinen Beratern.

„Wu-Kâne, Kâsamûmba, kommt her. Seht euch das an.“

Er hielt ihnen den Fund entgegen. Kâsamûmba ergriff ihn, faltete ihn auseinander und las laut vor.

„Sehr geehrter Herr König eines korrupten Landes! Wenn Ihr dieses Schreiben findet, dann ist zwischen Euch und Eurer Gemahlin, die sich Königin von eigenen Gnaden nannte, schon so viel Land, wie Euer zusammengestohlenes Reich groß ist. Zu lange, viel zu lange, habe ich mit angesehen, wie die stolzen Fürsten unter Eurer Knute sich ducken mussten. Ich habe als einziger die Konsequenz erkannt und danach gehandelt. Nennt mich nicht vorzeitig doppelzüngig oder hinterlistig. Ihr wisst um meine Art, die Dinge anzupacken. Ich weiß einen besseren Platz für mich und meine treuen Gefolgsleute. Betrachtet die Koalition zwischen meiner Genialität und Eurer Säbelrasselei als beendet. Ich habe mich für einen neuen Partner entschieden, einen Partner, der die Kraft hat und den Weitblick, meine Fähigkeiten wertgemäß einzuschätzen und mich dahingehend zu entleihen. Teilt auch Kâsamûmba mein Bedauern über sein Versagen mit, sein Versagen, so wie ich rechtzeitig auf die große Wende hingearbeitet zu haben. Diese Wende war unter Eurer Despotie nicht vollziehbar, jetzt werde ich sie Euch aufzwingen. Wenn wir uns wiedersehen, dann werde ich es sein, der mit starker Hand, die Macht der Union im Rücken, Befehle erteilt. Befehle, die zu erteilen Ihr zu kurzsichtig oder zu machthungrig wart. So lebt denn wohl, verzweifelter König - es grüßt Euch Ex-Oberst Saïf al-Thorâ, weiland Soldat einer nun zum Untergang verurteilten Armee!“

Kâsamûmba schüttelte benommen den Kopf.

„Das erschüttert mich. Soviel Ungereimtheit und Schwachsinn von einem der Männer, die ich bisher am meisten wegen ihres klaren Verstandes und ihrer messerscharfen Logik gefördert hatte. Armer verwirrter Saïf al-Thorâ, wie kommt er nur auf diese Ungeheuerlichkeiten. Zuerst dachte ich an Lösegeld. Vielleicht hatte er die Arbeit in der Politik satt, in letzter Zeit stand er ja auch nicht mehr so im Mittelpunkt wie zu Beginn des Reiches. Vielleicht, so dachte ich, wollte er mit genügend Gold irgendwo auf der weiten Welt ein gemütliches Leben führen. Doch ein Überlaufen zum Feind, wobei mir nicht klar ist, auf welche Union er in seinem Schreiben anspielt, ein Überlaufen, das war mir bis jetzt nicht in den Sinn gekommen. Klar, dass er kein besseres Faustpfand und Einstiegs Geschenk als unsere arme Königin mitbringen kann.“

Thôr-Saldîs ballte seine mächtigen Fäuste.

„Wu-Kâne, bereitet alles für eine Verfolgung vor. Wir müssen den Irren erwischen, ehe er an seinem Ziel ist, wo immer das liegen mag. Sonst ist es zu spät für die Königin.“

„Das hat wenig Sinn, mein Herrscher!“ wagte dieser zu widersprechen. „Wie wollt Ihr ihn verfolgen, wenn ihr nicht wisst, wo er genau hin wollte?“

Ungeduldig, und voll Sorge um seine Frau, wischte Thôr-Saldîs dieses Einwand weg.

„Wo wird er schon hin wollen! Er ist zum West-Tor hinaus. Er will zum Feind! Und wo ist im Westen ein Feind? Entweder die Wilden Małahîs, aber da läuft er genau Kârkonnan in die Arme, oder zu dieser Invasionsarmee im Norden. Und wenn er von einem neuen Partner spricht, so nehme ich doch an, dass er nur diesen Ćszudrac meinen kann. Also kürzen wir seinen Weg ab und schnappen ihn an der Grenze. Der Hinweis, dass er weiter sei als mein Reich groß, dient doch nur der Verwirrung.“

„Schon, mein König. Ihr habt natürlich recht, doch vergesst eines nicht. Saïf al-Thorâ ist beileibe nicht auf den Kopf gefallen. Er hatte einen exzellenten Lehrmeister - nicht war, Kâsamûmba - er muss erstens mit einer Verfolgung rechnen und zweitens kann er nicht direkt in die Aufmarschlinien der Wilden reiten, er muss also Umwege und Schleichpfade wählen. Somit dürfte er einen so willkürlichen Kurs wählen, dass wir ihn so schnell nicht nachrechnen können.“

„Meiner Treu, dann rechnet schon. Berechnet, kalkuliert, schätzt ab oder was auch immer - findet diesen Kurs, oder einen besseren Kurs. Versetzt euch in seine gottverdammte Lage und ergründet seine Wege. Ich warte auf einen geeigneten Vorschlag in meinen Studierzimmer. Außerdem muss ich mich um meinen Sohn kümmern.“

Thôr-Saldîs drehte sich ab und verließ bebend seine stöhnenden Ratsherren und Offiziere.

Kâsamûmba bedeutete den zivilen und militärischen Beratern, die etwas unschlüssig herumstanden, sich um ihn zu scharen.

„Also schön, meine Herren, probieren wir es. Irgendwie sind wir es ihm und der unglückseligen Königin auch schuldig. Wu-Kâne, ihr erlasst am besten Order, dass bis zum Morgengrauen genügend Einheiten einsatzbereit sind, das wird den König etwas beruhigen.“ Der Hauptmann nickte. „Und wir, meine Herren, versuchen unterdessen unser Bestes, um seinen Wunsch zu erfüllen.“

Wu-Kâne winkte seinen Männern und verließ mit ihnen den Vorraum zu Aldariânâs Schlafgemach. In der Tür prallte er gegen eine aufgeregte Person, die sich an ihm und seinen Offizieren vorbeizudrücken versuchte.

Mit harter Hand hielt der Soldat die sich windende Xandrina fest.

„Ihr könnt jetzt nicht stören. Wisst Ihr denn nicht, was hier lost ist, Dame Xandrina?“

„Natürlich weiß ich das, Hauptmann. Und Ihr könnt mich ruhig loslassen. Außerdem bin ich genau wegen der entführten Königin hier. Ich habe nämlich einen eminent wichtigen Vorschlag.“

„Doch bitte nicht wieder von dieser Drachenkönigin?“

Wu-Kâne hatte seine Hand von Xandrina genommen, aber er traute der Fremden noch nicht so richtig über den Weg. Er hatte noch zu deutlich in Erinnerung, wie sie im Beratungssaal diesen verräterischen Saif al-Thora blitzschnell auf den Boden geschickt hatte.

„Genau, Hauptmann, von Auria, der Drachenkönigin. Sie lässt ausrichten, Euch, dem König, oder wer auch immer das Kommando hier nun hat, dass bei Tagesanbruch ihre erfahrensten Drachen bereitstehen, nach den Flüchtigen und der Königin Ausschau zu halten.“

„Wie, was? Natürlich! Die Drachen. Oh, wir Narren. Die Drachen, an die haben wir in all der Aufregung gar nicht mehr gedacht. Geht nur zu, Dame Xandrina, mit dieser Botschaft dürft ihr den guten Kâsamûmba und seine Helfer jederzeit unterbrechen.“

Er sah noch, wie Xandrina zu den eifrig debattierenden Ratsherren schritt, dann folgte er seinen Offizieren zu deren Garnisonen.

„Klar die Drachen,“ murmelte er unterwegs. Seit ihrem letzten großen Kampf gegen die Nomaden am Dschâdo-Plateau vor nunmehr knapp vier Jahren waren die Flugdrachen nicht mehr für militärische Zwecke eingesetzt worden. Kein Wunder, dass niemand mehr an sie gedacht hatte.

Wu-Kâne umrundete schwungvoll eine Gangecke - und stieß mit den nächsten Personen zusammen.

An seiner mächtigen Gestalt prallten Rhalina und Thraxana ab und torkelten einige Schritte zurück.

Thraxana fing sich wieder und starrte den baumlangen Hauptmann überlegend an.

„Wu-Kâne? Hauptmann Wu-Kâne?“

„Richtig, meine Damen. Kann ich etwas für Sie tun, ich bin in Eile.“

„Wir auch,“ erwiderte Thraxana, „aber trotzdem solltet Ihr kurz Zeit für uns haben. Wir glauben, etwas sehr Wichtiges entdeckt zu haben.“

„In Bezug auf unsere Königin?“

Thraxana und Rhalina wussten nicht so recht.

Wu-Kâne klärte sie in kurzen Worten auf.

„Das ist zwar abscheulich, aber hierfür haben wir leider keinen Vorschlag. Nein, wir haben vielmehr etwas hochinteressantes über diesen EWIGEN HELDEN in Erfahrung gebracht.“

„Der kann uns jetzt am allerwenigsten helfen,“ brummelte Wu-Kâne, doch Thraxana ließ sich nicht so leicht abweisen.

„Das nicht, oder vielleicht doch, aber auf jeden Fall kann er für die Zukunft überlebenswichtig werden.“

„Eine Zukunft ohne unsere geliebte Königin ist keine Zukunft für unser Reich, meine Damen. Tut mir leid, aber mit diesem mysteriösen Helden, ob ewig oder nicht, können wir uns jetzt wirklich nicht auch noch befassen, zur Zeit gibt es wirklich Wichtigeres. Und, bitte, wendet Euch auch nicht an unsere Berater oder gar den armen König selbst. Ihr müsst die augenblickliche Situation einsehen. Später sicherlich, wenn wir unsere Königin wieder haben und dieser Hund Saïf al-Thorâ bestraft ist, dann können wir uns um diesen merkwürdigen Helden kümmern.“

Hätte der treue Wu-Kâne gewusst, was Kâsamûmba bereits über den EWIGEN HELDEN wusste, so hätte er die zwei enttäuschten Freundinnen sicher nicht zurückgeschickt. So aber bestand er darauf, dass Thraxana und Rhalina unverrichteter Dinge wieder umkehrten und ihm versicherten, Kâsamûmba oder andere wichtiger Leute jetzt nicht zu stören.

Der Ritt

Die Sahara ist nicht, wie viele glauben, der unaufhörlich brennende Ofen aus glühendem Sand. Sie hat ein typisches Kontinentalklima von sich abwechselnden heißen und kalten Jahreszeiten. Ihre hohen Temperaturen reichen 58° Celsius, die in Al Aziziyah, Libyen, aufgezeichnet worden sind und die kalten bis zu -15° Celsius im Winter im Tibesti-Gebirge.

„So, und was jetzt?“
Rhalina war einige Kolonnaden weiter stehen geblieben und hielt ihre Freundin ebenfalls an.

„Nun ja, einerseits kann ich die Leute verstehen, schließlich ist es ihre Königin.“

„Aber für uns geht es um mindestens genauso viel, das weiß du doch.“

„Ich weiß, ich weiß.“

Thraxana vergegenwärtigte sich noch einmal, was sie aus den Werken Coor-M-Ocks enträtselt zu haben glaubten. Das dicke Buch war in einer Sprache abgefasst, die sehr mittelalterlichem Englisch glich, Shakespear'schem Englisch. Darum taten sie sich beim Lesen der Texte wesentlich leichter als Kâsamûmba und seine Magierfreundin.

Laut Coor-M-Ocks Niederschriften trat dieser EWIGE HELD, wenn er denn diesmal wiederkehren sollte, in Gestalt aller vier seiner Inkarnationen gleichzeitig an. Xandrina hätte beim Studium der Schriften ihre helle Freude gehabt! Schon bei der Zahl vier hatte sich auch bei den beiden anderen ein erster Hoffnungsschimmer eingeschlichen. Als sie dann weiterlasen und die Sprache auf den blauen Dämon kam und dessen Erscheinungsformen, wurde aus dem Hoffnungsschimmer alsbald eine ungewisse Gewissheit.

Und dann endlich, bei der Beschreibung der Charaktere der vier Inkarnationen, da waren die letzten Zweifel gewichen. Am Ende der Lektüre waren sich Thraxana und Rhalina sicher, wen sie als vierfachen EWIGEN Helden finden würden.

Jared of Avarêêl, Ravenclaw, Hetjuskapur, Eisenfaust. Sie lasen die Eigenschaften der vier Helden und verglichen sie mit denen, der ihnen bekannten Gesuchten.

Lord Jared of Avarêêl, der Weise, der Unergründliche. Ältester der vier Helden-Inkarnationen. Nie immer auf den ersten Blick logisch in seinen Taten und seinen Beweggründen. Geheimnisvoll und doch offen und unerschütterlich in seinem Glauben an das Gute. Lord John, die große, bis jetzt noch unerfüllte Liebe der Drachenfreundin Xandrina.

Lord Ravenclaw, der Zweifler, der Misstrauische, der leicht Erzürnbare. Der Held mit den meisten Reinkarnationen und dem meisten Wissen um die Schlechtigkeit der Menschen und Götter. Seinen Prinzipien treu, scheinbar unnahbar und doch sehr verletzlich. In ihn, Lord Ray-Ray, hatte sich die eher schüchterne Rhalina unsterblich verliebt.

Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, der Stürmische, der Waghalsige. Nicht der größte Taktiker unter den Sonnen, aber unerschrocken einen einmal gewählten Weg beschreitend, unsicher bisweilen in seinen Gefühlen anderen gegenüber. Auch

er, wie Ravenclaw, abgehärtet durch mehrere Inkarnationen. Prinz Vladimir, heiß umworben von der stürmischen Thraxana.

Und Prinz Hetjuskapur, der Stoische, der Ausgleichende. Verlässlich in seinen Analysen und im Gegensatz zu seinen Mitinkarnationen bereit, einen Konflikt auch einmal friedlich lösen zu wollen. Prinz Remulus, von dem es heißt, dass er den Männern eher zugetan sei als dem weiblichen Geschlecht, was sich aber erst noch beweisen muss.

Und als sie alles miteinander verglichen und abgewägt hatten, wussten sie, wer der EWIGE HELD nur sein konnte: Ihr ‚C-Team‘. Die vier Chaoten, deretwegen sie hier in diesem Wüstenstaat gestrandet waren.

Und jetzt wussten sie nicht, wie sie es anstellen sollten, diese vier Haudegen so schnell als möglich zu finden. Eigentlich weniger finden, als ihnen entgegeneilen, denn dass es sich bei diesen ominösen Reitern aus dem Nordosten um niemand anders als das ‚C-Team‘ und irgendwelche Begleiter handeln konnte, daran bestand für sie nicht mehr der geringste Zweifel.

„Und wenn wir Xandrina fragen? Ganz abgesehen davon, dass wir ihr erzählen müssen, was wir herausgefunden haben.“

„Ich weiß nicht so recht,“ Rhalina verneinte widerwillig. „Nicht dass sie es nicht erfahren muss, darüber gibt es keine Debatte. Aber dann kommt sie womöglich wieder mit ihren abscheulichen Drachen daher, und meint, wir könnten ja auf ihnen den vieren entgegenfliegen. Ne, ne, da geh´ ich lieber noch zu Fuß durch die Wüste.“

„Nun spinn doch nicht schon wieder. Es ist ja gar nicht gesagt, dass die Drachen Zeit für uns haben, jetzt wo sie die Königin suchen müssen.“

„Stimmt, puuh. Sprichst du mit Xandi?“

„Mach ich,“ Thraxana nickte und Rhalina ging weiter in Richtung ihrer Gemächer.

„Ich warte dann in meinem Wohnzimmer auf euch.“

Thraxana ging gedankenversunken weiter. Wo sollte sie jetzt ihre Freundin Xandrina am besten suchen. Vielleicht draußen bei den Drachengehegen? Das war bis jetzt immer eine sichere Bank gewesen.

„Wohin des Weges, Thrax?“

„Huch!“ Thraxana blickte vom Bodenmosaik auf, das sie während ihrer grüblerischen Wanderung eingehend betrachtet hatte.

„Hallo, Xandi. Hervorragend, genau dich suche ich.“

„Schön, jetzt hast du mich gefunden. Und, was gibt´s? Ich muss gleich weiter zu Auria, wegen der Königin. Du weißt sicherlich.“

Thraxana nickte.

„Ja, ich hab´s vorhin erfahren. Aber ich weiß noch etwas, das dich sicher genau so interessieren wird.“

„So, dann lass mal hören.“

„Rhalina und ich haben herausgefunden, oder wir sind uns zumindest 99%ig sicher, wo unsere Jungs vom ‚C-Team‘ rumackern.“

„Kein Witz diesmal?“

„Kein Witz, Xandi. Rhal und ich haben heute Abend in der Bibliothek Käsamûmbas...“ und sie erzählte ihrer Freundin alles, vom Lauschen im Geheimgang, von den Fähigkeiten Killîps, hier musste Xandrina erst mal

schlucken, vom Entwenden des Buches, vom Studium desselben und von den Erkenntnissen über den EWIGEN HELDEN und seine neuen Inkarnationen.

Dann stand sie abwartend da und betrachtete ihre Freundin, in deren Gesicht es arbeitete.

„Nein, Thrax, das ist zu hart. Das ist zu hart.“

Thraxana traute ihren Ohren nicht.

„Was meinst du damit?“

„Verdammt Sch... Thrax, was soll ich jetzt tun? Sag mir bloß, was ich jetzt tun soll. Endlich, endlich habe ich die Aussicht, unseren guten alten John und seine Kumpels wieder zu treffen, und genau jetzt, wie es der Teufel will, genau jetzt soll ich zusammen mit Aurias Drachen einen wichtigen Auftrag bei der Suche nach Aldariânâ und der Verteidigung des Reiches übernehmen. Kannst du verstehen, warum...“

„Beruhige dich, Xandi, beruhige dich. Pass auf, ich glaub, ich kann dir helfen. Rhal und ich haben vor, unseren ‚Helden‘ irgendwie entgegen zu reiten, zu laufen, zu schwimmen, zu kriechen, oder sonst was.“

„Aber das ist doch gar nicht nötig. Bereits heute Nachmittag ist Hauptmann SâDâffis mit einer Handvoll schneller Reiter ihnen entgegengeritten.“

„Trotzdem, Xandi, trotzdem. Denn schau, was sollen wir hier groß machen, während alles auf der Suche nach der entführten Königin ist? Genauso gut können wir diesem SâDâffis nach- oder vielleicht schon wieder entgegenreiten.“

„Stimmt. Aber das heißt auch, dass wir uns trennen müssen. Und ich hab da gar kein gutes Gefühl dabei.“

„Aber wenn du mit den Drachen losziehst, dann trennen wir uns doch auch.“

„Wieso?“ Xandrina schaute fragend ihre Freundin an. „Ihr beide wärt natürlich mit von der Partie.“

Jetzt musste Thraxana aber herzlich lachen. „Rhalina auf einem Drachen. Vergiss es Xandi, vorher rennt sie zu Fuß hinter uns her.“

„Die und ihr Etepetete-Getue. Aber mir soll's recht sein. Ihr zwei wollt also unbedingt zu den Jungs. Grübel, grübel. Na schön. Die werden mir schon nicht davonlaufen. Grübel, grübel. Kannst du mir eines versprechen, Thrax? Wenn John mit euch hier ankommt und ich nicht da bin, kannst du ein Auge auf ihn werfen, dass er sich keine der Palastschnepfen schnappt?“

„Oh, Xandi, wenn das deine ganze Sorge ist. Du kennst doch den alten Hallodri. Wenn er erfährt, dass du auch hier bist, dann hat er doch für keine andere was übrig. Und, so tolle Kurtisanen habe ich hier auch noch nicht gesehen - außer dieser kleinen...“

Xandrina schmunzelte bei diesen Worten: „Stimmt schon, Thrax. Aber es sind schwarze Kurtisanen. Und du weißt wie ich, daß John kein Kostverächter, und dazu noch einer Schwarzen. Und, wie du gesagt hast, er ist und bleibt ein Hallodri. Aber ich bau auf dich, okay?“

„Okay, Xandi. Ich wird mein bestes tun, soweit mir Vlad dafür Zeit lässt.“

Die beiden umarmten sich, dann machte sich Xandrina auf zu ihren Drachen.

Thraxana hingegen erwartete eine Überraschung als sie in Rhalinas Zimmern auftauchte. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, als ihre Freundin ihr aufgeregt verkündete.

„Beeil dich Thrax, ich hab meine Beziehungen spielen gelassen und uns drei schnelle Pferde besorgt und ausreichend Proviant für mehrere Tage. Wir müssen

bloß schnell noch vor Tagesanbruch los, bevor an der Stadttore der Wachwechsel stattfindet.“

„Ei da schau her, Rhal. Ist da was im Busch?“

„So´n Quatsch. Du hast eine ausgesprochen schmutzige Phantasie.“

Thraxana konnte ohnehin nicht glauben, dass ausgerechnet Rhalina etwas mit einem der Soldaten haben könnte, aber ein bisschen triezen konnte auch nicht schaden.

„Zwei Pferde reichen, Rhal. Das dritte kann als Packpferd mit. Xandrina muss im Auftrag des Königs mit den Drachen los. Es ist ihr nicht leicht gefallen, wegen John und so.“

Rhalina konnte sich zwar nicht vorstellen, warum es ihrer Freundin schwer gefallen sein dürfte, zu wählen zwischen den beiden Alternativen, hier stinkende Saurier, dort ihr so heiß geliebter John, aber bitte, das war deren Entscheidung. Für sie hätte es keinen Augenblick des Zögerns gegeben. Aber vielleicht lag es auch daran, dass Xandrina und John schon so etwas wie eine intime Verbindung aufgebaut hatten, wären Ray-Ray und sie noch nie so richtig zusammengekommen waren. Auch Thraxana und Vlad waren schon miteinander gesehen worden. Rhalina glaubte auch, dass sowohl Xandi als auch Thrax schon das Vergnügen gehabt hatten, mit ihren beiden Lovern, na ja, was man halt so tat, als Mann und Frau. Sie selbst hielt nicht viel von diesen Dingen, sie war der Ansicht, es musste auch ohne diese körperlichen Unaussprechlichkeiten möglich sein, jemanden zu lieben. Ray-Ray war übrigens, was sie allerdings nicht wusste, ähnlicher Auffassung.

Thraxana unterbrach ihre Gedanken, indem sie ihre Freundin informierte, dass sie „mal schnell in meine Zimmer gehe, und mich ausrüste. Bin gleich wieder da.“

Wenige Minuten später waren die beiden Frauen, ohne ihre hinderlichen Kleider, nur in ihren von freundlichen Palastangestellten frisch gewaschenen Kampfoverall, unterwegs zu den Stallungen der Soldaten.

„Wir müssen in zwanzig Minuten am kleinen Nordtor sein,“ Rhalina eilte ihrer Freundin voraus, „dort hält ein junger Leutnant Wache, der uns dann hindurchlässt.“

„Darf man eigentlich fragen, warum der das für uns tut?“

„Fragen darf man, Thrax. Aber Antwort kriegt man natürlich keine.“

In den Stallungen warteten tatsächlich drei gesattelte Pferde auf sie. Sie nahmen die Proviantbeutel von zweien und befestigten sie am Sattel des dritten, dann führten sie die Rösser so schnell und unauffällig wie möglich - das ist gar nicht so einfach, wie es sich anhört - zum Nordausgang der Stadt.

An dem kleinen Nebenausgang stand ein junger Leutnant, der bei ihrem Näherkommen intensiv an irgendetwas innerhalb des kargen Wachhäuschens hantierte und so ganz absichtlich nicht merkte, wie die beiden Freundinnen mit ihren Pferden durch die Pforte schlüpfen und verschwanden.

„Der kann später sogar mal sagen, er habe uns wirklich nicht gehen sehen. Ein Halunke, dein junger Freund.“

„Er ist nicht mein Freund, Thrax. Und jetzt steig auf, wir müssen los.“

Noch ein letzter prüfender Blick auf die Mauern der Hauptstadt Chås-Amâr-Döl, dann gaben sie ihren Rennern die Sporen.

Sie hatten vor, bis zum Morgengrauen in die Nähe des Doschadala-Sees zu kommen. Nach Thraxanas irgendwo erstandenen Landkarten mussten sie den

Salzsee in weniger als fünf Stunden erreicht haben. Vorausgesetzt, die eigenwillig gestaltete Karte war in dieser Beziehung verlässlich.

In den letzten Tagen und Wochen hatte Thraxana alle möglichen Quellen angezapft, um an gutes Kartenmaterial über das Königreich und die umliegenden Länder zu kommen. Aber alles, was sie offiziell fand waren mehr oder weniger genaue handgemalte Umrisszeichnungen. So etwas wie einen Maßstab, oder ein Koordinatensystem war auf keiner dieser Unterlagen zu erkennen gewesen. Teilweise war sie darauf angewiesen gewesen, aus den Aussagen der Händler und anderer Reisender sich das Kartenmaterial selbst zusammenzustellen und zu aktualisieren. Eine einzige brauchbare Übersichtskarte der Region hatte sie in einem heruntergekommenen Trödeladen gefunden, und anhand dieser und der bisher gesammelten Informationen sich selbst eine Landkarte gebastelt, mit der sie nun unterwegs waren. Zum Glück wusste Rhalina nichts von der Entstehung dieser Orientierungshilfe, und verließ sich voll auf Thraxanas Angaben zum Weg.

Nach mehreren Stunden scharfen Rittes durch die von einem vollen Mond ausreichend hell erleuchtete Nachtlandschaft sahen sie fern im Osten die ersten roten Strahlen über den Horizont schimmern. Bei anderer Gelegenheit wären sie abgestiegen, um dieses schöne Naturbild zu bewundern, diesmal allerdings genügte es, zu wissen, dass die Richtung, in der sie unterwegs waren, stimmte. Bald darauf erschnupperten die beiden Freundinnen auch einen schwachen Salzgeruch.

„Sieht so aus, als hätten wir den See bald erreicht,“ stöhnte Rhalina. „Mir tut mein Allerwertester allmählich ganz schön weh. Sind eben schon lange nicht mehr im Sattel gesessen.“

Auch Thraxana war froh, wenn sie endlich aus den Sätteln gleiten konnten. Nicht, dass sie in ihrer Heimat in Damensätteln unterwegs gewesen wären, aber sie waren doch andere, komfortablere Sättel gewohnt, als man sie hier gebrauchte.

Der erste Morgendämmerchein tauchte das Land vor ihnen in zartes Rosa, da sahen sie vor sich die glitzernde und schillernde Oberfläche des großen Salzsees. Trotz ihrer schmerzenden Hinterteile ritten sie an seiner Küste nordwärts entlang, auf der Suche nach einem kleinen Wäldchen, oder zumindest einer größeren Buschgruppe oder zusammenstehenden Palmen, unter denen sie rasten und ein wenig essen konnten.

Sie hatten den Salzsee schon fast bis zu seiner Ostkurve abgesucht, als sie endlich in wenigen Metern Entfernung von dessen Ufer die ersten kargen Büsche stehen sahen.

„Wenn das so weitergeht, finden wir nie etwas Vernünftiges,“ beschwerte sich Rhalina. „Ich spüre meine Knochen kaum noch und schlafe gleich im Sattel ein.“

Auch Thraxana war todmüde, schließlich wachte der Rest der Hauptstadt jetzt erst allmählich auf, da hatten sie schon einen Mammutritt hinter sich. Aber an Salzseen war die Vegetation eben nicht die üppigste.

Es dauerte bis zum frühen Mittag, ehe sie in den ersten größeren Palmenhain ausmachen konnten. Den Doschadala-See hatten sie währenddessen schon halb umrundet und schwenkten auf ihren Pferden an dessen Ostseite entlang. Die so lang ersehnte Baumgruppe stand nahe einem trockenen Wadi in östlicher Richtung.

„Wenigstens stehen die Palmen genau in unserer Reiserichtung,“ stöhnte Thraxana, deren Hintern sich anfühlte, als wäre er unter einen Schnitzelhammer geraten.

Rhalina erwiderte gar nichts, sie hielt sich ohnehin nur mehr schlecht als recht am Vorderziesel fest und als die Pferde endlich still standen, glitt sie stöhnend herunter, sank in das schütterere Gras und schlief augenblicklich ein.

Thraxana ächzte sich ebenfalls vom Rücken ihres Reittiers, führte die drei Pferde etwas abseits, band ihnen im Halbschlaf die Vorderfesseln zusammen, so dass sie zwar grasen, aber nicht davonlaufen konnten, und legte sich dann ebenfalls nieder.

Sie überlegte noch, ob es nicht sinnvoll wäre, aufzubleiben und Wache zu halten bis Rhalina wieder aufwachte, aber der Gedanke war noch nicht zu Ende gesponnen, da lag sie schon neben ihrer Freundin und schlief genauso fest wie sie.

Irgend etwas in ihrem Traum störte Rhalina. Sie versuchte es zu ignorieren, dann zu verscheuchen, doch dieses störende Etwas blieb hartnäckig. Ein beunruhigendes nerviges Geräusch, das einfach nicht in ihren restlichen Traum passen wollte, und da es auch keine Anstalten machte, aufzuhören, beschloss ihr Unterbewusstsein, die Störung zu ergründen und erklärte dem schlummernden Teil Gehirns den Schlaf für beendet.

Benommen richtete sich Rhalina auf. Sie blinzelte in der grellen Nachmittagssonne - und hörte ein unbestimmtes Geräusch. Merkwürdig, ging es ihr durch den Kopf, hab ich das nicht gerade erst geträumt?

Sie rieb sich die Augen und lauschte. Diese akustische Störung ging einfach nicht weg. Neben ihr wälzte sich Thraxana unruhig im Gras. Rhalina nahm sich die Freiheit, ihre Freundin aufzuwecken und während sich diese langsam in die Realität zurückfand huschte sie selbst an den Rand des Palmenhains.

Dieses Störgeräusch - es klang wie ein ständiges Pochen, hohl und ungleichmäßig, doch nie abreißend. Sie spähte hinaus in den flirrenden Wüstensand und über die gleißende Wasserfläche. Doch so sehr sie sich auch anstrengte, sie konnte nichts erkennen. Oder doch, ganz weit hinten, am Rand des Gesichtsfeldes. War da nicht Rauch, oder Staub?

Neben ihr war Thraxana in den Sand gekniet.

„Hört sich an wie eine ganze Armee,“ murmelte sie.

„Genau,“ auch Rhalina konnte sich vorstellen, wie eine gigantische Soldatenmenge durch mehr oder minder gleichmäßigen Stampfen ein derartiges Geräusch fabrizieren konnte.

„Ich klettere auf eine der Palmen,“ erbot sich Thraxana, und schwupps - so mancher Kokosnusspflücker wäre neidisch geworden - war sie auch schon oben.

In den dichten Palmwedeln versteckt zog sie ihren russischen Dachkant-Prismenfeldstecher aus ihrem Allzweck-Wundergürtel.

„Kannst du was erkennen?“ kam es von unten.

„Ja, ich glaub schon. Moment, das gibt's doch nicht!“ kam es von oben.

„Was ist denn? Nun sag schon!“ von unten.

„Ja, ja, sofort!“ von oben. Thraxana wollte ihren Augen nicht trauen. Durch das Glas erkannte sie...

„Kommt heut noch was?“ von unten.

„Rhal, halt dich fest,“ von oben. „Da sind Menschen unterwegs, bewaffnete Menschen - Indianer? Unmöglich! Sie tragen Federbüschel auf dem Kopf. Azteken? Nein, Schmarrn. Auf alle Fälle sind es tausende oder noch mehr, ach was, das reicht gar nicht. Ein Heerwurm, soweit ich auf beiden Seiten sehen kann.“

Wie Lemminge oder Wanderameisen, einer hinter dem anderen. Langsam werd ich verrückt. Wo kommen die denn her? Und wo wollen die hin?“

Sie schwenkte ihr Glas noch weiter nach Norden. So weit ihr Blick reichte Soldaten, federgeschmückte Soldaten mit blitzenden und blinkenden Waffen in einer endlosen Reihe, einer hinter dem anderen. Gleichmäßig von Norden nach Süden stampfend. Dazwischen hie und da ein Berittener.

„Weiter, Thrax, erzähl weiter!“ Rhalina platzte vor Neugier. „Kommen die zu uns?“

„Nein, sie kreuzen unseren Weg westlich am See vorbei. Hört das denn nie auf? Doch, jetzt kommen die Letzten aus den Hügeln. Meiner Treu, wer ist das?“

„Vielleicht schon die berühmigten Horden dieses Ćszudrac? Ich dachte, die kommen aus Nordwesten und nicht von Nordosten. Hoffentlich...“

Thraxana kam im gleichen Augenblick der gleiche Gedanke. Hoffentlich - waren die, die sie suchten, nicht mit diesem endlosen Heerwurm aneinander geraten.

„Nein, nein, das kann ich mir nicht vorstellen,“ von oben. „Außerdem sind die hier, so wie das funkelt, bestens ausgerüstet. Knüppel und Prügel leuchten nicht so in der Sonne. Nein, diese Horden von diesem Tyrannen müssen noch viel weiter weg sein, müssen sie einfach...“

Auch Rhalina versuchte, sich dies einzureden, denn obschon sie davon überzeugt war, dass dem glorreichen ‚C-Team‘ so schnell kein Feind gewachsen war - auch ohne den Beistand ihrer drei Schutzengel -, dieser Heerwurm, so wie ihn ihre Freundin geschildert hatte, war auch für die vier Haudegen entschieden zu groß.

Thraxana sah zu, wie die merkwürdige Armee langsam im Süden verschwand, dann steckte sie ihr Fernglas wieder ein und stieg von ihrem Aussichtspunkt herunter.

„Ich kann mir nicht vorstellen, aber irgend etwas sagt mir, dass dies nicht Ćszudracs wilde Horden waren. Der ganze Aufmarsch war so unreal, so marschiert kein Heer von dieser Größe. Die kamen mir vor wie aus einem falschen Film?“

„Aber aus welchem?“

„Keine Ahnung, Rahl,“ Thraxana sah sich nach den Pferden um, die wenige Schritte entfernt im Schatten der Palmen friedlich grasten.

„Aber was wissen wir schon von dieser Zeit? Fast nichts. Wer hat schon eine Ahnung, wie es im Osten aussieht, ich meine ganz im Osten? Gerüchte, Vermutungen - nichts genaues. Denk an unsere eigene Zeit, Rhal. Wussten wir im Mittelalter etwas über die Exoten unseres Erdballes. Selbst später. Kaum etwas. Und dann hier, ohne vernünftige Kommunikationsmöglichkeit. Es kann hier nur so wimmeln von Kuriositäten, Monstrositäten, Verrücktem, Zufällen und Gegebenheiten, die für unseren logischen technischen Verstand unglaublich und unmöglich sind. Denk an die Drachen, denk an diese Killip. Aber all das herauszufinden ist nicht unser Ziel, dafür haben wir auch gar nicht die Zeit. Auf uns wartet Wichtigeres.“

„Gut gesprochen, werte Thrax, gut gesprochen.“

Sie waren wieder zu ihren Pferden, drei Stuten übrigens, getreten und beim Anblick der grasenden Tiere bekamen auch sie Hunger.

Da sie vor ihrem Erschöpfungsschlaf nicht einmal mehr die Zeit gefunden hatten, ihre Reittiere abzusatteln, holten sie dies jetzt nach, wenigstens für den Rest der Rast. Dann falteten sie ihre Proviantpakete auseinander. Sie stärkten sich an etwas Dörrfleisch, Rhalina tippte auf Antilope, ein paar Datteln, Thraxana hasste sie

wegen ihrer Kerne, und tranken etwas erfrischend kühles Wasser aus den Lederschläuchen. Sie hätten beide nichts gegen etwas Abwechslung auf ihrer Speisekarte gehabt, aber da es mit den Kühltaschen in dieser Zeit ein gewisses Problem darstellte, mussten sie auf Schokolade - mmmh -, frische Semmeln - lechz -, wenigstens einen Müsliriegel - stöhn -, verzichten.

„Wenigstens sättigt das Zeug,“ sie verstauten den Rest ihres Proviantes wieder in den Paketen, richteten die Pferde her, schnallten ihre Delikatessen auf das Packpferd und führten die Rösser aus dem Hain.

„Meinst du, dass wir mit Nachzüglern rechnen müssen?“

„Durchaus möglich, aber wir müssen weiter.“

Kurz darauf trabten sie wieder vor einer kleinen Staubfahne nach Osten. Ein Blick auf ihre Markendigitalarmbanduhr zeigte Rhalina die Zeit, sechzehn Uhr dreiundzwanzig. Was tat sie eigentlich, wenn die Knopfzelle leer werden würde?

Wenn sie die kühle Nacht für schnelleres Tempo verwenden würden, am Abend noch eine kurze Rast einschieben, dann müssten sie in den frühen Vormittagsstunden des nächsten Tages die Grenzen des Königreiches Āṛṛahhās erreichen.

Ungefähr zwei Stunden später sahen sie vor sich die schmale aber tief ausgetretene Spur im Sand, die der mysteriöse Heerwurm hinterlassen hatte. Fast schnurgerade erstreckte sich die dunkle Linie von Nord nach Süd.

„Was hältst du davon, wenn wir in der Oase Bodele - wenn es wirklich gibt - kurz rasten, bevor die Nacht hereinbricht?“

„Wie weit ist es noch bis dort?“

Thraxana zeigte ihrer Freundin auf der improvisierten Landkarte den vermuteten Ort.

„Hier? Das heißt, wir müssen der Spur kurz nach Norden folgen, ob das nicht zu gefährlich ist?“

Doch Thraxana zerstreute ihre Bedenken: „Zwei Stunden nach dem Haupttross dürfte eigentlich niemand mehr kommen.“

Rhalina war einverstanden. Sie bogen nach Norden ab und folgten dem ausgetretenen Pfad im Wüstensand.

Die Sonne stand schon tief im Westen, als sie vor sich den dunklen Strich der Oase erkennen konnten. Wenn sie anschließend von dieser Oase aus etwa drei Stunden nordöstlich reiten würden, müssten sie an den Ausläufern des Ēmi-Kussi vorbei die Grenze passieren. Dann begann das weithin unerforschte Land, über das Thraxana so gut wie keine Informationen erhalten konnte.

Sie war in diese Überlegungen vertieft, da riss sie ein spitzer Schrei Rhalinas aus ihren Gedanken. Ihr Blick klärte sich und sie entdeckte sofort, was ihre Freundin aufgeschreckt hatte.

Die Oase bot ein Bild des Schreckens.

Überall lagen tote Soldaten herum, teilweise furchtbar zugerichtet. Aufgescheuchte Geierschwärme kreisten zeternd über den Bäumen, Schakale versteckten sich schwanzanziehend zwischen den Büschen.

„Das, das sind Soldaten von uns!“ Rhalina war abgestiegen und zu den ersten Toten getreten.

„Hier, das Zeichen der Gazelle auf den Schildern. Oh verflucht, das müssen die schnellen Reiter von SâDâffis gewesen sein.“

Thraxana sah sich angewidert um. Die Spur des geheimnisvollen Heerwurms führte geradewegs durch die Oase hindurch, ein paar Schritte abseits des Massakerplatzes, aber immerhin. Alle Anzeichen deuteten daraufhin, dass die Reiter SâDâffis' beim Lagern überrascht worden waren. Kokelnde Aschenreste von Feuern und umgekippte Kupferkessel, kaum Waffen in den Händen der Niedergestreckten.

Rhalina war unterdessen die schon halb abgenagten Leichen entlang geschritten. Sie entdeckte einen verstümmelten Toten in der Uniform eines Fähnrichs, aber nirgends die Rüstung des Hauptmanns selbst.

„Wie es aussieht ist also mindestens einer, nämlich SâDâffis, dem Gemetzel entkommen.“

„Oder gefangen genommen! Aber stimmt, hier führen Hufspuren nach Nordosten aus der Oase hinaus.“

Thraxana und Rhalina trafen sich in der Mitte des schaurigen Platzes und betrachteten das Schreckensbild, die scheuenden Rösser an den Halsriemen führend.

„Die schnellen Pferde des Trupps haben sie wohl alle mitgenommen,“ damit meine Thraxana die fremden Angreifer, „auch die meisten der Waffen, nur noch kaputte liegen hier herum. Mindestens zwei Hufspuren führen weiter. Da sie also ihre Pferde noch hatten, müssen sie noch während des Kampfes geflohen sein.“

„Feiglinge!“ entrüstete sich Rhalina.

„Nicht unbedingt. Ausrichten konnten sie gegen diese Übermacht eh nichts. Und so bestand wenigstens die Möglichkeit, dass ein paar überleben, durchkommen und die anderen warnen. Mich würde es übrigens nicht wundern, wenn sich die Spuren bald trennten und die eine zurückführt nach Āṛṛahhås, während die andere weiter geht zu unseren Helden.“

„Wie auch immer,“ Rhalina sah sich angeekelt um, „lassen wir sie hier so liegen, oder was?“

„Was sollen wir sonst tun? Sie begraben? Über ein Dutzend Männer, ohne Schaufeln. Oder verbrennen, brrrr, möchtest du einen von denen anfassen?“

„Natürlich nicht. Also reiten wir weiter. Denn hier Abendessen kann ich beim besten Willen nicht.“

Auch Thraxana schüttelte sich bei dem Gedanken, zwischen den angefressenen Leichen zu dinieren.

Es geschah, als sie ihre nervösen Stuten beruhigten und aufgestiegen waren, dass ein schauerliches Geheul an ihre Ohren drang. Sich gehetzt umblickend, gewahrten sie eine Horde von zehn Reitern, die auf schnellen Pferden auf sie zugaloppiert kamen und dabei wild mit ihren Schwertern und Piken fuchtelten.

„Los, weg!“ Thraxanas Schrei ging nahezu unter in dem Geheul, aber es hätte seiner ohnehin nicht bedurft, so schnell preschten ihre drei ausgeruhten Pferde hinaus in die nachmittägliche Wüste.

Doch, so gute und schnelle Pferde sie auch hatten, die Angreifer waren bereits in vollem Galopp, während sie erst Anlauf nehmen mussten, und so waren sie schnell eingeholt.

Der erste verwilderte Reiter befand sich auf gleicher Höhe wie Rhalina mit dem Packpferd und holte mit einem mächtigen Krummsäbel aus. In dem glühenden Gesicht glänzten fanatische Augen und gelbe Zähne bleckten ihr wölfisch entgegen.

Ein kurzer, trockener Knall, und der Wilde sackte gurgelnd nach hinten vom Pferd, in seinem glotzügigen Gesicht ein großes 9-mm-Loch.

Auch Thraxana musste jetzt von ihrer Beretta Gebrauch machen und mehrere zielsichere Schüsse aus nächster Nähe bescherten den Geiern weiteren blutfrischen Fraß.

Endlich hatten ihre drei Stuten genug Tempo erreicht und die letzten der noch lebenden Angreifer fielen zurück. Es war deutlich zu erkennen, dass sie keine geübten Reiter waren. Sie hingen mehr im Sattel, als sie saßen - da tauchten aus einer Bodenwelle direkt vor ihnen die nächsten berittenen Unholde auf.

Wild rissen die beiden Freundinnen an den Zügeln. Aufbäumend drehte sich Rhalinas Stute auf der Hinterhand, vollführte eine rasante Levade und war wieder neben Thraxanas Pferd, das mit einer tollkühnen Kurbette in die gleiche Richtung geprescht war. Nur das mit Rhalinas Ross verleinte Packpferd tat sich etwas schwer, diese Kehrtwendungen mitzumachen, und es konnte von Glück wiehern, dass es nicht strauchelte und stürzte, sondern schlitternd und schnaufend das Wendemanöver überstand.

Wieder das gleiche Spiel, nur diesmal von zwei Seiten, von vorn und von hinten gleichzeitig - Angreifer mit infernalischem Geheul (Serious Sam lässt grüßen).

Noch einmal riskierten Thraxana und Rhalina eine gewaltsame Richtungsänderung, dem Packpferd wurde langsam schwindelig von dem Hin und Her, rissen tiefe Furchen in den Wüstensand und donnerten dann staubend nach Nordwesten, auf die nahen Borku-Berge zu, hinter sich eine enttäuscht aufheulende Meute blutgieriger Wilder.

Die beiden abrupten Richtungsänderungen hatten ihnen einen beruhigenden Vorsprung verschafft und bald blieb der kleine Trupp hinter ihnen zurück und sie konnten ihre braven Stuten langsamer gehen lassen.

„Wow, das war knapp!“ Rhalina wischte sich mit der staubigen Hand des Schweiß von der Stirn, dafür braune Streifen hinterlassend..

Auch Thraxana sah nicht besser aus. Abgekämpft, ausgelaugt und derangiert - aber wen wundert das nach alledem. Dabei konnte sie sich eine weitaus angenehmere Beschäftigung vorstellen, die mit demselben Ergebnis endete - abgekämpft, ausgelaugt und derangiert.

„Alle Achtung, Rhal. Da hast du wirklich beste Pferde bekommen. Auch unser drittes hat sich tapfer geschlagen.“ Sie tätschelte anerkennend den Hals des immer noch leicht orientierungslosen Packpferdes.

„Aber wie reiten wir jetzt weiter? Nach meiner Karte sind die Borku-Berge nur die Ausläufer des gigantischen T'Besiti-Massivs. Wenn wir um den ganzen Gebirgsblock herum müssen, verlieren wir unschätzbare Zeit. Tage, in denen unsere Männer schon weiß Gott wo sein können.“

„Aber zurück ist auch keine vernünftige Option.“

„Tja, Rhal, wenn nur meine Karte etwas genauer wäre. Aber vielleicht gibt es ein paar passierbare Seitenschluchten zwischen Borku und T'Besiti, durch die wir ungesehen an den Wilden vorbeikommen.“

„Schauen wir mal, dann sehen wir schon.“

„Warum kommt mir dieser Spruch so bekannt vor?“

Sie hielten ihre Stuten an und Rhalina balancierte sich empor, bis sie wackelig, von Thraxana gestützt, auf dem Sattelsitz stand. Ein Blick durch ihr eigenes

russisches Dachkant-Prismenfernglas - keine Verfolger. Auch keine größeren Bodenwellen, hinter denen sie sich verstecken konnten.

Wieder im Sattel sitzend, meinte sie: „Noch etwas in diese Richtung und dann am Rand der Berge wieder nach Osten?“

„Okay!“

An den Ausläufern des Borku-Gebirgszuges angekommen, hielten sie erst mal an, lockerten den Pferden kurz das Zaumzeug und verköstigten sich und ihre Reittiere. Dabei fiel Rhalinas Blick zufällig auf eine kleine bronzene Metallschließe an einer der Satteltaschen und sie sah sich darin selbst wieder.

Mein Gott, wie sie wieder aussah! Das Haar versträhnt und schweißverklebt, das Gesicht staubverschmiert - und so sollte sie dem ‚C-Team‘ gegenübertreten? Nein, irgendwo und irgendwann musste sie sich unbedingt baden und herrichten. So ging’s ja nicht, selbst wenn man mitten in der Wüste gegen Wilde zu kämpfen hatte, ein bisschen Noblesse musste noch bleiben!

Palaver

Bei der Einbalsamierung von ägyptischen Mumien wurden keine geheimen, heute vergessenen Konservierungsmittel verwendet. Man gebrauchte gewöhnliche Substanzen - wie Bienenwachs, Öl und Salz. Die Arbeit war jedoch kompliziert und konnte bis zu 70 Tagen dauern. Um nicht zu zerfallen, wurde der Körper in Bandagen eingewickelt und dann mit Wachs verschmiert. Das persische Wort für Wachs war Mum, arabisch Mumia. Daher der Begriff Mumie.

Einhalb Tausend Kilometer weiter im Nordosten verließ die von den drei jungen Frauen so sehnsüchtig erwartete kleine Truppe die letzten Ausläufer der Vegetation.

Die hintersten der Soldaten des Landbewahrers blickten noch einmal zurück auf das blau-silberne Band des breiten Flusses, während die Vorausabteilung bereits durch tiefen Wüstensand trabte.

Hauptmann Hammer hatte eine kleine Abteilung, elf Mann stark vorausgeschickt. Die Staubwolke, die sie beim Reiten aufwirbelten, betrachtend, lenkte Hetjuskapur sein Pferd neben das Jareds.

Die beiden Lords Jared und Ravenclaw und er bildeten die Spitze der eigentlichen Heerschar, dahinter kamen die geordneten Gruppen der restlichen Soldaten mit ihrem Hauptmann. Eisenfaust flog auf seinem Drachen etwas südlich versetzt von dem kleinen Haufen.

Auch die provisorische Nachhut ritt jetzt über Wüstensand und dies nahm Hetjuskapur zum Anlass, Jared zu fragen: „Meinst du, wir finden genügend Wasserstellen?“

Der Angesprochene hob seinen Kopf und blickte grübelnd umher.

„Keine Ahnung. Es gibt natürlich genügend Oasen und Wasserlöcher, aber, ob wir die finden? Dafür haben wir ja unseren Luftaufklärer.“

Er deutete auf den Punkt am stahlblauen Himmel.

Auch Ravenclaw war nähergeritten und spähte hinauf zu Eisenfaust und Eddie. Er dachte kurz zurück an die Reise seit ihrem Aufbruch aus den Netrapkas. Unbehelligt hatten sie nach einem Tag das Ufer eines großen Meeres erreicht, waren an ihm südwärts gezogen, mussten dabei umständlich durch das sumpfige Mündungsdelta eines großen Stromes, und waren dann zu einer Meerenge gekommen, wo sie in einem kleinen Fischerdorf freundlich aufgenommen wurden.

Am nächsten Tag hatten sie mit der Unterstützung der Fischer die Meerenge überquert und sich dann mühsam durch ein zerklüftetes Hügelland gekämpft. Sie waren einem gewundenen Fluss bis zu einer weiten Hochebene gefolgt. Der Abstieg von diesem Plateau hatte sie an den Strand eines weiteren großen Sees oder Meeres geführt.

Diesem wieder südwärts folgend, waren sie nach einigen Tagen an eine Stelle gelangt, wo das Ufer nach Westen abknickte. Dort hatte ein weiteres, noch größeres Flussdelta auf sie gewartet. Zum Glück hatte es aus überwiegend flachen und halb ausgetrockneten Wasserläufen bestanden. Sie waren dem Zubringerstrom

auf der Westseite etwa einen halben Tagesritt gefolgt und dann wieder nach Westen abgebogen, direkt in die Wüste.

Und hier waren sie jetzt, umhüllt von Staubfahnen.

Staub, der unter die Kleidung rutschte und unangenehm raspelte. Die Soldaten Hammers stöhnten vor allem unter dieser ungewöhnlichen Belastung.

Sand verschleierte den Blick, Sand knirschte zwischen den Zähnen und den Arschbacken, Sand brannte in den Atemwegen, Sand und nochmals Sand.

Mit halb geschlossenen Augen trottete die kleine Schar durch das Gleißeln. Hin und wieder kam ein Soldat der Vorhut zurückgaloppiert. Der Trupp hielt jedes Mal an, dankbar sowohl Pferd als auch Reiter für diese kurzen Verschnaufpausen.

Immer wieder die gleiche Meldung der Vorausabteilung. Weder verräterische Spuren noch ein Hinweis auf eine Oase. Nach einem gierigen Schluck aus einer der Wasserflaschen eilte der betreffende Soldat wieder voraus, um zu seinen Kameraden aufzuschließen.

Die Sonne hatte ihren Zenit bereits überschritten, die kleine Armee ihre Ausdauerfähigkeit ebenfalls, als mit gewaltigem Flügelschlag Eddie der Drache neben den führenden Reitern aufsetzte.

Dankbar für die nicht mehr ganz so heiße Luft, die die Flügel des Drachens ihnen kurz zugefächert hatten, auch wenn dem ein kleiner Sandsturm folgte, drehten sich die Berittenen in dessen Richtung.

Eisenfaust richtete sich in den Schultern Eddies auf und rief: „Halt!“

Schwer hob Hammer seinen Kopf und blickte zu ihm, dann wiederholte er, an seine Männer gerichtet, den Befehl: „Ganze Mannschaft, halt!“

Mehr mechanisch, denn wirklich bewusst, verhielten die Soldaten ihre Rösser und die wenigsten machten sich die Mühe, die Köpfe zu heben und nach dem Grund für den Stop zu sehen.

Eisenfaust war von seinem Drachen gestiegen und zu dem erschöpft im Sattel hängenden Jared getreten.

„Hier,“ er reichte ihm seine Feldflasche, „mein Wasser ist schön kühl geblieben dort oben.“

Jared löste seine Linke vom Sattelknauf, dichter Sand rieselte auf seine Beine. Ein undeutliches „Danke!“, dann zog er mit tiefen Schlucken an Eisenfausts Wasserflasche.

Mit lechzenden Blicken hingen die anderen an seinen Lippen, wo kristallklare Tropfen in seinen Bart sickerten. Nach drei tiefen Schlucken setzte Jared wieder ab und reichte die kühle Flüssigkeit dem nächststehenden Reiter.

Eisenfaust hatte unterdessen weitere gekühlte Wasserschläuche von seinem Drachen geholt und verteilte das kostbare Nass an Hammers dankbare Soldaten. Dann kam er zurück zu Jared und Ravenclaw und meinte: „Ganz was anderes. Dort hinten, im Osten, braut sich glaube ich ein schöner Sandsturm zusammen.“

„Ich dachte, was anderes!“ maulte Ravenclaw und knöpfte seine Hose auf in dem Versuch, wenigstens ein paar Kilo dieser verdammten Sandkörner durch die Hosenbeine herauszuschütteln.

Auch die anderen Männer wühlten unter ihrer Oberbekleidung und schaufelten die größten Haufen heraus.

„Bis wann wird der Sturm hier sein?“ Hetjuskapurs Frage war wie immer zweckgerichtet und vernünftig, allerdings konnte ihm sein wenige Minuten jüngerer Bruder dies nicht genau beantworten.

„Zwei bis drei Stunden, vielleicht früher, vielleicht später!“ war dessen erschöpfende Antwort. „Ich bin schließlich kein Meteorologe!“

„Und woher willst du dann wissen, dass überhaupt ein Sandsturm auf uns zu kommt?“ Vielleicht, so hoffte Ravenclaw, hatte sich Vlad auch nur geirrt.

„Wegen des Coriolis-Effektes.“

„Wegen wem?“ Ravenclaws Gesichtsausdruck war nicht unbedingt geistreich zu nennen.

„Na, der Coriolis-Effekt! Kennst du den etwa nicht, Bruder?“

„Ne, woher auch. Ich glaub, ihr wollt mich verarschen!“

„Nein, nein, wie kämen wir dazu?“

„Ja, wie kämt ihr dazu?“

Eisenfaust entschärfte den Dialog, indem er erklärte: „Der Coriolis-Effekt, von dem John, ich meine Jared, spricht, entsteht durch die verschiedenen schnellen Rotationsbewegungen der Luftmassen. Genauer gesagt kommt er dadurch zustande, dass sich bei einem sich drehenden Körper die Massepunkte je nach Abstand von der Drehachse verschieden schnell bewegen. Zum Beispiel beträgt die Geschwindigkeit am Erdäquator, also hier in unserer Umgebung, etwa 1700 km/h, und an den Polen 0 km/h. Bewegt sich nun ein Massepunkt von einem schnellen in ein langsames Gebiet, so hat er eine überschüssige Geschwindigkeit, die ihn in Drehrichtung, also nach Osten, abdrängt. Bewegt er sich hingegen von der Achse weg in ein schnelleres Gebiet, so ist seine Eigengeschwindigkeit im Verhältnis zu seiner Umgebung zu langsam: er wird beschleunigt und durch diese Kräfteeinwirkung entgegen der Drehrichtung, also nach Westen, abgedrängt. Auf diese Weise entstehen großräumige Luftströmungen wie Passate, Föhne, Monsune und so weiter, und auch lokalere Stürme wie Blizzards und eben Sandstürme.“

Eisenfaust beendete seine Lehrstunde und sah in die Gesichter ringsum. In den Mienen der Soldaten spiegelte sich alles von Teilnahmslosigkeit, über Staunen und Ungläubigkeit bis hin zu Bewunderung. In den Mienen seiner Freunde spiegelte sich das, was sich immer spiegelte, wenn er zu einer seiner physikalischen, in diesem Fall geo-physikalischen Erklärungen anhub.

„Also gut,“ Ravenclaw kannte seinen Pappenheimer, „wir kriegen also in Kürze ein unangenehmes Lüftchen. Das heißt, wir brauchen einen Unterschlupf, und zwar schnell.“

„Auch dessen war ich mir dort oben bewusst,“ Eisenfaust deutete in den stahlblauen Himmel, von einem herannahenden Sturm noch weit entfernt. „Ich habe die Männer der Vorhut bereits zu einer verfallenen Oase geführt, die ich aus der Luft erkennen konnte. Es sind vielleicht noch drei bis vier Kilometer in diese Richtung. Ich fliege dann wieder voraus!“

Er schnallte wieder einige der mit kochendem Wasser gefüllten Schläuche auf seinen Drachen, bestieg diesen, wartete bis die Soldaten wieder bereit waren und flog dann vor ihnen her.

Mitten aus der Wüste schienen plötzlich Baumstämme aufzuragen. Die verlassene Oase. Zwischen den alten Palmen lagerten bereits die erschöpften Männer der Vorausabteilung. Zu ihnen gesellte sich der Haupttrupp, sattelte die Pferde ab und ließ sie hinlegen.

Dann verschanzten sich alle hinter den Pferdeleibern, Eisenfaust hinter seinem Drachen, und warteten im Schutz der halb zugewehten Oase auf das herannahende Unwetter.

Der Tambour

Alle unsere Haustiere wurden von primitiven Menschen domestiziert. In den letzten 1000 Jahren ist kein neues Haustier dazugekommen.

Die Grabgeschwindigkeit einer Taschenratte entspricht der eines Mannes, der in 10 Stunden einen Tunnel von 45 Zentimeter Durchmesser und 11 Kilometer Länge graben würde.

Während an den Ausläufern des T'Besîti-Gebirges Thraxana und Rhalina einen sicheren Weg nach Nordosten suchten, die Soldaten um den EWIGEN HELDEN unmutig auf den Sandsturm warteten, und irgendwo der treulose, verbitterte Saif al-Thorâ mit der entführten Aldariânâ unterwegs war, währenddessen wartete man in den Kasernen der Hauptstadt Châs-Amâr-Döl auf das Anbrechen des neuen Tages.

Fieberhaft war in den letzten Nachtstunden gearbeitet worden und als die ersten zaghaften Sonnenstrahlen über dem Horizont erschienen, stand eine kombinierte Armee einsatzbereit, wie sie die Einheimischen schon länger nicht mehr gesehen hatten.

Vor den Toren der Stadt herrschte ein unglaubliches Gewimmel von Schaulustigen, die irgendwie von dem bevorstehenden Aufbruch erfahren hatten, und zu dieser frühen Stunde schon unterwegs waren, um sich diesen Anblick zu gönnen.

Und es war in der Tat ein beeindruckendes Bild.

Unter Fanfaren geschmetter und Trommelwirbeln, das Volk liebte nun mal solchen Pomp, öffnete sich das große Westtor und die ersten Reitertruppen in den Farben der Elitesoldaten preschten hinaus in den taufrischen Morgen.

Die Berittenen waren etwa hundert Meter unterwegs, da erhob sich ein großer Schatten aus dem Morgendunst, stieg majestätisch in den Himmel und schwebte den Reitern hinterher. In den hellen Sonnenbahnen entpuppte er sich als Drache, dessen Reiter den begeisterten Menschen kurz zuwinkte, dann ein paar Kreise über der Reiterschar drehte und mit ihnen langsam im Westen verschwand.

Und so ging es weiter. Reitertrupp auf Reitertrupp verließ das große Stadttor, und jedem dieser Trupps schloss sich als gleich ein Drache an unbegleitete ihn.

Als letzte verließen zwei Dutzend schnelle Reiter mit dem Gazellenkopf auf ihren Schilden die Stadt, verharrten kurz und warteten auf ihren Drachen.

Xandrina war so aufgeregt, wie schon lange nicht mehr. Sie saß im Sattel zwischen den Schulterblättern des jungen Scotti und wartete auf das Signal des Drachenhegers Maḳḳa-Feÿ. Voller Stolz streichelte sie die Schuppenhaut ihrer Flugechse. Ausgerechnet sie durfte mit einer schnellen Reiterschar des Hauptmanns SâDâffis nach Westen aufbrechen, um den berühmten und bewunderten Kämpen Kârkonnan aufzusuchen. In einer der zahllosen Taschen ihres Einsatzgürtels bewahrte sie eine wichtige Mitteilung für ihn auf.

Maḳḳa-Feÿ winkte ihr kurz zu. Das war das Zeichen.

„Komm, Scotti. Jetzt sind wir dran.“

Sie spürte den freudigen, bejahenden Impuls in ihrem Gehirn, dann nahm der junge Drache Anlauf und schwang sich, wild schlagend, in die Höhe. Xandrina klammerte sich am Zaumzeug fest, als Scotti in einer engen Spirale höher kletterte. Fasziniert schweifte ihr Blick über die erwachende Hauptstadt.

Unter sich, in Kreisen vorbeiziehend, die breiten Wege und engen Gassen, aus denen die ersten geschäftigen Geräusche ertönten. Die Morgensonne schickte ihre erwärmenden Strahlen über das Dächermeer jenseits der Palastanlagen. Erste Lichtfinger tauchten die gepflegten Gärten und Anlagen in zarte Pastellfarben.

Scotti war jetzt hoch genug und schwenkte ebenfalls nach Westen ab. Sie überflogen die Stadtmauer und wurden von der jubelnden Menge begrüßt. Xandrina waren die einfachen Leute sympathisch, schon allein wegen ihrer Verehrung der Flugechsen. Ein wohliges Schaudern lief über ihren Rücken, als Scotti beschleunigte und kalte Morgenluft um ihre Ohren pfiff. In diesem erhabenen Moment schwor sich Xandrina, wenn sie es irgendwie schaffen sollten wieder zurück in ihre eigene Welt, ihre eigene Zeit zu kehren, dass sie versuchen würde, eines dieser fabelhaften Tiere mitzunehmen. Utopisch und idiotisch zugleich dieser Gedanke, das wusste sie im selben Moment ebenfalls, aber bisweilen kann man seinen Gefühlen nichts diktieren.

Scotti musste etwas bemerkt haben von der unvermittelten Gefühlswallung seiner Reiterin, denn in Xandrinas Gehirn formte sich ein übermütiger und zugleich dankbarer Impuls. Es waren keine Worte, die er an sie richtete, nur ebenfalls Gefühle von Größe und Freude.

Unter ihnen flogen die schnellen Reiter auf ihren schlanken Pferden über die Steppe. Neben dem Anführer galoppierte der Standartenträger. Von seiner Fahnenstange flatterte ein knallgrüner Wimpel, das Zeichen dafür, dass alles klar war. Xandrina überdachte noch einmal die Lektion, die sie vor dem Aufbruch eingepägt bekommen hatte. Sie musste unter anderem immer Kontakt zu dem Soldaten mit der Fahne halten, denn er war der Verbindungsmann zwischen Boden- und Luftmanövern.

Jetzt war alles im grünen Bereich und in bester Ordnung. Sie jauchzte und klatschte ihrem Scotti vergnügt zwischen die Schulterblätter.

„Dann los, mein Kleiner, zeig mal, was du drauf hast.“

Ob Scotti den Sinn der Worte verstanden hatte war nicht ganz klar, aber irgendwie wusste er, was seine Reiterin von ihm wollte, und er zeigte, was er drauf hatte!

Ein paar kurze, schnelle, knallende Flügelschläge zur Beschleunigung, dann flitzte die Landschaft unter ihnen dahin. Frischer Wind pfiff Xandrina ins Gesicht und sie beugte sich tief über den Nacken des Drachen. Im Nu hatte sie ihren Trupp aus den Augen verloren. So erhebend war diese Gefühl des durch die Schwerelosigkeit Zischens, dass sie die Reiter keinen Augenblick vermisste.

Sie richtete sich vorsichtig aus ihrer Winddeckung wieder auf, doch der schnelle Flug nahm ihr schier den Atem, so dass sie sofort wieder tiefer ging und sich zwischen den Schulterblättern vergrub. Sie hörte das Rauschen der Luft, wenn sie sich an den verknorpelten Flügelschwingen brach, ihr langes blondes Haar flatterte in den Wirbeln hinter dem mächtigen Schädel Scottis, und sie genoss. Sie vergaß Zeit und Auftrag und ließ sich von den kraftvollen Muskeln tragen.

„Jetzt reicht's Scotti. Langsam, langsam, ich krieg sonst keine Luft mehr!“

Gut, dass das Drachenmännchen ihre Stimme mehr esperte als hörte, der pfeifende Wind verschluckte ihre Worte, so wie sie die Lippen überquerten.

Rauschend brach sich die Luft an Scottis quergestellten Schwingen und sie wurden langsamer. Xandrina betrachtete die endlose Steppe unter ihnen und da fiel ihr mit Schrecken ihr Reitertrupp wieder ein.

„Au weh, zurück!“ sofort dirigierte sie Scotti in die entgegengesetzte Richtung. Zum Glück war die Steppe bretteben und übersichtlich und sie hatte die schnellen Gazellenreiter bald wieder erpäh. Glaubte sie!

Aber dann sah sie den anderen Drachen, der über ihnen schwebte.

„Verdammt, das sind die falschen. Scotti wir haben uns verflogen. Aber das gibt's doch nicht, wir sind doch den gleichen Weg zurückgeflogen, den wir gekommen sind. Oder etwa nicht?“

Zum ersten Mal meldete sich jetzt der Drache mit gedachten Worten.

„Entschuldigt bitte, Xandrina, aber dies ist mein erster Flug außerhalb des Geheges. Ich fürchte, ich habe etwas die Orientierung verloren.“

„Ach, das ist doch nicht so schlimm. Wir fliegen jetzt einfach so hoch, bis wir die ganze Gegend überblicken können. Dann finden wir unseren Haufen schon wieder.“

Ganz so zuversichtlich, wie sie tat, war Xandrina allerdings nicht. Aber, sollte sie den ohnehin schon verunsicherten Scotti noch mehr verwirren und nervös machen?

Das Ganze war auch zu dumm, dass sie immer in Sichtkontakt bleiben mussten. Wehmütig erinnerte sie sich wieder daran, dass sie für ihre Zeitreise ausgerechnet Funkgerät nicht mit eingepackt hatten. Taschenlampen, Schusswaffen, Lauschköpfe, Nylonseile, alles mögliche war in den Combatbelts verstaut worden, nur keine Telekommunikationsgeräte.

Ein Impuls Scottis lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Boden unter ihnen. Doch sie konnte nichts außergewöhnliches erkennen, nur endlose Grasebenen. Hatten Scottis scharfe Augen etwas gesehen,

„Mir war so!“ war die einsilbige Reaktion des Drachens.

Ihn quälte seine Desorientierung offensichtlich noch immer. Dieses Land war aber auch so verdammt groß. Xandrina musste sich wundern, wie die Einheimischen sich hier auskannten, ohne vernünftiges Kartenmaterial. Man hatte ihr zwar die Route beschrieben bis zum Nûr-Sumpf, wo Kârkonnans Truppen standen, aber eben nur den geraden und kürzesten Weg, und nicht irgendwelche Abweichungen. Und Scotti war, wie er selbst zugegeben hatte, noch nie aus der Stadt herausgekommen.

Wenn sie zurückdachte, wunderte sich Xandrina ohnehin noch, warum ausgerechnet der junge unerfahrene Scotti für ihren Auftrag ausgewählt worden war. Aber das hatten Auria und Maḳḳa-Feÿ entschieden und die würden sich schon was dabei gedacht haben.

Xandrina rekapitulierte: als sie aufbrachen war die Sonne in ihrem Rücken, ganz klar, wenn sie nach Westen flogen. Unterwegs waren sie zirka eine halbe Stunde, die Sonne stach ihr jetzt direkt in die Augen. Wenn Scotti bei seiner Wende keinen zu großen Bogen beschrieben hatte, dann sollte in Kürze wieder Châs-Amâr-Döl vor ihnen auftauchen.

Tat es aber nicht.

„Es hilft nichts, Scotti. Wir müssen wieder umkehren. In dieser Richtung erreichen wir auf keinen Fall etwas. Westen ist unser primäres Ziel.“

Der Drache flog einen großen Bogen. Diesmal passte Xandrina auf. Selbst bei langsamem Flug braucht die Echse zum Umkehren einen ziemlich großen Wendekreis. Gut möglich, dass durch ihr erstes Wendemanöver eine Kursinstabilität herbeigeführt worden war. Aber jetzt war es zu spät, jetzt konnte sie nur noch versuchen, stur nach Westen zu fliegen, bis sie am Nûr-Fluss angekommen war.

Es wurde Mittag. Sie hatten einmal kurz angehalten, um zu essen. Scotti trank etwas Wasser. Drachen konnten mehrere Tage ohne Nahrung auskommen. Xandrina nahm auch ein paar Schluck Wasser und verdrückte eine Handvoll Trockenfleisch, etwas gedörrte Früchte und ein paar Brocken Schüttelbrot.

Dann ging es weiter. Mittlerweile war die Steppe einer eintönigen Wüste gewichen. Xandrina war nun froh um ihren dichten Umhang, den sie auf Anraten älterer Drachensoldaten über ihre Kampfmontur geworden hatte. Die Sonne brannte unbarmherzig herunter, und ohne das weite Tuch wäre sie in ihrem engen Trikot sonst ganz schön geschmort worden. So aber kühlte das leichte Tuch und ließ die Temperatur erträglich werden.

Von ihrem Trupp oder anderen Reitern nach wie vor keine Spur. Einmal glaubte sie, eine kleine Reiterschar in der Wüste zu erkennen, doch dann erwies sie sich als eine Herde wilder Onager. Und wieder war ihr Kurs etwas weiter nach Norden verbogen worden.

Es wurde Nachmittag, keine Reiter, kein Fluss, nur Sand soweit sie sah. Sie zog ihre Uhr aus dem Gürtel. Halbdrei nachmittags. Jetzt waren sie schon seit zwei Stunden über der Wüste. Laut ihren Instruktionen konnte ein schneller Reitertrupp den Nûr-Sumpf in zwei Tagesritten erreichen. Das bedeutete, dass sie einmal unterwegs übernachten mussten. Aber doch hoffentlich nicht mitten in der Wüste?

Nun gut, bis zum Einbruch der Dunkelheit war noch viel Zeit und sie waren schneller als jeder Reiter. Aber wer wusste schon, wie lange sich das Sandmeer noch unter ihr erstrecken würde?

Das waren ja schöne Aussichten.

Einige Versuche, sich mit Scotti zu unterhalten, waren fehlgeschlagen. Der junge Drache war immer noch zerknirscht ob seines Versagens, dabei hätte ihn Xandrina zu gerne aufgeheitert, doch er war für keinen Trost zugänglich.

Es wurde Abend. Weit im Westen versank eine glutrote Scheibe langsam hinter dem Horizont. Endlich war auch der Sand wieder in Steppe übergegangen. Eine Steppe mit kleinen Buschgruppen und vereinzelt knorrigen Affenbrotbäumen.

„Ich glaube, es wird langsam Zeit, an ein Nachtlager zu denken, Scotti.“

Ein zustimmendes Gebrummel in ihrem Kopf. Immerhin etwas.

„Such uns bitte einen schönen Platz aus, vielleicht unter einem der Bäume.“

Wieder gebrummte Zustimmung.

Der Flug ging noch ein paar Minuten weiter, dann schwenkte Scotti etwas nach Süden ab und steuerte auf eine Gruppe von drei Affenbrotbäumen zu.

„Der Platz ist gut, Scotti.“

Überhaupt keine Reaktion. Na schön, sollte er erst mal darüber schlafen, vielleicht half das ja bei Drachen auch.

Scotti setzte zur Landung an, da wurde es in einem der Bäume lebendig. Ein großer schwarz-gelb gefleckter Schatten huschte aus der Krone und sprang fauchend

zu Boden. Wütend bleckte der Leopard seine langen Zähne und schielte zu dem etwas zu großen Tier hinüber, das neben seinem Schlafbaum gelandet war.

Scotti schnaubte unwillig und die Raubkatze duckte sich tief auf ihre Hinterpfoten. Wenn dieses fremde Wesen auch noch so groß war, ein Leopard ließ sich nur sehr ungern von seinem Schlafplatz vertreiben.

„Komm Scotti, lass ihn. Wir suchen uns einen anderen Platz.“

Doch der Drache wollte nicht. Nicht schon wieder eine Fehlentscheidung. Erst der Mist mit der Desorientierung und jetzt einen untauglichen Baum ausgesucht.

Nein! Mit weit gespreizten Flügeln und geblähten Nüstern schlich er auf die gefleckte Raubkatze zu. Mit Genugtuung sah er den Leoparden zögernd zurückweichen, erst langsam, dann eiliger, und schließlich drehte die Katze ab und hetzte mit weiten Sprüngen davon und räumte zum ersten Mal in seinem Leben kampflös seinen Platz einem anderen Tier.

„Bravo, Scotti. Aber meinst du nicht, dass er vielleicht wiederkommt, während wir schlafen?“

Zum ersten Mal seit Stunden kam wieder eine klare Antwort von dem Drachen.

„Er wird nicht wiederkommen, denn ich werde nicht schlafen. Du wirst schlafen, ich werde wachen.“

Ach, was sollte sie bloß machen? Scotti nahm sich seinen Fehler, der genau genommen gar nicht seiner, sondern ihrer war, viel zu sehr zu Herzen - und Drachen haben große Herzen.

Hatte er etwas Angst davor, dass Auria ihn dafür zur Rechenschaft ziehen würde? Oder war es angeborener Drachenstolz, Drachensturheit? Wenn Drachen nämlich stur sein wollten, übertrafen sie darin jedes Nashorn - und die konnten schon teuflisch eigensinnig sein.

Aber wie auch immer, Xandrina beschloss, sich nicht einzumischen in seinen Seelenschmerz. Ganz abgesehen davon, dass eine Wache wirklich nicht schlecht war. Und wenn er sich schon freiwillig dafür anbot, warum auch nicht?

„Gut, Scotti. Hast du noch Durst? Nein? Dann leg ich mich jetzt schlafen. Wir brechen bei Tagesanbruch wieder auf.“

Scotti bestätigte diese Order, dann nahm Xandrina die Decken aus dem Sattelpaket, suchte sich noch einen ungesesehenen Platz für ihre Abendtoilette und richtete sich unter einem der Bäume einen bequemen Schlafplatz ein.

Ihr letzter Blick vor dem Einschlafen fiel auf die große Masse Fleisch und Schuppen, die neben ihr kauerte und wachsam in die Steppe hinauslauschte.

Ihr erster Blick beim Aufwachen fiel wieder auf den Drachen. Doch, wie sah dieser aus!

Scotti lag mit von sich gestreckten Gliedern auf der Seite, aus einer tiefen Wunde an seinem ungeschützten Hals lief ein Strom dunkelroten Blutes.

„Scotti, um Himmels Willen!“ Xandrina sprang auf, da packten sie kräftige Fäuste und rissen sie zurück auf ihre Decken.

„He, was soll das?!“

Xandrina drehte sich wütend herum und sah bin die grinsenden Visagen mehrerer abenteuerlicher Gestalten, von denen einige sie mit harten Fäusten am Boden festpressten.

„Was wollt ihr? Was habt ihr mit meinem Drachen gemacht?“

„Immer der Reihe nach, mein Täubchen.“

Einer der verdreckten Männer beugte sich zu ihr herunter, bis sein stoppeliges Gesicht kurz über ihrem verharrte.

„Dem Drachen tut nichts mehr weh. Nicht war, Männer?“ Beifälliges Gekicher ringsum.

„Unser Pfeilgift hat bis jetzt noch bei allem gewirkt, es wird auch diesen Fleischberg vollends erledigen. Und was dich angeht, meine Süße mit den geilen Kurven, wer sich an dir erfreuen darf, darüber sind wir uns noch nicht ganz einig. Wir würfeln noch darum, wer dich als erster besteigen darf,“ sein Grinsen war schon jenseits von widerlich.

Schöne Bescherung! Die Männer wandten sich wieder ab, bis auf zwei, die wohl schon verloren hatten und sie mit gierigen Augen bewachten. Einer von ihnen presste Xandrinas Handgelenke auf den Boden, der andere konnte sich nicht an ihrem knappen Overall sattsehen.

„Schau nicht so blöd!“ herrschte Xandrina ihn an, mit dem Ergebnis, dass dessen blödes Grinsen um noch eine Spur belämmert wurde und er sich sabbernd mit der Zunge über seine Zahnstummel fuhr. Verstohlen riskierte Xandrina einen Blick an ihr herab und erkannte erleichtert, dass die Lumpen ihren Kampfgürtel noch nicht beachtet, oder als solchen erkannt, und ihn ihr daher noch angelassen hatten. Das war ja schon mal was. Wenn bloß der andere sie nicht am Boden festnageln würde. Doch halt, was tat dieser denn jetzt? Xandrina spürte, wie der Druck an ihren Gelenken nachließ, dann verschwand er ganz und sie spürte zwei tastende Hände an ihren Schultern, Hände die sich langsam nach unten schoben in Richtung ihres Busens.

„Ich bin zwar nur Vorletzter,“ hörte sie eine keuchende Stimme, „aber das heißt nicht dass ich nicht - autsch, verdammte Hexe!“

Der bisher noch nicht zu sehen gewesene Wüstling hielt sich seine verletzte Hand und wollte zu einem gemeinen Tritt ausholen, da riss ihn der Anführer der Bande brutal zurück.

„Lass das! Das hast du nun davon, dass du nicht warten kannst. Setz dich wieder hin und pass auf sie auf, und du, Täubchen, ich glaube, mit dir wird es noch richtig rund werden.“

Giftig glühende Augen starrten Xandrina an, dann setzte dich der Gebissene wieder neben ihren Kopf, hielt sich die Pfote und herrschte den anderen vorzeitig Ausgeschiedenen an.

„Lach nicht so blöd, du Arsch!“

Xandrina kochte und überlegte. Scotti war außer Gefecht gesetzt, ob tot oder nur verletzt, konnte sie nicht sagen. Hinter ihrem Kopf saßen zwei oder noch mehr Halunken und ließen sie nicht aus den Augen, und zu ihren Füßen saß der Rest der zerlumpten Gestalten und würfelte um sie.

Während der Anführer seinen Kumpel von ihre weggerissen hatte, war es Xandrina gelungen, unauffällig ihre rechte Hand in Höhe ihres Gürtels zu bewegen. Jetzt drehte sie leicht den Kopf, um sich zu vergewissern, wie viele Halunken hinter ihr saßen. Es waren nur die beiden. Der eine, der sich seine blutige Hand hielt, und der andere, der mit der Linken in seiner Nase und mit der Rechten in seinem Schritt kratzte.

Okay, Xandrina war soweit. Schneller als die beiden Überrumpelten reagieren konnten war sie mit einem gegnerlosen Ma-sutemi-waza aufgesprungen und mit einem dumpfen Doppelknall sanken die beiden mit großen Löchern in ihren

verlausten Körpern nach hinten. Die anderen Männer waren aus ihrer Würflerei aufgeschreckt und schauten fassungslos nach ihren zwei toten Kumpanen. Ein selbstaushebelnder Tomoe-nage und sie stand mit Tod und Verderben spuckender Walther P99 Compact vor den knienden und sitzenden Räufern. Mann für Mann kippte mit ungläubigem Staunen und einem exakten Loch zwischen den dämlich glotzenden Augen nach hinten weg und innerhalb von Sekunden lag ein knappes Dutzend Leichen unter den Bäumen.

Es ist eine leider nicht wegzudiskutierende Tatsache, dass Männer meinen, mit Frauen leichtes Spiel zu haben. Hätten die Halunken Xandrina gefesselt, wie sie es mit einem männlichen Gefangenen gemacht haben würden, so hätten sie durchaus ihren sexuellen Spaß mit ihr haben können. So aber hatte jeder von ihnen einen 9-mm-Kugel in seinem dämlichen Gehirn stecken und unsere Heldin Zeit, sich um ihren außer Gefecht gesetzten Drachen zu kümmern. Tja, werden jetzt wieder welche einwenden, sie hatte ja auch überlegene Waffe, aber der geschätzte Leser kann sich vorstellen, dass unsere Heldin auch ohne ihren Revolver für die geilen Jungs eine harte Nuss geworden wäre.

Ohne eine Gemütsbewegung lud Xandrina ihre Wumme nach und steckte sie wieder weg. Sie kehrte den Erschossenen den Rücken und schritt zu ihrem tödlich verwundeten Drachen. Neben seinem Hals kniete sie sich nieder und betrachtete die Wunde. Sie war nicht sonderlich tief, aber dieses Gift!

Scottis Augen schauten gebrochen und leblos zu ihr herab. Oder doch nicht ganz? War da nicht noch ein winziger Schimmer tief in den Pupillen verborgen?

Obwohl es in ihr wühlte vor Kummer, bemühte sich die Kämpferin jetzt ganz ruhig und methodisch vorzugehen. Sie eilte zu den Toten und untersuchte deren primitive Ausrüstung. Bei einem der Hingestreckten fand sie einen Langbogen und an seinem Gürtel einen kleinen Beutel mit einer gelartigen Substanz. Das musste das Gift sein.

Xandrina schnallte ihren Allzweckgürtel ab und breitete ihn vor sich im Sand aus. Dann zog sie aus zwei winzigen Nahtstellen feine Drähte, schloss sie an zwei leistungsfähige Knopfzellen an und verwandelte nach und nach ihren Gürtel in eine chemische Analyseanordnung.

Sie experimentierte eine Weile, dann atmete sie auf. Sie hatte die ersten Resultate. Ein ganz normales Naturgift, eine Mischung aus Schierling, Bilsenkraut, Giftreizker und - tja, und da war dann noch eine Substanz, die sie nicht herausfiltern konnte. Hartnäckig weigerte das Gift sich, den letzten Bestandteil preiszugeben.

Xandrina stellte eine neue Versuchsanordnung zusammen, da war ihr, als hätte sie jemand gerufen. Sie schrak auf und sah sich um. Da war niemand. Nur die hingestreckten Möchtegernvergewaltiger und ihr armer Scotti.

Jetzt hörte sie es wieder, jemand rief leise ihre Namen. Nein, nicht rief - esperte. Sie vernahm den Ruf direkt in ihrem Gehirn. Konzentriert lauschte sie nach innen.

„Xandrina? Xandrina? Hörst du mich? Xandrina?“

Laut antwortete sie: „Ich höre dich, bist du es...?“

„Ff naff`rif sei Dank! Xandrina, ja ich bin es, Auria! Xandrina, was ist mit Scotti passiert? Ich habe keinen Kontakt mehr zu ihm?“

Der jungen Frau fiel ein halber Kilimandscharo vom Herzen. Erleichtert berichtete sie der Drachenkönigin, was seit ihrem Abflug passiert war. Sie beschönigte auch nichts in Bezug auf ihren Irrflug und konnte dann am Ende ihres

Berichtes nicht umhin, die Drachendame zu fragen: „Sag mal, Auria, kannst du mit jedem Menschen über so eine Entfernung Kontakt aufnehmen?“

„Nein,“ die Stimme in ihrem Kopf hörte sich amüsiert an, „nur mit Menschen, mit denen ich mich intensiv beschäftigt habe, deren Aura ich eingehend studieren konnte. Aber das erklär ich dir ein anderes Mal, jetzt veranlasse ich zuerst, dass man sich um euch kümmert. Bleib bitte, wo du bist, nur so kann ich die Retter zu euch dirigieren. Und hab keine Angst um Scotti. So schnell stirbt ein Drache nicht, auch nicht an Gift. Es ist nur eine Schutzfunktion, die ihn so scheinbar leblos daliegen lässt. In wenigen Stunden ist jemand bei euch.“

Auria beendete den Kontakt mit Xandrina. Diese packte ihre Utensilien wieder zusammen und verstaute sie im Gürtel. Dann band sie die Geheimwaffe wieder um und wartete.

Den Beutel mit dem Gift legte sie parat, sollten die Alchimisten am Königshof sich doch mit ihm herumärgern. Vielleicht gelang es ihnen eher, die mysteriöse Komponente des Gemischs herauszufiltern und zu identifizieren. Xandrina dachte dabei vor allem an die alte Killîp, schließlich war die ja eine Hexerin und Magierin, und mit solchen Sachen wohl am besten vertraut.

Gegen Mittag, die Leichen begannen allmählich zu stinken, die ersten Schakale und Geier schlichen herum, tauchten am Horizont drei Punkte auf und kamen schnell näher. Sie entpuppten sich als drei Drachenmännchen von denen eines einen Reiter trug. Kurz darauf landete der Rettungstrupp neben ihr im Sand und der Reiter sprang ab und schritt zu Xandrina.

„Ich bin Sôn-Andâ, Tambour der Königin. Ich soll Euch zu Kârkonnan begleiten,“ stellte er sich vor und sah bewundernd zu den Getöteten hinüber.

„Wie? Schickt man mich nicht zurück, nach all dem Mist, den ich gebaut habe?“

„Nein,“ Sôn-Andâ schüttelte verschmitzt lächeln sein bärtiges Haupt. Er wirkte wie ein listiger Kobold mit seinen verwühlten Haaren und dem zerzausten Bart, und er war Xandrina auf Anhieb sympathisch.

„Irgendwer im Palast muss an Euch einen Narren gefressen haben, Dame Xandrina, vielleicht spielt da auch der gewichtige Einfluss Aurias eine Rolle. Jedenfalls werden wir zwei weiterfliegen zu Kârkonnan. Scotti wird unterdessen von seinen Drachenbrüder heim nach Châs-Amâr-Döl gebracht.“

„Das hör ich gern, Sôn-Andâ. Und bitte, nennt mich nicht Dame Xandrina. Xandi reicht vollkommen.“

„Wie Ihr wünscht, Dame Xandi,“ die kleinen Äuglein des Tambours blitzten vergnügt, dann ging er vor Xandrina her zu dem dritten Drachen, auf dem er selbst geritten war.

„Darf ich euch miteinander bekannt machen! Dies ist Lûû, Lûû, dies ist die Dame Xandi.“

Sie erkannte die großen Flugechse sofort wieder. Es war einer der Langrückendrachen. Seine Schuppenfarbe tendierte eher ins rötliche, statt ins grüne wie die der anderen. Er war auch wesentlich stattlicher als Scotti, und wesentlich älter und kriegserfahrener. Selbst als er vor ihnen kniete, um die beiden aufsteigen zu lassen, überragte er noch seinen kleinen grüngeschuppten Artgenossen.

„Halt, das Gift, hätte ich jetzt beinahe vergessen,“ Xandrina kehrt noch einmal um. Sie knotete den Beutel zusammen mit einer kurzen Botschaft an Auria am Zaumzeug Scottis fest, verabschiedete sich von ihrem treuen Begleiter und ging

dann wieder zu Lûû, während die beiden anderen Drachen sich des unglücklichen Scotti annahmen.

Als Xandrina schließlich hinter Sôn-Andâ auf dem breiten Rücken des Drachen Platz genommen hatte, fiel ihr Blick auf die Flöte am Gürtel des Tambours.

„Spiel Ihr etwa?“ fragte sie den Bärtigen.

„Oh ja,“ grinste dieser über die Schulter zurück. „Wo immer ich Zeit habe. Wenn wir bei Kârkonnâ angekommen sind, werdet Ihr mich sicherlich hören können. Jetzt drängt die Zeit zu sehr.“

Lûû hob flügelschlagend vom Boden und Xandrina beugte sich über Sôn-Andâs Schulter: „Wisst Ihr etwas über den Reitertrupp, für den ich eingeteilt war?“

Lûû drehte noch einige Kreise über den Bäumen, verjagte dabei ein paar fressgierige Geier und nahm dann einen leicht südwestlichen Kurs.

„Ja, sie haben einen anderen Trupp getroffen, und sind dann, nachdem Auria mit Euch gesprochen hatte, weiter zu Kârkonnâ geritten. Ich nehme an, wir werden sie dort wieder treffen. Im übrigen könnt Ihr mich ruhig duzen, das tut hier jeder.“

Xandrina nahm das Angebot an unter der Voraussetzung, dass auch der Tambour ihr gegenüber auf das übertriebene Sie verzichtete. Der bärtige Kämpe nickte und unsere junge Freundin fand ihn immer faszinierender und knubbeliger. Sie blickte über ihre Schulter zurück und sah, wie die beiden anderen erwachsenen Drachenmännchen den armen kleinen Scotti zwischen sich genommen hatten und nun heimbrachten zu Auria.

Sôn-Andâ musste jetzt schreien, um sich im Fahrt- bzw. Flugwind verständlich zu machen.

„Natürlich hat der Anführer deines Reitertrupps furchtbar gemeckert und gemotzt. Aber du kennst sie ja, diese alten Haudegen. Ohne Gemaule sind sie nicht glücklich. Und dann war er doch froh, dass dir nichts passiert war. Ein echter Soldat eben, raue Schale, aber herzlich.“

Danach versanken beide wieder in Schweigen und genossen den Flug.

Wüste

Die Stadt Korinth machte im antiken Griechenland die Prostitution zu einer großen Industrie. Im Tempel der Aphrodite Porne arbeiteten über tausend Frauen als Prostituierte, und die Stadt wurde zu einem beliebten Zielhafen für die Seeleute.

Ein anderer Mann genoss seinen Ritt weit weniger. Man könnte sogar sagen, er hasste ihn. Der erschöpfte Araberhengst, auf dessen Rücken er mehr hing als saß, stolperte durch knöcheltiefen Sand. Hauchzarte, frische Sandkristalle, die jeden Schritt des Pferdes zur Qual machten.

SâDâffis fluchte lautlos vor sich hin, ohne seine Lippen zu bewegen, er wollte nicht noch mehr Sand verschlucken. Normalerweise bedeutete für ihn ein Ritt durch die Wüste keine Strapaze, schließlich war er hier aufgewachsen und kannte sich aus mit ihren Tücken, doch kurz zuvor hatte hier ein wilder Sandsturm getobt, mit dessen Auswirkungen der Reiterhauptmann sich nun herumplagen musste. Erschwerend kam hinzu, dass er bei seiner überstürzten Flucht keine Gelegenheit gehabt hatte, Wasser und schützende Kleidung mitzunehmen.

Sein treuer Hengst mühte sich tapfer voran, stapfend und stolpernd, und der Hauptmann ließ die Geschehnisse noch einmal Revue passieren.

Der Ritt mit seiner schnellen Reitertruppe war ruhig und ereignislos verlaufen und gegen Morgen hatten sie an einer kleinen Oase halt gemacht.

Sie waren gerade abgessenen, hatte zwei kleine Feuer entzündet, die staubigen Umhänge ausgeschüttelt, die Pferde von ihrem Zaumzeug befreit und seine Männer beschäftigten sich mit der Zubereitung einer kleinen Mahlzeit, als das Verhängnis über sie hereinbrach.

Wie aus dem sprichwörtlichen Nichts waren diese Wilden aufgetaucht. SâDâffis könnte nicht einmal sagen, wie viele es waren. Auf jeden Fall genug, um seine absolut unvorbereitete Reiterschar problemlos zu überrennen und niederzumetzeln. Nur dem Umstand, dass er und einer seiner Männer sich noch bei den Pferden aufgehalten hatten, verdankten sie es, dass ihnen beiden die überstürzte Flucht gelungen war. Sie hatten Umhang und Wasser fallen gelassen, waren auf die nächsten beiden Rösser gesprungen und, ohne noch einen Blick nach hinten zu werfen, in die Wüste hinausgespracht.

Sie waren geritten, als wenn der Teufel persönlich hinter ihnen her gewesen wäre. Als Wüstensöhne konnten sie zum Glück auch ohne Sattelzeug reiten wie der Wind. Im Nachhinein kam SâDâffis das Gleichnis vom Teufel im Nacken gar nicht so abwegig vor. Die Wilden hatten in der Tat etwas teuflisches an sich. Vom infernalischen Geheule angefangen, mit dem sie sich auf seine Männer gestürzt hatten, bis zum verkommen und verworfenen Aussehen, so weit er der Kreaturen ansichtig geworden war. Ja, Teufel mussten es gewesen sein, aus der Dschehenna entsandte Sheitane, denen er und einer seiner Kameraden entkommen konnten.

Sie hatten sich dann getrennt. Seinen Begleiter hatte er zurück nach Châs-Amâr-Döl geschickt. Er selbst war weitergeritten auf der Suche nach den Fremden, von denen Auria berichtet hatte.

SâDâffis wagte einen kurzen Blick zum schmelzenden Blau des Himmels. Jetzt müsste er bald die verlassene Oase T´Asherbō erreichen. Er hoffte, dass sie in dem Sandsturm nicht vollends ganz verschüttet worden war. Zwar gab es dort schon lange keinen funktionierenden Brunnen mehr, aber ein paar alte Dattelpalmen müssten dort noch stehen, unbeugsame alte Bäume, die Schatten verhiessen, wenn auch nur geringen. SâDâffis wäre froh um jeden Fingerbreit Schatten gewesen, und wenn es nur der eines Geiers wäre, der fressgierig über ihm kreisen würde. Aber der Sandsturm hatte auch sie vertrieben, und wenn sie wiederkämen, dann nur um seines und das Gerippe seines Rosses abzunagen.

Es hätte nicht viel gefehlt und der Hauptmann wäre vom Rücken seines Pferdes gerutscht, als dieses plötzlich strauchelte. Mitleidig ließ er sich von seinem Reittier gleiten und betrachtete es traurig, wie es aus ebenso traurigen Augen zu ihm herüberblickte.

„Tja, mein gutes Tier,“ jedes Wort wurde von Knirschen begleitet. SâDâffis spuckte eine Handvoll Sand aus, der wie Schmirgelpapier über seine zerschundenen Lippen raspelte. Mit dem Sand tropfte Blut aus den ausgesprungenen Lippen zu Boden. Seine versandete Zunge schlürfte über aufgerissene Haut.

„Ich weiß, lange hältst du es nicht mehr durch - ich auch nicht,“ Knirschen, Fluchen, Spucken.

Hauptmann SâDâffis ergriff sein erschöpftes Pferd an der Mähne und langsam trotteten sie weiter. Schritt vor Schritt, schleppend, motorisch, unaufhörlich. Schritt vor Schritt.

Er merkte nicht mehr, wie ihm die Mähne seines Reittiers entglitt - Schritt vor Schritt. Seine Augen waren geschlossen, sie konnten den ewig gleichen Anblick des flirrenden und flimmernden, alles verzehrenden Sandes nicht mehr ertragen.

Kurz glaubte er, hinter sich ein erschöpftes Stöhnen zu vernehmen, doch es interessierte ihn nicht sonderlich. Eigentlich interessierte ihn überhaupt nichts mehr. Nur Schritt vor Schritt. Andere in seiner Lage hätten sich einfach fallen lassen, aber er war Soldat. Schritt vor Schritt. Soldat der Königin! Schritt vor Schritt. Elitesoldat! Schritt vor Schritt. Aufgeben kannte er nicht!

Schritt vor Schritt. Er prallte gegen ein Hindernis. Schritt vor Schritt. Das Hindernis blieb, es war real.

Schritt vor - langsam dämmerte es ihm. Kein Schritt! Sein schweißverkrusteter Kopf kam langsam in die Höhe. Die Augen wollten sich öffnen, doch Sand und Schweiß verklebten alles. Die Brauen rutschten in die Höhe doch die Lider konnten nicht folgen.

Er durfte nicht aufgeben! Schritt vor - er nahm seine ganze Konzentration zusammen und bemühte sich, irgendwie normal zu denken. Endlich gelang es ihm, mit einer Hand seine verkleisterten Augen frei zu bekommen und blinzeln nahm er wahr, dass er vor dem runzligen Stamm einer uralten Palme zu Boden gesunken war.

Verdammt, fuhr es ihm durch den Kopf, verdammt, die muss hier weg, ich muss weiter - Schritt vor Schritt.

Keine Palme konnte seinen Weg stoppen, er war Soldat der Königin, keine Palme - keine... irgendwo in seinem gemarterten Hirn glomm ein winziger Funke und bahnte sich seinen Weg durch die erschöpften Synapsen. Etliche Nervenenden weiter wurde der Sinn des Wortes erkannt. Palme!

Palme? Palme bedeutete? Bedeutete? - Oase!

War das hier die verlassene Oase?

Neues Leben kam in die erschöpfte Gestalt am Fuß des Baumstammes. Sie richtete sich ächzend auf und begann sich umzusehen.

Ja, das könnte die alte Oase sein. Die alten aber nicht umzubringenden Bäume und die vielen Hügel dazwischen.

Und nochmals machten sich seine Synapsen die Mühe und erreichten eine logische Verzahnung der benötigten Nervenenden.

Hügel? Hier hatte es seines Wissens noch nie Hügel gegeben.

Und während sich diese Erkenntnis langsam zu vernünftigen Überlegungen in seinem verkleisterter Kleinhirn formten, begannen seine Hände schon automatisch zu schaufeln. Sand flog in hohem Bogen zur Seite und seine Finger stießen auf Widerstand. Im Nu hatte er den ersten Mann freigeschaufelt.

SâDâffis beugte sich über seinen überraschenden Fund in der ihm fremden Uniform. Er war eben Soldat. Der Fremde lebte noch. Gehetzt sah ihn der Hauptmann sich näher an und entdeckte die Feldflasche an der Seite des Ausgegrabenen. Er riss sie mit gierigen Fingern an sich und schüttelte sie. Er hörte es glucksen und der Korken sauste in hohem Bogen in den Wüstensand.

Warmes, schales, schon leicht verkommenes braunes Wasser sprudelte über seine zerfetzten Lippen, ergoss sich in seinen zerschrammten Schlund und suchte sich gurgelnd seinen Weg durch den nahezu ausgedörrten Körper.

Leer! Gier sprang in seine Augen. Gier nach Wasser, egal wie alt, egal wie warm, nur Wasser. Er blickte zu den vielen weiteren Hügeln, jeder stellte für ihn eine weitere eventuelle Wasserflasche dar. Und so schleppte er sich zum nächsten und begann zu graben.

Seine Hände stießen wieder auf etwas Hartes, da bekam er einen fürchterlichen Schlag in den Rücken und er segelte über den halb ausgebuddelten Reiter und blieb, sich überschlagend, zwischen zwei weiteren Hügeln liegen.

SâDâffis rührte sich nicht, auch als er plötzlich Stimmen zu hören glaubte. Er blieb einfach bewegungslos liegen.

Wie kam er jetzt an sein Wasser? Waren etwa noch andere auf seinen Fund aufmerksam geworden? Aber es war doch sein Wasser! Niemand hatte das Recht, es ihm zu verwehren oder wegzunehmen.

Er wälzte sich herum und blieb erstarrt in halb aufgerichteter Position liegen. Ein Drache! Und daneben mehrere Männer mit blankgezogenen Schwertern, die ihn neugierig anstarrten. Er nahm vage Bewegungen hinter den Männern wahr. Jemand war dabei, seine Wasserflaschen auszugraben. Sein Wasser! Teufel! Waren das schon wieder diese Teufel? Ja, die Hölle hatte sich gegen ihn verschworen.

Aber nicht mit ihm! Nicht mit SâDâffis, Elitesoldat der Königin!

Ungeachtet der Bewaffneten richtete er sich vollends auf und deutete mit vor Wut zitterndem Arm zu den Hügeln.

„Mein Wasser!“ forderte er.

Keine Reaktion bei den Fremden. Natürlich, Teufel verstanden seine Sprache ja nicht. Gut, dann nahm er es sich eben so.

Er kehrte den Männern den Rücken und wankte kurzerhand zum nächsten Sandhaufen.

Kalter Stahl drückte gegen seinen ungeschützten Nacken.

„Keinen Schritt weiter! Ihr zwei, fesselt ihn und bindet ihn an eine Palme, dann helft den anderen beim Ausgraben.“

Kräftige Fäuste packten ihn. Obgleich er sich wütend wehrte, wie er meinte, hatten die zwei fremden Teufel keine Schwierigkeiten, ihn zu binden und an einen Palmenstamm zu fesseln.

Dort stand oder hing er nun und hatte einen guten, wenn auch unfreiwilligen, Ausblick auf die Szenerie in der verödeten Oase.

„Ausfälle?“

„Keine!“

„Wasser?“

„Genügend, nur warm und verdreckt.“

„Proviant?“

„Genügend, nur voll Sand.“

„Pferde?“

„Alle einsatzbereit.“

„Umgebung?“

„Außer uns und dem Gefangenen nur Sand.“

„Ich will das Wort nicht mehr hören, verstanden? Gut, danke. Wegtreten.“

Hammer entließ seinen Soldaten und wandte sich an die vier Freunde, die in der Nähe des an eine Palme gefesselten Fremden saßen und bemüht waren, den verfluchten Sand aus ihrer Kleidung zu bekommen. Vor allem Jared und Ravenclaw mit ihren weiten Mänteln, und auch Hetjuskapur mit seinem Parka hatten alle Hände voll zu tun.

„Und?“ Eisenfaust sah zu Hauptmann Hammer.

„Alles gut überstanden, mein Prinz. Die Männer sind noch etwas mitgenommen und wie Ihr bemüht, sich des Sandes zu entledigen, aber sonst wohlauf. Wir haben keine Ausfälle, auch nicht bei den Tieren. Wasser und Proviant sind ausreichend gerettet, nur etwas schwer zu genießen. Und außer uns und dem Fremden hält sich niemand in Sichtweite auf.“

„Prima, Danke Hauptmann.“

Jared hatte entschieden, dass er genug gebürstet hatte und wandte sich an seine drei Kameraden.

„Vlad - äh, Eisenfaust, kannst du wieder ein paar Wasserschläuche zum Kühlen ausfliegen und dabei die weitere Umgebung in Augenschein nehmen?“

„Oh ja, na klar, das kann ich.“

„Und? Tust du es auch.“

„Ja - ich denke schon.“

Ravenclaw mischte sich ein: „Und bist du so nett, uns zu sagen, wann du es denn tun möchtest?“

„Vielleicht gleich, oder doch lieber etwa später, wer weiß, wer weiß.“

„Nun, liebster Eisenfaust, überstürz nur nichts. Wie haben Zeit, viel viel Zeit, wie du weißt. Mach nur nichts Unüberlegtes.“

Eisenfaust schaute unsicher zu Jared. War das jetzt sein Ernst oder hatte er es zynisch gemeint? Bei ihm wusste man nie. Besser nichts riskieren.

„Also gut,“ Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den entschied sich für den sarkastischen Teil Johns und ging davon, Wasserflaschen einsammeln.

„Und wir kümmern uns um diesen Dunkelhäutigen.“

„Wenn’s denn sein muss,“ auch Ravenclaw hatte keine Lust mehr, Sand aus seinem Mantel und den restlichen Klamotten zu klopfen, Hauptsache seine Uzis waren staubfrei. Er stand auf und stapfte zu dem Gefesselten, der mit stierem Blick Eisenfaust beim Sammeln der Wasserflaschen beobachtete.

„Also, Sportsfreund! Wie heißt du, wo kommst du her, wo willst du hin, wer hat dich geschickt, bist du allein, wo ist dein Reittier, weißt du, wer wir sind? Na, was ist? Redel!“

Doch SâDâffis schien ihn gar nicht gehört zu haben. Seine suchenden Augen blieben immer wieder an den Wasserschläuchen haften.

Jared schlug die Hände zusammen.

„Mein Bruder, der Holzhammerdiplomant,“ er war zu den beiden Männern an der Palme getreten, von denen der eine grimmig, der andere gierig schaute.

„Bruder, Bruder, tu mir einen Gefallen. Überlass das Verhandeln bitte mir oder Hetjuskapur.“

„Verhandeln? Wieso verhandeln? Ich denke, das ist unser Gefangener, und seit wann wird mit Gefangenen verhandelt? Gefangene quetscht man aus!“

„Okay, wenn das so ist, dann schlage ich vor, dass du das Denken auch noch uns beiden überlässt. Wer hat denn etwas von einem Gefangenen gesagt?“

„Weiß ich nicht. Interessiert mich auch nicht. Für mich ist er ein gefangener Wasserdieb, der an einen Baum gefesselt ist und mir Rede und Antwort zu stehen hat.“

Nun hielt es Hetjuskapur für an der Zeit, sich schlichtend einzumischen. Er erkannte, dass es nur eine Frage der Zeit wäre, bis es zwischen den beiden Brüdern zum Streit kommen würde.

„Gefangener, oder Nichtgefangener, auf jeden Fall ist er durstig.“

Mit diesen Worten hielt er SâDâffis eine volle Wasserflasche an dessen Lippen und ließ vorsichtig die schale Flüssigkeit in den aufgerissenen Mund fließen.

„Mehr?“

Misstrauisch blickten die Augen des Gefesselten zu dem wenige Minuten älteren Zwilling.

„Kümmert Euch nicht um die anderen. Wenn Ihr Durst habt, dann sagt es. Ihr sollt zu trinken bekommen, so viel Ihr wollt.“

„Danke, es reicht schon,“ kam die krächzende Antwort. Waren es etwa doch keine Teufel? Zumindest der, der ihm das Wasser dargeboten hatte, machte einen ganz und gar menschlichen Eindruck.

„Werdet Ihr uns nun einige Fragen beantworten?“

Oder war er nur ein trügerisches Phantombild? In Wirklichkeit auch ein Teufel, der nur darauf wartete, dass er, SâDâffis etwas verriet, das er nicht durfte? Seine verkrampften Gesichtsmuskeln entspannten sich zwar wieder etwas, aber - er war Soldat.

„Darf ich zuerst eine Frage stellen?“

„Fragt.“

Von hinten kam Ravenclaws mürrisches Gebrummel: „Aber glaub nicht, dass du von uns etwas erfährst.“

Unsicher ließ der Hauptmann seinen flackernden Blick zwischen den fremden Männern und der näheren Umgebung schweifen. Er sah über hundert Teufel in Uniform sich vom Sand befreien, dazu ebenso viele Pferde, und dann die drei

Männer vor ihm, so ganz anders gekleidet, als er jemals gesehen hatte. Wenn es wenigstens vier wären!

„Kommt Ihr von Nordosten?“

„Wüsste nicht, was den das angeht?“

„Ray-Ray! Gib jetzt endlich Ruhe!“

Hetjuskapur lächelte zum Mahnruf Jareds und wandte sich wieder an den Gefesselten.

„Warum interessiert Euch das?“

Überlegend kaute SâDâffis an seiner zerfetzten Unterlippe. Und wenn es nun doch keine Teufel waren? Bis jetzt verhielten sie sich ganz menschlich. Waren es im Gegenteil vielleicht genau jene, die er suchen sollte? Auch wenn sie so merkwürdig gekleidet waren, in Burnusse, die vorne offen waren, oder einem abgesteppten Überwurf, ebenfalls vorn offen, und Beinkleider bis zu den Knöcheln? Aber wenn nicht, dann durfte er natürlich nichts verraten. Dann würde er aber auch nicht erfahren, ob sie es nicht doch waren. Er steckte ganz schön in der Zwickmühle. Sollte er, durfte er? Andererseits, was hatte er zu verlieren?

„Ich bin Hauptmann SâDâffis, Hauptmann Ihrer königlichen Hoheit Aldariânâ, Anführer der schnellen Reiter der Gazelle!“

„Und? Was soll uns das sagen?“

„Ray-Ray!!!“

SâDâffis nahm noch einmal Anlauf. Dieser schwarz gekleidete Fremde verwirrte ihn. Die beiden anderen schienen vernünftig mit ihm reden zu wollen, auch wenn sie ihn weiterhin gefesselt hielten, nur dieser andere war partout gegen ihn. Hatte er vielleicht etwas gegen Farbige? SâDâffis hatte gehört, dass es Menschen gab, die Schwarze als minderwertig betrachteten. Er war verunsichert, außerdem hatte er wieder Durst.

Er wandte sich mit einer entsprechenden Bitte an Hetjuskapur und während dieser ging, weiteres Wasser zu holen, wandte sich der Reiterhauptmann hoffnungsvoll an Jared.

„Ich hatte einen Auftrag. Ich sollte mit meinen schnellen Reitern vier Männern und einer Schar Soldaten entgegenreiten, und sie ins Reich meiner Königin begleiten.“

„So, und wo sind sie, deine schnellen Reiter, hä?“

„Da hat mein Bruder Recht, Hauptmann. Wo sind Eure Reiter?“

„Moment, sofort,“ zuerst etwas Wasser, mit zerschrundeter Kehle und aufgesprungenen Lippen war das Reden doppelt so anstrengend.

SâDâffis nahm einen tiefen Schluck aus der hingehaltenen Flasche, dann berichtete er in aller Ausführlichkeit. Er hatte beschlossen, dem Dunkelhaarigen in seinem weiten hellen Mantel und der merkwürdigen Kopfbedeckung zu vertrauen, und hoffte, dass auch dessen Bruder sich nach dem Anhören seines Berichtes eines Besseren belehren lassen würde. Um so erstaunter war er, als während seiner Erzählung eben jener schwarzgekleidete Schwerträger zu ihm trat, ein Messer zog und seine Fesseln aufschnitt.

„Im Sitzen erzählt sich 's leichter,“ war sein kurzer lakonischer Kommentar.

Dankbar ließ sich SâDâffis am Fuß der Palme nieder, rieb seine Handgelenke, und berichtete weiter. Immer wieder unterbrochen von gelegentlichen Schlücken aus einer Feldflasche breitete der Hauptmann vor den drei ‚Helden‘ den Sachverhalt aus, wie er bei seinem Aufbruch aus Chäs-Amâr-Döl bekannt war.

Dann herrschte kurzes Schweigen. Nur die Geräusche der Soldaten und ihrer Pferde waren zu vernehmen.

Jared brach dieses Schweigen.

„Fassen wir zusammen. Das Königreich, zu dem wir unterwegs sind, heißt Āṛṛahhås. Es ist in sechs Teilstaaten gegliedert und wird von einer Königin Aldariånå und deren Mann Thôr-Saldis regiert. Moment, da fällt mir was ein.“

Lord Jared kramte in den Innentaschen seines Dusters und zog zu aller Überraschung ein sorgfältig gefaltetes Stück Papier heraus. Vorsichtig auf dem Sand auseinandergelegt entpuppte es sich als eine Landkarte Westafrikas im Maßstab 1:50.000. Er winkte Hauptmann SâDâffis zu sich und bat ihn, sich die topographischen Merkmale der Karte genauer anzuschauen. Zuerst konnte der Negeroffizier mit den braunen, grünen und blauen Flächen der Karte überhaupt nichts anfangen, aber als Jared ihm einige Grundbegriffe erläuterte, hatte er schnell begriffen, was die unterschiedlichen Färbungen auf dem Papier darstellen sollten.

Jared deutete auf einige Gebirgszüge und Flussläufe und so allmählich kristallisierten sich die ungefähren Umrisse des Königreiches Āṛṛahhås heraus.

Nach Ende des Kartenstudiums fuhr Jared in seiner Analyse fort: „Die Ausmaße dieses Reiches umfassen also nach den Angaben des Hauptmanns grob geschätzt etwa 4 Millionen Quadratkilometer.“

„Wie bitte? Wie kommst du auf diese Zahl?“

Hetjuskapur mischte sich wieder ein.

„Jared hat Recht, Ravenclaw. Ich habe auch mitgerechnet.“

„Aha, und kann mir wer sagen, wie große 4 Millionen Quadratkilometer sind?“

„Gern, Ray... - Ravenclaw.“ Hetjuskapur sah, dass Hammer zu ihnen getreten war. „4 Millionen, das sind, Moment, lass mich rechnen, genau 12,184444 mal die Fläche der alten Bundesrepublik. Da fällt mir eine interessante Rechnung ein. Angenommen, dieses Āṛṛahhås wäre kreisrund, dann hätte es einen Umfang von 13 Millionen 633 Tausend 880 Kilometer.“

„Bin beeindruckt, Hetjuskapur. Und was hilft uns das, machen wir eine Grenzbesichtigung?“

„Das nicht, Ravenclaw,“ Jared übernahm wieder die Erläuterung. „Worum es Hetjuskapur und mir geht ist etwas ganz anderes, nicht wahr?“ Der Erwähnte nickt. „Wir wollten überschlagen, wie viele Soldaten diese Königin bräuchte, um ihr riesiges Königreich annähernd wirksam schützen zu können. Wie gesagt, ausgehend von der Annahme, Āṛṛahhås sei kreisrund, was natürlich nicht stimmen kann, ich weiß, ich weiß, es ist ja auch, wie schon erwähnt, eine Annahme, also, ein kreisrunder Staat mit einem Umfang von 13.633.880 Kilometer abzüglich einer Seegrenze von, sagen wir einem Viertel?“

SâDâffis zuckte nur bedauern die Schultern.

„Zumindest keine Gegenrede. Ein Viertel Küste, das sind 3.408.470 Kilometer, bleibt ein Landgrenzrest von 10.225.410 Kilometer. Auch noch eine ganz schöne Strecke. Nun zu den Grenzposten. Nehmen wir das klassische römische Modell eines Wachturms alle zehn Kilometer, dann müssten 1.022.541 Türme stehen...“

„1.022.542!“

„Ja, den am Anfang habe ich vergessen. Jetzt stellt euch mal vor, wie viel Holz man für über eine Million Türme bräuchte, Holz in der Wüste!“

„Okay, ihr beiden. Wir wissen jetzt, wie viel Türme die hier bräuchten und nicht haben, die Millionen Meter Stacheldraht, die sie wahrscheinlich auch nicht haben, noch gar nicht gerechnet. Aber was bringt uns das?“

Jared blickte unwillig zu seinem Bruder. „Es geht um eine Berechnung des Ist-Zustandes, Herrgott noch mal, diese Vorgehensweise müsstest du doch eigentlich auch kennen. Man macht eine Bedarfsanalyse, eine Bestandsanalyse, nenn' es meinetwegen auch Pflichtenheft, und sieht dann, woran es noch hapert.“

„Das kann ich dir auch so sagen. An allem. Aber bitte, wenn euch diese Rechnerei Spaß macht, ich will auch dabei nicht stören.“ Ravenclaw legte sich zurück, blinzelte den beiden Hauptmännern schelmisch zu, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und betrachtete intensiv den stahlblauen Himmel.

Jared und Hetjuskapur ließen sich davon nicht beirren, und ungeachtet der fragenden Gesichter der sich langsam um sie versammelnden Soldaten, fuhren sie in ihrer Analyse fort.

„Die Zehn-Kilometer-Distanz hat sich im Römischen Reich bestens bewährt, natürlich nur als Durchschnitt zu verstehen, denn im Gebirge stehen die Grenzposten normalerweise etwas enger zusammen, da dort die Übersicht über das Land schlechter ist, wohingegen in Wüste und Steppe die Kette ruhig etwas weiter auseinander sein konnte. Übrigens, da das Holz fehlt, können diese Wachtürme ja auch aus Stein sein.“

„Noch so ein Hirngespinnst,“ kam die Stimme des sich wohligh räkelnden Ravenclaw, „ich kann nämlich auch kopfrechnen und wenn ich eure Angaben grob überschlage, dann brauchen deine vielzitierten Römer für den Bau eines einzigen Wachturms etwa 80 Kubikmeter Steine. Wenn also die Hälfte eurer Million Türme aus Steinen errichtet würde, so wäre das immerhin ein Verbrauch von 41 Millionen Kubikmeter Stein oder Fels. Das ist ein Steinquader von 41.000 Kilometer Seitenfläche. Könnt ihr mir sagen, wo dieser Steinbruch gewesen sein soll? Aber bitte, macht nur weiter.“

Hetjuskapur kitzelte irritiert auf seinem Block. Dann kratzte er sich an seinem Dreitagebart und kniff überlegend ein Auge zu.

„Deine Aussage werde ich zu gegebener Zeit verifizieren, Ravenclaw, doch jetzt weiter in unserem Text. Jeden dieser Wachtürme besetzen wir mit 37 Mann, römischer Wert, das sind dann 37.834.054 Soldaten. Für die Bewachung der Küste kommen natürlich keine Wachtürme in Frage...“

„Natürlich!“

„... hierfür müssen Patrouillenschiffe unterwegs sein. Moment, Küstenlänge der kreisrunden hypothetischen Grenze ist 3.408.470 Kilometer. Für die Schiffe veranschlage ich Pi mal Handgelenk einen Aktionsradius von 15 Kilometer, also 22.723 Schiffe. Für ein schnelles Patrouillenboot reichen meiner Meinung nach 25 Soldaten respektive Matrosen voll aus. Zusammen mit den Soldaten der Wachtürme sind es somit 38.402.129 Bewaffnete, die nur für die Sicherung der Grenze verantwortlich sind.“

„Das sind wenig mehr als die Einwohner Ägyptens,“ rechnete Jared kurz zusammen.

Von unten ließ sich vernehmen: „Oh Pharaos, schicke deine Leute an die Front. Prinz Hetjuskapur verteidigt die Welt.“

„Verdammt, Ravenclaw, ich glaube du verkennst den Ernst der Lage. Stell dir doch mal vor, 38 Millionen ständig Bewaffnete, und das nur zur Grenzsicherung

und Verteidigung. Jetzt das gleiche Kontingent noch einmal als Reservearmee oder sonst wie mobile Einheiten. Weißt du, was das heißt. Diese Königin Aldariãã muss über etwa 76 Millionen Soldaten verfügen, wenn sie ihr Reich wirksam schützen will. Wenn es hoch kommt, dann ist einer von zehn Bewohnern eines Landes ein wehrfähiger Mann, also potentieller Soldat - einer von zehn. Das würde bedeuten 760 Millionen Menschen in einer Gegend, die vielleicht gerade mal 7 bis 8 Millionen problemlos ernähren kann.“

Hetjuskapur drehte sich von seinen Freunden weg und wandte sich an den schwarzen Hauptmann.

„Könnt Ihr mir sagen, Hauptmann SãDãffis, wie viele Einwohner das Königreich Æããããããã hat?“

Diesem jedoch brummte der ohnehin schon arg strapazierte Schädel ob solcher gigantischer Zahlen und Menschenmassen.

„Tut mir leid, werter Fürst. Aber wenn jemand am Hof dies weiß, so ist das Meister Kãsamũmba.“

„Macht nichts, 760 Millionen werden es auf keinen Fall sein, können es gar nicht. Aber lassen wir es dabei bewenden. Eines ist ohnehin sicher, die Verteidigung, wenn sie denn überhaupt vorhanden ist, muss riesige Lücken aufweisen, Lücken, die es Ćszudrac ermöglichen, ungehindert zwischen ihnen hindurchzuspazieren, oder vielmehr seinen Truppen.“

„Okay, beenden wir unser grandioses Zahlenmodell und stellen uns der Realität. Wie, bitte, sollen wir paar Männer diese Invasion verhindern?“ Ravenclaw hatte sich wieder aufgerichtet. „Zumal die ersten Eindringlinge ohnehin schon hier sein dürften. Oder was meint ihr, wer außer unseren Freunden von der Fãhrstation sind für den Überfall auf den Hauptmann verantwortlich?“

In diesem Augenblick landete mit rauschendem Flügelschlag und einem mittleren Sandsturm Eddie, der Flugdrache. Eisenfaust sprang von seinen Schultern, landete in einer kleinen Staubwolke, griff hinter sich und nahm die luftgekühlten Wasserschläuche vom Rücken seiner Flugechse. Er reichte die meisten den Soldaten, die sie unter sich verteilten. Zwei der Wasserflaschen brachte er seinen sitzenden Helden-Freunden.

„Weit und breit niemand außer uns,“ meldete er und machte es sich neben ihnen bequem.

Hetjuskapur sah die sehnsüchtigen Blicke des Negerhauptmanns und hielt ihm sein Wasser hin.

„Wir haben soeben festgestellt, das heißt nicht wir, sondern diese beide Rechenkünstler, dass wir auch gleich wieder umkehren können, weil wir das Königreich sowieso nicht schützen können.“

„Welches Königreich?“

„Ach so, du warst ja unterwegs,“ Jared berichtete seinem Freund über ihre Unterhaltung und ihre Rechenergebnisse.

„Unabhängig davon, ob eure Zahlen stimmen oder nicht, müssen wir überlegen, wie wir weitermachen wollen.“

„Was gibt’s da groß zu überlegen,“ für Ravenclaw offenbar nichts, „wir sind nun mal hier, um diesem Irren das Handwerk zu legen, ob wir wollen oder nicht. Also tun wir das, reiten wir zu dieser Königin, sagen ihr, was wir wissen, nehmen uns genügend Soldaten und zeigen diesem Ćszudrac zusammen mit unseren Freunden hier, wo der Bartl den Most holt.“

Jared von Avarêel sah das Blitzen in den Augen seines Bruders und ahnte, was diesen wohl primär in die Hauptstadt von Āṛṛahhås zog. Ravenclaw vermutete wohl, und das sicher nicht ganz zu Unrecht, dass es in der Stadt endlich wieder etwas anderes gab als Sand und mürrische Soldaten.

„Denn erstens erwartet uns diese Königin, zweitens gibt’s dort sicherlich endlich wieder so etwas wie eine Zivilisation, also weiche Betten, sauberes Wasser, ein Bad, kaltes Bier, frisches Fleisch - und drittens haben wir jetzt ja einen ortskundigen Führer,“ Ravenclaw deutete auf den aufmerksam zuhörenden SâDâffis.

Jared sah seine Meinung über seinen Bruder bestätigt, um so mehr bedauerte er, ihm darauf abschlägig antworten zu müssen.

„Da habt Ihr zwar prinzipiell Recht, Lord Ravenclaw, aber ich glaube es reicht, wenn Prinz Eisenfaust, Prinz Hetjuskapur und Hauptmann SâDâffis zu dritt zur Königin reisen. Wir zwei und unsere Soldaten sollten gleich durchstoßen und uns der Streitmacht von diesem Kârkonnan anschließen. Warum Ćszudracs Horden erst bis vor die Tore der Hauptstadt kommen lassen, wenn wir sie schon wesentlich früher empfindlich treffen können?“

Ravenclaw glaubte, sich verhört zu haben.

„Und warum müssen ausgerechnet wir zwei das sein? Wieso sollen Eisenfaust und Hetjuskapur nicht zu diesem Kârkonnan ziehen, wo sie doch sogar auf einem Drachen reisen könnten?“

„Weil jemand der Bevölkerung klar machen muss, was da wirklich auf sie zukommt. Klar, das könnten wir beide auch, aber ich meine, wir sind besser an der Front aufgehoben, während die anderen sich um die Verteidigung der Hauptstadt kümmern sollten.“

„Du meinst, Hetjuskapur kann denen eher das Gehirn neblig reden und wir beide dürfen uns dafür weiter durch die Wildnis schlagen. Nicht gerade überzeugend, deine Argumentation, von einem strategischen Schlachtplan wollen wir erst gar nicht reden. Aber wenn du meinst.“

„Oh ja, und was meine Strategien bei Schlachten angeht, so warte erst mal ab, bis wir die erste große Feindberührung haben werden. Du weißt doch, ich habe immer noch irgendwo ein As im Ärmel versteckt.“

„Howdy, alter Cowboy.“ Ravenclaw sah resignierend zu den lagernden Soldaten, die die Aussicht, weiter unterwegs sein zu müssen, eher gelangweilt zur Kenntnis nahmen, ließ seinen Blick weiterschweifen über die Wüste, den endlos beigen Sandteppich, erreichte den fernen Horizont und kehrte zurück zu den beiden grinsenden Zwillingen.

„Es hat wohl keinen Zweck, zu versuchen, dich doch noch umzustimmen?“

„Keinen, außerdem glaube ich, dass unser Drache in der Hauptstadt ein besserer Botschafter ist als wir alle zusammen, nicht wahr Hauptmann?“

SâDâffis nickte und so kam es, dass Eddie dreifach beritten weiter nach Südwesten brauste, während die beiden Lords und ihre tapferen Soldaten unter dem ebenso tapferen Hauptmann Hammer direkt nach Westen ritten, um sich mit dem legendären Kârkonnan zu verbünden.

NSTIMMIX<MITM

„Irgendwas passt da jetzt nicht zusammen!“

„So, was denn?“

„Diese Jungs in deiner Geschichte behaupten, dieses Königreich, verlang nicht, dass ich mir den Namen merke, sei etwa 4 Millionen Quadratkilometer groß.“

„Ja, und?“

„Also ich habe nachgerechnet. Deine uns genannten Zahlen zusammen ergeben genau 4.975.323, also fast 5 Millionen Quadratkilometer. Wer irrt sich jetzt, du oder sie?“

„Ist das so wichtig?“

„...he Jungs, ich kenn da ´nen Wirtinnen-Witz...“

„Schon gut - schön für dich. Schlaf einfach weiter.“

„Wichtig? Zumindest auffallend.“

„Vergiss nicht, die Helden konnten nur schätzen. Ich habe genaueres Zahlenmaterial.“

„Ach ja, woher denn?“

„Ich bin schließlich der Geschichtenerzähler!“

„Weil du dies gerade erwähnst. Handelt es sich bei diesen Ereignissen wirklich nur um eine Geschichte, oder ist da auch etwas Wahres dabei?“

„Nun, wie das bei Geschichten so ist, ein bisschen etwas Wahres steckt immer dahinter.“

„Das bedeutet aber nicht, dass die ‚Anderen‘, du weißt schon, wen ich meine, auch wieder ihre Finger im Spiel haben?“

„Das kann ich nicht ausschließen, wenngleich ich natürlich hoffe, dass wir diesmal vor ihnen verschont bleiben.“

„Wir auch! Wir auch!“

Überraschung!

Gläubige des Jainismus, einer in Indien von zwei Millionen praktizierter Religion, glauben, dass kein Lebewesen - nicht einmal eine Ameise -, getötet werden darf. Orthodoxe Jains fahren nicht in Automobilen, denn die Reifen könnten töten, und sie tragen keine Schuhe, denn Schuhe töten Insekten eher als nackte Füße.

Wie war es unterdessen Rhalina und Thraxana ergangen? Nun, gar nicht mal so übel.

Sie hatten das T'Besîti-Gebirge bald umrundet und waren hinausgeritten in das Land jenseits der Grenzen von Āṛṛahhās. Seit ihrem unangenehmen Zwischenfall an der Oase hielten sie verstärkt mit ihren Ferngläsern Ausschau nach eventuellen weiteren Gefahren und es war Thraxana, die plötzlich eine Staubwolke im Norden entdeckte.

„Was meinst du, sind das schon wieder so Wilde?“

„Ich weiß es nicht, Thrax. Schauen wir näher hin, oder beachten wir das Ganze einfach nicht?“

„Tja, was soll ich dazu sagen, Rhal? Unsere Jungs können es nicht sein, die müssten mehr von dort drüben kommen,“ Thraxinas Arm deutete nach Osten. „Andererseits, man kann nie wissen. Besser einmal umsonst nachgesehen, als dann vor alten Spuren stehen. Reimt sich, und was sich reimt ist gut, oder?“

„Okay“ Rhalina war einverstanden und lachend wendeten sie ihre Pferde und galoppierten direkt nach Norden, die Staubfahne vor ihnen.

Auf Thraxanas Zeichen hin stoppten sie wieder ihre Stuten und griffen erneut zu ihren Gläsern.

„Ich sehe nirgendwo etwas, das auch nur im Entferntesten einem Drachen ähnelt.“

„Vielleicht sieht der anders aus als die Viecher von Xandrina.“

„Und wenn schon, einen Drachen sollte ich erkennen, egal um welche Rasse es sich dabei handelt. Aber nicht nur der fehlende Drache stört mich, auch die Uniformen, soweit ich sie erkennen kann, kommen mir komisch vor. Das sind auf keinen Fall hiesige Beduinen oder andere Eingeborene.“

„Wilde aber, wie die, mit denen wir uns herumstreiten mussten, sind es auch nicht. Merkwürdig, findest du nicht?“

Die winzigen Reiter waren noch zu weit entfernt, um Details, wie etwa Gesichtszüge, ausmachen zu können.

„Lauter Berittene, kein Fußvolk.“

„Also eine schnelle Truppe.“

„Die von diesem Hauptmann SâDâffis?“

„Aber Rhal, das waren doch nur ein paar Mann, und dann bis hier heroben. Nein, komm lassen wir sie in Ruhe und suchen in der richtigen Gegend weiter.“

Rhalina nickte, sie setzten ihre Feldstecher wieder ab, verstaute sie in den Kampfgürtel, wendeten ihre Stuten erneut - und blickten in die grimmigen Gesichter von etwa einem Dutzend Bewaffneter, die mit gespannten Bögen auf sie zielten.

„Absteigen, und keine schnellen Bewegungen!“ herrschte sie ein großer bärtiger Soldat an.

„Wo kommen die denn so plötzlich her, ohne dass wir etwas bemerkt haben?“ flüsterte Rhalina ihrer Freundin fragend zu, während sie behutsam von ihrem Reittier glitt.

„Keine Ahnung, aber ihre Uniformen - genau wie die von denen da draußen.“ Auch Thraxana stand jetzt neben ihrem Pferd und musste es sich gefallen lassen, dass man ihr neben dem Messer auf ihre Beretta abnahm. Woher wussten die fremden Soldaten, dass dies eine Waffe ist, wunderte sich als auch schon mehrere der Männer im Schutz der gespannten Bogen auf sie zutraten und sie und ihre Freundin an den Händen fesselten.

Dann ließ der Bärtige die beiden Frauen wieder auf ihre Pferde setzen und stieß einen kurzen Pfiff aus. Hinter einer Bodenwelle erschienen zwei weitere der fremden Soldaten und brachten deren Rösser. Die Soldaten saßen alle auf, Rhalinas und Thraxanas Stuten von zwei Soldaten an den Zügeln geführt, und donnerten dann nach Norden, genau auf die sich langsam weiterbewegende Staubfahne zu.

Thraxana wandte sich an den Reiter neben ihr: „Deine Uniform gefällt mir Soldat. Sie hat sicher allerhand gekostet, mit den vielen Lederbeschlägen.“

Keine Reaktion.

Auch Rhalina probierte ihr Glück: „Ruf bitte euren Anführer her. Wir müssen ihm etwas enorm Wichtiges mitteilen.“

Der Reiter neben ihr blickte sie prüfend an, dann nickte er und rief: „Leutnant Pflug!“

Der Anführer mit dem Wuschelkopf und dem Vollbart kam herangekantert und verhielt sein Ross neben ihnen.

„Feldwebel, verdammt noch mal! Feldwebel! Leutnant war einmal. Begreif das doch endlich. Seit unserer Abreise bin ich Feldwebel. Immer dasselbe mit dir, Kahnbauer. Du bist zwar ein mutiger und harter Kämpfer, aber da oben drin ist es nicht weit her bei dir.“

„Den Schädel hinhalten und Maul zu,“ brummte der als Kahnbauer bezeichnete und machte neben Rhalina Platz für Feldwebel Pflug.

„Was gibt's?“

„Feldwebel eine Frage.“

„Für euch gelten diese Dienstgrade nicht, da ihr sie eh nicht verstehen werdet. Bring mal einem verdammten Zivilisten den Sinn und die Notwendigkeit von Titeln und Anreden bei! Unmöglich! Also, damit es gar nicht erst zu irgendwelchen Missverständnissen kommt, für euch einfach Pflug, Herr Pflug meinetwegen. Nun, wie schon gefragt, was gibt's?“

„Ihr seid alle nicht von hier!“

„Das war zwar weniger eine Frage als eine Feststellung! Hmm, es geht euch zwar nichts an, aber auf der anderen Seite kann es auch nicht schaden, wenn wir auch verraten, dass wir aus Municipalis kommen, wenn euch der Name überhaupt etwas sagt.“

„Nein,“ bekannte Rhalina, „aber, kommt ihr vielleicht gar von weit aus dem Nordosten?“

„Oha,“ Pflug war hellhörig geworden. War ihre Ankunft etwa schon bis zu den Zigeunern und Nomaden dieser Region durchgedrungen, denn für solche hielt er die beiden Frauen, trotz ihrer eigenartigen Bekleidung, die ihn ganz entfernt an den

merkwürdigen Aufzug seiner beiden Lords erinnerte. Zum Beispiel diese tödlichen Faustwaffen.

„Angenommen, deine Vermutung stimmt, was dann?“

„Oha,“ jetzt war es Rhalina, aufmerksam zu werden. „Och nichts, mir kam nur so ein Gedanke. Ich überlegte mir, wenn ihr von Nordwesten gekommen wärt, dann wärt ihr nicht die, für die wir euch gehalten hatten, bevor wir uns von euch gefangen nehmen ließen.“

„Was heißt hier, gefangen nehmen ließen? Soll das etwa bedeuten, wenn ihr zwei es gewollt hättet, dann hättet ihr uns entkommen können. Mir bleibt die Spucke weg bei so viel Unverfrorenheit. Wisst ihr denn nicht, mit wem ihr es zu tun habt? Wir sind die elf besten Soldaten des Landbewahrers, und wir haben schon ganz andere Gegner in die Knie gezwungen. Ich denke da zum Beispiel an die Orangenen mit ihrem Aïj-Jaxx, oder die roten Insulaner mit ihrem berüchtigten Lidschiphuhl-Sturm, die Mâdârîlesen, die düsteren Ruskydamos, ja sogar die mit ihrem für unbezwingbar gehaltenen Catnatschio berüchtigten Blauhemden hatten gegen uns keine Chance. Und da glaubt ihr..., ha, das ist ein guter Witz. Allein auf unserer Reise von den grünen Weiden unserer Heimat bis hierher waren unsere Gegner von ganz anderem Kaliber als ihr zwei Zigeunerflittchen.“

„Oh, entschuldigt, unnahbarer Leutnant,“ Rhalina beugte sich unterwürfig nach vorn.

„Verdammt, Leutnant gibt's keinen.“

„Sorry, verrückt dieser Gedanke, ich weiß, aber die Leute aus dem Nordwesten sind nämlich allesamt Schwächlinge.“

„Das weiß ich zwar nicht, aber wir aus dem Nordosten kennen keine uns ebenbürtige Gegner.“

„Alter Schwätzer!“ war undeutlich eine Stimme von hinten zu vernehmen.

Aber entweder hatte Feldwebel Pflug den vorlauten Kahnbauer nicht gehört, oder ihm war eben selbst klar geworden, dass er nun doch verraten hatte, dass sie aus dem Nordosten gekommen waren. Doch ehe er sich noch über die Folgen dieses Versprechers im Klaren war, hatte Rhalina schon weitergeredet.

„Sind bei euch vier Männer? Sie heißen Ray-Ray, John, Vladimur und Remulus?“

Pflug jedoch war nur einmal auf diese glattzüngige Zigeunerin hereingefallen.

„Denkt doch, was ihr wollt. Ab sofort hat keiner meiner Männer mehr die Erlaubnis, mit euch zu reden. Auch du, Kahnbauer, wirst dich daran halten. Wenn wir bei unserem Trupp sind werdet ihr schon sehen, was die beiden Lords von eurer Fragerei halten.“

Er winkte seinen aufmüpfigen Soldaten wieder heran und ritt nach vorn, an die Spitze der kleinen Reiterschar.

Noch einmal versuchte Rhalina, den Reiter neben ihr in ein Gespräch zu verwickeln, doch dieser reagierte diesmal anders, als sie erwartet hatte. Kahnbauer winkte dem Bewacher von Thraxana zu und sie wechselten ihre Position. Jetzt führte er Thraxanas Stute am Zügel und neben Rhalina ritt Fischbeck, ein Soldat, der für seine Mundfaulheit bekannt war.

So setzten sie schweigend ihren Ritt zu der mittlerweile klar zu erkennenden Staubfahnen erzeugenden Haupttruppe fort.

Was Rhalina mit Worten versucht hatte, probierte Thraxana mit anzüglichen Blicken. Sie versuchte, die Aufmerksamkeit des neben ihre reitenden Kahnbauer

auf sich zu ziehen und fand es amüsant, zu beobachten, wie der stattliche blonde Soldat unbehaglich auf seinem Sattel hin- und herrutschte, und es war vielleicht ganz gut für ihn, dass sie in diesem Augenblick das kleine Heer unter Hauptmann Hammer erreichten.

Der ganze Trupp um die beiden Lords Jared und Ravenclaw machte Halt und Feldwebel Pflug ritt zu ihnen, um Meldung zu erstatten.

Was genau der Feldwebel seinem Hauptmann mitteilte, bekam Jared nicht mit. Er glaubte vielmehr, einer Halluzination aufzusitzen, einer Fata Morgana, einem schlechten Traum. Dort drüben, inmitten der berittenen Vorhut, da saßen auf zwei Schimmelstuten - nein, er hatte wohl einen Sonnenstich. Das konnte unmöglich sein. Und als sein Bruder ihm dezent, dann etwas kräftiger den Ellbogen in die Seite stieß und ihn fragte: „Kennst du die beiden?“ wurde ihm klar, dass er sich nicht getäuscht haben konnte.

„Klar, du etwa nicht?“

„Nein, sollte ich?“

„Hauptmann Hammer,“ im selben Augenblick war der alte Kämpe neben ihm. „Ganz egal, was Euer Feldwebel Euch erzählt hat, macht diese beiden Frauen frei und bringt sie zu uns.“

„Sofort, mein Lord!“

„Jetzt sag schon, wer ist das?“

„Wart's ab Ray-Ray, wart's ab, das sollen sie dir selber erzählen. Hauptmann?“

„Ja?“

„Wir lagern hier.“

„Hier, mitten in der Landschaft?“

„Ja, das heißt nein, natürlich so bald als möglich.“

„Jawohl, mein Lord.“

„---- Hi ----“

„---- Hi, Thraxana?“

Die Angesprochenen nickte. „Du kennst uns, John?“

„Mhm, wie in der Götter Namen kommt ihr denn hierher? Hallo Rhalina? Aber - fehlt da nicht noch wer?“

„Kann mir einer vielleicht mal sagen, was hier abgeht. Woher kennt ihr drei euch?“ Ravenclaw zwängte seinen Rappen zwischen die anderen Pferde. „Soll ich blöd sterben, oder was?“

Rhalina strahlte ihren Schwarm an. „Weißt du wirklich nicht, wer wir sind, Ray-Ray?“

„Lord Ravenclaw! Wenn schon, denn schon. Nee, obwohl, kann es sein dass ich dich schon mal zusammen mit so 'ner Blondin gesehen habe?“

„Du meinst Xandrina? Schon möglich, Ray-Ray-Ravendings.“

Hauptmann Hammer nahm sich die Freiheit, den ohnehin nicht sehr geistreichen Dialog zu unterbrechen, indem er zu den vieren aufschloss und Jared darauf hinwies, dass in einiger Entfernung ein kleiner Palmehain für ein Lager gefunden wäre.

„Danke Hauptmann, dann wollen wir dort Pause machen.“

Bis zum Lager sprachen die vier nichts mehr, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. John konnte es immer noch nicht fassen, dass die Girls mitten in ihrem Abenteuer aufgetaucht waren, Ray-Ray zerbrach sich sein Gehirn, wo in drei Teufels Namen, er diese Rhalina und deren andere Freundin schon einmal gesehen

hatte, Thraxana war etwas enttäuscht, dass sie nirgendwo Vladimir entdecken konnte und Rhalina schwelgte in Glückseligkeit, endlich ihren heimlich Verehrten wiederzusehen.

Im Zelt des Hauptmanns Hammer trafen sie sich wieder. Der militärische Anführer des kleinen Heeres, sein Feldwebel Pflug, die beiden ‚Helden‘- Lords und die zwei Freundinnen.

Es war Thraxana, die den Part der Geschichtenerzählerin und Erklärerin übernommen hatte. Zum übergroßen Erstaunen Ray-Rays bewies sie ihm, wobei sie sich Mühe gab, deren Heldennamen zu verwenden und alles für die beiden Soldaten verständlich zu formulieren, dass sie und ihre beiden Freundinnen es waren, die das ‚C-Team‘ aus so manchem Schlamassel gerettet hatten. Begebenheiten, die im Nachhinein logisch wurden, während der damaligen Abenteuer aber nur als Zufall angesehen worden waren. John, also Lord Jared of Avarêêl, waren die drei Hübschen schon öfter ins Auge gestochen, aber auch er hatte noch eine Verbindung zwischen ihnen und den eigenen Erlebnissen vermutet. Als er erfuhr, dass vor allem Xandrina hinter dem jetzigen, sogenannten Rettungseinsatz der drei Frauen steckte, bedauerte er, sie nicht auch hier haben zu können.

Längst war das kühle Bier des Hauptmanns ausgetrunken, nun war es Pflug, der er sich nicht nehmen ließ, aus seinem geheimen Vorrat weiteren Gerstensaft beizusteuern.

„Mannomann, wenn Eure Leute in allem so gut sind, wie im Beschaffen von Bier, dann Feldwebel Pflug, Verzeihung, dann glaube ich Euch, dass ihr keinen Gegner fürchten müsst,“ schmeichelte Rhalina.

„Sind wir, gnädige Frau Rhalina, sind wir. Und es freut mich, dass ihr nun wisst, dass meine Geschichten....“

„Zu einem großen Teil von zu viel Eigenlob handeln, Feldwebel,“ wies Hammer seinen Soldaten schmunzelnd zurecht. „Wie war denn das damals mit dem Scharmützel gegen die Roten des lauten Kaisers? Da habt ihr euch nicht gerade mit Ruhm bekleckert.“

Hammer wusste am besten, wie er die Eigenelogen seines Feldwebels wirkungsvoll dämpfen konnte.

„Ach Hauptmann, lasst ihn doch. Es ist doch schön, gerade in diesen wirren Zeiten etwas handfestes und positives zu hören,“ Jared mochte den bärtigen Feldwebel der Vorhut, wie auch alle anderen Soldaten, und er sah es gern, wenn auf diese Art die Moral in der Truppe aufrechterhalten wurde.

„Denn weißt du, Thraxana, ich bin immer wieder erstaunt, wie sie sich in dieser für sie fremden und bedrohlichen Welt zurecht finden und anpassen. Doch wieder zu unserem Hauptthema. Wenn ich dich richtig verstanden habe, dann sind wir also auf dem richtigen Weg zu diesem Kârkonnan, zu dem auch Xandrina unterwegs ist.“

„Ja, und wahrscheinlich ist sie schon längst dort, sie hat schließlich ihre Drachen.“

„Eklige Viecher,“ kam es unisono von Ravenclaw und Rhalina.

„Mir kommt da eine Idee, Thraxana. Morgen früh lasse ich dir von Hammer ein paar schnelle Reiter geben, mit denen du zurück in dieses Chås-Amâr-Döl reiten

kannst. Sie müssen schließlich wissen, dass wir uns gefunden haben und du kannst auf diese Weise Vladimir treffen - auf den hattest du doch hier gehofft, stimmt's?"

„Stimmt, John - ich meine Jared. Ach was soll's. Hammer, ihr und Pflug wisst ja jetzt so einiges mehr über eure Lords, lassen wir doch die Namensspielerei unter uns.“

Hammer und Pflug nickten. Ihnen war es egal, wie die beiden Helden sich nannten. Hauptsache, sie konnten bei ihnen sein, wenn es zu neuen Ruhmestaten kam.

Sie bereiteten sich auf die Nacht vor. Für die beiden Freundinnen wurde ein eigenes Zelt errichtet. Zwar hätte Rhalina nichts dagegen gehabt, das Nachtlager mit Ravenclaw zu teilen, aber sie sah ein, dass es in einem Heerlager wohl nicht so der richtige Zeitpunkt für, nun ja - wenn alle anderen allein oder mit Kameraden das Bett teilen mussten. Außerdem war sie sich nicht sicher, ob Ray-Ray so viel Wert auf ihre Bettnähe gelegt hätte. Sie wusste ja schließlich um seine etwas umständliche Art, was diesen Teil der zwischenmenschlichen Beziehung anbelangte.

Wachen wurden bestimmt, die die Feuer unterhalten und ihre Runden ziehen sollten. Thraxana und John saßen noch eine Weile draußen am Rand des Lagers und diskutierten über blaue Löcher, dann senkte sich die nächtliche Kälte übers Land, Thraxana kroch ins Zelt zu ihrer Freundin und Jared machte es sich auf dem Feldbett neben seinem leise schnarchenden Bruder bequem.

Kârkonnan

Irgendwo draußen im Weltraum befindet sich die Hasselblad-Kamera, die der amerikanische Astronaut Michael Collins während eines Spaziergangs im All verlor. Sie wird die Erde für unendliche Zeit umkreisen.

Wie lässt sich das Gefühl des Seeadlers beschreiben, wenn er mit kraftvollen Flügelschlägen über sein Revier segelt? Wie lässt sich beschreiben, was ein Falke fühlt, wenn er in steilem Flug auf sein Opfer zuschießt. Wie die Empfindung eines Fregattvogels, wenn er bewegungslos den Wind in seinen entfalteten Schwingen spielen lässt? Und doch, so oder ähnlich, musste Xandrina zumute gewesen sein, als sie auf dem Rücken Lûûs, geduckt hinter die schwächliche Gestalt Sôn-Andâs, durch die Lüfte ritt.

Der Tambour sumnte eine leise Melodie vor sich hin und bewegte dazu rhythmisch seinen Oberkörper. Xandrina, an seinen Rücken geschmiegt, schaukelte in seinem Rhythmus mit und fühlte sich eins mit der Welt und ihrer Zufriedenheit.

Vor kurzem hatten sie den ersten Mäander des Nûr-Flusses überflogen und auf eine entsprechende Frage Xandrinas hatte Sôn-Andâ gemeint, sie würden das Lager Kârkonnans in - umgerechnet - zwei Stunden erreichen.

Ein Blick auf ihr in ihrem Kampfgürtel verborgenes Zeiteisen: noch zirka eine Viertelstunde, da glaubte sie, undeutlichen Lärm zu hören. Nicht das Geräusch des sich an der Flügelkante brechenden Windes, nein, etwas anderes, differenziertes - unangenehmeres.

Sir richtete sich hinter dem Tambour auf, doch der Flugwind nahm ihr die Möglichkeit, noch etwas anderes zu hören. Darum duckte sie sich wieder in den Windschatten von Sôn-Andâs Rücken - und hörte es wieder, es klang wie ein entferntes Geschepper, Gestöhn und Gebrüll.

Der Drachenlenker sumnte noch immer vor sich hin, er schien nichts zu vernehmen. Xandrina klopfte ihm auf die Schulter. Er sah sich fragend um und hob eine Augenbraue.

„Hörst du nichts?“ brüllte sie ihm ins Ohr.

Sôn-Andâ schüttelte bedauernd seine Wuschelmähne und blickte fragend umher.

„Von dort!“ schrie Xandrina.

Sôn-Andâ spreizte bedauernd die Hände, doch dann dirigierte er Lûû in die angegebene Richtung. Der Drache wurde gehorsam langsamer und im abnehmenden Windrauschen konnten sie es beide deutlich hören.

„Da wird doch gekämpft, oder?“ Xandrina blickte fragend umher.

„Ja, jetzt höre ich es auch. Das schauen wir uns an!“

Der Tambour ließ Lûû tiefer gehen, sie überquerten eine Hügelkuppe, sahen schräg unter sich das blaugrüne Band des Nûr-Flusses wieder und - ein Schlachtfeld.

„Kârkonnan!!“ Sôn-Andâ wies auf einen riesigen Soldaten, der, eingeklemt von wild um sich schlagenden Personen, sein langes Schwert wie einen Kreisel schwingend, Tod und Verderben verbreitete.

Xandrina starrte fasziniert hinab. Das war er also, dieser berühmte Barbar, mitten drin in seiner Lieblingsbeschäftigung. Rings um den blondhaarigen Riesen tobte ein gnadenloser Kampf.

Soweit sich erkennen ließ, hatten die Männer Kârkonnans es mit einer erheblichen Übermacht zu tun. Überall fochten kleinere Gruppen der königlichen Soldaten gegen eine Menge wild tobender Fremder. Zum Glück für die tapferen Kämpfer waren die Wilden waffentechnisch nur sehr spärlich bis gar nicht ausgerüstet. Während auf Seiten der königlichen Soldaten blanker Stahl blitzte, attackierten die anderen mit Knüppeln, Sensen, Dolchen, den blanken Fäusten und Zähnen. Und wären es ihrer nicht so schrecklich viele gewesen, so hätten Kârkonnans Männer schon längst kurzen Prozess mit ihnen gemacht. So aber standen für jeden der gefallenen Wilden sofort drei vier neue vor den zum Teil schon merklich erschöpften Soldaten. Selbst die wuchtigen Hiebe des Barbaren kamen nicht mehr so gezielt, wie man es von ihm gewohnt war, und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die tapferen Soldaten unter der Masse der Angreifer einknicken mussten.

Vom Ufer des Flusses bis zu der kleinen Anhöhe, wo sich das Getümmel nun konzentrierte, lagen zerhauene und zerschmetterte Leichen, dazwischen stöhnende und wimmernde Verwundete. Blutgestank stieg zu den beiden Fliegern auf und Xandrina schüttelte sich. Lûû überflog das Gemetzel und setzte etwas entfernt davon zur Landung an.

„Nein, Sôn-Andâ, noch nicht landen, wir greifen von oben ein.“

„Aber wie? Wir haben weder Pfeile noch Speere, und Lûû kann mit seinen Krallen und seinem Schwanz sowohl die Fremden als auch unsere Leute treffen. Wir müssen runter und unseren Kameraden helfen.“

„Doch, doch,“ drängte Xandrina, „steig wieder auf, ich hab da was, das uns wahrscheinlich viel mehr hilft als Speere, Pfeile und Drachenkraft. Bitte!“

Zögernd kam der Tambour ihrem Wunsch nach und ließ Lûû wieder an Höhe gewinnen.

Unterdessen waren die Recken Kârkonnans bis auf einen kleinen verzweifelten Haufen zusammengeschrumpft. Etwa ein knappes Dutzend, aus mehreren Wunden blutende Kämpen hatten sich neben ihrem Hauptmann versammelt und hieben mit letzten Kräften auf die todesverachtend anstürmenden Wilden ein. Wenn sie schon hier sterben mussten, so wollten sie so viel Feinde mitnehmen, wie irgend möglich.

Kârkonnann selbst schienen die zahllosen kleinen und größeren Verletzungen, die ihn der Kampf bis jetzt gekostet hatten, wenigstens motivationsmäßig nicht sonderlich viel auszumachen. Auch wenn nicht mehr so gezielt, so dennoch mit ungehinderter Wucht schnitt sein Schwert in Leiber und durchtrennte Gliedmaßen, zerfetzte Eingeweide und spaltete Knochen und häufte leblose Körper um sich.

Und dennoch war abzusehen, dass auch ihn die Menge der Angreifer irgendwann von den beiden stämmigen Beinen holen würde.

Überhaupt schienen sich die Wilden direkt in seine Klinge stürzen zu wollen. Der große Haufen verstümmelter Angreifer um den Barbaren schien sie nicht im geringsten zu schrecken.

Wieder hauchte einer von Kârkonnans Männern sein Leben unter den Keulenschlägen der Angreifer aus, da hatte Xandrina die richtige Schussposition erreicht. Sie zog ihre beiden Revolver aus dem Kampfgürtel, ihre Walther P99,

Kaliber 9 mm, und eine Glock 26 Automatic und nahm den ersten Wilden aufs Korn.

Krachend entlud sich die Walther, ein kleiner leichter Selbstladerevolver, und schickte sein tödliches Blei in die Leiber. Während sie mit der Walther in der Rechten gezielt Männer anvisierte, belferte ihre Automatic wahllos in die Wilden.

Beim Klang der Revolver war Sôn-Andâ zusammengefahren und hatte reserviert zu seiner Partnerin zurückgeblickt. Doch als er die durchschlagenden Resultate von Xandrinas Luftattacke erkannte, war seine Reserviertheit schnell in helle Begeisterung umgeschlagen. Er klatschte in die Hände und rief: „Ja, jetzt den da, toll! Und dann diesen dort, hihhi, und den nächsten. Xandi, da vorn ist einer ganz nah an Kârkonnann...“

Unten am Boden blickten verdutzte Gesichter zum Himmel, wo ein großer Drache seine Kreise zog und eine junge Frau mit ausgestreckten Händen reihenweise die Feinde der Soldaten niedermähte. Kârkonnann nutzte den kurzen Augenblick der allgemeinen Unaufmerksamkeit und hieb, was das Zeug hergab, wieder um sich. Jetzt sah er wieder Land. Zum ersten Mal kam der Angriff der Wilden ins Stocken und der Hüne bahnte sich einen blutigen, ächzenden, wimmernden Weg durch die dünner werdende Leibermenge zu seinen arg bedrängten Soldaten.

Seine feinen Ohren unterschieden genau zwischen dem Stakkato der Automatic und dem dumpfen Plop des Einzelschussrevolvers, und bei jedem dieser Töne kippte einer der Wilden blutend zu Boden. Die vorher unaufhaltsam scheinende Formation der Angreifer begann sich aufzulösen. Die ersten suchten ihr Heil in der Flucht, dann schlossen sich den Rennenden immer mehr an.

In der Luft herrschte wieder Stille, ein- zweimal noch klick, klick, aber jetzt war es auch nicht mehr so wichtig, jetzt war der Barbar wieder Herr der Lage. Direkt vor ihm stellte sich ein schweißtriefender Recke mit Wolfsmaske in den Weg und schwang seine zweisechäftige blutrote Axt. Kârkonnann ließ dessen Schwung am Heft seines Schwertes abprallen und führte gleichzeitig einen gewaltigen Aufwärtsschlag. Die Vehemenz genügte, um die Axt aus dem ausgekugelten Arm der Wolfsmannes zu schleudern und nach hinten zu trudeln, wo sie selbständig einen weiteren Angreifer erschlug. Dann fuhr Kârkonnanns Schwert in den ungeschützten Leib der Wolfsmaske und durchtrennte den Mann oberhalb des Gürtels. Noch während die zwei Hälften des Maskierten zur Seite kippten, war Kârkonnann über dem Nächsten und hieb ihn in handliche Stücke.

Ein kurzer Blick über seine linke Schulter - der Drache war gelandet und die junge Frau und ein älterer Soldat waren heruntergesprungen, offenbar im Begriff, sich in den Bodenkampf einzumischen. Doch dies war nicht mehr nötig. Des Hauptmanns restliche Soldaten hatten sich wieder gefangen, und alles, was nicht rechtzeitig geflohen war, wurde von ihnen niedergemetzelt. Dann war der Spuk vorüber.

Der Barbar schenkte seinen überlebenden Männern ein freundliches Grinsen, das heißt, aus blutverkrusteten und dreck- und schweißverschmierten Gesichtszügen blitzten kurz weiße Zähne, dann wandte er sich den Neuankömmlingen zu.

Dabei passierte er einen Baum, an dem lässig noch einer seiner Männer lehnte. Ein Schwarzer, der mit der Linken seine bluttriefende Klinge aus einem toten Körper zog und es sich nicht hatte nehmen lassen, während all des Todes um ihn herum, genussvoll an einem gebratenen Hähnchenschenkel zu schmatzen.

Kârkonnans Gesichtsmuskeln zuckten amüsiert, dann war er vorbei und stand vor dem Tambour und seiner Gefährtin.

„Sôn-Andâ, altes Fass, schön dich zu sehen. Das war Rettung in letzter Sekunde. Jetzt sind wir glaube ich quitt. Und hallo, schöne Fremde. Mit wem habe ich die Ehre?“

Xandrina hatte nicht erwartet, dass dieser blutriefende Riese zu solch gezierten Worten fähig gewesen wäre, als sie daran zurückdachte, wie er wenige Minuten vorher wie ein Raubtier unter den Angreifern gewütet hatte.

Sôn-Andâ stellte seine neue Freundin vor und Kârkonnann wischte seine blutbesudelte Rechte an einem noch einigermaßen sauberen Fetzen seines Wamses ab, das Langschwert noch immer sichernd in der Linken haltend, und reichte Xandrina seine Pranke.

„Ihr wart uns eine große Hilfe. Ohne Eure Hexenkunst hätten wir uns noch ganz schön plagen müssen. Wie, was meinst du, alter Lump? Okay, wahrscheinlich hätten wir es gar nicht geschafft ohne euch. Zufrieden? Und Ihr, Dame Xandrina, seid sicher eine von Aldariânâ zum Glück noch nicht entdeckte Magierin. Interessante Rüstung, übrigens, die Ihr da tragt.“

„Oh nein, oh nein,“ wehrte Xandrina geschmeichelt ab. „Keine Sorge Hauptmann, die Königin weiß sehr wohl von mir, und ich bin auch wahrlich keine Hexerin. Meine Waffen sind ganz normale angewandte Physik.“

Und in kurzen Worten schilderte sie dem argwöhnischen Kârkonnann ihre Herkunft, soweit sie sie zu entschleiern gedachte.

Kârkonnann ließ sich nicht anmerken, was er von ihrer Geschichte hielt und ob er erkannt hatte, dass sie nicht alles zum besten gegeben hatte, doch er gab sich mit ihrer kurzen Erklärung zufrieden, und die Tatsache, dass sein alter Freund und Zechbruder Sôn-Andâ für sie bürgen konnte, ließen etwaige Zweifel vorerst verschwinden.

In der Zwischenzeit waren die letzten acht Überlebenden zu ihnen getreten, da fiel Xandrinas Blick auf den Neger, der immer noch genüsslich kauend an dem Baumstamm lehnte und so nebenbei sein Schwert angewidert an der Kleidung eines Erschlagenen reinigte.

„Ist das dort auch einer von Euren Männern, Hauptmann? Der sieht mir nicht so aus, als ob ihn das Ganze sonderlich aufgeregt hätte.“

„Haha,“ schallend lachend winkte Kârkonnann den Erwähnten herbei, während er sich von einem seiner Männer die tieferen Kratzer an seinen Oberarmen verarzten ließ. Sôn-Andâ hatte aus dem Sattelzeug seines Drachen weiteres Verbandmaterial geholt und als der kauende Neger bei ihnen war, konnten die anderen Überlebenden dank Sôn-Andâs Künsten dem folgenden Geschehen gefasster lauschen.

„Haha, das ist Bën-Sôn Ibn Sōöp, eigentlich mein persönlicher Adjutant, nur weiß das jeder andere besser als er selbst. Er ist soviel Adjutant wie ich Tempeltänzer.“

Der hagere, aber ungemein drahtige Neger war inzwischen bei ihnen stehen geblieben und warf den letzten abgenagten Knochen zwischen die Toten.

„Tut mit aufrichtig Leid, Hauptmann, dass ich nicht an Eurer unmittelbaren Seite sein konnte um Euch zu schützen, wie es meine Aufgabe ist. Aber ein paar dieser ungehobelten Wilden wollten mir partout nicht glauben, dass ich mein gebratenes Huhn mit niemandem, ich betone, niemandem zu teilen gedachte. Erst recht nicht

mit Leuten mit so wenig Manieren. Aus der Debatte wurde leider leider eine kleine Handgreiflichkeit, die mit dem bedauernswerten Tod dieser Ungläubigen endete. Und dass die anderen deswegen gleich beleidigt sein mussten, und mich einfach so angriffen, das hat ihnen leider auch deren Leben gekostet. Aber wie ich sehe habt Ihr ja wieder mal im rechten Augenblick Hilfe bekommen. Bloß, war es wirklich nötig, so viele eigene Leute zu verlieren, nur um ein paar hungrige Wilde zu erschlagen?“

Kârkonnan und sein kleiner Haufen hielten sich schallend die Bäuche. Der Riese hatte sein Schwert jetzt endgültig weggesteckt und in der Scheide verstaut.

„Seht ihr, und so was muss ich als meinen Adjutanten ertragen.“

„Im Übrigen, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, Hauptmann, könnte man es vielleicht als vorteilhaft bezeichnen, wenn wir diesen unangenehmen Ort so schnell als möglich verlassen würden. Es besteht doch immerhin die nicht zu unterschätzende Möglichkeit, wenn nicht gar Wahrscheinlichkeit, dass sich noch mehr dieser unzivilisierten Kreaturen hier herumtreiben.“

„Da hast du wohl Recht, Bën-Sôn. Lass uns unsere Toten begraben, dann kehren wir zurück zu unserem Basislager und unterwegs können wir meinem alten Freund und seiner süßen Begleiterin schildern, wie es zu diesem Scharmützel kam. Und sicher habt auch ihr zwei interessante und wichtige Neuigkeiten für mich aus Äṛrahås.“

Sôn-Andâ und Xandrina nickten und gemeinsam mit den Überlebenden bestatteten sie die toten Soldaten der Königin etwas abseits des Schlachtfeldes. Sie wollten dadurch verhindern, dass das Raubzeug, das sich in Kürze über die Leichen der Wilden hermachen würde, auf die Idee käme, auch noch die Gefallenen Kârkonnans auszugraben und zu fleddern.

Ein großer Drache, ein kleiner wuscheliger Tambour, eine stolze junge Frau, ein sich an seinen juckenden Kratzern scheuernder Barbar, acht mehr oder weniger gesunde und heile Soldaten und ein überraschend kratzer- und blutfleckenloser Adjutant marschierten zurück ins Hauptlager der königlichen Frontarmee.

Unterwegs erzählte Kârkonnan: „Wir waren ausgerückt, um eine sichere Stelle über den Nûr-Sumpf zu suchen. Da machen wir fast jeden Tag, wenn es die Mücken zulassen, aber bis jetzt haben wir noch keinen Pfad gefunden, der sicher genug ist und vor allem weit genug in den Sumpf hineinreicht. Wir waren also, 25 Mann stark wie immer, unterwegs, als wie aus heiterem Himmel urplötzlich die Wilden hinter einem Hügel auftauchten und uns angriffen wie hungrige Wölfe. Ich hab ja schon so manchen Kampf erlebt, aber etwas so fanatisches wie in diesen Augen habe ich noch nie erlebt. Nur Wahnsinn und Mordlust - diese Verrückten kümmerten sich nicht im geringsten um Deckung oder Verteidigung, nein, sie griffen nur an, mit allem, was sie hatten, und hatten sie nichts mehr, dann schlugen sie mit den blanken Fäusten zu. Und lagen sie schon halb zerschlagen am Boden, dann verbissen sie sich in den Fußgelenken der Soldaten. Als wären sie von einem Bluttausch besessen und wüssten gar nicht, was sie eigentlich tun.“

„Womit Ihr gar nicht so Unrecht habt, Hauptmann,“ und Xandrina teilte Kârkonnan alles mit, was man bis zu diesem Zeitpunkt über die Horden Ćszudracs wusste. Dann überreichte sie ihm das Schreiben des Königs Thôr-Saldīs.

Kârkonnann nahm den Brief, erbrach das königliche Siegel und las im Gehen die Nachricht seines Oberbefehlshabers. Dann faltete er das Schreiben wieder zusammen und verwahrte es in seinem Wams.

„Die Königin ist also entführt worden und von Norden bedroht uns ein übermächtiger Feind. Endlich kommt wieder Leben in die Taverne. Nur das mit der Königin ist ärgerlich, und so ganz im Norden ist dieser Feind auch schon nicht mehr. Eigentlich mehr mitten unter uns, ha! Nun ja, die Königin wird man sicher wiederfinden, so schnell geht so jemand schließlich nicht verloren. Und wie man mit den Wilden fertig wird, haben wir soeben erlebt. Also, was soll die ganze Aufregung?“

Xandrina verschwieg wohlweislich, dass die Munition für ihre beiden Revolver nicht ewig reichen würde.

Vor ihnen tauchte ein kleines Wäldchen auf. Sie durchschritten es, immer in Sichtnähe des Flusses, und kamen dann zu einer großen Lichtung, auf der sich das Hauptlager Kârkonnans ausbreitete.

Xandrina wollte eben die Szenerie in sich aufnehmen, als Lûû zu ihr trat und sie sanft mit seinem Flügel stupste. Sie drehte sich fragend zu dem Drachen. Dieser legte den Schädel leicht schräg und tat so, als denke er angestrengt nach. Xandrina verstand sofort. Lûû hatte scheinbar nicht die Fähigkeit, sich telepathisch mit ihr in Verbindung zu setzen und gab ihr auf diese Weise zu verstehen, dass Auria ihr etwas mitteilen wollte.

Der Tambour folgte ihr zu einer ruhigeren Stelle am Rand des Lagers und schaute, dass ihnen niemand zu nahe kam - die Aufregung um die zerschlagene Truppe beherrschte aber ohnehin das Geschehen -, zog den Drachen vor einen Heuhaufen und sah zu, wie Xandrina sich ins Heu setzte, die Augen schloss und sich konzentrierte.

Es dauerte nicht lange und nach kurzem Lauschen vernahm Xandrina die mentale Stimme der Drachenkönigin.

„Xandrina? Gut. Hör zu. Ich habe gute Nachrichten für dich. Vor kurzem sind zwei der Männer aus dem Nordosten in der Hauptstadt eingetroffen. Sie nennen sich offiziell Hetjuskapur und Eisenfaust, aber ich habe erfahren, dass ihre inneren Namen Remulus und Vladimir sind. Bitte, bleib konzentriert. Ja, SâDâffis brachte sie mit. Und sie haben von ihren beiden Helden-Freunden Jared und Ravenclaw erzählt.“

Peng, weg war der Kontakt. In Xandrinas Kopf wirbelte es, sie hatte nur noch einen Gedanken - Vlad und Remulus waren aufgetaucht.

Undeutlich nahm sie die Versuche Aurias wahr, wieder mit ihr in Verbindung zu treten. Sie riss sich zusammen.

„Xandrina? Du bist wieder da? Schön, also hör weiter zu. Diese beiden, Hetjuskapur und Eisenfaust, haben berichtet, dass die beiden anderen, deren innere Namen John und Ray-Ray sind, unterwegs sind zu Kârkonnann. Jared und Ravenclaw, ich benütze ihre offiziellen Namen, wollen Kârkonnann dabei unterstützen, die Nordgrenze des Reiches zu verteidigen. Hetjuskapur und Eisenfaust hingegen planen, Āṛrahâs auszubauen und zu befestigen. Es liegt nun an dir, die beiden anderen Helden zu finden. Kârkonnans Männer sollen nach einer Reitertruppe von etwa 200 Mann Ausschau halten, die von den beiden Helden angeführt wird. Ich wünsche dir, dass du sie bald findest. Grüße Sôn-Andâ von mir. Lebewohl Xandrina, und viel Glück!“

Dann war der Kontakt wieder abgebrochen.

Endlich! John war unterwegs hierher. Und mit ihm Ray-Ray. Ob Rhalina auch bei ihnen war. Auria hatte etwas von SâDâffis gesagt. Egal. Hauptsache, John war mit von der Partie.

John! Xandrina musste den Namen wohl etwas lauter gesagt haben, denn Sôn-Andâ stand vor ihr und sah sie fragend an: „Schon? Was ist schon, Xandi?“

„Nicht schon, alter Freund. John!“

„Und wer oder was ist John?“

„Ein anderer guter alter Freund, den ich schon zu lange nicht mehr gesehen habe.“

Xandrina wollte loseilen um Kârkonnann zu veranlassen, sofort alles liegen und stehen zu lassen, um ihren John und dessen Begleiter zu suchen, doch Sôn-Andâ hielt sie zurück. „Was gibt es Neues von Auria? Von diesem ominösen John einmal abgesehen?“

„Du wirst doch nicht eifersüchtig sein, lieber Sôn-Andâ? Gut. Also, Auria hat mich darauf hingewiesen, dass eine kleine Armee zu uns stoßen will, mit der zusammen wir die Nordgrenze des Reiches verteidigen sollen.“

„Und bei dieser Armee ist dieser John dabei?“

„Ja, mein Guter. John alias Jared, einer der Helden, von denen in letzter Zeit immer wieder die Rede ist. Ich muss sofort zu Kârkonnann, damit er etwas unternimmt.“

Sôn-Andâ sah der davoneilenden Xandrina nach. War er eifersüchtig? Nach nur einem Tag, den er die junge Frau kannte? Verdammte, altes Haus, dachte er sich, reiße dich zusammen, du könntest ihr Vater sein. Er blickte hinüber zum hektischen Treiben des Lagers. Waffen wurden gesäubert, die von ihm notdürftig verbundenen Verwundeten vernünftig behandelt, der Drache gefüttert, Marketenderinnen wanderten umher und priesen ihr Können, Soldaten kamen und gingen, und die, die gerade nichts zu tun hatten, schauten verwundert der jungen Frau nach, die vor dem Zelt Kârkonnanns stehen geblieben war und mit den Wachen verhandelte.

„Da kannst du jetzt nicht hinein, Mädchen, geh zurück zu den Hurenzelten.“

„Ich kann und muss, und zwar sofort.“

„Keine Chance, Mädchen,“ der bärtige Krieger schüttelte nur entschieden den Kopf. „Nichts zu machen. Komm nachher wieder, dann hat der Hauptmann vielleicht für dich Zeit.“ Dabei grinste er so anzüglich, dass Xandrina ihm am liebsten an die Gurgel gegangen wäre. Für wen hielt er sie eigentlich!

„Verdammt noch mal, ich bin nicht seine Kurtisane, du Dumpfbacke, ich habe ihm vorhin das Leben gerettet!“

„Du? Du hast ihm das Leben gerettet. Aber klar, unser Hauptmann lässt sich neuerdings von kleinen Mädchen das Leben retten,“ der Wächter hatte alle Mühe, nicht lauthals loszulachen.

„Mit euch Gipsköpfen kann man nicht reden. Sind denn alle Wachmänner hier so borniert?“ Sie dachte an den Sturkopf im Palast der Königin. Was nun? Im Ernstfall hätte der Wachsoldat keine Chance gehabt, sie aufzuhalten, aber sie wollte keinen Zwist provozieren, wer weiß, wozu das führen konnte?

Noch ehe die beiden wachhabenden Soldaten sich über ihre ungebührlichen Bemerkungen erregen konnten, wenn sie nicht schlimmeres gewohnt waren, hatte Xandrina kehrt gemacht und suchte ihren Freund Sôn-Andâ, um ihn um Rat zu fragen. Sie traf ihn lächelnd an einen Holzstapel gelehnt.

„Das hätte ich dir gleich sagen können, Xandi. Für diese alten Haudegen, und besonders das extra geschulte Wachpersonal, zählen keine Behauptungen oder Namen. Sie wissen nichts von dir und halten dich für eine der Huren, die den Tross begleiten. Und sie haben einen Job, und der heißt, Zelt bewachen. Selbst wenn ich jetzt zu ihnen ginge, was dir sicher durch den Kopf gegangen sein dürfte, so hilft das nichts. Für die bin ich auch nur einer von vielen, die ihnen das Leben schwer machen wollen. Dies hier ist nicht der Königshof, dies hier ist das Zeltlager der wildesten und, zugegeben, stursten Säbelschwinger, die wir haben.“

„Ja, aber...“

„Warte, Xandi, lass mich ausreden. Damit du siehst, dass ich nicht eifersüchtig bin, weder auf diesen John noch sonst auf jemanden, ich hab einen Rat für dich. Schau dort hinüber.“

Der Tambour wies auf ein Lagerfeuer, um das sich einige Soldaten geschart hatten und eifrig an einem großen gebratenen Ochsen herumsäbelten. Und mitten unter ihnen saß der schmatzende Bën-Sôn Ibn Sōöp.

„Trag ihm deine Bitte vor. Er wird zwar zuerst so tun, als ob es ihn gar nicht interessierte, aber - er hat dich kämpfen gesehen, und er weiß sehr wohl dass er dir sein Leben verdankt, auch wenn er nicht den Anschein erweckt und es vor den anderen nicht zugeben wird. Geh zu ihm, und wundere dich über nichts.“

„Na ja, ich kann's ja mal versuchen, danke Sôn-Andâ,“ Xandrina hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und ging zu dem lecker duftenden Ochsenbraten.

Der Tambour wischte sich lächelnd über seine Backe und seiner Freundin nach.

Bën-Sôn Ibn Sōöp saß auf dem Grasboden, den Blick verträumt in den Himmel gerichtet, und genießerisch auf einem Stück Ochsen kauend.

„Bën-Sôn Ibn Sōöp?“ zaghaft kam diese Frage.

Des Negers Blick kehrte zurück zu seiner Umgebung.

„Bën-Sôn Ibn Sōöp?“

„Bën-Sôn reicht,“ in die Höhe kriechende Augenbrauen ermutigten Xandrina, weiterzusprechen.

„Ich habe eine Bitte an Euch.“

Noch ehe die junge Frau mit ihrem ohnehin kurzen Satz zu Ende war, schaute der Adjutant Kârkonnans schon wieder indigniert zum Himmel.

Doch Xandrina besann sich Sôn-Andâs Worte, sich über nichts zu wundern, und trug dem scheinbar stoisch weghörenden Neger ihre Bitte vor.

Ein abgründtiefer Seufzer entrang sich dem Mund des Adjutanten, während er die blonde Frau zweifelnd ansah und sich ein weiteres Stück Ochse abschnitt.

„Ach je,“ waren seine nächsten Worte, „ach je, wäre ich doch auch bloß Pirat geworden, wie mein Cousin mit seinem Sprachfehler. Der hat es jetzt gut. Der ist mittlerweile wahrscheinlich schon steinreich. Und ich, ich kann mir mit einem Barbarenfürsten, seinen ungehobelten Soldaten und einer hübschen, aber viel zu schnellen Frau meine kostbare Zeit totschiessen.“

Er erhob sich unter so mitleiderregendem Stöhnen und Ächzen, dass sich Xandrina fast schon wie ein Schuft vorkam, den armen Bën-Sôn so herumzuhetzen.

„Dort hinten steht ein Fass köstlichen Mets,“ deklamierte der Neger weiter. „Wahrscheinlich ist es bis auf den letzten Tropfen ausgesoffen, bis ich wiederkomme. Aber das bin ich ja gewöhnt. Pirat hätte ich werden sollen, einen

Sprachfehler hätte ich haben sollen. In Gold und Edelsteinen könnte ich mich jetzt wälzen und nicht mit aufmüpfigen Wilden herumschlagen! Das gute Met!“

„Ich pass auf, dass für Euch noch genügend übrig bleibt. Ehrenwort!“

„Ha! Vergiss es, Lady. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass diese ungehobelten Barbaren dir auch nur einen Schluck abtreten. Die sind nicht so zivilisiert wie ich. Aber ich hab es ja so gewollt. Wenn ich doch bloß...“

Die letzten Worte Bën-Sôn Ibn Sōōp verklangen im Weggehen.

„Na, was habe ich dir gesagt!“

Xandrina drehte sich zu Sôn-Andâ um.

„Gut, dass du mich gewarnt hast. Aber sag, hat er wirklich einen Cousin, einen erfolgreichen Piraten mit einem Sprachfehler?“

Der Tambour hieb sich lachend auf den Schenkel.

„Hat er dir die Geschichte von seinem berühmten Piratenvetter vorgejammert?“

Er setzte sich und zog die junge Frau neben sich ins Gras. Dann schnitt er für sich und seine Freundin je ein großes Stück knusprigen Ochsenbratens ab und meinte kauend.

„Ja, sein Vetter ist Pirat, kann man schon so sagen. Wörtlich genommen hat Bën-Sôn Recht, aber auch nur dem Wortlaut nach. Denn bis heute hat die Crew, bei der sein Cousin Seeräuber spielt, noch nicht eine Goldmünze erbeutet. Wenn es so etwas wie die unfähigsten Piraten gibt, dann diese erwähnte Mannschaft. Früher waren sie überwiegend weiter im Norden auf Kaperfahrt, doch irgend etwas hat sie von dort vertrieben und jetzt versuchen sie hier im Süden an unseren Küsten ihr Glück. Und glaube mir Xandi, es vergeht kein halbes Jahr, in dem diese Wahnsinnsmatrosen nicht ein neues Schiff brauchen, weil sie es fertiggebracht haben, ihr altes Schiff von irgend jemanden versenken zu lassen. Mittlerweile ist es mit diesen ‚Piraten‘ schon soweit, dass unsere Küstenfischer eine Art Hilfsfond gegründet haben, um ihnen schneller ein neues Schiff beschaffen zu können. Denn, trotz ihres Rufes als Seeräuber sind sie, und da besonders Bën-Sôn's berühmter Vetter, eigentlich ganz lustige und humorvolle Kerle - vor allem, wenn sie wieder ein neues Schiff unter ihren Füßen spüren können.“

„Weiß Bën-Sôn das?“

„Natürlich, du darfst dich von seinem Phlegma nicht täuschen lassen. Im Gegensatz zu seinem Cousin ist er ein überaus kluger Kopf und mutig obendrein. Adjutant von Kârkonnan wird man nicht von ungefähr.“

Xandrina schüttelte verwundert den Kopf.

Unterdessen hatte Sôn-Andâ sein Bratenstück verzehrt und lehnte sich gemütlich an einen Baumstumpf. Er fuhr mit beiden Händen wild durch seinen Struwelkopf. Dies musste eine Art geheimes Zeichen sein, denn plötzlich versammelten sich um den Ochsengrill mindestens dreißig, vierzig Männer und ließen sich erwartungsvoll um sie herum auf den Grasboden sinken.

Sôn-Andâ sah prüfend in die Runde, dann grinste er zufrieden und griff nach seiner Flöte.

Schlagartig schienen die vielfältigen Geräusche um das Feuer zu verstummen, als die ersten klaren Töne aus dem Musikinstrument erklangen. Es war erstaunlich anzusehen, wie wettergegerbte, kampferprobte Kriegsveteranen stumm im Gras saßen, und den Melodien der Querflöte lauschten. Auch Xandrina hörte ergriffen zu. Einer der Soldaten stand auf, verschwand für einen Augenblick und kehrte dann mit einer Laute zurück.

Sôn-Andâ ließ einen letzten Triller in der Abenddämmerung verwehen, dann legte er die Flöte beiseite, ergriff die Laute und lächelte seiner jungen Freundin verschmitzt zu.

Wie kleine Spinnen huschten des Tambours schlanke Finger über den Lautenhals und bizarre und dennoch angenehme Melodien drangen durch die Zargen. Alsbald gingen die leicht verquerten Akkorde über in eingänglichere Weisen, und mit geschulter Stimme hub Sôn-Andâ ein schwermütiges Lied an.

„Ich seh´ am Horizont die dunklen Segel,
die Wolken verdecken der Sonne Schein,
bring mir mein Breitschwert und zeig mir die Feinde,
bring mir mein goldnes Kreuz als Talisman,
geh hinauf zum Rundbau auf der Klippen Höhen
nimm Frauen und Kinder und behüte sie gut.

Bring mir mein Breitschwert und zeig...“

Nach den ersten Takten summten bereits einige der älteren Kämpen in Gedanken versunken mit, und dann klang ein ganzer Tonteppich aus heißeren Kehlen durch den Wald und ließ für kurze Zeit vergessen, dass dies hier ein Heerlager und kein Konzertsaal war.

Auch Xandrina war die einprägsame Melodie bald geläufig, und wengleich sie den mehr gemurmelt und gebrummelt als gesungenen Text auch nicht so ganz verstand, so summt sie doch ebenfalls vergnügt mit.

„Ähem!“

Kaum durchdrang Bën-Sôn Ibn Sōōps Räusperrn den Krieger-Chor.

Noch einmal: „Ähem!“

Xandrina wurde aufmerksam und drehte sich um.

„Es bleibt natürlich ganz und gar dir überlassen, ob du lieber mit unseren Barbaren ruchlose Schlachtlieder brummst, oder die wenigen Minuten nützt, die Hauptmann Kârkonnann Zeit für dich erübrigen kann.“

Sofort hatte sie die Musik und alles vergessen und war aufgesprungen.

„Natürlich muss ich gleich zu Kârkonnann! Können wir gleich gehen?“

„Du schon, ich muss mich um mein Met kümmern. Die Wachen wissen Bescheid.“

Xandrina hatte gar keine Zeit, schuld bewusst darüber zu sein, dass sie Bën-Sōns Met vergessen hatte, viel wichtiger war ihr jetzt ihre Audienz beim Hauptmann. Die Wachen wussten wohl wirklich Bescheid, denn diesmal machten sie keine Anstalten, sie aufzuhalten.

In dem überraschend geräumigen Zelt erwartete Kârkonnann sie, umgeben von vier amüsiert dreinblickenden Offizieren.

„Setzt Euch, Xandrina. Ja doch, nehmt Euch ruhig Zeit. Heute unternehmen wir ohnehin nichts mehr. Da eilt es mit unserer allabendlichen Besprechung nicht so.“

„Ja, aber Bën-Sôn Ibn Sōōp...“

„Ist alles, bloß kein vernünftiger Adjutant. Was immer er Euch gesagt haben sollte, vergesst es. Ich weiß wirklich nicht, warum ich ihn immer noch beschäftige. Aber jetzt seid Ihr hier und wir hören Euch gerne zu.“

Xandrina setzte sich auf einen harten Schemel, den ihr einer der Offiziere zuschob, und überlegte ihre nächsten Worte.

„Ich weiß nicht, Hauptmann, wie viel König Thôr-Saldīs Euch in seinem Schreiben mitgeteilt hat. Ob er Euch auch über die Leute berichtet hat, die er erwartet?“

Einer der Offiziere richtete das Wort an sie.

„Wir haben das gelesen, wissen uns aber keinen Reim darauf zu machen. Im Nordosten des Reiches haben wir keine Verbündeten.“

Xandrina nickte erleichtert: „Es sind auch keine Leute, die Ihr kennt. Doch da muss ich weiter ausholen.“

Sie erzählte Kârkonnans Militärstab, was sie für nötig hielt, um etwaiges Misstrauen von vorneherein auszuschließen. Diesmal fragte ein anderer Offizier: „Und diese unbekanntenen Männer sollen also eine so große Unterstützung sein? Knapp 200 Soldaten, über deren Kampfkraft wir nicht das geringste wissen.“

„Fragt Euren Hauptmann, über welche Kampfkraft ich zum Beispiel verfüge, obwohl ich nur eine Frau bin, Offizier!“

Verständnislos ob dieser Erwiderung blickte der Soldat zu seinem Anführer.

„Sie spricht von ihrer Magie. Wie nannte sie sie? Vüsick, oder so. Ich habe euch doch berichtet, aus ihren Händen kommt Donner, und bei jedem Schlag fällt ein Gegner tot um.“

„Richtig, Hauptmann,“ griff Xandrina den Faden auf, „und diese Männer, auf die der König hofft, sie besitzen Waffen von noch viel größerer Wirkung und Durchschlagskraft.“

Sie hoffte, dass John seine geliebte Scofield und Ray-Ray seine für ihn unverzichtbaren Uzis bei sich hatten. Von den Zauberschwertern wusste sie noch nichts.

Der eine Offizier hatte ihr gar nicht zugehört, er grübelte immer noch an den Donnerhänden und dieser Vüsick herum.

„Kannst du uns diese Magie auch zeigen, Mädchen?“

„Xandrina, sie heißt Xandrina,“ wies ihn sein Hauptmann zurecht.

„Gut, Xandrina. Wer weiß, was Kârkonnann im Kampfgetümmel erlebt zu haben glaubt.“

„Wie? Was willst du damit sagen? Meinst du, ich habe Wahnvorstellungen während ich kämpfe?“

Wütend war der riesige Barbar aufgesprungen und hatte seinen Offizier beim Wams gepackt und vor sein Gesicht gezerrt.

„Nun,“ der Mann hatte Mühe, nach Luft zu schnappen, „ich weiß von mir selbst, wenn ich mitten im Schlachtgetümmel stecke, dann bilde ich mir auch manchmal Dinge ein, Dinge, die mich stärken und schützen sollen; und da dachte ich...“

Kârkonnann stieß ihn von sich.

„Du vielleicht!“ schnaubte er. „Ein echter Chimarraner hat im Kampf die Sinne so geschärft, dass er keine Wahnhilfen braucht. Und wenn ich sage, dass diese Frau hexen kann, dann kann sie es. Verstanden?“

Die vier Offiziere beeilten sich, ihm zustimmend zuzunicken.

„Ich kann dem schnell ein Ende bereiten,“ erbot sich Xandrina. „Zeigt mir ein Ziel und ich zerschmettere es von meiner Hand aus.“ Sie hoffte, die Männer so weit ablenken zu können, dass sie unauffällig ihre Walther wieder laden konnte, wozu sie bisher noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte.

„Einverstanden,“ Kârkonnán und seine vier Soldaten sahen sich suchend im Zelt um. „Diesen Krug dort hinten,“ entschied der Hauptmann.

Dort hinten, das waren etwa dreieinhalb Meter. Und der Krug war irden und für etwa einen Liter Met gedacht.

„Das ist ein wenig nah, aber wenn wir hier drin bleiben wollen, dann werden wir wohl kaum eine größere Entfernung bekommen.“ Jetzt war wieder ein volles Magazin in ihrem Revolver. „Einer soll bitte den Krug in die Höhe werfen, natürlich nicht zu hoch, sonst zerreißt er womöglich die Zeltbahn, dann werde ich ihn im freien Fall zertrümmern.“

Achselzuckend ging Kârkonnán in die hintere Ecke des großen Zeltes, ergriff das Metgefäß und schwang es prüfend hin und her. Dann ließ er es blitzschnell los und schleuderte es auf den nächsten seiner Offiziere. Dieser wollte schreiend die Arme schützend vors Gesicht werfen, als es einmal dröhnend knallte und rings um ihn die Scherben vorbeizischten.

„Alle Wetter, du bist schnell,“ gratulierte Kârkonnán, und zu seinen Männern gewandt, „und glaubt ihr engstirnigen Klötze mir jetzt?“

Sie glaubten ihm und Xandrina beeilte sich, während die Männer prüfend die Scherben einsammelten, den schweren Polizeirevolver wieder in ihrem Kampfgürtel verschwinden zu lassen. Nur Kârkonnán sah, wie sie ihre Waffe versteckte, doch er blinzelte ihr nur zu und ging zu seinen Soldaten, die staunend die Scherben auf einen Tisch legten.

„Wo waren wir stehen geblieben, Xandrina?“

„Bei den Männern, die uns der König aufgetragen hat zu suchen.“

„Aha, jetzt kommen wir der Sache schon näher. Ihr wollt also, dass ich mit meinen Soldaten nach Euren Freunden Ausschau halte.“

„Ja, aber woher...“

„Oh, wir Barbaren haben zwar nicht gerade den intelligentesten Ruf, teure Freundin, aber wir sind beileibe nicht auf den Kopf gefallen. In jedem von uns, ich meine natürlich uns Chimarraner und nicht diese verweichlichten Großstadtleute, steckt mehr, als der erste Anschein vermuten lässt. Doch zurück zu Eurer unausgesprochenen Bitte.“

Kârkonnán machte eine Pause und nahm einen tiefen Schluck aus einem noch nicht zerschossenen Krug. Seine Offiziere hatten sich wieder beruhigt und betrachteten Xandrina nun mit anderen Augen. Auch, dass ihr Hauptmann sich gerade anschickte, ihr die Pläne für den nächsten Tag zu unterbreiten, störte sich nicht mehr sonderlich.

„Unsere Order lautet, dass wir uns nach Norden in Marsch setzen sollen, um die dortige Grenze abzusichern. Meiner Meinung nach ist dies zwar mittlerweile hinfällig, da die ersten dieser merkwürdigen Angreifer schon hier sind, aber bitte, Befehl ist Befehl. Morgen früh rücken wir also nach Norden aus. Dabei kommt uns Sôn-Andâ mit seinem Drachen sehr gelegen. Einerseits kann er für uns Vorausabteilung und Späher sein, und gleichzeitig soll er nach Euren Freunden Ausschau halten. Denn seht, Mädchen, selbst wenn ich nicht vom militärischen Nutzen dieser Männer überzeugt wäre, was ich jedoch bin, so schulde ich Euch doch, wenn auch nicht gerade mein Leben, so doch Dank für Euer hilfreiches Eingreifen. Und Kârkonnán lässt keine Schuld unbeglichen, er ist ja auch nur ein Barbar. Prost!“

Damit war für ihn das Gespräch beendet und er griff sich einen vollen Krug schickte sich an, das Zelt zu verlassen.

„Aber Hauptmann, wir müssen doch noch beraten, wie wir morgen vorgehen!“ protestierte einer der Stabsoffiziere.

„Dafür habe ich, glaube ich zumindest, doch euch! Und wenn ihr wirklich nicht weiter wisst, dann holt doch meinen Adjutanten von seinem Metkrug. Ihm wird schon das Richtige einfallen. Ich gehe jetzt zu meinen Recken und zeige ihnen, dass ich mindestens ebenso gut grölen kann wie sie. Kommt, Mädchen, draußen warten Met, Fleisch und Sôn-Andâ auf uns!“

Er packte Xandrina, wirbelte sie wie eine Feder herum und schob sie hinaus, wo der bärtige Tambour beim Lagerfeuer noch immer die Soldaten mit seinen Liedern unterhielt.

Piraterie

Albert Einstein, dem 1921 der Nobelpreis für Physik verliehen wurde, wurde nicht für seine berühmte Relativitätstheorie geehrt, die 16 Jahre zuvor veröffentlicht worden war, sondern für seine weniger bekannte Arbeit auf dem Gebiet des fotoelektrischen Effekts.

Kâsamûmba und Hauptmann Wu-Kâne saßen am großen Studiertisch in Kâsamûmbas Arbeitszimmer und sichteten die ersten Berichte der Drachensuchmannschaften. Knapp die Hälfte der ausgesandten Reiterstaffeln waren mittlerweile wieder zurück und hatten die Ergebnisse ihrer Nachforschungen dem Berater des Königs vorgelegt.

„Das sind zwar einige ganz interessante Spuren, aber so verschieden, dass ich nicht weiß, welche die heißeste ist.“ Wu-Kâne sah von seinen Unterlagen auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Auch der Berater und Lehrer Kâsamûmba hatte dichte Schweißperlen auf seiner Gesichtshaut glänzen.

„Richtig Hauptmann, aber Ihr wisst, was uns der König aufgetragen hat. Er will morgen Vormittag mit seiner Leibgarde aufbrechen und seine Königin holen, wir müssen ihm nur noch sagen, wo sie ist.“

„Nur noch sagen, wo sie ist. Der hat Nerven, pardon, aber das musste raus. Schaut Euch doch dieses Durcheinander von Spuren an. Wenn jeder der Hinweise richtig ist, dann haben die Entführer in den letzten Tagen eine Rundreise quer durch das gesamte Königreich gemacht.“

Kâsamûmba wollte eben seinem Freund eine aufmunternde Antwort geben, als die Tür zu seinem Studierzimmer aufging und eine seiner Ordonnanzen aufgeregt an den Tisch trat.

Der junge Bürokrat setzte zum Sprechen an, sah aber dann den Hauptmann, der ihn grimmig anblickte ob der Störung, und änderte schnell seine Meinung.

„Meister Kâsamûmba, eine wichtige Mitteilung - äh, geheimer Natur.“ Er blickte vielsagend zu Wu-Kâne, dessen Augen gefährlich zusammengezogen selbigen erwiderten.

„Ja, und,“ Kâsamûmba wartete darauf, dass sein Mitarbeiter diese wichtige Mitteilung endlich preisgab.

Doch dieser war ob des ergrimmtten Hauptmanns noch unsicherer geworden und wiederholte nun, seine feuchten Händen an seiner kurzen Hose verzweifelt reibend.

„Meister, geheim - äh, Ihr wisst doch...“

„Oh ja, ich weiß schon. Aber du weißt offenbar nicht, dass ich vor Hauptmann Wu-Kâne keine Geheimnisse habe. Also los, sag schon, was dir so wichtig erscheint, dass du uns bei der Beratung störst.“

„Nun gut,“ wenn er recht überlegte, dann war es sogar ganz gut, wenn der Militär die Nachricht auch gleich erfuhr, dann brauchte er seinen Bericht nicht erst umständlich weitergeben, dann konnte das der Hauptmann auch gleich selbst veranlassen.

„Soeben ist am Nordtor ein fremder Drache gelandet, mit zwei fremden Männern und dem Hauptmann SâDâffis.“

„Endlich!“ Hauptmann Wu-Kâne war aufgesprungen und um den Tisch geeilt. „Also ist er durchgekommen.“ War dieser letzte Satz nur mehr gemurmelt und vor sich hingeprochen, so donnerten die nächsten Worte der verdatterten Ordonnanz förmlich entgegen.

„Und warum ist man mit dieser Meldung nicht sofort zu mir gekommen? Wie? Schließlich ist SâDâffis meinem Kommando unterstellt und nicht der Zivilbehörde. Wie? Hat es sich bis zu euch Bürohengsten noch nicht herumgesprochen, dass wir einen Ausnahmezustand haben, und alles, was nur im Entferntesten, ich betone, im Entferntesten militärischen Charakter hat, meiner Kompetenz unterliegt. Zum wievielten...“

„Wu-Kâne, Wu-Kâne, so haltet doch ein!“ Kâsamûmba war auch aufgestanden und hatte sich beschwichtigend zwischen den erzürnten Hauptmann und seinen kreidebleichen eigenen Mitarbeiter gestellt.

„Wu-Kâne, vergesst nicht, auch ich wurde mit der Lösung der Probleme beauftragt, und des Königs ausdrücklicher Wunsch war es, dass in dieser Angelegenheit Zivil- und Militärkompetenzen in unser beider Hände vereint würden. Wenn mein Mitarbeiter Ram-Schöl also zuerst mir Bericht erstattet, und nicht Euch, so war das für ihn kein Affront gegen Eure Stellung.“

„Schon gut, entschuldigt, aber dieses Berichte wälzen macht mich einfach verrückt. Diese Untätigkeit, diese Ungewissheit. Ihr habt natürlich Recht. Aber, dass dieser Mensch erst so geheimnisvoll tut, als ob ich ein Risiko wäre.“

Kâsamûmba hatte den erregten Hauptmann wieder auf seinen Stuhl geschoben und sich selbst ebenfalls wieder gesetzt.

„Ihr dürft Ram-Schöl nicht böse sein. Er gehört nun mal zu denen, die bei der Verteilung der Intelligenz geschwänzt haben. Aber er ist der Sohn des Gouverneurs von Tagaghôno und soll bei mir etwas von der Kunst der Diplomatie und des Rechtswesens lernen.“

Und nun zu dir, Ram-Schöl. Du sagtest, SâDâffis ist mit zwei Männern angekommen? Nicht mit vier oder mehr?“

„Nein, nur mit zweien und einem fremden Drachen. Ach ja, und noch etwas...“

„Später, Ram-Schöl. Weiß der König schon von der Ankunft?“

„Ich hab' bisher nur Euch Bescheid gesagt, Meister.“

„Das nehme ich an. Anders gefragt, war sonst noch jemand dabei, als SâDâffis landete?“

„Ach so, ja, die Wachen des Königs waren sofort zur Stelle...“

„Dann kann man davon ausgehen, dass König Thôr-Saldīs informiert ist.“ Wu-Kâne langte sich bezeichnend an die Stirn. „Ihr habt Recht, Kâsamûmba, ein Schnelldenker ist er wirklich nicht.“

„Aber zuverlässig. Danke, Ram-Schöl, du kannst wieder gehen.“

„Ja, aber...“

„Du kannst gehen. Wir kümmern uns um die Sache. Wir gehen sofort zum König und sprechen mit ihm und den Fremden.“

„Das will ich...“

„Ram-Schöl, bitte. Wir haben jetzt wirklich keine Zeit, um uns anzuhören, was du willst.“

Die Ordonnanz wand sich wie ein Aal, da wurde die Tür zu Kâsamûmbas Arbeitszimmer erneut aufgestoßen und SâDâffis trat, gefolgt von zwei Wachsoldaten des Königs und zwei großen fremden Männern, ein.

„Entschuldigt Hauptmann, entschuldigt Kâsamûmba, aber wir haben jetzt lange genug draußen gewartet. Die Zeit drängt und ist zu schade, um in Vorzimmern herumzusitzen.“

Hauptmann Wu-Kâne schaute in ohnmächtiger Verzweiflung zur Zimmerdecke. „Seid Ihr womöglich gleichzeitig mit diesem Nullinger hier angekommen?“

„Ja, natürlich. Warum fragt Ihr, Hauptmann?“

Auch Kâsamûmbas Stirn zierte jetzt eine Unmutsfalte.

„Ram-Schöl, warum hast du uns denn nicht gesagt, dass diese Leute draußen warten?“

„Aber, aber, das wollte ich...“

„Ram-Schöl! Ich will nicht wissen, was du willst, ich will wissen, ach was ... schau, dass du wieder an deine Arbeit kommst. Manchmal ist es wirklich nicht zum Aushalten mit dir.“

Wie ein geprügelter Hund schlich der Sohn des Gouverneurs nach draußen, überzeugt, wieder einmal zu Unrecht getadelt worden zu sein, und fest entschlossen, diesmal wirklich seinen Vater zu bitten, ihn von diesem Lehrer zu befreien.

Drinnen, im Arbeitszimmer, hatte Kâsamûmba von den beiden Wachsoldaten aus einem Nebenraum noch fünf Stühle holen lassen und dann die Besucher aufgefordert, Platz zu nehmen.

SâDâffis ergriff das Wort.

„Meine Herren, darf ich vorstellen, hier sitzen zwei des EWIGEN HELDEN!“

„Wer sitzt da?“ Wu-Kâne glaubte an einen Sprachfehler seines Hauptmanns.

„Zwei des, ach so, alles der Reihe nach, sonst nennt Ihr mich auch noch einen Nullinger. Also ich fange am besten da an, wo mein Soldat mit seinem Bericht geendet haben dürfte. Nachdem wir uns nach dem Überfall in der Oase getrennt hatten, Ihr wisst ja mittlerweile Bescheid über diesen Vorfall, ritt ich...“

Und SâDâffis berichtete Kâsamûmba und Wu-Kâne alles bis zu seinem Treffen mit der kleinen Armee aus dem Reich des Landbewahrers. Er erzählte alles, was ihm die beiden Zwillinge auf dem Rückflug dargelegt hatten und endete mit den Worten: „...und darum hat der König uns direkt zu Euch geschickt, um Euch bei Euren Vorbereitungen für den Kampf gehen Ćszudrac, und - natürlich - bei der Suche nach der Königin zu helfen.“

Der Negerhauptmann ließ sich tief durchatmend in seinen Stuhl zurücksinken und griff nach dem Becher Wasser, das vor Kâsamûmbas Platz stand. Seit ein paar Tagen konnte er an keinem Glas Wasser vorbeigehen, ohne es bis auf den letzten Tropfen zu leeren.

Die beiden Prinzen Hetjuskapur und Eisenfaust hatten bis jetzt noch kein Wort gesagt, sondern versucht, sich ein Bild von Kâsamûmba und Wu-Kâne zu machen.

Während der Erzählung des schwarzen Offizier hatte Eisenfaust intensiv den Ratgeber Kâsamûmba beobachtet und war zu dem Schluss gekommen, es mit einem Mann von schneller Auffassungsgabe, hoher Intelligenz und großem Allgemeinwissen zu tun zu haben. Auch der andere hohe Militär, dieser Hauptmann Wu-Kâne, war trotz seines martialischen Aussehens ein aufmerksamer

und überlegter Zuhörer. Sie würden also keine großen Schwierigkeiten haben, mit diesen beiden Männern fruchtbar zusammenarbeiten zu können.

Hetjuskapur hatte während der Erzählung einen Blick auf die Papierstapel auf dem Tisch geworfen und bereits angefangen, die sichtbaren Meldungen auf ihren Brauchbarkeitsgehalt zu taxieren.

Als nun SâDâffis den Wasserbecher leerte, Wu-Kâne überlegend an seinem energischen Kinn kratzte und Kâsamûmba sich an die beiden Brüder mit der Bitte: „Und was soll nun als nächstes geschehen?“ wandte, deutete er auf die Berichte und sagte.

„Fangen wir doch mit dem Naheliegendsten an. Die Suche nach der verschleppten Königin. Soweit ich mit der Geographie von Āṛrahâs vertraut bin, stammen die meisten der sichtbaren Meldungen auf dem Tisch aus den verschiedensten Ecken des Landes.“

„Stimmt,“ Wu-Kâne nickte anerkennend.

„Im Norden und Nordosten des Reiches erstreckt sich meines Wissens überwiegend Wüste und Ödland. Die Entführer mussten sich als erstes Ziel gesetzt haben, möglichst schnell, möglichst weit weg zu kommen. Bietet sich da die Wüste an?“

„Teils, teils,“ erwiderte Kâsamûmba. „Sie ist nahezu menschenleer, also laufen die Entführer kaum Gefahr, entdeckt zu werden.“

„Andererseits,“ Wu-Kâne ahnte, worauf Hetjuskapur hinauswollte. „Andererseits ist in der Wüste ein schnelles Vorwärtskommen äußerst unsicher. Und wen, oder besser, wohin sollten sie sich von dort aus wenden?“

„Jetzt, da Ihr es sagt.“ Kâsamûmba war nachdenklich geworden.

„Der König hat uns das Schreiben dieses Saïf al-Thorâ gezeigt,“ meldete sich nun Eisenfaust zum ersten Mal zu Wort. „Darin steht etwas von einem neuen Herrn, oder so. Ist es nicht anzunehmen, dass er damit Ćszudrac selbst meint?“

Nachdenkliche Gesichter. Dann erhellte sich das Kâsamûmbas, und er deutete triumphierend auf den Papierwust.

„Natürlich, er wird den Wasserweg gewählt haben. Direkt nach Nordwesten kann er nicht. Da läuft er Gefahr, auf Kârkonnan und dessen Truppen zu stoßen, also wird er sich ein Schiff gesucht haben.“

Fieberhaft wühlte Wu-Kâne in den Notizen. Er sortierte vier Zettel aus und legte sie auf die Seite, den Rest wischte er mit einer unwilligen Armbewegung auf den Boden.

„Ich habe hier vier Meldungen, die aus Emhâdô kommen. Eine davon erscheint mir jetzt auf einmal besonders bedeutungsvoll. Dass ich da nicht von selbst darauf gekommen bin.“

Die beiden fremden Männer waren ihm sympathisch, sie erledigten die größten Probleme im Handumdrehen, an denen er seit Stunden ergebnislos herumgerätselt hatte. Auch Kâsamûmba empfand uneingeschränkte Bewunderung für die beiden Brüder, und zusammen mit ihnen und den anderen drei Männern, SâDâffis und den beiden Wachsoldaten der Elitetruppen, lauschte er dem vorlesenden Wu-Kâne.

„Diese Meldung aus Nevoâ-Stân, der Hauptstadt Emhâdôs, sagt, dass ein Kauffahrer aus Pörtúvet sein schnelles Linienschiff als gestohlen meldet. Und zwar seit, Moment, seit genau zwei Tagen.“

„Na also, das ist genau der Anhaltspunkt, den wir suchen.“ Eisenfaust nickte dem Hauptmann bestätigend zu.

„Ich bin schon unterwegs,“ meinte dieser im Aufstehen. „Ich beauftrage meinen Leutnant zur See, Commodore Buil-Bláz, mit seinen Schiffen auszulaufen, und die Verfolgung aufzunehmen.“

„Welche Verfolgung, wenn mir die Frage gestattet ist, Hauptmann Wu-Kâne?“ Hetjuskapurs Einwand war berechtigt.

„Meiner Treu, natürlich. Wir wissen ja nicht, wohin dieser Schuft gesegelt ist. Trotzdem, ich lasse ihn auf jeden Fall in See stechen und die Augen offen halten, vielleicht findet er irgend eine Spur des Handelsschiffes.“

„Doch, ich bin auch dafür,“ Kâsamûmba unterstützte den Plan seines Freundes, und da die beiden Zwillingen keine Einwände vorbrachten, grüßte Wu-Kâne kurz und verließ das Zimmer, um seine Pläne in die Tat umzusetzen.

„Ihr könntet aber ein übriges tun, Herr Kâsamûmba, wenn Ihr veranlasst, dass ausgeruhte Drachenflieger besonders die Küstenregionen außerhalb Eures Reiches absuchen.“

„Das klingt gut, ist aber nicht ganz ungefährlich.“

„Wir leben nun mal in einer gefährlichen Zeit,“ SâDâffis wusste, wovon er sprach.

„Einverstanden,“ Kâsamûmba zog aus einer Schublade seines Schreibtisches ein leeres Blatt Papier, kritzelte mit einer Feder ein paar Zeilen und überreichte die Nachricht einem der beiden Elitesoldaten. „Bringt das bitte dem König!“ Der angesprochene Soldat erhob sich, nahm das Schreiben entgegen, griff zu dem Siegelwachs auf einem der Regale und versiegelte die Nachricht. Er hielt das zusammengefaltete Papier mit dem roten Wachsleck noch einmal Kâsamûmba hin. Dieser drückte seinen Siegelring auf und der Soldat verließ mit einem ebenfalls kurzen Gruß die Männer.

„So, die nötigsten Schritte sind in die Wege geleitet. Meine Herren, ich bin zu großem Dank verpflichtet.“

„Keine Ursache,“ Hetjuskapur war aufgestanden und zu der großen Landkarte getreten, die an einer der Wände hing.

„Kommen wir zu einem anderen Problem,“ er fuhr mit dem Zeigefinger über die Gegend, die die Nordgrenze des großen Reiches darstellen sollte. Wie schon Thraxana vor ihm musste er feststellen, dass das Kartenmaterial des Königreiches Āṛṛahhâs nicht das war, das er von zu Hause gewohnt war. „Die ganze Grenze zu verteidigen ist unmöglich. Wie ich es mir dachte. Dieser Hauptmann Kârkonnan, wo ist er genau stationiert?“

Kâsamûmba und Eisenfaust waren zu ihm getreten, auch SâDâffis und der zweite Elitesoldat standen auf und gingen zu der Landkarte.

„Hier in der Nähe des Nûr-Sumpfes. Er hat allerdings Order bekommen, sich nach Norden zu orientieren. Wo genau er sich im Moment aufhält, kann ich nicht sagen.“

„Ah ja,“ Eisenfaust folgte dem Finger des Ratsherren, „man kann also davon ausgehen, dass dieser Kârkonnan versuchen wird, den einfallenden Horden ein erstes Hindernis zu sein. Zusammen mit Ravenclaw und Jared dürfte er für die Wilden ein ganz gehöriges Problem darstellen. Allerdings wird es ihnen unmöglich sein, die Invasion gänzlich zu verhindern. Dafür ist der Grenzbereich, der hierfür in Frage kommt, einfach zu groß.“

„Und wer sagt, dass Ćszudrac seine Armee nicht am Meer entlang nach Süden führt, und über dieses Fürstentum hier, Şcodivar, einfällt?“

„Niemand, edler Prinz, niemand. Aber sollte er dies vorhaben, so erfahren wir dennoch rechtzeitig Bescheid, weil er dann auf jeden Fall an Ṛrak'Âd vorbei muss.“

„Und was ist das für eine Stadt, diese Ṛrak'Âd? Hetjuskapur und Eisenfaust sahen den schwarzen Hauptmann SâDâffis fragend an.

„Ṛrak'Âd ist eigentlich so eine Art Vorposten. Ein Umschlagplatz und Handelsort mit den zivilisierteren der Małalis. Kârkonnann war eigentlich am Nûr-Sumpf, um das Małali-Land zu erobern und zu sichern.“

„Gut! An dieser Stadt kommt Ćszudrac also nicht ungesehen vorbei. Was aber, wenn er seine Armee aufteilt?“

„Dann wird es bitterer für uns. Dann können wir nur hoffen, dass Kârkonnann schnell genug mit dem einen Teil der Invasoren fertig wird, damit er uns gegen den Rest unterstützen kann.“

„Ihr haltet ja mächtig viel von diesem Kârkonnann!“

SâDâffis war wieder an den Tisch getreten. Auf seinem dunklen Gesicht zeichnete sich ein leicht fanatisches Glänzen ab, als er erklärte: „Oh ja, Ihr kennt ihn noch nicht. Kârkonnann wiegt ganze Bataillone auf. Seine Moral und sein Kampfesmut lassen sich mit Worten kaum beschreiben, man muss ihn gesehen haben, um das Vertrauen zu verstehen, das hier jedermann in ihn setzt.“

„Da werden John und Ray-Ray ja ihre Freude mit ihm haben,“ murmelte Eisenfaust.

„Wie?“ Kâsamûmba hatte die letzten Worte des Prinzen nur halb mitbekommen.

„Ach, nichts von Belang.“

Hetjuskapur lenkte von seinem Bruder ab: „Wie auch immer; wir müssen auf jeden Fall damit rechnen, dass ein guter Teil der Invasionsarmee bis tief in dieses Land kommt. Vielleicht sogar bis vor die Hauptstadt. Es steht also an, zu überlegen, wie wir Châs-Amâr-Dõl am vernünftigsten, also am schnellsten und sichersten, verteidigen können. Sind für einen solchen Fall Pläne vorhanden?“

Die Frage war an SâDâffis und Kâsamûmba gerichtet.

„Keine präzisen,“ antwortete der Ratsherr. „Die Mauern unserer Hauptstadt sind stark genug, einem ersten Ansturm zu widerstehen. Im Belagerungsfall ist Châs-Amâr-Dõl weitgehend autark versorgbar. Es gibt in der Stadt genügend Wasserquellen und ausreichend Lebensmittelspeicher.“

„Schön, das hört sich gut an...“

Hetjuskapur wurde unterbrochen, als die Tür zu Kâsamûmbas Arbeitszimmer zum dritten Mal aufging. Diesmal war es Wu-Kâne, der hereinstürmte und sich aufgeregt an die Zwillinge wandte.

„Prinz Eisenfaust, Hetjuskapur, eine wichtige Nachricht vom König. Ihr sollt sofort zum Empfangssalon seiner Majestät kommen. Er hat eine überaus wichtige Neuigkeit für Euch!“

„So?“ Eisenfaust starrte seinen Bruder verwundert an. Und wieder an den Hauptmann gewandt: „Hat man etwa die Königin schon gefunden? Oder steht Ćszudrac trotz eines legendären Kârkonnann schon vor den Toren der Stadt?“

„Nein, nein, meine Prinzen. Ich weiß selbst nicht genau, worum es sich handelt. Ich war unterwegs zum Hafen, also, ich war noch gar nicht aus dem Palast heraus, da rief mich König Thôr-Saldis von seinem Empfangssalon aus zu sich und teilte mir nur mit, dass ich Euch eben holen soll, und zwar schnellstens.“

„Nun ja, wenn es so wichtig ist, dass er gleich Euch zu uns schickt, Hauptmann, dann müssen wir natürlich los. Wenn uns bloß noch jemand sagt, wo wir diesen Empfangssalon finden.“

„Der Wachsoldat wird Euch begleiten!“ Wu-Kâne winkte dem Elitesoldaten. Dieser rückte seine Uniform zurecht, dann blickte er die beiden Zwillinge auffordernd an: „Bitte, mir zu folgen.“

Eisenfaust und Hetjuskapur grüßten noch schnell Kâsamûmba und SâDâffis, versprachen, so schnell als möglich zurückzukommen und folgten dann dem Soldaten hinaus. Wu-Kâne schloss sich ihnen an. Zwei Gänge weiter verabschiedete sich der Hauptmann und die zwei Prinzen hatten Mühe, dem stur dahinschreitenden Wachsoldaten wieder zu folgen.

Ihr Weg führte sie durch zahllose Gänge und Hallen, vorbei an einem kleinen Freipark, mitten zwischen den Mauern, über einen gepflasterten Exerzierhof und weiter quer durch die weitläufigen Palastanlagen.

„Ich glaub’, der führt uns im Kreis,“ flüsterte Eisenfaust seinem Bruder zu. „Der Hauptmann hatte unmöglich die Zeit, denselben Weg von Kâsamûmba zum König zurückgelegt zu haben.“ Er wandte sich mit einer entsprechenden Frage an den flott gehenden Soldaten. Dieser blickte sich nicht einmal um, als er antwortete: „Hauptmann Wu-Kâne kennt eben andere Wege.“

Na schön, dachte sich Eisenfaust, schließlich war es der König, der es eilig hatte, nicht sie.

Sie umrundeten einen weiteren Freizeitpark und hörten helle Frauenstimmen. Dazu das Plätschern einer kleinen Quelle und das vergnügte Quietschen sich anspritzender Leute. Eisenfaust und Hetjuskapur nahmen sich die Zeit, bei ihrem Eilmarsch, sich genauer umzusehen.

Wenige Meter neben einem Arkadengang, unter dem sie dahinhetzten, erblickten sie eine Gruppe junger Frauen, vertieft in ihr neckisches Badespiel. Ein halbes Dutzend spärlich bis gar nicht bekleideter Zofen scharten sich um eine gelassen im kniehohen Wasser stehende Frau, die nur hin und wieder unter den Spritzern der anderen zusammenzuckte. Sie war unbekleidet, doch war nur ihr makelloser Rücken zu sehen, und ihr langes Haar, das ihr bis zur Taille herabhing.

Einige der Zofen hatten die drei Männer erblickt und verdeckten kichernd ihre Blößen.

Eisenfaust lachte und hastete hinter dem Elitesoldaten her, in dem Moment drehte sich die junge Frau in der Mitte der Gruppe um. Der jüngere der beiden Zwillinge bekam dies nicht mehr mit, aber Hetjuskapur blieb wie vom Donner gerührt stehen.

So etwas Schönes hatte er noch nie gesehen. Er, der sich aus der weiblichen Anatomie nicht viel machte, und beim Anblick eines muskulösen Männerkörpers seine Leidenschaft spürte. Er, von dem es hieß, man könne ihn gefahrlos mit einer ganzen weiblichen Ballettgruppe ins Bett steigen lassen, er konnte seinen Blick nicht mehr von der nackten Schönheit wenden. Ungeniert schaute ihn seinerseits die junge Frau an, aus Augen, klar wie Bergkristalle. Hetjuskapurs Blicke fraßen sich fest an den überirdischen Formen, die sie offen darbot. Seine Hände wurden klatschnass, das Atmen fiel ihm schwer, seine Kehle trocknete aus - er musste einen ausgesprochen dümmlichen Eindruck gemacht haben, wie er so dastand, mit halb geöffnetem Mund, unfähig, den Blick von der unverhüllten Schönheit zu wenden.

Und jetzt lächelte sie auch noch in seine Richtung, ihr ebenmäßiges Gesicht zuckte amüsiert und sie entblöbte zwei Reihen perlweißer Zähne. Heiß und kalt fuhr es ihm über den Rücken, seine Kleidung wurde an Stellen eng, wo sie normalerweise immer weit genug war. Längst schon waren die Zofen ruhig geworden und starrten ihn unverhohlen an, doch das merkte er nicht. Er hatte nur Augen für das Märchenwesen in ihrer Mitte.

„Hetjuskapur!!!“ Er fuhr so zusammen, dass er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

„Hetjuskapur!!!“ Eisenfaust stand am Beginn eines Ganges, hielt mit kräftigem Arm den Soldaten vom Weitermarschieren ab, und gestikulierte ungeduldig zu seinem Bruder.

Sein Ruf hatte den Bann gebrochen, die junge Frau wandte sich errötend ab, und ihre Zofen beeilten sich, sie aus seinem Blickfeld zu ziehen. Hetjuskapur blickte ihnen nach, bis sie hinter einem Bambusparavent verschwunden waren. Er bemühte sich, seine Fassung wiederzugewinnen und schloss zu seinem Bruder und dem ungeduldig wartenden Soldaten auf.

Mit belegter Stimme fragte er: „Wer war das? Ich muss das wissen. Unbedingt.“

Eisenfaust zuckte nur die Schultern und Hetjuskapur stellte dieselbe Frage noch einmal, diesmal an den Elitesoldaten gewandt. Doch dieser zerrte nur an Eisenfausts Griff und reagierte gar nicht auf des Prinzen Frage.

„Verdammt, du sollst mir sagen, wer dieses überirdisch schöne Mädchen war!“

„Wir müssen zum König, sonst habe ich keine anderen Anordnungen,“ das hätte er besser nicht gesagt.

„Scheiß auf deine Anordnungen, Kumpel. Jetzt und hier will ich wissen, wer das war, sonst passiert ein Unglück, gegen das alles, was du dir vorstellen kannst, verblasst. Kapiert??“

Hetjuskapur hatte den Soldaten am Wams gepackt und schüttelte ihn wie eine Spielzeugpuppe, dabei war der Soldat alles andere als schwächling.

Auch Eisenfaust redete ihm gut zu: „Besser, Ihr gebt Antwort, dann kommen wir um so eher zum König.“

„Na schön,“ würgte der Soldat unter dem eisenharten Griff der beiden Brüder. „Es ist Gilmorå, die jüngste Tochter des Fürsten von Voltåraå, Knip D’Yolv. Geht’s jetzt weiter?“

„Ja, ja,“ sie gaben den Soldaten frei und folgten ihm weiter durch den Palast.

Hetjuskapur merkte gar nicht, dass sie endlich vor einer Tür hielten. Seine Gedanken kreisten um das Mädchen - Gilmorå, schon dieser Klang, Gilmorå, die jüngste Tochter Knip D’Yolvs. Er musste sie wiedersehen. Alles andere war nur noch zweitrangig.

Der Wachsoldat gab seinem diensttuenden Kollegen vor der Tür des Königs Bescheid, dieser trat in den Empfangssalon, und noch ehe er wiederkam hörten sie den Königs Ruf: „Tretet ein, Prinzen, tretet ein.“

Hetjuskapur ließ sich wie eine Marionette von seinem Bruder in den Empfangssalon schieben, wo der König sie freudig erwartete. Thôr-Saldīs stand neben einer kleinen Tür und winkte die Soldaten wieder hinaus.

„Prinz Hetjuskapur, und besonders Ihr, Prinz Eisenfaust, setzt Euch. Ich habe eine Überraschung für Euch, die Ihr besser im Sitzen erlebt.“

„Da bin ich aber gespannt, König.“ Eisenfaust drückte seinen geistesabwesenden Zwillingbruder in einen der zahlreichen Sessel und nahm selber in einem weiteren

Platz. Thôr-Saldís reichte jedem ein Glas herrlich prickelnden Weines und bot ihnen an, erst zu trinken.

„Werter Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, was ist es, worüber Ihr Euch jetzt und in diesem Augenblick am meisten freuen würdet?“

„Jetzt und hier, ach du Schande.“ Eisenfaust nippte an seinem Wein, was hatte der König vor, welche Antwort erwartete er. Sollte er ihm sagen, dass er jetzt im Moment viel für ein warmes Bad geben würde, oder ein Glas kühles Weißbier. Wahrscheinlich würden dies die falschen Antworten sein. „Das ist nicht ganz leicht zu beantworten, König...“

„Das verwundert mich etwas, Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den. Seht, ich zum Beispiel wäre der glücklichste Mensch der Welt, wenn ich meine Aldariånå wieder hätte.“

„Kann ich verstehen.“ Eisenfaust wusste noch immer nicht, worauf Thôr-Saldís hinauswollte. Aldariånå war immerhin dessen entführte Frau, aber er, Vladimir, war weder verheiratet noch verlobt, noch sonst etwas in dieser Richtung. Lag da irgend ein Missverständnis in der Luft?

„Eben,“ der König war sich seiner Überraschung sicher und öffnete theatralisch die kleine Tür neben sich. „Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den, seht her, Eure Gemahlin Thraxana!“

Aus dem Nebenraum stürmte Genannte heraus und fiel dem verdutzt aufgesprungenen Vladimir um den Hals, dass dieser vor Überraschung sein volles Weinglas fallen lies. „Eisenfaust, Eisenfaust, mein geliebter Mann“, sie kam dicht an sein Ohr, „Spiel mit, verdammt“ hörte er sie zischen, „umarm mich, drück mich, küss mich!!“

Eisenfaust wusste nicht, wie ihm geschah. Klar, er wusste, wer Thraxana war, aber dass sie miteinander vermählt wären, davon hätte er seiner Meinung auch etwas wissen müssen. Ein Blick in das flehende Gesicht der Frau nahm ihm die Entscheidung ab. Er umgriff die sich an ihn schmiegende, verführerisch duftende Schönheit, gern sogar, wie er sich eingestehen musste, und - er tat es, er küsste Thraxana mit einer Inbrunst, dass diese wiederum erstaunt um Luft rang.

Jetzt bekam sogar der König Angst um die Rippen der jungen Frau, so drückte ihr ‚Gemahl‘ sie. Doch dann hörte er sie erleichtert atmen und auf ihren Seufzer, „Oh, wie ich dich vermisst habe,“ wandte er sich pietätvoll ab und ging zu Hetjuskapur, der beim Anblick seines Bruders im Clinch mit einer ihm selbst eher fremden Frau wieder etwas aus seinen eigenen Grübeleien erwacht war. Der König deutete dem wenige Minuten älteren Zwilling an, mit ihm zu kommen.

Sie gingen auf leisen Sohlen zur Tür und verließen den Empfangssalon, um die beiden Menschen in ihrem ‚Wiedersehensglück‘ nicht zu stören. Draußen wies er die Wachen an, niemanden passieren zu lassen, bis Prinz Eisenfaust und dessen Frau den Raum freigegeben hätten, dann wanderte er mit Hetjuskapur die Gänge entlang.

Die Gelegenheit beim Schopf ergreifend, wandte sich Hetjuskapur an Thôr-Saldís: „König, vorhin sah ich ein Mädchen namens Gilmorå mit ihren Zofen...“

„Oh, ein selten schönes Wesen, die Tochter Knip D’Yolvs.“

„Ja, König. Genau das ist sie. Wisst Ihr mehr über sie, ist sie vergeben oder gar schon verehelicht?“

Thôr-Saldīs musste lachen: „Guter Prinz, seid unbesorgt, sie ist weder vergeben noch verheiratet. Auch weiß ich niemanden am Hof, dem sie schöne Augen gemacht hätte. Ahne ich da etwas? Sie interessiert Euch wohl sehr?“

„Oh ja,“ vor dem König hatte Hetjuskapur keine Hemmungen, seine entflammten Gefühle zu offenbaren. Der Herrscher wusste nichts von den bisherigen Neigungen des Prinzen und hielt dessen Ambitionen für ganz normal.

„Werter Prinz, ich helfe Euch gern weiter, wenn Ihr wollt. Ja? Nun denn, dann lade ich Euch, Euren Bruder, dessen Frau, Kâsamûmba, Wu-Kâne und SâDâffis heute Abend ein, mit mir zu essen. Und Prinzessin Gilmorâ wird ebenfalls an unserem Tisch sitzen. Ist Euch das Recht?“

„Ja doch, ja. Wie soll ich Euch dafür danken, König Thôr-Saldīs?“

„Nicht Ihr braucht mir danken, Prinz. Ich bin es, der Eure Hilfe und die Eures Bruders, und die der anderen Helden, die ich leider noch nicht kennen lernen durfte, gar nicht genug lohnen kann.“

Sie waren bei ihrer Wanderung wieder an den Teich gekommen, wo Hetjuskapur die Frau seines Lebens gefunden zu haben glaubte. Da kam es ihm erst so richtig zu Bewusstsein, was er vorhin in den Räumen des Königs erlebt hatte.

„Diese Thraxana, die, äh, Frau meines Bruders, ist sie schon lange an Eurem Hof, und kam sie allein, oder war noch jemand bei ihr?“

Thôr-Saldīs schien das Zögern in Hetjuskapurs Frage nicht mitbekommen zu haben, denn er lachte und antwortete: „Jetzt seid Ihr wieder der, den ich von unserer ersten Unterredung in Erinnerung habe. Präzise in den Fragen und den Kern der Sache betreffend. Nein, sie ist noch nicht sehr lange bei uns, und allein kam sie auch nicht.“

Hetjuskapur erinnerte sich an die Unterhaltung mit Jared und Ray-Ray und deren Hinweis auf eine weitere, sich im Süden manifestierte Macht. Sollte diese Thraxana, wenn er nur wüsste, wo er diese Frau schon mal gesehen hatte, etwas mit dieser Macht zu tun haben?

Der König führte ihn zu einer Bank am Ufer des kleinen Badeteiches, wo sie sich setzten, und er dem verliebten Hetjuskapur erzählte, was sich alles ereignet hatte, seit seine Leute drei halb verdurstete junge Damen in der nördlichen Wüste gerettet hatten.

Kompetenzen

Im Winter gießen Totengräber in Sibirien Kerosin auf den gefrorenen Boden und stecken es an. Wenn das Kerosin verbrannt ist, haben sie die Schicht getauter Erde aus. Sie gießen dann erneut Kerosin, verbrennen es und graben weiter. Dies tun sie so oft, bis das Loch tief genug ist, einen Sarg aufzunehmen.

Seit gestern lagen die Ahağgar-Berge hinter ihnen. Die Vegetation war üppiger geworden. Vom Sand hatten sie jetzt auch wahrlich genug. Nun beherrschte Savanne das Bild. Immergrüne Holzpflanzen ragten aus dem kniehohen Gras, kleinere Gruppen hirschähnlicher Tiere tauchten hin und wieder auf, auch vereinzelte Wildschafe zeigten sich in der Ferne. Letztere waren eine willkommene Bereicherung des Speisezettels, Pflugs Vorausabteilung schickte ihnen zwei getötete Hammel zurück.

Einmal scheuchten sie einen Leopard von seiner Beute weg, ansonsten sichteteten sie keine Raubtiere. Dafür war die Vogelwelt umso bevölkerter. Ganze Schwärme Ibis und ähnlicher Vögel kreuzten mehrmals ihre Strecke, und Hammers Männer bewiesen ihre Bogenkunst, als sie einige der langschnäbeligen Flieger erlegten. Zwar schmeckten sie nicht besonders, aber das konnten sie ja vorher nicht wissen.

Ravenclaws Laune hatte sich wesentlich gebessert, seit sie die Wüste hinter sich gelassen hatten. Ja, er war direkt Gesprächig geworden und unterhielt sich stundenlang mit Hammer.

Jared nahm an diesen Unterhaltungen selten teil, er ritt meistens etwas abseits der übrigen Schar und hing seinen Gedanken nach. Hie und da warf er einen Blick auf Rhalina, die munter zwischen den Soldaten hin und her ritt und sich ausgesprochen wohl zu fühlen schien. Und dabei dachte er immer wieder an Xandrina. Seit sein Bruder dessen Freundin, von der er vorher noch gar nichts wusste, getroffen hatte, war ihm selbst erst so richtig klar geworden, wie lange er schon kein weibliches Wesen in seiner Nähe gespürt hatte. Er kannte die blonde Xandrina, wenngleich nicht als, wie Rhalina und Thraxana behaupteten, ihre Schutzengel, sondern als interessante und durchaus begehrenswerte Frau, die bisweilen seinen Weg gekreuzt hatte. Sie waren sich auch schon einmal näher gekommen, doch sollte es wohl hier, in dieser merkwürdigen Welt, sein, dass sie ihre Beziehung vertiefen würden können.

Xandrina und deren Drachen. Er stellte sie sich vor, wie sie auf einer mächtigen Flugechse gemeinsam durch die Luft jagen würden, eng umschlungen - wegen der Kälte da oben - und dann...

Seine lüsternen Gedanken wurden jäh unterbrochen, als atemlos Khanbauer, einer von Pflugs elf Männern, angaloppiert kam und zu Hauptmann Hammer hetzte. Sofort waren auch Ravenclaw und Jared zur Stelle und hörten den Bericht des Soldaten.

Noch außer Atem stammelte der Mann mehr als er vernünftig erzählte.

„Eine große Reiterschar von Süden.“ - Pause - „Etwa drei Kilometer entfernt.“ - Pause - „Feldweibel, äh, Leutnant Pflug hat sich versteckt und bittet um Anweisung.“ - Ende, Aufschnaufen.

„Er soll sich verborgen halten, wir rücken lautlos nach. Keine feindlichen Handlungen, es könnten die Leute sein, die wir suchen.“

Der Soldat quittierte die Anweisung seines Hauptmanns, wendete sein Pferd, hieb ihm mit den Fersen in die Flanken und preschte wieder davon.

Hammer drehte sich im Sattel um und befahl: „Alles absitzen! Wir marschieren zu Fuß weiter!“

Seinem Befehl wurde augenblicklich Folge geleistet, und auch er, Jared, Ravenclaw und Rhalina stiegen von ihren Pferden und führten sie am Zügel mit.

Hammer wandte sich an Jared: „Mein Lord, ist es Euch Recht, wenn ich Euch bitte, voranzureiten und die Fremden mit Eurem Weitschauglas in Augenschein zu nehmen? Vielleicht erkennt Ihr diese Frau Xandrina unter ihnen.“

„Selbstverständlich, Hauptmann, eine hervorragende Idee.“

Jared schwang sich wieder auf sein Pferd, mittlerweile konnte er dies bald besser als John Wayne, winkte seinen Bruder an seine, beugte sich hinunter und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf Ravenclaw nickte, dann tätschelte er seinem Hengst den Hals und eilte sich, dem Vorschlag Hammers Rechnung zu tragen.

Er war etwa zwei Kilometer in gestrecktem Galopp geritten, als aus einem Gebüsch einer der Soldaten Pflugs heraustrat und ihn zu sich winkte.

„Lord Jared. Besser, Ihr steigt jetzt ab. Wir sind dort drüben im Dickicht verborgen. Von dort aus könnt Ihr auch die Fremden sehen.“

Jared glitt vom Rücken seines Pferdes und übergab die Zügel dem Soldaten. Er zog das Fernglas aus einer der vielen mysteriösen Innentaschen seines Staubmantels und folgte dem Mann zum Dickicht. Dort wurde er von Pflug begrüßt, der ihn zu einem erhöhten Platz innerhalb der Strauchgruppe führte, von wo aus die gesamte Steppe zu überblicken war.

Jared schon seinen Hut etwas in den Nacken und setzte das Glas an. Fast augenblicklich entdeckte er die Reiter, deretwegen er gekommen war. Sie waren etwa noch eineinhalb Kilometer entfernt und bewegten sich äußerst langsam vorwärts, so als wären sie sich ihres Weges nicht sicher, oder als suchten sie irgend etwas.

Das Fernglas vor den Augen war der Lord in die Knie gegangen und drehte an der Justierung, bis er ein gestochen scharfes Bild hatte. Die fremden Reiter waren so ähnlich gekleidet wie dieser Hauptmann SâDâffis, und an ihrer Spitze ritt ebenfalls ein Neger. Die anderen waren von hellerer Hautfarbe. Sein suchender Blick glitt die einzelnen Gesichter der etwa fünfzig Soldaten entlang aber er fand niemanden, den er kannte.

Das einzige, das er erkennen konnte, war der Grund für das langsame Vorwärtstommen der Fremden. Sie hielten tatsächlich nach irgend Etwas Ausschau. Ständig kamen und gingen einzelne Reiter in alle Richtungen, unterhielten sich kurz mit dem Neger und ritten dann wieder in eine andere Richtung davon.

Jared setzte seinen Feldstecher ab.

„Schwer zu sagen, ob das schon die Leute dieses Kârkonnan sind. Ich - doch wartet, was ist das?“

Er hob wieder das Glas vor die Augen, drehte an den Rändelrädern und spähte nach oben in den Himmel. Ganz weit im Südosten machte er einen großen dunklen Fleck vor dem Blau des Himmels aus.

„Verflixt,“ murmelte er, „ist das nun ein Drachen, oder nur ein extrem großer Raubvogel. Wenn er doch nur näher käme. So kann ich fast nichts erkennen.“

Wieder setzte er den Feldstecher ab. Hinter sich hörte er Bewegungen und Stimmengemurmel, dann war Ravenclaw neben ihm.

„Und, hast du sie entdeckt?“

„Wenn du Xandrina meinst, nein. Die Reiter natürlich schon. Aber dahinten fliegt irgend etwas, das durchaus ein Drache sein könnte. Hier schau du mal.“

Er reichte seinem Bruder das Glas, doch auch Ravenclaw konnte nicht zweifelsfrei erkennen, um was es sich bei dem Punkt am Himmel handelte.

„Warum kommt er nicht näher? Weißt du was, Lord-Bruder,“ er reichte Jared wieder das Glas, „ich reite jetzt einfach raus und frag die Burschen, wer sie sind und was sie wollen.“

„Bist du verrückt? Und wenn es doch wieder Krieger dieses Ćszudrac sind?“

„Dann kriegen sie eben wieder eins auf den Deckel.“

Noch ehe Jared protestieren konnte, war Ravenclaw zurückgekrochen, aus dem Dickicht getreten, hatte sich auf seinen Hengst gesetzt und umrundete in schnellem Galopp das Buschwerk.

Hammers Männer hielten den Atem an. So liebten sie diesen jungen Lord, der fackelte nicht lange, der machte, wie man bei ihnen zuhause sagte, Nägel mit Köpfen.

Auch der alte Hauptmann selbst schüttelte bewundernd und tadelnd zugleich sein Haupt.

„Leise aufsitzen Männer,“ kam sein geflüsteter Befehl, „und beim geringsten Zeichen einer Auseinandersetzung sind wir draußen.“

Freudig erregt kamen seine Soldaten diesem Befehl nach, nur Pflugs Männer blieben in ihren Verstecken.

Jared trat zu Rhalina, die verwirrt neben ihrer Stute stand und nicht wusste, ob dieser Befehl auch ihr galt, oder nicht.

„Rhal, keine Angst, du kennst ihn doch. Erstens hat er Recht, wenn er sagt, dass die draußen, wenn es wirklich Ćszudracs Leute sein sollten, schnell merken würden, dass mit dem Träger von Ulgus-T'ar, der Zauberklinge, nicht gut Kirschen essen ist, und zweitens sind wir im Notfall im Nu bereit, ihm beizustehen. Aber bereite schon mal deine Revolver vor und begib dich zu Pflugs Männern.“

Er schob Ravenclaws Freundin zu dem am nächsten liegenden Soldaten. War es Zufall oder nicht, dass es ausgerechnet Khanbauer war, neben dem sich Rhalina ins Gebüsch kauerte? Jedenfalls lächelte sie ihn verschmitzt an, zog ihre Beretta und harrete der Dinge.

Die Fremden hatten unterdessen den angaloppierenden Ravenclaw bemerkt und ihre Schwerter gezogen. Sie bildeten einen Halbkreis hinter ihrem schwarzen Anführer und erwarteten schweigend den unbekanntem schwarzbemantelten Reiter.

Etwa fünf Meter vor dem Neger zügelte Lord Ravenclaw seinen Hengst und richtete sich im Steigbügel auf, die Rechte auf dem gut sichtbaren Knauf von Ulgus-T'ar.

„Ist Kârkonnan noch weit entfernt?“ war seine erste Frage an den fremden Anführer.

Dieser verzog seinen Mund und erwiderte: „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wer seid Ihr, dass Ihr das wissen wollt?“

„Mein Name ist - das tut nichts zur Sache. Ihr kennt Kârkonnann also. Gehört ihr zu seinen Truppen?“

Der Neger trommelte unwillig auf seinem Sattelknopf, dann winkte er zwei seiner Reiter zu sich und deutete auf den jungen Lord.

„Packt ihn und entwaffnet ihn!“

Die beiden Angesprochenen nickten und ließen ihre Pferde antraben. Bereits nach den ersten Schritten zog Ravenclaw sein Schwert und donnerte ihnen entgegen: „Denkt nicht mal dran, Hand an mich legen zu wollen. Ruf deine beiden Terrier zurück oder der unbezwingbare Ravenclaw wird ihnen zeigen, wie schnell Ulgus-T'ar ihre Köpfe von den Hälsen holt.“

Bei der Nennung seines Namens hob der Neger die Hand und befahl seinen beiden Soldaten: „Stopp! Lasst vorerst ab von ihm!“

Und an den jungen Lord gewandt: „Ihr nennt Euch also Ravenclaw. Könnt Ihr diese Behauptung auch beweisen?“

„Natürlich, lass deine beiden Terrier ruhig kommen, dann werden sie schon merken, ob ich es bin oder nicht.“

„So ein Humbug! Das soll dann ein Beweis sein. Oh ihr Götter, diese Wilden, meinen, ein scharfes Schwert mit einem Namen und ein schneller Arm wären Beweise. Jetzt hört mir mal gut zu, Ihr sogenannter Ravenclaw, mein Name ist Bën-Sôn Ibn Sōöp, und ich bin der persönliche Adjutant Hauptmann Kârkonnans. Ich habe keine Lust, wegen Euch die Suche nach dem echten Ravenclaw und seinem Bruder zu unterbrechen. Entweder, Ihr übergebt mir jetzt Euer hübsches Schwert und reitet mit zweien meiner Männer zum Hauptmann persönlich, oder Ihr müsst wirklich beweisen, dass Ihr es mit fünfzig kampferprobten Soldaten gleichzeitig aufnehmen könnt. Von mir ganz zu schweigen.“

„Beim heiligen Bonifatius, jetzt reicht's mir aber. Ihr behauptet das eine, ich behaupte das andere. Jeder ist sich seiner Behauptung sicher und keiner traut dem anderen. So wird das nie etwas. Doch halt, eine Frage, Herr Bën-Sôn. Wenn Ihr wirklich von Kârkonnann kommt, auch das ist ja nur eine von Euch aufgestellte Behauptung, dann müsst Ihr wissen, welche Haarfarbe die Dame Xandrina hat?“

„Nicht schlecht!“ bekannte Bën-Sôn, „Ihr kennt sie zumindest auch. Nun sie ist blond, und ihre Haare sind lang, und sie sieht betörend aus und sie hat den Tod in ihren Händen und...“

„Gut, gut, gut, überzeugt,“ bremste Ravenclaw den schwarzen Anführer. „Jetzt stellt mir eine Frage.“

„Gern. Wenn Ihr wirklich Ravenclaw seid, dann wisst Ihr auch, wie Euer Lordbruder heißt und dass er Xandrinas Ehemann ist.“

Ravenclaw schmunzelte. „Eure Frage ist auch nicht ohne, Herr Adjutant. Mein geschätzter Bruder ist der Lord Jared of Avarêêl, und die Behauptung, Xandrina sei seine Frau, darf ich doch wohl als Fangfrage verstehen, oder etwa nicht?“

Bën-Sôn Ibn Sōöp steckte sein Schwert zurück in die Scheide, schob die beiden Soldaten vor sich zur Seite und ritt mit ausgestreckter Hand auf Ravenclaw zu.

„Verzeiht, Lord, aber ich musste mir wirklich hundertprozentig sicher sein.“

„Schon okay,“ auch Ravenclaw hatte Ulgus-T'ar wieder weggesteckt und ergriff die Rechte des Adjutanten.

„Übrigens,“ dabei deutete er nach hinten, „dort kommt ohnehin Lord Jared selbst, zusammen mit den Männern des Landbewahrers.“

Im gleichen Augenblick verdunkelte ein großer Schatten den Himmel und rauschend landete Lûû neben den zwei Männern. Der große rote Drache war noch nicht ganz gelandet, Sôn-Andâ lockerte eben die Zügel, da sprang die eben von Bën-Sôn in so verzückten Farben beschriebene Xandrina auch schon von seinem Rücken und rief: „Und wo ist John?“

Jared stieg von seinem Pferd und bereitete sich auf die erste weibliche Umarmung seit Tagen, Wochen, Äonen vor - doch als Xandrina zu ihm herüberwirbelte, war dies ein Aufprall von Leidenschaft, mit dem er nicht gerechnet hatte. Die blonde Kämpferin umschlang den verstaubten Mantel, presste die Arme des Lords an seinen Körper und drückte ihn mit solcher Inbrunst an ihren Busen, dass dem guten alten Boss des ‚C-Teams‘ die Spucke wegblieb.

„Hey, Xandi,“ keuchte er, „du bist ja noch wilder, als ich dich in Erinnerung habe. Nein, nein, lass nicht nach. Das heißt doch, bitte, einen kleinen Schritt zurück - so, danke, jetzt nimm mich wieder, jetzt ist es wieder besser.“

Xandrina hatte gespürt, was das Problem ihres Geliebten war und spürte das Pulsieren ihres Blutes bis in die kleinsten Adern. Sie hob ihren Kopf zu Jared und dann trafen sich ihre Lippen, verdeckt vom Schatten der Hutkrempe, vergessend den Rest der Welt.

Sie nahmen beide nicht mehr wahr, wie Sôn-Andâ mit Lûû wieder aufstieg, um Kârkonnann selbst herzuführen. Sie nahmen auch beide nicht mehr, wie Bën-Sôn und Hammer sich begrüßten und unter Ravenclaws und Rhalinas Leitung die ersten Bekanntschaften zwischen den Soldaten Bën-Sônns und Hammers geschlossen wurden. Wären in diesem Augenblick die wilden Horden Ćszudracs über die Ebene geflutet, Xandrina und Jared hätten sie gar nicht erreichen können. In den Regionen, in denen sich die beiden Liebenden, denn als solche konnte man sie mittlerweile bezeichnen, nachdem auch Jared entdeckt hatte, wie viel ihm Xandrina bedeutete, befanden, gab es keine Realitäten mehr, nur sie selbst und Glück. Überlassen wir die zwei also ihrer unerwarteten Liebe und sich selbst und wenden uns dem Rest des Geschehens zu.

Bën-Sôn hatte seine Leute zum Rand des Buschwerks geführt, Hammer und die Soldaten des Landbewahrers folgten. Dort ließen sie sich nieder und warteten auf Kârkonnann und den Hauptteil seiner Streitmacht.

Rhalina warf hin und wieder einen pikierten Blick auf die beiden Verliebten, die etwa dreihundert Meter entfernt unter einem Affenbrotbaum lagen, und sich nicht um den Rest der Welt kümmerten. Wenigstens beherrschten sie sich noch, was das Eine anbelangte, aber auch das dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein.

Ravenclaw bekam für seine Leute frisches Wasser und Hammer spazierte zwischen den Kämpfern aus Āřrahâs umher und inspizierte sie aufs Genaueste.

Dann kam Kârkonnann.

Bën-Sôn stellte ihn dem jungen Lord vor, und der sah sich den riesigen Chimmarraner lange an, dann sagte er: „Aha, ein verkannter Mister Universum!“

„Was meint der Winzling?“ wandte sich Kârkonnann an seinen Adjutanten.

Doch dieser kam gar nicht zu einer Antwort, denn Ravenclaw fuhr den Barbarenhäuptling an: „Sag noch mal Winzling zu mir, du abgebrochener Riese!“

„Oho, der Kleine gefällt mir. Der gibt einen brauchbaren Soldaten ab!“ so schnell war Kârkonnann nicht zu beleidigen, im Gegensatz zu Ravenclaw.

„Da haben wir es doch schon, da liegt der Hund begraben. Du meinst, wie es aussieht, dass du der bist, der hier weiterhin die Befehle gibt. Da täuscht du dich aber gewaltig, Plattfuß!“

„Höre ich recht? Du Zwerg machst mir meine Befehlsgewalt streitig. Jetzt gehst du aber entschieden zu weit. Noch so ein Wort und unsere Klingen werden sprechen.“

„Oh, diese verdammten Barbaren,“ Bën-Sôn Ibn Sōōp nahm seinen Hauptmann beschwichtigend am Arm, und Hammer legte seine Pranke besänftigend auf Ravenclaws Schulter.

Dann trat Sôn-Andâ zwischen die beiden Streithähne und sagte beschwichtigend: „Im Ernst, meine Herren, wenn ihr auf meine Stimme hören wollt. Wir müssen uns einig werden, wer nun das Oberkommando führt. Ihr, Hauptmann Kârkonnan, oder Ihr, Lord Ravenclaw und Euer Bruder, wo steckt der denn übrigens?“

„Völlig egal, Tambour, du hast die Frage ja gerade selbst entschieden. Ich bin Soldat, diese beiden,“ er deutete auf Ravenclaw und nach hinten über die Schulter, wo er irgendwo Jared vermutete, „sind gottverdammte Zivilisten, meinetwegen adlige Zivilisten, aber eben keine Soldaten. Also, wo ist das Problem?“

Irgendwo im Haufen der Männer Hammers vernahm man ein mürrisches: „Na los, nehmt schon Eure Schwerter und macht es aus wie Männer,“ worauf ein tadelndes „Kahnbauer!“ zu hören war.

Dann hatte Hammer die rettende Idee. Er ging zu dem Baum, wo Jared und Xandrina mittlerweile im Gras saßen, und im Begriff waren, das Eine in Angriff zu nehmen.

„Ähem, verzeiht, dass ich störe.“

Jared blickte stirnrunzelnd auf, doch dann glättete sich sein Gesicht, als er seinen Hauptmann erkannte.

„Gibt’s Schwierigkeiten?“

„Könnt Ihr hellsehen, mein Lord?“

„Nein,“ lachte Jared, „aber ich kenne meinen Bruder. Ich bin gleich bei euch.“

„Danke!!!“ Hammer kehrte zurück zu den Rivalen, und kurz darauf, sie mussten noch ihre Kleidung wieder in Fassung bringen, gesellten sich auch Jared und Xandrina zu ihnen und sie hörten sich an, worum es bei dem Zwist ging.

„Ray-Ray, äh ich meine, Ravenclaw, Lord, und auch Ihr Hauptmann Kârkonnan, ich verstehe euren Streit nicht. Die Sache ist doch ganz klar. Ihr Kârkonnan seid selbstverständlich nach wie vor Oberbefehlshaber der Streitkräfte von Āṛṛahhās und Hauptmann Hammer befehligt die Soldaten des Landbewahrers. Wir hatten nie vor, irgendjemandes Kompetenz zu beschneiden. Und was die gemeinsamen Entscheidungen betrifft, so sollten wir einen Rat bilden, der darüber abstimmt. Und zwar mit gleichem Stimmrecht.“

Kârkonnan blickte misstrauisch zu seinem Adjutanten.

„Ich muss wieder alles ausbaden. Wäre ich doch bloß Pirat geworden,“ Bën-Sôn sah prüfend zu Sôn-Andâ. Dieser nickte zustimmend und auch Hammer fiel ein Felsbrocken vom Herzen.

„Der Vorschlag ist, obwohl er nicht von mir kommt, ausgezeichnet, mein Hauptmann. Ich bin dafür, es so zu handhaben.“

„Also gut, ich bin einverstanden. Bei allen Göttern, das hätte mir noch gefehlt, dass so eine halbe Portion mir Befehle erteilt.“

„Na gut, wie es so schön heißt, der Klügere gibt nach!“ Auch Ravenclaw war mit Jareds Lösung einverstanden.

„Ich schlage vor,“ erläuterte der ältere beiden Lordbrüder seine Idee weiter, „dass von unserer Seite ich, mein Bruder Ravenclaw und Hauptmann Hammer diesem Rat angehören. Wen wollt Ihr hierfür benennen, Kârkonnan?“

„Natürlich mich, meinen Adjutanten Bën-Sôn und dann, was meinst du Sôn-Andâ, alter Barde, traust du dir eine solche Aufgabe zu?“

Der Tambour sah nachdenklich zu seinem Hauptmann. „Warum nicht? Ich hab in meiner Soldatenzeit schon so vieles gemacht, dann spiele ich eben auch einmal einen Militärberater.“

„Also abgemacht!“ Kârkonnan gab Lord Jared die Hand und zuckte überrascht zusammen, als dieser seinen kräftigen Händedruck mit Leichtigkeit erwiderte.

„Brauchen wir den neuen Kriegsrat schon, um über meinen bescheidenen Vorschlag, hier zu lagern, abzustimmen?“ frage Ravenclaw zynisch in die Runde blickend.

Natürlich nicht, keiner der Männer hatte etwas dagegen, den Rest des heutigen Tages an Lagerfeuern ausklingen zu lassen. Schnell waren die notwendigen Vorkehrungen getroffen und nachdem auch die Frage der Wachen geklärt war begaben sich alle an das große Feuer Kârkonnans, um das Wiedersehen Jareds und Xandrinas, das Finden der beiden Armeen und viele neue Freundschaften gebührend zu begießen und zu befeiern.

Fern ab, irgendwo hinter dem nördlichen Horizont, ahnte der Großhexer Ćszudrac nichts davon, dass ihm Feinde erwachsen waren, mit denen er nicht gerechnet hatte. Zwei Strategen, die am Hof von Châs-Amâr-Döl alles in die Wege leiteten, um seinen Invasionsplan zum Scheitern zu bringen. Und zwei Lords, die mit einer verhältnismäßig kleinen aber um so schlagkräftigeren Armee nur darauf warteten, seinen Horden den Weg ins Königreich Āṛṛahhâs so schwer als möglich zu machen, und eines Tages zu ihm in den Norden zu kommen und seinem Spuk ein endgültiges Ende zu bereiten. Außerdem wollten sie irgendwann wieder mal nach einem blauen Tor suchen und ihre Heimat wiedersehen.

Ende des 2. Teils.

Teil 3:

**Was nicht passt, wird
passend gemacht!**

Klabautermann

Der Palast, in dem der ägyptische König lebte, war das ‚Per-O‘, ‚das große Haus‘. Als die Ägypter begannen, den König nach seiner Residenz zu nennen, kam das Wort ‚Pharao‘ (für per-o) in die Sprache. Es ist so, als ob der amerikanische Präsident nach dem Weißen Haus ‚Whitey‘ genannt würde.

Schwer stampfend suchte sich die kleine Karacke ihren Weg durch die unruhige See. Trotz des Sturmes fuhr das Schiff mit voller Takelage, sowohl Focksegel wie Blindsegel, auch Besansegel und natürlich das Großrahsegel blähten sich und bogen und zerrten an den Masten. Gefährlich ächzte die Marsrah, als eine überfallartige Bö in die Wanten fetzte. Der Fockmast neigte sich unter dem Gewicht des geblähten Segels ungut nach vorn, in einem Winkel, der jeden guten und umsichtigen Seemann zum sofortigen Abtakeln veranlasst hätte. Erfahrene Seebären hätten schon längst die nötigen Kommandos in den Sturm gebrüllt, um jeden Fetzen Stoff zusammenzureffen, denn das Unwetter machte keine Anstalten, nachzulassen. Es nahm eher noch zu.

Nichts dergleichen plante der Lenker dieser Karacke. Woher sollte er dies auch alles wissen, war er doch bloß eine Landratte, die nur den widrigen Umständen entsprechend sich auf dieses gefährliche Element gewagt hatte, wo es angeblich nicht einmal Balken gab.

Zwar blickte er misstrauisch hinauf in die ächzende und scheuernde Takelage, und sicher hätte selbst er, so unerfahren er auch war, über kurz oder lang die Segel einholen lassen, aber es gab da einen Umstand, der ihn jedes Mal sofort wieder davon abhielt.

Er hatte es eilig, sehr eilig sogar. So eilig, dass er im Hafen nicht einmal mehr die Zeit gehabt hatte, sich nach einem richtigen Steuermann umzusehen, sondern seine Soldaten notdürftig das Schiff ins freie Wasser manövrieren ließ, schleunigst alle Segel hatten setzen lassen und dann auf sein Glück gebaut hatte. Und es war auch alles gut gegangen, bis vor ein paar Stunden dieser Sturm aufgekommen war, der ihn nun vor navigatorische Probleme stellte, die über sein bisschen Kenntnis der Seefahrt hinausreichten.

Schaute er nur misstrauisch und grübelnd hinauf in die geblähten Wanten, so waren die Blicke seiner Soldaten eher ängstlich und sorgenvoll zu nennen. Nicht, dass sie ihrem Oberst widersprochen hätten, hatten sie doch noch weniger Erfahrung in der Handhabung eines Segelschiffes, als dieser, aber so ganz war ihnen dessen Missachtung der knarrenden und stöhnenden Laschings und Gordings nicht verständlich. Klar, sie hatten auch keinen so triftigen Grund wie er, so schnell als möglich so viele Seemeilen als möglich zwischen sich und seine eventuellen Verfolger zu bringen. Denn, würde man sie erwischen, so waren dem Oberst der Kerker, wenn nicht noch Schlimmeres sicher, während sie, die einfachen Soldaten, nur seinem Befehl gefolgt waren, und kaum mit irgendwelchen Ahndungen und Repressalien zu rechnen hatten.

So standen und saßen sie alle herum und hingen ihren Gedanken nach, ihren Sorgen und Grübeleien, ihren Ängsten und Hoffnungen. Der Oberst mit steinernem Gesicht hinten auf dem Achteraufbau, der provisorische Steuermann neben ihm mit angestrengten Gesichtszügen und dicken Schweißperlen auf den nackten

Oberarmen. Ein zweiter Soldat kam auf einen Wink des Oberst herbeigeeilt und half dem Mann am Steuerrad, dieses festzuhalten, zu fixieren gegen die harten Schläge des Ruders.

Und noch jemand lauschte sorgenvoll auf die Geräusche des schwer stampfenden Handelsschiffes. In ihrer dunklen Kammer, an Händen und Füßen gebunden, auf dem harten Lager hin- und hergeworfen, nur durch ein Schutznetz vom Sturz auf die noch härteren Holzplanken bewahrt - Königin Aldariånå. Jedes Rollen, jedes Rumpeln der Karacke schickte Schmerzpeile durch ihre verwundete Seite. Dort, wo sie der Säbel des Soldaten getroffen hatte, was dann auch zu ihrer Entwaffnung führte, zierte zwar ein blutdurchtränkter Verband ihren Körper, doch hatte die breite, wenn auch ungefährliche, so doch äußerst schmerzhaft Wunde, noch keine Gelegenheit gehabt, einigermaßen zu verheilen. Jeder Versuch des Fleisches, sich wieder zu schließen, wurde durch ein erneutes Herumwerfen zunichte gemacht. Längst war das schmutzige Tuch, auf dem sie lag, einheitlich rot, genauso rot, wie der größte Teil ihres einst weißen Nachtkleides.

Nicht, dass die Soldaten nicht bereit gewesen wären, ihrer Königin zu helfen, ihr neue Verbände anzulegen, ihr schmerzstillende Mittel zu verabreichen, eine neue, wengleich auch nicht gerade saubere Decke zu bringen, doch der Oberst unterband jede solche Geste. Nur einmal hatte er erlaubt, während ihrer wilden Flucht aus Chås-Amår-Döl zur Hafenstadt Pörtúvet, eine kurze Rast einzulegen, und Aldariånå überhaupt zu verbinden. Und das hatte sich als gar nicht einmal so einfach herausgestellt. Denn so große Raubeine die Soldaten auch waren, als es daran ging, die Königin zu entkleiden, um an ihre Wunde heranzukommen, hatten sie sich angestellte wie schamhafte Pennäler.

Wäre Aldariånå nicht so geschwächt vom Blutverlust und den Schmerzen gewesen, so hätte sie sicherlich versucht, unter den Soldaten Unsicherheit und Zweifel über ihre Abscheulichkeit zu verstreuen, so aber war sie froh, einfach in Ruhe gelassen zu werden, und hoffte nur, dass der Sturm bald wieder aufhören würde.

Die Tür zu ihrem Gefängnis quietschte, schwaches Licht drang herein, eine Gestalt erschien unter dem schwankenden Türrahmen. Langsam gewöhnten sich die Augen der Königin an das düstere Licht und sie erkannte den Oberst, der zu ihr trat.

„Schöner Sturm, nicht wahr!“ Saïf al-Thorå blieb neben ihr stehen und verzog seine Mundwinkel. „Verdammt, du siehst schlimmer aus als ich dachte. Stirb mir bloß nicht weg, bevor wir am Ziel sind.“

Die Königin starrte ihren Ex-Oberst wütend an.

„Keine Angst, Verräter, den Gefallen tu ich dir nicht. Nicht weil es mir um dich geht, denn wenn ich wirklich sterben sollte, so will ich nicht in deiner Haut stecken, wenn der König dich erwischt, und das tut er, verlass dich drauf. Nein, ich bleibe schon deswegen am Leben, weil ich dabei sein will, wenn sich dein überhebliches Grinsen in qualvolle Angst verwandelt.“

„Wie kommst du auf so etwas, werde Königin? Bevor dein Herr Gemahl auch nur ahnt, wo er dich suchen soll, sind wir schon an meinem Ziel. Und zwar mit dir lebend. Denn tot, meine Teuerste, tot nützt du mir nichts. Nur lebend bist du der Schlüssel zu meiner zukünftigen Macht. Und wenn du dann ausgelitten hast, wirst du mich verfluchen, weil ich dich nicht schon vorher habe sterben lassen.“

Ein harter Stoß des Schiffes ließ Oberst Saïf al-Thorå wanken und er kam mit seinem Gesicht in die Nähe von Aldariånås Kopf.

Es zischte, plitschte, und Speichel rann dem Ex-Soldaten über sein unrasiertes Gesicht. Verdutzt, verblüfft, dann erobert und wutentbrannt holte dieser aus und schlug zu. Einmal, zweimal - der Kopf der Königin wurde hin- und hergeworfen. Dunkelrotes Blut floss über ihre aufgeplatzte Lippe. Sie hatte keine Möglichkeit, sich wegzudrehen, ihre gefesselten Hände kamen nicht in die Höhe, sie musste wieder in das zornrote Gesicht Saïf al-Thorås starren. Erneut kam die Hand herabgesaut, erneut klatschte es, da drang ein erschreckter Ruf durch die offene Kabinentür: „Oberst, schnell kommt! Ein Segel, ein Segel!“

„Sofort!“ Saïf al-Thorås Antwort war eine Erleichterung für die gemarterte Königin.

„Keine Angst, Hexe, ich bin bald wieder da, dann setzen wir unsere Unterhaltung fort.“ Ein letzter Blick auf den sich unter Schmerzen windenden Frauenkörper. „Trotzdem, ein neuer Verband kann nicht schaden - bis später, ‚Königin‘!“

Saïf al-Thorå drehte ab und schwankte zur Tür hinaus. Er ließ sie offen, hinter sich hörte er voller Genugtuung das leise Stöhnen der Königin, dann eilte er die Reep hinauf auf das Achterdeck, wo er von seinen aufgeregten Männern erwartet wurde.

„Wo?“ Einer der Soldaten nahm ihn am Arm und führte ihn am Großmast vorbei zum Vorderdeck, wo ein anderer Soldat an der Holzreling stand, und mit einem einfachen Holzfernrohr in den Sturm spähte.

„Gib her!“ Saïf al-Thorå nahm dem Mann das Rohr aus der Hand und deutete fragend hinaus.

„Es ist wieder weg, leider. Es war etwa in dieser Richtung.“

„Gut, ich finde es schon. Veranlass, dass unsere Gefangene einen neuen Verband erhält.“

„Ich mach das,“ der Mann, der das fremde Segel erspäht hatte verschwand nach hinten und Saïf al-Thorå setzte das Fernrohr an sein Auge und versuchte, in dem Durcheinander von Wind und Wellen, von Gischt und vorbeihuschenden Nebelfetzen, etwas zu erkennen. Mit einer Hand sich krampfhaft an der schwankenden Reling festklammernd, mit der anderen das Fernrohr festhaltend, war es kein Wunder, dass er das andere Segel noch immer nicht sah, als es die anderen Soldaten schon mit dem bloßen Auge erkennen konnten.

Alle schrieten sie gleichzeitig durcheinander, worauf Saïf al-Thorå sein Teleskop absetzte und um Ruhe brüllen wollte, als auch er das andere Schiff wieder erblickte.

Es war nur als undeutlicher Schemen backbords zu sehen. Ein großer weißer Fleck, der wieder verschwand, hinter einem Wellenberg untertauchte, und dann wieder erschien, etwas weiter weg als vorhin, oder näher da? Das war bei dem hohen Seegang und den wilden Bewegungen der beiden Schiffe nicht genau zu bestimmen.

Oberst Saïf al-Thorå hangelte sich an der Reling nach Backbord, ließ sich von zwei Soldaten festhalten und hob das Fernrohr mit beiden Händen erneut vor seine Augen. Nach kurzem Umherirren sah er den fremden Seefahrer in seinem Okular. Jetzt war das Segel deutlich zu erkennen, Saïf al-Thorå ließ seinen Blick nach oben schweifen, das Segel verschwand, er erreichte die Querrah und suchte weiter. Was er brauchte, war die Flagge des fremden Schiffes. Höher glitt sein Blick, erneut

kam ein Segel in Sicht. Der andere Segler war also auf jeden Fall größer als seine kleine Handelskaracke. Endlich war er an der Spitze des Mastes angelangt. Im übrigen stellte er beruhigt fest, dass auch der Fremde unter scheinbar voller Takelage fuhr, also war sein eigenes seemännisches Verhalten gar nicht so falsch. Doch dann wurde seine zwischenzeitliche Befriedigung jäh in Entsetzen umgeschmissen. Er erkannte die Flagge des anderen Seglers. Hatte er erst befürchtet, der Fremde könnte unter den Farben des Königreiches segeln, so war es nun noch viel schlimmer geworden. Was da am höchsten Punkt des Mastes flatterte war ein schwarzes Stück Tuch mit dem auf allen Meeren und zu allen Zeiten gefürchteten Totenschädel mit den beiden gekreuzten Knochen - der Jolly Jumper. Piraten!

Das hatte ihm noch gefehlt! Piraten! Jetzt hieß es handeln.

Saïf al-Thorå setzte das Fernrohr ab, reichte es dem nächstbesten Soldaten und rief dann so laut er konnte, um den Sturm zu übertönen.

„Holt alle Segel ein, und zwar schnell. Da hinten sind Piraten. Ihr Schiff ist größer als unseres und wahrscheinlich sind sie auch die besseren Seefahrer. Wir können nur hoffen, dass sie uns noch nicht gesehen haben.“

Zuerst missmutig, wegen der schlechten Witterung, dann aber mit beängstigender Eile, kamen seine Soldaten dem Befehl nach. Sie kletterten in die Wanten, nicht unbedingt schnell und geschickt, doch angesichts der Piratengefahr im Nacken, schneller und geschickter, als man es von Landratten erwarten durfte, und refften die Segel.

Und siehe da, mit dem Einholen der Leinwand wurde auch die bockige Fahrt der Karacke ruhiger. Zwar rollte und schaukelte sie noch immer, aber bei weitem nicht mehr so stark wie vorher. Erleichtert nahmen die Männer wenigstens dies zur Kenntnis, und dann konnten sie nur noch hoffen, dass der Plan ihres Obersts aufging, und sie ungeschoren an den Piraten vorbeischleichen konnten.

„So glaubt mi´ doch, Kapitän. Was Ih´ da macht ist Wahnsinn. Das wide´sp´icht allem, was...“

„Halt die Luft an, Hasfus Ben Sōōp, ruhig. Ich kann deine Nörgelei und Besserwisserei nicht mehr ertragen. Was weißt du, was weiß die ganze pestverdammte Mannschaft denn schon vom Segeln? Wie viele Schiffe habt ihr denn schon verloren? Wie viele? Du hast es mir doch selbst gesagt. Na also, und da willst du, ausgerechnet du, mir sagen, wie ich bei Sturm zu segeln habe.“

„Ih´ habt ja ´echt, Kapitän, nu´...“

„Hasfus Ben Sōōp, ruhig, oder lass dich kielholen.“

Achselzuckend wandte sie Hasfus Ben Sōōp, der Neger, ab und ging wieder zu seinen Kameraden, das heißt, er schwankte auf dem schaukelnden Deck zu ihnen, und machte ihnen klar, dass es keinen Sinn hatte, ihren Kapitän umstimmen zu wollen.

„Dan effen niet, dan gaat het weer een mooies schip kapot.“

„Was hat er wieder gesagt?“ wandte sich ein rothaariger Pirat an den Neger.

„Ach de´, de´ ist doch ein alte´ Schwa´zsehe´, und ve´nünftig ´eden kann e´ auch nicht.“

„Maar je, je oud kankerer.“

„Wenn dieser verdammte Nordländer nicht bald lernt, sich mit uns verständlich zu unterhalten, dann lass ich ihn über die Reling fliegen!“ der Rothaarige

funkelnde den anderen zornig an, worauf der Neger laut lachend auf seine gischtnassen Schenkel hieb.

„Ha, ha, dann haben wi' einen fliegenden Hollände', ha, ha!“

„Nu is genog! Nog een onbeschaamdheid door deze zwart zwaksinnig, en ik...“

Von hinten donnerte eine tiefe Altstimme dazwischen: „Ruhe, ihr schwachköpfigen Streithähne. Sofort klettert einer von euch wieder hinauf ins Krähenest und hält Ausschau. Na, was ist Hasfus Ben Sōōp, du hast doch so gute und große Augen! Los hinauf, oder muss ich dir Beine machen.“

„Ich klette' ja schon!“ Brummelnd kam der Neger dem Befehl nach und angelte sich in den sturmgepeitschten Wanten hoch.

Die anderen Piraten standen kopfschüttelnd am Fuß des Mastes und der Rothaarige sagte, was alle dachten: „Das ist Wahnsinn, der reine Wahnsinn. Beim Klabaftermann, was haben wir uns da nur eingehandelt!“

„Du musst reden!“ meldete sich ein anderer, „du warst es doch, der am begeistertsten von der Idee war, sie zu unserem Kapitän zu machen. Diese Frau ist es, hast du immer gesagt, diese Frau kann es.“

„Was heißt begeistert?“ wehrte der Pirat mit den roten Haaren. „Aber sie war die einzige Möglichkeit, wieder zu einem Schiff zu kommen, das wisst ihr doch alle, oder?“

Ja, das wussten sie allerdings, und es kamen auch keine - lauten - Einwände mehr. Sie nickten ihm schicksalsergeben zu und hofften nur, dass dieser Sturm bald wieder nachließ, und sie einen sicheren Hafen anlaufen konnten, wo sie gedachten, sich ihres neuen Kapitäns auf elegante und, wenn möglich, unblutige Weise zu entledigen.

Denn, das war ja das dumme Handicap bei ihrem selbsternannten Kapitän, er war eine Frau. Und was für eine! Kurven hatte die, an Stellen hatte sie die! Vergafft hatten sie sich alle in diese Figur und dann ihr Gesicht. Klassische kantige Züge, die tolle Nächte versprachen, wenn sie, ja wenn sie in irgendeiner Kaschemme Bedienung gewesen wäre, aber nein, sie war ihr Kapitän. Sie konnten sie nicht einfach überwältigen und dann über Bord mit ihr. Was wäre das für eine Verschwendung von naturgegeben Kostbarkeiten gewesen. Einen Mann über die Reling gehen zu lassen, das wäre für die Piraten eine Kleinigkeit gewesen, aber eine Frau, und dann noch so eine. Nein, da mussten sie sich schon was besseres einfallen lassen.

Und dann, immerhin war sie es, die ihnen diesen flotten Dreimaster besorgt hatte. Ohne diese Frau säßen sie noch immer in diesem kleinen Hafennest fest, ohne Geld, ohne Schiff, nur mit dem Gespött der Leute im Rücken.

Der Fonds, mit dem sie sonst ihre bescheidenen Ein- und Zweimaster erworben hatten, war aus irgendwelchen Gründen versiegt, und sie wussten schon nicht mehr, was sie am nächsten Tag essen sollten, da war diese Rassefrau erschienen, hatte ihnen versprochen, ein Schiff zu beschaffen und nur darauf bestanden, selbst als Kapitän fungieren zu können. Und sie hatten eingewilligt, was hätten sie auch sonst tun sollen. Damals glaubten sie auch noch, die Frau wäre selbst Seemann, respektive Seefrau, und als sie dann feststellen mussten, dass dem ganz und gar nicht so schien, da war es schon zu spät, da segelten sie schon mitten hinein in diesen Sturm.

„Und wenn wir sie binden, und so lange ins Kabelgatt sperren?“ wagte einer der Piraten vorzuschlagen.

„Wie willst du an sie ran? Du hast doch gesehen, wie schnell sie in der Kneipe den aufdringlichen Opiumhändler erledigt hat. Ne, das klappt nicht, wir müssen schon warten bis...“

„Segel, steue´bo´d vo´aus!“ drang in diesem Augenblick die Stimme des Negers aus dem Ausguckkorb.

„Na endlich,“ murmelte Bëllith, die geheimnisvolle Frau, der Kapitän dieser traurigen Mannschaft.

„Na endlich,“ und mit gehobener Stimme: „Was ist es für ein Schiff?“

„Eine kleine Handelska´acke, unte´ vollen Segeln!“

„Unter vollen Segeln? Sind den heute alle verrückt geworden?“ Der Rothaarige schüttelte ratlos seinen Kopf und sah fragend zu seinen Kameraden.

Doch diese wurden einer Antwort enthoben, denn jetzt geschah etwas, mit dem keiner der Piraten bis zu diesem Zeitpunkt gerechnet hatte.

Von hinten erschollen laut und präzise die nächsten Anweisungen: „Los jetzt, ihr Faulpelze. Holt das Großbramsegel ein, refft die Kreuzbandsegel, fiert die Besanrute. Macht schon, ihr lahmen Affen. Kanoniere, an die Steuerbordgeschütze...“

„Respekt, Respekt,“ dann war der Rothaarige auch schon unterwegs und mit ihm alle die anderer Piraten, die bis dahin nur mürrisch herumgestanden hatten.

In Windeseile wurden Bëlliths Befehle ausgeführt und die Fregatte verlor an Fahrt und schlich auf die fremde Karacke zu. Hasfus Ben Sōōp im Ausguck teilte mit, dass auch die anderen ihre Segel gerefft oder ganz eingeholt hatten und offensichtlich hofften, unentdeckt in dem Sturm an ihnen vorbeizudriften. Doch das sollte ihnen nicht gelingen, dafür würde er von seinem Krähennest aus schon sorgen.

Er beugte sich hinunter und schrie: „Sie sind zwei B´eitseitenlängen entfēnt und d´ehen langsam ab.“

Bëllith nickte verstehend. Das hatte sie vermutet. Der fremde Kauffahrer war offensichtlich unbewaffnet und versuchte, ihnen aus dem Weg zu gehen. Verständlich, der langsam aufkommende Nebel bot diesen Ausweg förmlich an. Doch sie verließ sich auf die scharfen Augen des Negers. Sie selbst hatte leider kein Fernrohr bei sich, und mit bloßem Auge konnte sie das andere Schiff nirgendwo erkennen. Doch, wie gesagt, dafür konnte sie sich voll und ganz auf die Adleraugen ihres Ausgucks verlassen.

„Ve´dammt, es ist weg - es ist weg!“

„Wie? Bist du noch zu retten? Warum ist es weg? He, Hasfus Ben Sōōp, willst du mich ärgern? Was heißt das, es ist weg? Es kann nicht weg sein!“

Der Neger konnte es selbst nicht verstehen. Eben hatte er das fremde Segel noch ganz deutlich steuerbord neben ihnen gesehen, dann hatte er seine Beobachtung hinuntergebrüllt, zu seiner Kapitänin, dann war das Segel auf einmal nicht mehr da. Verschluckt vom Nebel. Aber so plötzlich? Unheimlich!

„Tut mi´ leid, Kapitän, abe´... - halt, da ist es wieder, oh, beim ve´dammten Klabaute´mann, Kapitän, wenden, schnell wenden, es ist di´ekt vo´ uns...“

Seine Warnung war überflüssig, jetzt sahen auch Bëllith und die anderen das fremde Schiff. Es kreuzte ihren Kurs keine zehn Bootslängen entfernt.

„Voll Steuerbord, Rudergänger! Alle Segel reffen, schnell ihr Wantenaffen, schnell!“

Die Befehle kamen blitzartig und präzise. Hatte der fremde Kapitän seinen Verstand verloren? Sah er denn nicht, dass er genau in ihrem Kurs lag?

„Bei Neptuns Arsch, so dreh das Ruder schon herum!“ herrschte sie ihren Steuermann an.

Dieser drehte wie besessen an dem großen Speichenrad, die Muskelstränge seines Oberarms traten pulsierend hervor. Die letzten Fetzen Leinwand waren eingeholt, jetzt konnte die Fregatte nur noch auf das Ruder reagieren, oder überhaupt nicht.

Bedrohlich kam der fremde Bootskörper näher. Er schien so gut wie keine Fahrt zu machen. Auch machte er keine Anstalten, seinen verhängnisvollen Kurs zu korrigieren.

Bëllith konnte ja nicht wissen, dass auf der Karacke Soldaten hantierten, die von Navigation keinen Schimmer hatten und ihr Schiff einfach der Gewalt der Wellen ausgesetzt hatten, getreu dem Befehl ihres Oberst, nichts zu tun, und zu hoffen, ungeschoren an den Piraten vorbeizukommen.

Langsam, viel zu langsam, lief der Bugspriet aus der Kollisionslinie.

„Gaffelsegel backbord halb herablassen!“

Mit diesem Manöver hoffte sie, die Abdrift noch zu beschleunigen.

Der Rothaarige tauchte neben Bëllith auf. Er blickte abschätzend zu der Karacke, die immer noch kein Ausweichmanöver einzuleiten gedachte.

„Die Steuerbordgeschütze sind feuerbereit, Kapitän. Wenn wir noch etwas nach Backbord abfallen, bekommen wir diesen Wahnsinnigen genau ins Breitfeuer.“

„Sehr schön, Hilgvår. Hoffentlich sind deine Leute bessere Kanoniere als Strategen.“

„Selbstverständlich, Kapitän. Wir sind berühmt für unsere Treffsicherheit. Nur, bei diesem Seegang, Ihr versteht sicherlich, und dann ist diese Karacke so winzig, fast eine Nusschale im Vergleich zu unserem stolzen...“

„Ich versteh' schon Hilgvår, schon gut. Das Wetter ist auf eurer Seite. Doch seht. Wir liegen gut. Mein Manöver war wieder einmal genial. Geh hinunter zu den Kanonieren. Ich lass noch etwas beidrehen, dann jagt die erste Breitseite hinüber. Und, bitte, trifft wenigstens mit einer Kugel, oder zweien...“

Eifrig nickend verließ Hilgvår der Rothaarige das Achterdeck und suchte seine Männer an den Steuerbordgeschützen auf.

Bëllith lauschte auf das Rumpeln, als die Pfortendeckel aufgerissen wurden. Ein prüfender Blick in die Runde. Das Opfer schipperte etwa fünfzehn Bootslängen neben ihnen durch den dünner werdenden Dunst. Sie konnte bei dem anderen Schiff keine Geschützporten entdecken, nur auf dem Fockdeck stand ein kleiner Achtpfünder. Sie hatten also so gut wie keine Gegenwehr zu befürchten.

Ein verstohlenes Lächeln spielte um ihre Lippen. Es müsste schon mit dem Gezackten zugehen, wenn ihre ‚Piraten‘ nicht endlich einmal eine erfolgreiche Kaperfahrt hinter sich bringen würden.

Eine plötzliche Welle hob den Dreimaster einige Meter aus der Balance und im selben Moment hörte Bëllith das gedämpfte „Feuer“-Kommando von unterdecks. Zeitgleich mit dem Zurückfallen der Fregatte in das Wellental spürte sie den Rückstoß der Geschützatterie und ihre Augen verfolgten die erste Salve.

„Das gibt's doch nicht,“ murmelte die Kapitänin, „keinen ungünstigeren Zeitpunkt hätten diese Idioten gar nicht mehr wählen können.“

Wütend rammte sie ihre Faust in die Handfläche, da glaubte sie, drüben auf dem Fockdeck des Kauffahrts-Schiffes eine Bewegung zu sehen. Sie spähte angestrengt hinüber, es blitzte kurz auf, ein heller Blitz, der sie Böses ahnen ließ - dann knirschte und splitterte es neben ihr, als der Steuermann und sein Helfer stöhnend und blutend zu Boden sanken und anstelle des Steuerrades nur noch hässliche Holzfetzen herumhingen, dicht daneben ein gezacktes Loch im Boden.

Die Meeresschaukel bewegte sich wieder, die Fregatte wurde backbords angehoben, wieder ertönte von unten eine Feuerkommando - und eine zweite Salve verließ die Steuerbordgeschütze.

Die Kugeln kamen keine zehn Meter weit, dann versanken sie gischtend noch weit vor der Karacke in den unergründlichen Meerestiefen.

Bëllith wurde es zuviel. Sie stieß die beiden verletzten Piraten zur Seite und besah sich den Schaden. Das Steuer war unbrauchbar. Die zerstörerische Achtpfünder-Kugel lag zwei Decks tiefer.

Der fremde Segler hatte wieder Leinwand gesetzt und beeilte sich, aus der Reichweite der nun steuerlosen Fregatte zu kommen.

„Feuer einstellen!“ bellte sie hinunter in das Zwischendeck, „Handwerker zu mir, und einen Feldscher!“

Sie wollte es noch immer nicht glauben. Ihre Männer jagten zwei komplette Salven aus ihren Zwölfpfündern nutzlos in die Weite des Meeres, und die kleine Karacke schoss nur ein einziges Mal, und jetzt hatten ihre Piraten ein manövrierunfähiges Schiff. Wenn der Kauffahrer Mut und Umsicht besaß, dann konnte er sie jetzt mit Leichtigkeit zusammenschießen, und sie konnten sich nicht einmal dagegen wehren.

Doch der andere hatte es offenbar eilig, nur wegzukommen. Auch gut!

„Hilgvår! Hilgvår? Hilgvår!“ Der Rothaarige duckte sich unter den wütenden Augen seiner Kommandantin.

„Nein, sag jetzt nichts, sag nichts! Mir reicht, was ich gesehen habe. Bring auf dem schnellsten Weg das Steuer wieder in Ordnung. Und lass mein Fernrohr aus meiner Kajüte bringen und es Hasfus hinaufreichen. Wir dürfen diesen Kerl nicht aus den Augen verlieren. Der ist mir noch was schuldig!“

Erleichtert rannte der Pirat davon und führte die Befehle seiner Kommandantin aus.

Den Steuermann und seinen Helfer hatten zum Glück nur die umherschwirrenden Holzsplitter des Steuerrades verletzt. Sie waren schnell verarztet und standen mit brennenden Augen neben den Zimmerleuten, die sich bemühten, den Schaden schnellstens wieder zu beheben.

Unterdessen wankte die Karacke davon. Hasfus Ben Sōöp presste das Fernrohr an sein Auge und stierte den kleiner werdenden Segeln nach. Ihn erschütterte weniger die Tatsache, dass seine Kameraden Löcher ins Wasser geschossen hatten, das war er von ihnen ja gewohnt, als vielmehr der einzige, dafür um so verhängnisvollere Schuss des Kauffahrers. So einen Schützen müssten sie auch haben. Bei so einem Seegang mit einem Achtpfünder das Steuer des Gegners zu zerschmettern. Das war schon was!

Der Meisterschütze auf dem Schiff Saïf al-Thorås konnte es immer noch nicht fassen. Mehr aus Verzweiflung hatte er sich an die kleine Kanone auf dem Fockdeck gestellt und eine Kugel zu dem Piratenschiff hinübergejagt. Er wollte nur

nicht einfach so dastehen und sich zusammenschießen lassen. Wohin er gezielt hatte, konnte er nicht einmal mehr sagen. Einfach irgendwo, nach dem Motto, mehr als ins Wasser treffen konnte er nicht. Und dann das! Kaum dass der Einschlag verklungen war, hatte sich eine Hand auf seine Schulter gelegt und Saïf al-Thorå war neben ihm gestanden und hatte über sein ganzes verschlagenes Gesicht gestrahlt.

„Hier!“ er hatte ihm sein Fernrohr gereicht. „Schau, was du getroffen hast! Auch wenn dein Schuss nur Zufall war, so hat er uns wahrscheinlich für’s Erste gerettet.“

Eine Zeitlang beobachtete der Schütze noch, wie auf dem Piratenschiff fieberhaft gearbeitet wurde, dann war die Entfernung für das einfache Fernrohr zu groß und er reichte es seinem Oberst wieder.

Wenn es ein Zeichen des Himmels für die Richtigkeit ihres Unternehmens war, dann musste es dies gewesen sein. Auch viele seiner Kameraden, die insgeheim nicht so recht mit der Entführung der Königin einverstanden gewesen waren, dachten nun anders über die Aktivitäten ihres Oberst. Zwar gab es immer noch einige unter den Soldaten, die meinten, dieser Treffer konnte sowohl ein Werk der guten Vorsehung als auch eine List des Bösen gewesen sein, doch behielten sie ihre Meinung wohlweislich für sich.

Zudem besserte sich das Wetter mit jeder Minute zusehends, und sie hatten gute Chancen, von den Piraten so schnell nicht mehr belästigt zu werden.

Das gute Wetter bescherte auch bald wieder hervorragende Sicht, die Stimmung der Soldaten hob sich ebenfalls, wenngleich einige mit grünen Gesichtern an der Reling hingen nach dem scheußlichen Sturm, und sie begannen, sich allmählich an das Leben als Seeleute zu gewöhnen, da erschallte aus dem Ausguck am Mars-Segel wieder der Ruf: „Schiff in Sicht!“

Saïf al-Thorå war sofort zur Stelle und brüllte fragend hinauf: „Die Piraten?“

„Nein, Oberst. Es hält von Land her auf uns zu.“

Saïf al-Thorå ließ sich eine der ihm eher rätselhaften Seekarten bringen und breitete sie an der Reling aus.

„Von Land? Tja, wo könnte es herkommen? Leider habe ich keine Ahnung, wo wir uns genau befinden. Der Sturm hat mir jede Orientierung geraubt. Aber das Schiff kann eigentlich nur von Pörtúvet kommen. Oder ich halte die Karte verkehrt herum? Pörtúvet wäre natürlich schlecht, denn dort liegt meines Wissens eine kleine königliche Flotte.“

Und wieder zu dem Ausguck hinaufgewandt: „Kannst du die Flagge erkennen?“

„Ja, Oberst. Es ist die königliche!“

„Verflucht, geht denn heute alles schief!“

Wütend wischte er die nutzlose Karte ins Meer und sah sich auf seinem kleinen Schiff um. Sie hatten wieder alle Segel gesetzt, jeden Fetzen Leinwand, den sie auftreiben konnten. Schneller ging es nicht mehr. Und die königliche Flotte im Hafen von Pörtúvet bestand aus lauter schnellen Fregatten, gegen die er nicht die geringste Chance hatte.

Da kam ihm eine verwegene Idee. Hinter sich wusste er das Piratenschiff, von schräg achtern näherte sich die Königs-Fregatte. Das könnte klappen, das musste einfach klappen.

„Wenden, wir segeln zurück!“

Seine Behelfsmatrosen trauten ihren Ohren nicht. Doch sie taten wie befohlen. Die Segel wurden teilweise gerefft, der Rudergänger riss das Steuer herum und in einem großen Bogen drehte die Karacke ab und nahm Kurs zurück.

Unterdessen war der Sturm endgültig vorüber und klarstes Wetter herrschte über diesem Teil des Meeres. Hervorragendes Wetter für den verzweifelten Plan des Oberst.

„Der Pirat ist wieder schräg hinter uns!“ schrie der Mann vom Ausguck.

„Bestens, bestens. Bringt uns auf einen Kurs zwischen die beiden Fregatten. Versucht es wenigstens.“

Allmählich begriffen seine Männer, was ihr Kommandant vorhatte. Sie nickten bewundernd und hantierten wie besessen an den Segeln und Wanschen, um die Karacke auf den gewünschten Kurs zu dirigieren.

Auch die königliche Fregatte änderte ihre Richtung und drehte nach Backbord bei. Der Pirat seinerseits ließ sich steuerbords abfallen, und alle drei Schiffe strebten einem gemeinsamen Zielpunkt zu. Die beiden Fregatten wesentlich schneller als die kleine Karacke, und genau das war es, was Saïf al-Thorå beabsichtige.

Sein Fernrohr schwenkte zwischen den beiden feindlichen Schiffen hin und her, dann erscholl sein Kommando: „Alle Segel reffen, Rudergänger auf Nullfahrt!“

Und wieder sausten seine Landratten in die Wanten und werkelten wie alte Matrosen.

Die Karacke verlor an Fahrt bis sie fast stillzustehen schien.

Nicht so die beiden schnellen Fregatten. Sie rauschten mit voller Fahrt aufeinander zu. Es sah so aus, als ob sie sich gegenseitig aufspießen wollten. Erst im letzten Moment drehten beide ab und fast gleichzeitig spieen auf beiden Schiffen die Kanonen Tod und Verderben auf die gegnerischen Decks.

Selbst auf die Entfernung konnte Saïf al-Thorå das Splintern und Krachen hören, als die Breitseiten einschlugen. Begeistert verfolgte er die Seeschlacht. Schon nach den ersten Salven war abzusehen, dass der Pirat keine Chance gegen den königlichen Segler hatte. Zwar schoss er aus allen Rohren, fast ohne Unterbrechung, doch seine Kanoniere hatten scheinbar nicht ihren besten Tag. Die meisten Salven saßen zu hoch und zu ungezielt, während das königliche Schlachtschiff langsam aber sicher Kleinholz aus dem Piraten-Dreimaster machte.

„Kannst du erkennen, wie das königliche Schiff heißt?“, wollte Saïf al-Thorå von seinem Ausguck wissen.

„Es ist die ‚Lachmöwe‘, Oberst!“

Die ‚Lachmöwe‘. Arme Piraten. Saïf al-Thorå kannte dieses Schiff. Und er wusste auch, wer es befehligte. Das schnellste Schiff des Königs stand unter dem Kommando des Commodore Buil-Bláz.

Noch wehrte sich der Pirat, doch schon jetzt brannte seine Fregatte an mehreren Stellen, der Großmast war oberhalb der Bramstag zerfetzt, der Besanmast fehlte ganz, und es war ein Wunder, dass das runderneuerte Steuer nicht schon wieder getroffen war.

„Sofort wieder alle Segel setzen, wir wenden und suchen das Weite. Jetzt oder nie!“

Es rauschte und knatterte, als die Segelbahnen wieder herunterrollten und die Schoten an den Stags festgezurr wurden. Saïf al-Thorå drehte sich auf der

wendenden Karacke um. Er wollte keine Minute des Kampfes verpassen. Und er hätte wirklich etwas verpasst, wenn er sich abgewandt hätte.

Denn plötzlich vollführte der Pirat ein seltsames Manöver. Er legte sich gefährlich steuerbords und rauschte geradewegs auf die Königs-Fregatte zu. Wenige Meter neben ihr, sein Feuer hatte er eingestellt, wippte er wieder nach Backbord und kam Flanke an Flanke mit seinem Feind zum liegen.

„Verrückte Hunde, aber mutig,“ murmelte Saïf al-Thorå, als er durch sein Glas sah, wie die Piraten darangingen, den ungleichen Kampf vom Wasser auf die Decks der beiden Schiffe zu verlagern. Er schaute noch einmal mit weit aufgerissenen Augen hin. An der Spitze der Freibeuter stürmte eine kräftige Gestalt auf die verdutzen Mariner des Königsschiffes ein. Wenn Saïf al-Thorå nicht mit Sicherheit gewusst hätte, dass sein ehemaliger Hauptmann Kårkonnan ganz woanders stationiert war, so hätte er schwören können, dass er es war, der auf Seiten des Feindes sich mit wuchtigen Säbelhieben seinen Weg durch die gegnerischen Reihen hackte.

Sein kleines Schiff hatte unterdessen Fahrt aufgenommen, und so leid es ihm auch tat, der Oberst konnte nicht mehr mitverfolgen, wie der Überraschungsangriff der Piraten endete.

Er steckte sein Fernrohr wieder weg und begab sich hinunter zu seiner Gefangenen. Mit ihr hatte er noch eine Rechnung offen und so ließ er das Ende der Seeschlacht weit hinter sich zurück.

Buïl-Blåz konnte es nicht fassen. Der Sieg war so gut wie sicher. Einen gezielten Treffer noch unter die Wasserlinie des Piratenseglers und es war aus mit ihm. Stattdessen saß er jetzt gefesselt in seiner eigenen Kapitänskajüte. Vor ihm stand triumphierend eine Frau und ließ es sich gefallen, dass die wilden Freibeuter sie wieder und wieder hochleben ließen. Die überlebenden Seemänner seines Schiffes waren unterdecks gebracht und gut gefesselt verstaubt worden.

Dass ihm das passieren musste! Von Piraten gefangen zu werden. Und dann auch noch von *diesen* Piraten! Er erkannte einige von ihnen. Aber wer hätte auch damit rechnen können, dass diese Irren sich zu dieser Verzweiflungstat entschließen würden? Nun, sie hatten es getan, und sie hatten gesiegt.

Buïl-Blåz warf einen Blick durch das geöffnete Fenster der Heckgalerie. Draußen versank brennend die Piratenfregatte in den Wellen. Es war ein gutes Schiff, dieser Dreimaster, den er zusammengeschossen hatte. Vielleicht war er auch zu leichtsinnig geworden, als er erkannte, wie miserabel die Schützen der Piraten agierten. Wer konnte auch ahnen, dass sie zwar hinter den Geschützluken begnadete Stümper, dafür aber Mann gegen Mann überragende Einzelkämpfer waren. Und allen voran diese Furie von einer Frau, ihre rassige Kapitänin. Sie hatte gewütet wie eine Berserkerin, sich eine blutige Bahn geschlagen bis zu ihm. Und bis er sich besann, und sich der Frau, einer Frau, energisch in den Weg gestellt hatte, war er schon überwältigt gewesen. Er hatte ihr Angebot, sich zu ergeben, angenommen, das hatte wenigstens den meisten seiner Männer den Tod erspart.

„Also noch einmal,“ er fühlte sich vom Fenster weggerissen und zu der Piratin gedreht.

„Noch einmal, Commodore. Du behauptest, du seist im Auftrag des Königs unterwegs, um seine Frau wiederzufinden?“

„So ist es, und jetzt dürfte sie schon über alle Wellen sein!“

Bëllith wandte sich an Hilgvår den Rothaarigen, dessen glänzendes Gesicht nicht nur vom Kampf gerötet war.

„Hör endlich auf, so zu saufen, Hilgvår. Kennst du diesen König und seine Frau?“

„Aber natürlich, Captain, natürlich - hicks. Das ganze Lland ischt in Aufluht wegen der Entüllung - hicks.“

„Hasfus Ben Sōöp, kennst du diesen König ebenfalls?“

„Oh ja, natü'lich, Kapitän. Jede' hie' kennt doch König Thô'-Saldis und seine F'au, Königin Alda'ianå. Ih' etwa nicht?“

„Nein, aber erzähl mir mehr davon.“

Bëllith setzte sich auf den Rand des großen Kartentisches und hörte zu, was ihre Piraten ihr abwechselnd erzählten.

„König Thôr-Schaldisch ischt der glöschte König, den...“

„Hilgvår, lass das, geh hinaus zu deinen Leuten und besauf dich mit denen weiter. Du stinkst wie eine ganze Schnapsbrennerei.“

„Ja, oh Captain, wie eine Schnapscherrellei! Ich geh hinaus, ja, ich geh mich beschaufen - hick!“

Und er verschwand schlingernd nach draußen zu seinen nicht minder besoffenen Kameraden.

„Kapitän Buil-Blåz, erezählt Ihr mit bitte etwas über dieses Königreich.“

Der Commodore tat, wie geheißen und er berichtete von dem Reiche Årrahås, dem König, der Königin, dem schändlichen Verrat des Oberst Saif al-Thora und er beschwor Bëllith: „Wir brauchen unsere Königin wieder, Lady Bëllith. Ohne sie sind unsere Leute nicht motiviert genug, gegen diesen neuen Feind aus dem Norden der Welt zu bestehen. Ganz abgesehen davon, dass der König selbst nur die Hälfte wert ist ohne seine Frau.“

„Ja, das ist 'ichtig, Kapitän. Diese' Obe'st Saif al-Tho'å ist ein g'öße' Halunke. Auße'dem sind wi' ihm noch eine 'evanche schuldig.“

„De neger hebt recht, kapitein. Deze onebschaamdheit kunn we niet zonder straf laten.“

„Was hat er gesagt?“ Auch Bëllith kam mit der Sprache des blonden Nordländers nicht zurecht.

„E' hat gemeint, dass wi' ihn e'wischen und fe'tig machen müssen.“

„Oh ja, das müsst Ihr, Lady Bëllith. Eure Leute haben Recht. Wir müssen diesen Hund erwischen, ehe er aus unserer Reichweite entwischt.“

„Nun ja. Eigentlich ist es egal, was wir als nächstes unternehmen. Und, wenn Ihr verspricht, Commodore Buil-Blåz, dass Ihr uns keine Schwierigkeiten macht, und auch für Eure Leute garantieren könnt, dann nehmen wir die Verfolgung auf. Wir haben jetzt ein hervorragendes Schiff mit Eurer ‚Lachmöwe‘, außerdem besitzt Ihr die weitaus besseren Schützen - nein, kein Einwand Hasfus Ben Sōöp, so ist es nun einmal - und gemeinsam müssten wir es schaffen können.“

„Natürlich, natürlich!“ Buil-Blåz traute seinen Ohren nicht. „Ich versichere Euch, bei allem, was mir heilig ist, meine Männer stehen Euch zur Verfügung. Und über den Vorfall Eurer Piraterie wird niemand etwas erfahren am Hof. Ich werde berichten, dass die Schäden und die Ausfälle beim Kampf gegen den Oberst entstanden sind.“

„Wer sagt, dass wir anschließend zum König wollen, Commodore? Aber, abgesehen davon bin ich einverstanden. Bindet ihn los. Nur noch eines! Ihr habt

zwar Eure Freiheit wieder, Eure Männer ebenfalls, aber Kommandant des Schiffes bin und bleibe weiterhin ich.“

„Selbstverständlich, Lady Bèllith, Ihr habt mich im fairen Kampf besiegt. Das Schiff ist Euer, und unser Leben ebenfalls. Und, glaubt mir, wenn wir die Königin befreit und dem König zurückgebracht haben, dann erwarten Euch und Eure Leute Ehre und Lohn in Hülle und Fülle.“

„Darauf pfeife ich, Commodore. Mir geht es um etwas ganz anderes. Doch das würdet Ihr nicht verstehen. Also abgemacht, hier meine Hand, Commodore, schlagt ein.“

Buïl-Blâz ergriff die Rechte der schönen Bèllith und eine merkwürdige Mannschaft machte sich auf, den flüchtigen Oberst zu erwischen, ehe dieser mit seiner Gefangenen beim Feind angelangen konnte.

Die Schlacht

Auf dem Höhepunkt seiner Macht hatte der römische Gladiator Spartacus, der im Jahre 73 v.Chr. eine Sklavenrevolte anführte, 90.000 Mann unter seinem Kommando. Er kontrollierte fast das gesamte Süditalien.

„**S**ie kommen! Sie kommen!“ Der Ruf verbreitete sich mit Windeseile im Heerlager Kârkonnans.

Der Alarmschrei führte zu den unterschiedlichsten Reaktionen. Während sich die alten Haudegen freuten, endlich wieder etwas gegen das Verrotten ihrer Waffen unternehmen zu können, und sich wenig darum scherten, wie viele da kamen und wer sie waren, herrschte im Zelt des Hauptmanns emsiges Treiben und Beratschlagen.

Der Späher, der die anrückende Armee entdeckt hatte, stand zum einen vor dem Kartentisch und zum anderen Kârkonnans Rede und Antwort.

„Wie viele sind es?“ wollte der Hüne aus dem Norden wissen.

„Ja, nun, mehr als ich zu zählen vermag, Hauptmann.“

„Irrsinnig erschöpfend diese Auskunft,“ war der zwingende Kommentar Lord Ravenclaws.

Auch Kârkonnans konnte mit dieser Zahl herzlich wenig anfangen. Er blickte skeptisch zu dem jungen Lord und meinte dann: „Richtig, mein junger - äh, Freund. Aber macht es einen Unterschied ob es zehntausend oder fünfzehntausend sind?“

Jared kam seinem Bruder zuvor: „Ja, das macht schon einen Unterschied.“

„Und wieso?“ Kârkonnans hatte zwar im Prinzip nichts gegen Mitkämpfer, die mehr konnten, als nur ihre Waffen schwingen, doch er fürchtete um seine Kompetenz, wenn immer andere etwas behaupteten, für das er selbst auf Antrieb keine triftigen Gründe erkennen konnte.

„Wieso? Ganz einfach. Ob zehntausend oder fünfzehntausend ist natürlich wirklich ohne Belang, aber, wie der Soldat sagt, mehr als er zählen kann, das können auch hunderttausend oder noch mehr sein.“

Kârkonnans nickte unwillig. Sein hinter ihm stehender Adjutant schmunzelte.

„Einem Vorschlag von meiner Seite zugeneigt, Hauptmann?“

„Aber klar, Bën-Sôn, dafür haben wir dich doch. Lass mal hören.“

Der Neger trat grinsend neben ihn und blickte die beiden Helden-Brüder an.

„Mit Verlaub, edler Lord - wie war doch gleich wieder Euer Name - ah, ja, Jared of Avarêl, warum steigt Ihr nicht auf den Drachen Eurer Freundin, statt auf sie selbst, und zählt mit eigenen Augen?“

„Lump,“ murmelte der ältere der beiden Lordbrüder. Laut erwiderte er: „Keine grundweg schlechte Idee, Ben-Zin, äh, ich meine Bën-Sôn. Aber ich bin nicht der einzige, der über tausend zählen kann. Auch Xandrina selbst beherrscht diese Fähigkeit. Ich finde, meine Anwesenheit im Lager ist wichtiger. Denn egal, wie viele Feinde im Anrücken sind, es werden auf jeden Fall mehr sein, als wir selbst Soldaten haben.“

„Keine Einwände,“ Kârkonnans fand es an der Zeit, auch wieder mal etwas zum Besten zu geben.

„Und deshalb erlaube ich mir, für unsere Truppen eine Strategie auszuarbeiten, wie wir ohne große Verluste dieses Mammutheer aufhalten, eventuell sogar besiegen können...“

„Quatsch, Strategie,“ brummelte der Chimmaraner. „Das machen wir wie bei mir zu Hausen in den Wäldern bei der Wolfsjagd.“

„Das sind aber keine Wölfe, Hauptmann, und dann bezweifle ich, dass Ihr jemals gegen hunderte von Wölfen gleichzeitig kämpfen musstet. Ihr erinnert Euch doch an das, wie ihr es nennt, Scharmützel am Sumpf?“

Doch statt sich diese Worte zu Herzen zu nehmen grinste der breitschultrige Hauptmann nur und erinnerte sich.

„Eben, genau, Herr Lord, Ihr sagt es. Wir haben doch noch Eure Xandrina mit ihren Zauberwaffen. Sie soll mit ihnen wieder für Verwirrung sorgen, den Rest erledige ich dann im Alleingang.“

Ravenclaw ballte seine Fäuste, dass sich die Fingernägel in die Handflächen gruben. Dieser arrogante Halbwilde brachte ihn mit seiner Angeberei noch zum Ausrasten. Er spürte die Hand Jareds auf seinem Arm und blickte in dessen lächelndes Gesicht.

„Lass gut sein, Ray-Ray, der wird noch früh genug klein und brav,“ die geflüsterten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Ravenclaw entspannte sich. Kârkonnann hatte das in heimischem Dialekt geführte Getuschel nicht verstanden, es war ihm auch gleichgültig. Immerhin beherzigte er den Rat seinen Adjutanten und bat einen seiner Ordonnanzoffiziere, nach Xandrina zu schicken.

Ravenclaw hatte sich zur Beruhigung zurückgezogen und Jared war mit Hammer näher an den Kartentisch getreten. Hammer ließ es sich nicht nehmen, zu beweisen, dass auch er über gewaltige Körperkräfte verfügte und schob den im Weg stehenden Chimmaraner einfach zur Seite, um für seinen Lord Platz zu machen.

„He, was fällt Dir ein...“ Bën-Sôn besänftigte seinen Chief und dirigierte ihn neben Jared und Hammer.

„Sieh her, Kârkonnann,“ Jareds Zeigefinger deutete auf einen Fleck nördlich ihres Heerlagers. „Wenn die Karte stimmt, dann ist hier eine große Talsenke eingezeichnet.“

„Ël-Tschúf, ja und...“

Jared schüttelte beherrschend den Kopf. Manchmal konnte er seinen Bruder schon verstehen. Er blickte von der Karte auf und starrte direkt in die eisgletscherblauen Augen des Chimmaraners.

„Jetzt hör mir einfach mal zu, Hauptmann Kârkonnann. Was ich jetzt sage, meine ich verdammt erst. Wir haben unseren Spaß gehabt, du hast meinen Bruder geärgert, er hat dich geärgert, das sollte jetzt vorbei sein. Jetzt geht es um mehr, als um Kompetenzen und Besserwisserei, jetzt geht es ums Überleben. Wie viel Männer haben wir denn? Du befehlighst etwa 5.000 Leute, wir haben knapp 200 Kämpfer. Du kannst es drehen und wenden wie du willst, es sind bei weitem zu wenig für einen konventionellen Kampf Mann gegen Mann, wie du ihn gewohnt bist. Nein, sag jetzt nichts. Ich weiß, dass du selbst keine Bedenken hast, allein gegen diese Meute anzutreten. Auch wir beide, auch die beiden Frauen, stellen jeder eine kleine Ein-Mann-Armee dar, aber deine Leute und unsere Männer, müssen wir sie grundlos opfern? Lass dir meine Pläne erklären, in aller Ruhe. Und dann entscheide dich. Okay - einverstanden?“

Ravenclaw ballte zustimmend die Fäuste, so mochte er seinen Bruder. Kârkonnan grübelte dafür schwer, er blickte zu seinem Adjutanten und den anderen Offizieren, die bei ihm standen. Auf den Gesichtern Sôn-Andâs und Hammers fand er Zustimmung, die anderen standen neutral herum, und Bën-Sôn nickte ihm bejahend zu.

„Ich höre.“

Erleichtert beugte sich Jared wieder über die mehr oder weniger zuverlässige Landkarte und wartete, bis auch die anderen Männer, inklusive seinem Bruder, sich um den Tisch versammelt hatten. Dann begann er, ihnen seine geplante Strategie zu erklären. Das war ganz und gar nicht einfach. Die wenigsten Widerstände kamen von Hammer und Ravenclaw, bei den anderen Offizieren musste er schwer argumentieren, bis er deren Misstrauen beseitigt hatte. Ganz allmählich begriffen sie, was er vorhatte. Am ehesten war noch Bën-Sôn für den Schlachtplan zu begeistern, und er war es denn auch, der seinen Hauptmann zu guter Letzt von den Überlegungen Jareds überzeugte.

Lange stand Kârkonnan über die Karte gebeugt da, dann gab er sich einen Ruck und schaute den Lord of Javarêêl lächelnd an.

„Also schön, Jared, also schön. Wir machen es so, wie du es vorschlägst.“

Die Tatsache, dass sich die beiden mittlerweile duzten, schien gar niemandem so richtig aufgefallen zu sein, und jetzt war es schon mal passiert. Und warum auch nicht, in der Schlacht würden sie Seite an Seite fechten, und einem ‚Du‘ ist schneller und leichter einmal geholfen als einem ‚Sie‘.

Die Zeltbahn am Eingang schwang auf und Xandrina kam zu ihnen herein. Jared konnte gerade noch erkennen, wie sie einen kleinen Taschenrechner in ihrem Gürtel verschwinden ließ.

„Ah, die bezaubernde Magierin,“ Kârkonnan nickte ihr einladend zu.

Xandrina kam ohne Umschweife zum Thema. „Ich bin nah genug herangekommen, um sie zählen zu können. Natürlich nicht jeden einzelnen, aber meiner Schätzung nach haben wir es mit mindestens 50.000 Angreifern zu tun.“

„50.000, das reicht,“ Jared fuhr sich durch seinen Vollbart. Außerdem sollte dieser Barbarenhäuptling nicht immer so begehrtlich zu seiner Freundin starren. Aber, nicht ablenken lassen. „Mehr hätten es auch nicht sein dürfen.“

Kârkonnan riss seinen Blick von der Frau in ihrem knappen Outfit weg und fragte nachdenklich: „Wie weit sind sie noch weg?“

„Etwa zwanzig Kilometer.“

„Zwanzig was?“ Kârkonnan blickte sie fragend an.

„Einen Tagesmarsch, ist dir diese Auskunft lieber, Hauptmann?“

Mit dieser Erklärung Jareds konnte der Chimmaraner in der Tat mehr anfangen. Er wandte sich an seine Offiziere: „Befehlt den Aufbruch. Ihr habt mitbekommen, wie unser Plan aussieht, lasst die Männer dementsprechend ausrücken.“

Und an Hammer gewandt: „Wenn Ihr Eure Soldaten ebenfalls bereitstellen könnt?“

„Selbstverständlich, Hauptmann!“ Hammer nickte den Anwesenden zu, dann folgte er Kârkonnans Offizieren nach draußen.

Ravenclaw war neben seinem Bruder getreten. „Kann es sein, Herr Stratege, dass ich den Schlachtplan, den du eben so überzeugend entworfen hast, schon mal irgendwo gesehen habe?“

„Schön möglich, Bruder, schon möglich. Ich verrät dir später, was du meinst.“

Achselzuckend drehte sich Ravenclaw ab und verließ ebenfalls das Zelt. Auch Kârkonnann, Jared, Xandrina, Bën-Sôn und Sôn-Andâ packten ihre Sachen zusammen und bereiteten sich vor, den Heeren Ćszudracs die erste große Schlappe zu bereiten.

Das Tal Êl-Tschúf!

In Eilmärschen war die vereinigte Streitmacht Kârkonnans und Hammers eingetroffen und hatte Aufstellung bezogen. Sie hatten, wie vorgehabt, das Tal vor der Armee Ćszudracs erreicht und sich nach Jareds Plänen verteilt.

Auf einer kleinen Anhöhe stehend beobachtete dieser zusammen mit dem Chimmaraner die näherkommenden Feinde. Das waren gut 50.000, eher mehr. Überrascht registrierte Elirc, dass Ćszudracs wilde Horden diesmal sogar so etwas wie eine kleine Schlachtordnung aufgestellt hatten. In der Mitte kam zwar ein unüberschaubares Durcheinander von Fußtruppen, aber zu beiden Seiten waren sie von mehreren Reitertruppen flankiert.

„Gut,“ murmelte Jared und winkte seine Freundin zu sich. „Sehr gut, das macht es uns sogar noch leichter. Xandi, nimm bitte den Drachen und umflieg den Feind in großem Bogen. Nimm Rhalina mit. Schaut, ob hinter ihnen noch mehr kommen, oder ob wir es vorerst nur mit diesen zu tun haben.“

„Mit Rhal? Das ist ein guter Witz, John. Die bringst du auf keinen Drachen!“

„Ach so, na gut, ich wollte euch bloß aus dem Kampf heraushalten.“

„Danke, aber ich nehme lieber Sôn-Andâ mit. Ich hab mich schon einmal verfolgt, das reicht.“

„Logisch, ist mir Recht.“

„Aber ich flieg ungern weg, John, jetzt, wo wir uns endlich haben.“

„Du brauchst um mich keine Angst haben, Xandi. Ich pass schon auf mich auf, ich kann das auch ohne euch Schutzengel. Das ist es doch, was dich bekümmert?“

Das war es auch. Und nur mit der Versicherung, auf keinen Fall zu leichtsinnig oder übermütig zu sein, dafür wäre ja sein Bruder da, verließ Xandrina ihren John und ging zu Lûû und Sôn-Andâ.

Unterdessen waren die Horden Ćszudracs zum Stehen gekommen. Sie hatten die ersten Soldaten Kârkonnans erblickt und einige der feindlichen Anführer schienen sich zu beratschlagen.

Dann war es soweit - die Schlacht um Êl-Tschúf begann!

Kârkonnann war wieder zu seinen Soldaten geeilt und Jared stand allein mit Bën-Sôn auf dem Feldherrenhügel und beobachtete den Ablauf.

Die kombinierte Streitmacht König Thôr-Saldís´ war unterteilt in einen Fußtrupp mit dem Gros der Soldaten Kârkonnans. Links und rechts davon standen zwei Phalanxen zu je 256 Mann, Schulter an Schulter, 16 Reihen tief. Ganz links stampfte die Kavallerie Hauptmann Hammers und auf der rechten Seite hatte Ravenclaw das Kommando über eine zweite berittene Einheit.

Obwohl Kârkonnans Fußtruppe weitaus schwächer war als die Ćszudracs, ließ er sie in der Mitte vorrücken und einen Keil bilden, mit sich selbst als Spitze. Hell klang der erste Feindkontakt bis zu Jared herauf. Im Nu hatte sich um den Chimmaraner ein Knäuel hauender und stechender Wilder gebildet. Die Kampfschreie der Veteranen mischten sich mit den gutturalen Brüllern der Seelenlosen.

Kârkonnar war wieder in seinem Element. Eine blutige Todesspur hinter sich lassend war er bald tief in die Reihen des Gegners eingedrungen. Diese fochten in der Tat wie entfesselte Teufel. Es dauerte nicht lange und von dem schönen gleichmäßigen Keil war nicht mehr viel übrig. Die anfangs enge Formation der alliierten Fußtruppen war zersplittert in zahlreiche Einzelkämpfe und Bën-Sôn stellte mit Schrecken fest, dass außer Kârkonnars kein weiteres nennenswertes Vordringen in die Reihen des Gegners stattfand. Die ungestüm anrennenden Wilden mit ihren maskierten Anführern rissen immer tiefere Löcher in die verzweifelt kämpfenden königlichen Fußtruppen. Der schwarze Adjutant machte eine entsprechende Bemerkung, da gab Jared das Signal für Hauptmann Hammer.

Und der Ćszudracschen Tragödie erster Akt begann. Wie ein Wirbelwind fegten die Reiter des Landbewahrers von links in die ungeübten Reiterhorden der Angreifer. Es war klar zu erkennen, dass diese nicht die Bohne von Kavalleriekampf verstanden. Jared hatte die große Talebene mit Geschick gewählt. Das Chaos auf der rechten Seite von Ćszudracs Armee war perfekt. Gnadenlos metzelten Hammers Reiter nieder, was ihnen vor die Schwerter und unter die Hufe kam. Immer wieder wichen sie geschickt zurück, sammelten sich in dem weiten Terrain und überritten die schon fast geschlagenen gegnerischen Reihen. Viele von Ćszudracs Berittenen stiegen ab, um zu kämpfen, wie sie es gewohnt waren. Sie wurden eine noch leichtere Beute für Hammers Kavalleristen. Ein kleiner Teil der Soldaten des Landbewahrers blieb, um den kläglichen Rest von Ćszudracs Reitern niederzumachen, während der Großteil nach rechts abschwenkte, wo unterdessen Ravenclaws Berittene auf die linke Seite des Gegners getroffen waren.

Auch bei den Fußtruppen war eine Wende eingetreten. Die beiden zu Anfang zurückgewichenen Phalanxen griffen jetzt von beiden Seiten die Flanken der nachdrängenden Wilden an und es zeigte sich, dass diese uralte mazedonische Kampfarm noch nichts von ihrer Wirkung verloren hatte. Zwar waren die Speere nicht so lang wie zu Zeiten Alexanders des Großen, aber sie reichten aus, dessen alte Strategie einigermaßen zu kopieren. Gegen die tiefgestaffelte Speerwand waren die Wilden mit ihren kurzen Hieb- und Stichwaffen weitgehend machtlos. Ermuntern durch diese Erfolge ihrer eigenen Kameraden hatte sich auch das Hauptheer der königlichen Fußtruppen wieder gefangen, und ein zurückwandler Kârkonnar tat das seinige, um die eigenen wankenden Reihen wieder zu stabilisieren.

Die von beiden Seiten attackierte rechte sogenannte Reiterei Ćszudracs bestand auch nicht lange. Ravenclaw und Hammer hatten verhältnismäßig leichtes Spiel mit ihr.

Jared nahm verblüfft seinen Feldstecher zur Hand und schaute hinunter, wo sein Bruder mit seinem Ulgus-T'ar wütete. Dicht hinter ihm ritt - tatsächlich, Rhalina, in der Rechten ein blutiges Schwert, mit der linken Hand ihre Beretta schwingend. Langsam glaubte er, was die drei Frauen von sich behauptet hatten.

Wie dem auch war, noch ehe Kârkonnar wieder zu seinen Kämpfen aufgeschlossen hatte und dort blutige Ernte hielt, waren der angreifenden Heerschar beide Flügel gestutzt und die siegreiche Kavallerie brach von hinten in die stark dezimierten Reihen Ćszudracs. Jetzt war es wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis die Schlacht zugunsten König Thôr-Saldis' entschieden war.

Jared stand zufrieden auf seinem Hügel, da spürte er ein leises Wimmern an seiner Seite, dort wo Šcofaldur in der Scheide ruhte, oder ruhen sollte.

Irritiert sah der Lord zu seinem Schwert und umfasste den Griff. Es durchfuhr ihn eiskalt. Ein Schauer überkam ihn. Er vernahm ein leises Wispern der Ungeduld und der Verzweiflung. Kam das wirklich von seiner Klinge. Er glaubte nicht an so Sachen wie die Seele von Dingen, und doch - Šcofaldur, es stöhnte und winselte. Šcofaldur, es fühlte seinen Zwilling, es fühlte Ulgus-T'ar, es fühlte, wie das andere Schwert Leben um Leben nahm und sich dabei wohlfühlte. Šcofaldur - Jared hatte keine andere Wahl. In ihm breitete sich eine Lust aus, die er nicht imstande war zu zügeln, die er plötzlich auch gar nicht zügeln wollte. Er gab seinem Pferd die Sporen, riss Šcofaldur aus seinem Futteral und stürmte hinunter in die Ebene Êl-Tschúf. Er war nicht mehr Herr seiner Sinne. Ihn beherrschte jetzt nur noch ein Gedanke, nur noch ein Wille - der unbezähmbare Blutdurst Šcofaldurs.

Er war mitten unter den Kämpfenden. Sein Schwertarm führte ein eigenes Leben. Šcofaldur dirigierte ihn. Pfeifend durchschnitt die Zauberklinge den ersten Wilden und saugte gierig dessen Leben in sich auf. Und Jared spürte es auch. Er spürte die Verzweiflung der fremden Seele, die eigentlich keine mehr war, er spürte, wie sein Schwert sie aufsaugte und ihre letzte Kraft auf ihn übertrug. Der nächste Wilde fiel unter dem Streich des Zwillingsschwertes. Macht strömte ihn Jareds Arm. Und Grauen, Grauen, das ihn sich schütteln ließ. Namenloses Grauen von namenlosen Seelen. Doch weiter wütete Šcofaldur. Jared lenkte sein Pferd nach rechts, wo er durch undeutliches Rot seinen Bruder wüten sah. Auch Šcofaldur war mit der Richtungsänderung einverstanden. Sie bahnten sich einen blutspritzenden und gedärmeverteilenden Pfad des Grauens durch die lichter gewordenen Reihen der Gegner. Jared nahm es kaum war, wie rings um ihn das Gewimmer der Sterbenden und Verletzten zunahm. Wieder und wieder schnitt seine Klinge in Fleisch, bespritzte ihn mit Blut und Innereien, raubte Leben, raubte Seelen, schenkte sie ihm, Seelen, die sich wandten und trotzdem vom ihm aufgesogen wurden. Seelen, vor denen ihm ekelte, und die er dennoch nicht abweisen konnte. Seelen, deren Qual ihm Qual bereitete, doch hörte er nicht auf, konnte es nicht. Sein Blick traf den seines Bruders. Auch aus Ravenclaws Augen leuchtete der Wahn, die Lust am Töten, die Gier nach Leben. Šcofaldur und Ulgus-T'ar, sie waren das, wofür man sie hielt. Zauberklingen, voll Grauen und Schönheit. Über Ravenclaws Lippen kam ein schauerliches Lachen, dann riss er sein Pferd herum auf der Suche nach weiteren Opfern. Jared kanterte ihm nach. Seite an Seite stießen sie in die Leiber von sich noch wehrenden Angreifern. Sie machten keinen Unterschied zwischen nahezu unbewaffneten Wilden und besser gerüsteten Maskenkriegern. Beider Seelen wollten zerbersten, zu viel Leben drang in sie sein, zu viel Tod.

Kârkonnán tauchte neben Jared auf, blutverschmiert, nach Schweiß und Tod stinkend. Šcofaldur wirbelte in Jareds Hand herum und fuhr auf den Barbaren zu. Entsetzt riss dieser seine blauen Augen auf und wehrte den wilden Hieb ab. Wieder stieß Jared zu, wieder konnte Kârkonnán den Todesschlag abwehren. Schneller und schneller wirbelten die beiden Klingen. Zauberstahl drosch gegen Barbarenstahl. Kârkonnán erkannte, was los war. Gegen diese Magie hatte er keine Chance. Erste Kerben in seinem Schwert zeugten von der übernatürlichen Härte Šcofaldurs. Er fintete, ließ Jared ins Leere schlagen, nutzte den winzigen Bruchteil aus und stürzte davon.

Sein ungestümer Schlag ins Leere brachte Jared für einen Augenblick zurück in die Realität. Er sah den breiten Rücken des Chimmaraners zwischen ein paar tödlich verletzten Wilden verschwinden. Sein Schwertarm hing schwer an seiner

Seite. Šcofaldur schwieg. Entsetzt wurde dem Lord gewahr, was er soeben erlebt hatte. Es hätte nicht viel gefehlt und sein nimmersattes Schwert hätte sich am Leben des Barbarenhäuptlings gelabt. Jared wollte die Zauber Klinge angewidert von sich werfen, wovon diese aber gar nichts hielt. Sie ließ sich nicht abwerfen. Sie flüsterte ihm zu, sie raunte von Lust und Macht, von Chaos und Glück. Jareds Sinne umnebelten sich wieder. Dann hörte er einen grauenvollen Schrei. Ravenclaw war aus dem Sattel gesunken. Ulgus-T'ar hatte offenbar genug. Und das war zuviel für Ravenclaws Geist. Auch Jareds Kopf klärte sich mit einem Schlag wieder und Übelkeit drohte ihn zu übermannen. Er versuchte, sein Schwert in die Scheide zurückzustecken und Šcofaldur ließ es gefallen.

Aufstöhnend sank der Lord of Avarêel vom Rücken seines erschöpften Pferdes und neben seinen Bruder in den blutbefleckten Sand. Er würgte mit einem ekelhaften Brechreiz, wandte sich ab und übergab sich.

Mächtige Pranken hielten seinen Oberkörper, als er drohte, in sein Erbrochenes zu sinken.

„Schon gut, Jared, es ist vorbei.“

Kârkonnán stand hinter ihm und richtete ihn wieder auf. Dann trat er zu Ravenclaw und half auch diesem auf die Beine. Der Barbar hob behutsam Ulgus-T'ar auf und reichte die Klinge dem jungen Lord.

Jared und Ravenclaw standen wankend und mit wächsernen Gesichtern voreinander und sahen sich entsetzt und ratlos an.

„Heilige Scheiße, was war das???“ Ravenclaws Frage war mehr zu sich selbst an die Umstehenden gerichtet.

Und doch war es Kârkonnán, der darauf eine Antwort zu wissen glaubte.

„Bei uns im Norden nennt man das Berserkerwut, wenn die Götter selbst Lust am Kämpfen haben und über einen kommen. Dann übernehmen sie den, der ihnen am passendsten erscheint und fechten für ihn. Mit den beiden Zauberklingen ist es genauso, nehme ich an.“

„Teufel!“ Ravenclaws Bemerkungen waren auch schon einmal wortreicher.

„Aber,“ Jared sah unsicher zu dem Chimmaraner, „wenn ich mich recht erinnere, so wollte ich sogar dich erschlagen, oder Šcofaldur wollte es, oder was weiß ich?“

„Vergiss es Jared. Wenn die Götter in dir sind, dann kennst du keinen Freund mehr. Wenn dein Schwert Seelen sucht, dann nimmt es jede, die es finden kann. Zum Glück erkannte ich dies rechtzeitig und konnte dir ausweichen.“

Jared zog behutsam seine verdreckte Zauber Klinge heraus und betrachtete den rotgefleckten Stahl. Wie sie da so teilnahmslos in seiner Hand lag konnte er es immer noch nicht richtig fassen, dass dieses Stück geschmiedeten Eisens vorhin die Kontrolle über ihn gehabt hatte. Er hatte sich für einen rationalen Menschen gehalten, der sich nichts aus Göttern und dergleichen machte. Er war nicht umsonst überzeugter Agnostiker. Und dann so etwas. Sein Weltbild begann, Risse zu bekommen.

„Sieh Jared, ich bin dir nicht böse, dass du auch mich töten wolltest. Zum Glück kam keiner unserer Männer in deine Quere. Denn es warst nicht du, der da wütete, und da ich dich nicht erschlagen wollte und konnte...“

„Wieso, du hast mich doch ausgefintert?“

„Schon, aber solange Berserkerwut in dir steckt, bist du so gut wie unbesiegbar. Schau dich an, Jared, hast du größere Verletzungen, obwohl ich gesehen habe, wie einige der unerschrockenen Wilden auf dich eingedroschen haben. Und schau

Ravenclaw an, er war mitten in einer Gruppe der Maskenkrieger und doch, außer ein paar Kratzern hat auch er nichts abbekommen. Darum, und nicht etwa aus Feigheit, bin ich dir ausgewichen.“

„Haben wir wenigstens gewonnen?“ Ravenclaw versuchte auf diese Art, das Geschehene zu verdauen.

„Oh ja, dank der glänzenden Strategie deines Bruders und dank zweier Berserker.“

Jared sah sich auf der Wallstatt um. Am Fuße seines Feldherrenhügels sammelten sich die Überlebenden der vereinten Streitkräfte. Es waren noch erfreulich viele. Wenn man bedachte, wie viele tote und tödlich verletzte Wilde herumlagen.

Kârkonnann deutete hinüber und erklärte: „Hauptmann Hammer hat nur ein knappes Dutzend Reiter verloren. Aus Ravenclaws Reihen fehlen mir ungefähr zwanzig Mann. Die Phalanxen sind noch fast vollständig und nur unter den Fußtruppen gibt es größere Verluste. Alles in allem hat uns diese Schlacht etwas vierhundert tapfere Männer gekostet, und das bei, wie sagtest du, über 50.000 Gegnern. Ich habe schon verlustreichere Schlachten hinter mir.“

„Endlich mal jemand, der meinem Hauptmann zeigt, wie wichtig eine überlegene Strategie ist, und wie man zivilisiert kämpft, soweit dies überhaupt möglich ist,“ bemerkte jemand hinter dem Chimmaraner.

„Bën-Sôn, wenn ich nicht so gut aufgelegt über das siegreiche Ende der Schlacht wäre, dann ... ach, vergiss es. Du hast Recht, das war ein begeisterter Kampf.“

„Aber leider noch lange nicht der letzte,“ unbemerkt war in der Zwischenzeit Xandrina mit Lûû und Sôn-Andâ gelandet und zu ihnen getreten. Sie hatte den Rest des Gesprächs noch mitverfolgen können und erklärte nun ihre Bemerkung.

„Etwa einhundert Kilometer, ich meine natürlich, etwa ein bis zwei Tagesmärsche für Fußtruppen, kommt ein weiteres Heer.“

Sie sah sich angewidert auf der Ebene um. Überall stank es erbärmlich nach Blut, Urin, Dreck und Verwesung.

„Könnt ihr euch vorstellen, dass dies nur eine Vorhut war? Nein? Aber es ist so. Was da von Norden anrollt ist ungefähr zehnmal so viel.“

„Scheiße,“ dieses Wort kam gleichzeitig von Kârkonnann, Bën-Sôn und Ravenclaw.

„Wir ziehen uns auf jeden Fall erst mal zurück ins Lager und kümmern uns um unsere Toten und Verletzten.“

Gegen Kârkonnann Vorschlag gab es nichts einzuwenden. Sie gingen hinüber zu den wartenden Soldaten, wo sie begeistert begrüßt wurden. So etwas wie dieses Gemetzel hatte noch keiner der Veteranen erlebt. Auch Hammers Männer wurden des Staunens nicht satt, wenn sie hinaussahen auf die leichenübersäte Ebene von Êl-Tschúf.

Jared, der mittlerweile wieder ganz er selber war, hatte alle Hände voll zu tun, das Lob der Männer abzuwehren. Und nicht einmal Kârkonnann nahm es seinen Soldaten übel, dass sie einmal nicht ihm, sondern dem fremden Lord zujubelten. Er ordnete den Rückmarsch ins Lager an. Die Verwundeten wurden von ihren Kameraden gestützt oder getragen, die Toten auf einen Haufen geschichtet und angezündet. Im Lager hatten dann die Marketenderinnen und Feldschere ihren Teil zur Schlacht beizutragen.

Während auf der Wallstatt der ersten großen Niederlage Ćszudracs die Totenfeuer brannten und die ersten Aasfresser eintrafen um sich über ein üppiges Mahl zu freuen, freuten sich unsere Helden mehr auf ein zwar kargereres, aber dafür wesentlich appetitlicheres Abendessen.

Die Verwundeten lagen verarztet in ihren Zelten, die Soldaten mehr oder weniger betrunken bei den Huren und die Pferde in ihren Stallzelten.

Jared und Ravenclaw hatte ihre blutbesudelten Mäntel geleert und den Marketenderinnen zum Reinigen überlassen. Ihre restliche Kleidung hatte dank der Mäntel nicht so viel abbekommen, lediglich Johns breitkrepfiger Stetson hatte auch dringend eine Restauration nötig.

Der Abend begann sich über die Welt zu senken und in Kârkonnans Zelt fand eine kleine Stehparty statt. Stehparty deshalb, weil der Chimmaraner nicht genügend Sitzgelegenheiten aufreiben konnte und weil schon gar kein Tisch in der nötigen Größe gefunden werden konnte.

Und so war es auch viel gemütlicher und geselliger. Kleinere Grüppchen standen mit Metkrügen in den Händen herum und debattierten über die soeben geschlagene Schlacht und auch über eine eventuell noch folgende gegen das nachrückende Riesenheer. Sie beratschlagten, wer denn nur mehr Männer erschlagen habe, Lord Jared oder Lord Ravenclaw.

Letzterem war dies völlig gleichgültig. Ihn beschäftigte vielmehr die Tatsache, dass auch dieser Soldat Kahnbauer bei der Feier anwesend war. Nicht dass er etwas dagegen hatte, wenn auch niederere Dienstgrade teilhaben sollten an solchen Veranstaltungen, doch was ihm daran missfiel, war die Tatsache, dass dieser Gefreite ungeniert seine Rhalina anbaggerte. Kahnbauer hatte die junge Freundin des Lords im Kampf erlebt und war Feuer und Flamme für diese grazile Kämpferin.

Auf der einen Seite hatte Ravenclaw zwar keine Rechte an Rhalina, auf der anderen Seite störte ihn einfach diese Aufdringlichkeit Kahnbauers. Er erachtete es schlichtweg als Unverschämtheit, wenn dieser Soldat da in aller Öffentlichkeit unverblümt versuchte, einen Hahnrei aus ihm zu machen. Er konnte verstehen, dass Rhalina und Xandrina als einzige weibliche Kämpferinnen schon eine gewisse Sehnsucht bei den anwesenden mittleren Chargen erwecken konnten, doch, was zu viel war, war zu viel. Schließlich liefen im Heerlager genug willige Dirnen herum, die sich auch für einen Kahnbauer auf die Strohmatten legen würden.

Der Soldat des Landbewahrers war gerade im hinteren Teil des Zeltes verschwunden, um seinen Metkrug nachzufüllen. Diese Gelegenheit nützte Ravenclaw aus. Er nahm seine Freundin beim Arm und führte sie außer Hörweite der anderen Männern.

„Hör mal zu, Rhal,“ zischte er, „Sag diesem Affen, er soll die Pfoten von dir lassen und sich schleichen. Lang schau ich mir sein Gebälge nicht mehr an!“

„Ray-Ray, beruhig dich. Da passiert doch nichts!“

„Bloß, dass die anderen bald über mich lachen. Und wenn schon nichts passiert, was soll dann das Ganze? Was meinst du, was John machen würde, wenn sich jemand so an seine Xandrina ranwirft?“

Rhalina schmunzelte: „Von der will doch eh keiner was. Ich bin halt nun mal die attraktivere von uns beiden, und es macht mir Spaß, umworben zu werden. Von dir kommt da ja nicht so überwältigend viel.“

„Schwachsinn,“ brummelte der junge Lord. Er sah Kahnbauer zurückkommen und sich nach Rhalina umsehen.

„Pass auf, Rhal, das geht nicht mehr lang gut.“

„Ach du!“ Rhalina wandte ihm demonstrativ den Rücken zu und mischte sich wieder unter die Leute. Sie ging zwar nicht direkt auf den Soldaten zu, wich ihm aber auch nicht aus, als dieser zielstrebig auf sie zusteuerte.

Wenn Blicke töten könnten! Jared erkannte die aufkeimende Wut in den Augen seines Bruders. Er gab Xandrina einen Wink, ließ sie in der Obhut Sôn-Andâs zurück und schlenderte hinüber zu dem brodelnden Lord.

„Ravenclaw!“

Dieser wollte oder konnte ihn nicht hören.

„Ray-Ray!“

„Lass mich in Ruhe, verdammt ... ach du bist es, John. Was gibt's?“

Jared folgte dem zornigen Blick seines Bruders. Er sah, wie Ravenclaws Hand sich zum Knauf seines Schwertes senkte.

„Mach keinen Scheiß, Bruder. Das regeln wir anders.“

„Ja, ja, mit Strategie. Elegant. Ich weiß. Nur, dafür gibt es keine klassischen Vorbilder, keinen Hannibal - ja, mir ist mittlerweile eingefallen, woher ich deinen ach so genialen Schlachtplan kenne. Hannibals Sieg gegen die Römer bei Cannae, stimmt's? Eben, aber für dieses Problem kann dir jetzt kein Karthager eine Lösung anbieten. Aber ich, ich kann, ich und mein Ulgus-T'ar.“

„Idiot, Ray-Ray. Und das mein ich so, wie ich's sage. Du weißt so gut wie ich, dass zwischen den beiden nichts passiert. Rhalina spielt mir dir, sie will, dass du dich aufregst. Du kennst sie nicht so gut, wie dies Xandrina tut. Außerdem werde ich dafür sorgen, dass dieser Kahnbauer ab morgen keine Gelegenheit mehr hat, Unheil zu stiften.“

Ravenclaw schaute seinen Bruder überrascht von der Seite an. „Willst du ihn selber umnieten, mit deinem Šcofaldur? Meinst du, dein Schwert ist besser als meines?“

„Idiot!“

„Das hast du vorhin schon mal gesagt!“

„Ja, und es stimmt auch. Nein, lauf jetzt nicht weg, Ray-Ray. Bleib einfach mal da und hör mir zu, wie ich dieses Problem für alle Seiten am elegantesten beseitigen will.“

„Fünf Minuten, großer schlauer Bruder, fünf Minuten geben ich denen noch, dann ist der Zapfen ab, dann scheppert's. Wenn schon nicht mit dem Säbel, dann eben anders.“

Jared schüttelte in stummer Verzweiflung den Kopf. Aber ein Blick in das Gesicht seines Bruders ließ ihn eilen. Dieser meinte es ernst mit seinen fünf Minuten.

Der Lord of Avarêel ließ seinen erzürnten Lordbruder kurzerhand stehen und ging hinüber zu Hauptmann Hammer, der mit Kârkonnan und einigen weiteren Offizieren in ein Gespräch vertieft und als einziger bisher noch nicht mitbekommen hatte, was sein Soldat trieb.

„Hauptmann - entschuldigt die Unterbrechung - Hauptmann, kann ich Euch kurz sprechen?“

Kârkonnan blickte überrascht zu Jared. Dessen Miene verhieß nichts Gutes. Er nickte und Hammer trat mit dem Lord einige Schritte zur Seite.

„Hammer, es gibt da ein Problem...“ er machte den Heerführer des Landbewahrers in groben Zügen klar, worum es ging.

Die erste Reaktion Hammers war, seinen Soldaten standrechtlich köpfen zu lassen.

„Habt ihr denn alle bloß noch Blutdurst im Kopf? Ist heute noch nicht genug Blut geflossen? Nein, Hauptmann, so stelle ich mir eine Lösung nicht vor. Vielmehr...“

Auf dem Gesicht des alten Soldaten breitete sich vergnügtes Verstehen aus. Er bekräftigte die Idee seines Lords und sie trennten sich wieder.

Jared sah zu seinem Bruder. Dessen Hand schwebte jetzt gefährlich in der Nähe seiner Uzis. Dann blickte Jared wieder zu Hammer. Dieser war unterdessen zu Kârkonnan und den Offizieren getreten und tat so, als lausche er weiterhin der Unterhaltung. Plötzlich durchzuckte es ihn und er rief mit befehlsgewohnter Stimme: „Gefreiter Kahnbauer, sofort zu mir!“

Diesen riss es sichtbar, als er so abrupt aus seinem Flirt gerissen wurde. Und doch zögerte er keine Sekunde, dem Befehl seines Hauptmanns nachzukommen. Er stellte den Krug zur Seite und war mit vier schnellen Schritten an dessen Seite und nahm Haltung an.

„Kahnbauer, ich wollte Euch eigentlich nicht mehr belästigen. Aber soeben musste ich mich Schrecken feststellen, dass mir im Kampf mein Dolch abhanden gekommen ist. Ihr kennt ihn, er ist ein persönliches Geschenk des Landbewahrers. Lasst Euch von Feldwebel Pflug noch drei Männer zuteilen und holt mir die Waffe zurück, ehe sie nicht mehr auffindbar ist. Beeilt Euch, bevor die Nacht ganz hereinbricht.“

Kahnbauer, mit Leib und Seele Soldat, zögerte nicht einen Herzschlag, der Order nachzukommen. Vergessen war sein Techtelmechtel, vergessen der kokette Augenaufschlag, mit dem Rhalina ihn immer wieder zu ermutigen schien. Zuerst kam der Befehl, und dann, wenn noch Zeit sein sollte, das Vergnügen, mit wem auch immer.

Kahnbauer bestätigte den Befehl und drehte sich zu Pflug, der verwundert zugehört hatte. Der Feldwebel hätte schwören können, dass sein Hauptmann den reichverzierten Dolch noch vor ein paar Minuten an seinem Gürtel stecken hatte. Jetzt war er weg. Tja, doch auch er war viel zu sehr Soldat, um über eine Anordnung seines Vorgesetzten zu diskutieren.

„Ich habe es gehört, Kahnbauer. Nimm Fischbeck, Dellring und Kartweg mit.“

Kahnbauer salutierte, warf nicht mal einen letzten Blick auf die verdutzte Rhalina und verließ das Zelt Kârkonnans. Fischbeck, Dellring und Kartweg waren drei Männer aus Pflugs Elfer-Trupp, die er gut kannte, und die wie er keinen Augenblick harren würden, der Anordnung ihres Hauptmann Folge zu leisten und im Licht der Fackeln das Schlachtfeld nach einem kleinen verzierten Dolch abzusuchen.

Jared war überzeugt, jeder Anwesende musste seinen Erleichterungsseufzer gehört haben, doch nur Kârkonnan starrte grübelnd zu ihm herüber.

Ravenclaw dagegen wirkte wie eine Statue. Er wusste nicht, ob er sich freuen sollte oder nicht. Sicher, das Problem war vorerst aus der Welt, und er war insgeheim auch ganz froh, dass es so unblutig abgelaufen war. Und doch, immer wieder war es sein Bruder, der meinte, alles regeln zu müssen.

Ravenclaws Hände entkrampften sich wieder und ließen den Mantel vor die Uzis fallen. Er gab sich einen Ruck und schritt zu seinem Bruder.

„Danke,“ zwischen den Zähnen herausgepresst, aber immerhin.

Dann stampfte er weiter, packte die immer noch verduztzte Rhalina mehr oder weniger sanft am Arm und zog sie hinaus in die Nacht.

„Habt Ihr keine Lust, mit mir zu tauschen, Lord Jared of Avarêl?“

„Wie? Ach Ihr, Bën-Sôn. Mit Euch tauschen? Warum?“

Der schwarze Adjutant war in Begleitung Xandrinas zu ihm getreten und erwiderte: „Das war Diplomatie, wie ich sie selbst nicht besser zuwege brächte. Ich habe Euren Lordbruder auf Xandrinas Hinweis hin genau beobachtet. Es war nur noch ein kurzes Zögern und Lord Ravenclaw hätte ein Blutbad heraufbeschworen. Einem Mann in diesem Stadium der Erregung klar zu machen, dass es auch andere Möglichkeiten als den Einsatz der Waffen gibt, das ist es, was ich bei meinem verbohrtten Barbarenfürst meist vergeblich versuche.“

Eine klodeckelgroße Pranke drohte den Neger zu erdrücken.

„Bën-Sôn, falls ich einmal schlecht geschlafen haben sollte, und du mir als erster über den Weg läufst, ich glaube, dann erschlag ich dich noch wirklich.“

Die lachenden Augen Kârkonnans strafte seine Worte Lügen. Kurz darauf lachten nicht nur seine Augen sondern auch er selbst. Und mit seiner dröhnenden Lachsälve entschärfte Kârkonnann die letzten im Zelt schwebenden Spannungen. Sein Heiterkeitsausbruch wirkte so ansteckend, dass auch die anderen in sein Gelächter einfielen, teilweise ohne zu wissen warum.

Aber, besser grundlos gelacht, als grundlos Blut vegossen.

Die Gruppierungen wechselten. Die Gespräche wurden wieder aufgenommen oder neu geknüpft. Die Metkrüge wurden nachgefüllt, die Soldaten des Landbewahrs hatten sich schnell auf dieses neue Gebräu umgestellt, als ihre eigenen Biervorräte zu Ende gegangen waren. Und Kârkonnann, Jared und Hammer berieten sich, ob es ratsam sei, sich der nachrückenden Armee Ćszudrac zu stellen, oder ihr auszuweichen und abzuwarten.

Ihr Gespräch war so erregt, dass auch die anderen Gruppen sich auflösten und alle sich um die drei Feldherren scharte. Es wurde ein Hin und Her von Meinungen, Vorschlägen, Gegenvorschlägen. Die Überlegungen schwankten von bedingungslosem Frontalangriff - ein Vorschlag Kârkonnans -, über Rückzugsgefechte - die Idee Hammers -, bis zu einer sofortigen Kehrtwendung und Verteidigung der Hauptstadt - so hätte es Bën-Sôn am liebsten gehabt.

Das Met floss in Strömen, die Köpfe wurden schwerer, die Vorschläge merkwürdiger. Am längsten nüchtern und logisch denkend blieben Hammer und Pflug, die von daheim ein anderes Gebräu gewohnt waren, und Jared und Xandrina, die kaum etwas tranken.

Bën-Sôn lag schnarchend neben einem der Feldstühle, den er irgendwie ins Zelt geschmuggelt und von dem er gekippt war. Kârkonnann stand mit gläsernen Augen neben ihm und es war abzusehen, wann er neben seinem Adjutanten zu Boden gehen würde.

Die königlichen Offiziere hatten ebenfalls schon aufgegeben und nur Sôn-Andâ saß noch am Kartentisch, eine Hand um einen halbvollen Krug geschlungen und gedankenverloren vor sich hin lallend.

Hammer nahm einen tiefen Schluck und wischte sich dann seinen Bart ab.

„Von dem Unsinn abgesehen, der in den letzten Minuten hier verzapft worden ist, erscheint mir mein Vorschlag noch am vernünftigsten. Was sagt ihr dazu, mein Lord?“

Hinten plumpste es und Sôn-Andâ war nicht mehr zu sehen. Nur seine Beine schauten noch unter dem Kartentisch hervor.

„Ja, Hauptmann, so ähnlich werde ich es auch Kârkonnann noch einmal vorschlagen.“

„Wer hat mich gerufen?“ Schwankend wie ein Rohr im Sturm näherte sich der Chimmaraner. Direkt vor Hammer machten seine Beine nicht mehr mit. Irgendwie verwechselte er Standbein und erhobenen Fuß und kippte wie ein gefälltter Baum auf den Haudegen des Landbewahrers zu.

Dieser bewies einmal mehr Geistesgegenwart, indem er seinen Krug Xandrina reichte und den stürzenden Kârkonnann mit kräftigen Fäusten stützte.

„Danke, werter Freund,“ Kârkonnann hatte sichtlich Mühe, seine Bewegungen zu koordinieren. Schwer hing er an dem Hünen aus dem Norden. Doch im Gegensatz zu seinen Gliedern schien sein Geist noch einigermaßen zu funktionieren.

„Was ist es, das man mir mitteilen will?“ Er verrenkte seinen Hals bis er Jared ansah.

„Unsere weitere Vorgehensweise, darum geht es.“

„Ah ja! Schön, und wie sieht sie diesmal aus?“

Hammer packte noch einmal kräftig zu und drehte den Klotz in seinen Armen, dann ließ er ihn auf den von Pflug dem betrunkenen Bën-Sôn entwendeten Schemel nieder. Er blieb hinter ihm stehen und hielt den Körper des Barbaren aufrecht.

Jared schmunzelte und setzte ihm und den anderen noch wachen Zuhörern seine nächsten Pläne auseinander.

„Ich habe mir noch einmal genauestens deine Karten angesehen, Kârkonnann. Mein Plan sieht nun folgendermaßen aus. Wir ziehen uns nach Südwesten an die Küste zurück. Einige kleinere berittene Einheiten sollen eine falsche Spur auslegen, die Ćszudracs Horden von uns wegführt. Wenn sie vorüber sind, schließen wir von hinten auf und lähmen ihr Fortkommen durch bewährte Guerilla-Taktik in ihrem Rücken. Ich weiß, das widerspricht deiner Ehre, von hinten anzugreifen, aber du kannst ja das Vorauskommando befehligen. Xandrina wird über Lûû mit der Hauptstadt Kontakt aufnehmen und sie vorwarnen. Mittlerweile müssten Eisenfaust und Hetjuskapur soweit sein, dass sie eine wirkungsvolle Verteidigung aufgebaut haben. Wenn Ćszudracs Armee dann schon zermürbt auf die Verteidiger trifft, haben wir sie in der Zange.“

„Ich weiß zwar nicht, was eine Gorilla-Taktik ist, und das mit dem Angriff von hinten ist wirklich nicht mein Geschmack, Jared. Aber nach dem heutigen Kampf bin ich überzeugt, dass du auch diesmal wieder gut geplant hast. Außerdem ist es mir sowieso egal, ich brauch jetzt ein Bett und zwar schnell...“

Die letzten Worte waren noch nicht verklungen, da war des Chimmaraners Kinn auch schon auf seine Brust gesunken und lautes Schnarchen erfüllte das Zelt.

„Und wir gehen jetzt auch besser,“ Xandrina nahm ihren John beim Arm und überließ es Hammer und Pflug, den träumenden Kârkonnann irgendwie in die Horizontale zu bringen.

Draußen war mittlerweile alles still, die letzten Helden hatten ihre Manneskraft bewiesen, nur noch mehr oder weniger leises Sägen drang aus den diversen Zelten und von den Pferdeunterkünften hörte man leises Scharren. Die Schritte der Wachsoldaten kamen und verklungen und Xandrina und John schlenderten zu ihrer Jurte.

Unterwegs passierten sie das gemeinsame Zelt von Ravenclaw und Rhalina. Drinnen war es still, entweder hatten sie sich wieder eingerenkt, oder sie waren noch irgendwo draußen unterwegs, wie auch Kahnbauer und seine Begleiter.

„Komm, mein Liebster,“ Xandrina zog ihren Liebsten zu sich auf die Matte und beide sahen nicht mehr, wie ihnen Hammer und Pflug nachblickten, der Hauptmann etwas zu seinem Feldwebel sagte und dieser dann lachend seinen Heerführer zu ihrer eigenen Unterkunft begleitete.

Stromschlag

Die Spartaner verwendeten einen Stab und eine Papierrolle, um militärische Meldungen vor der Entzifferung zu schützen, wenn sie in die Hände des Feindes fielen. Um den Stab gerollt passten diese Wort zusammen und ergaben einen Sinn. Entrollt war das Papier mit Kauderwelsch beschrieben. Jeder General hatte einen sorgsam gehüteten Stab von genau demselben Durchmesser, um den das Papier gerollt und die Nachricht gelesen wurde.

„Vlad, jetzt vergiss endlich mal dieses Mädchen. Wir müssen überlegen, wie wir Chås-Amâr-Döl verteidigen können.“

Hetjuskapur seufzte und wandte sich wieder von dem Fenster ab, durch das er die letzte Viertelstunde gedankenverloren geblickt hatte. Hinaus in die Gärten des Palastes. Dorthin, wo sich die Gemächer des Gesandten aus Voltâraâ befanden. Dorthin, wo er seine Gilmorâ wusste.

Er erinnerte sich noch an das Bankett bei König Thôr-Saldîs, als ob es erst vor ein paar Minuten gewesen sei. Er wusste nicht mehr, was alles gesprochen und erzählt worden war an der Tafel des Königs. Er hätte auch nicht mehr sagen können, welche Köstlichkeiten er gegessen und getrunken hatte. Für ihn gab es den ganzen Abend nur ein Thema und eine Köstlichkeit: Gilmorâ. Wie sie dasaß, zwischen der Delegation vom Hof ihres Vaters, in ihrem einfachen Kleid aus weißem Stoff, nur von dünnen Trägern auf ihren Schultern gehalten. Als einzigen Schmuck ein kleines Diadem in ihrem langen blonden Haar. Ameisenheere kribbelten jedes Mal auf seiner Haut, als sie ihn angesehen, ihn angelächelt hatte.

Auch er selbst hatte sich äußerlich total verändert. Er hatte Parka und Jeans ausgemustert und sich die Uniform eines Elitesoldaten des Königs anpassen lassen. Schmucke Silberstücke in geschmeidigem Leder, die nötige Figur besaß er zum Glück. Statt der langen Hosen nun nur noch wadenlange und statt der gewohnten Halbschuhe geschnürte Sandalen. Nur dass in seinem Kampfgürtel statt der hier normalen Waffen auch seine aus einer fernen Welt herübergeretteten Revolver steckten und noch einige andere Überraschungen.

Hetjuskapur dachte daran zurück, wie der König es nach dem Essen arrangiert hatte, dass sie beide allein draußen vor dem Saal standen und in den illuminierten Park hinausgeschaut hatten. Er wusste nicht mehr, was er alles gesagt hatte. Er wusste nicht mehr ihre Antworten, er spürte nur noch ihre zarte Hand auf seinem bloßen Arm, er roch ihren Duft, er

„Vladimir!!!“

Der drängende Ruf seines wenige Minuten jüngeren Zwillingsbruders zerschnitt die Erinnerung. Banal, oh wie banal war doch alles andere. Verteidigung, Kriegsspielen, banal - und unwichtig.

Er musste laut gesagt haben, was er dachte, denn Eisenfaust antwortete unwirsch: „Von wegen unwichtig. Jetzt hast du mal Gelegenheit, deinen überragenden Geist zu beweisen, und jetzt verschwendest du ihn an ein Mädchen!“

Hetjuskapur war viel zu verliebt, um seinem Bruder diese Äußerung zu verübeln. Wer je den Genuss der ersten Liebe erlebt hat, weiß, wie es in dem jungen Prinzen arbeitete.

Doch er kam der Aufforderung Eisenfausts nach und setzte sich zu ihm an den Tisch. Seine Augen schweiften immer noch in anderen Regionen. Um so überraschender kamen seine Worte: „Wir brauchen elektrischen Strom?“

Eisenfaust traute seinen Ohren nicht.

„Was brauchen wir? Elektrischen Strom?“

„Ja, klar. Wir ziehen einen elektrischen Zaun um die Hauptstadt, jagen genügend Strom durch und haben vorerst unsere Ruhe!“ Und ich Zeit für meine Gilmorå, ergänzte Hetjuskapur in Gedanken.

Eisenfaust wühlte in seinem Bart, dass die Haare stiebten.

„Strom? Strom? Ein paar tausend Volt? Nicht übel, der Gedanke, bloß, wo bringen wir den her?“

Prinz Hetjuskapur war wieder aufgestanden und wanderte ruhelos in dem Zimmer auf und ab.

„Thraxana hat gesagt, es gäbe hier gute Kupferschmiede. Sie müssen uns nur den Draht liefern. Den Rest besorge ich selbst.“

Dynamo! Wie ein Blitz explodierte das Wort in Eisenfausts Kopf. Genau, das war es!

Auch er stand auf und rannte in dem Zimmer hin und her. Die Tür ging auf und Hauptmann Wu-Kâne erschien im Türrahmen. Er sah die zwei Prinzen wie Tiger in dem Raum herumtraben, jeder Zahlen vor sich hinmurmeln.

„Ist alles in Ordnung, edle Prinzen?“

Eisenfaust war stehen geblieben: „Wie? Ja, ja! Wir haben einen guten Plan, Hauptmann, einen sehr guten Plan. Wir brauchen Draht, dünnen Kupferdraht. Und zwar viel, sehr viel, sehr sehr viel.“

Wu-Kâne trat ins Zimmer und schloss die Tür.

„Kupferdraht? Kein Problem. Wie dünn soll er denn sein?“

Hetjuskapur unterbrach seine Wanderung und antwortete: „Einen halben Quadratmillimeter.“

„Einen halben was?“

„Ach egal. So dünn wie irgend möglich.“

Wu-Kâne nickte. „Lässt sich machen. Und wie viel Armlängen braucht Ihr, edle Prinzen?“

„Armlängen!“ Eisenfaust lachte. „Armlängen reichen da nicht mehr, Hauptmann. Wir brauchen so viel Kupferdraht, wie nötig ist, um zweimal rings um die Hauptstadt eine durchgehende Leitung zu legen.“

„Puh, das ist aber gewaltig viel. Bis wann braucht Ihr diese Menge?“

„Möglichst gestern,“ Hetjuskapur hatte seine Wanderung wieder aufgenommen und war vor dem Hauptmann stehen geblieben.

„So schnell als irgend möglich, Wu-Kâne. Und dann bringt mich zu Euren besten Zimmerleuten!“

„Wie Ihr wünscht, edle Prinzen, wie Ihr wünscht. Wenn Ihr mir bitte folgt. Ich führe Euch zu N´Ôsidé, dem besten Holzhandwerker am Hof.“

Eisenfaust schloss sich ihnen an und sie durcheilten die vielen Gänge des Herrscherpalastes, bis Wu-Kâne abbog in einen den beiden Brüdern noch unbekanntem Teil des Palastes. Sie wanderten weiter und kamen schließlich in den Handwerksbereich.

„Hier,“ Wu-Kâne wies auf eine Werkstatt jenseits eines kleinen Innenhofs. „Dort arbeitet N´Ôsidé mit seinen Gesellen. Wenn er Euch nicht helfen kann, dann weiß

ich niemanden mehr. N´Ôsidé baut die kompliziertesten Apparate aus Holz und Metall. Er wird Euch jede Unterstützung gewähren, die ihm möglich ist. Ich verabschiede mich jetzt und kümmere mich um die Beschaffung der Unmengen Kupferdraht.“

Wu-Kâne grüßte die beiden Zwillinge, drehte sich um und ließ sie allein. Sollten ihm die Wünsche der beiden Prinzen auch alles andere als verständlich erscheinen, so ließ er es sich nicht anmerken. Er vertraute voll auf deren Können.

Eisenfaust und Hetjuskapur überquerten den Innenhof und schickten sich an, etwas zu versuchen, das theoretisch vollkommen klar war. Es blieb bloß noch die Frage, ob alles so machbar war, wie sie es sich vorstellten.

Vor den Mauern und Toren der Hauptstadt Chås-Amår-Dõl breitete sich ein sanft gewelltes Hügelland aus, das freien Blick gewährte. Auf einem der höheren Hügel spielte sich etwas ab, wie es die neugierigen Untertanen Aldariånås noch nie gesehen hatten.

Einige Palastwachen hatten auf Wunsch Hetjuskapurs ein etwa fußballfeldgroßes Stück Wiese abgesperrt. Hinter den hastig errichteten Seilsperren drängten sich die Zuschauer. Und innerhalb der Einfriedung hantierten die beiden Prinzen zusammen mit dem Holzbearbeiter N´Ôsidé und dessen Gehilfen.

Hetjuskapur und Eisenfaust begutachteten das Werk des Holzkünstlers. Es war ein raffiniertes Gestänge aus Holzleisten, Balken und Metallverbindungen. Zwischen zwei wuchtigen Holzblöcken hatte der Zimmermann auf Eisenfausts Anweisungen hin zwei dicke Balken genagelt. Belastungsproben hatten ergeben, dass die Balken leicht einen Mann aushalten konnten, ohne zusammenzubrechen.

Mitten auf diesem Balken befand sich eine Art Sattel, ein herzförmiges Brett mit Stoff gepolstert. Einem Fahrradrahmen gleich führten jeweils von dem vorderen und dem hinteren Holzblock beidseitig zwei Bretter schräg nach vorn, beziehungsweise nach hinten. Sie trafen sich etwa in der Mitte, unterhalb des ‚Sattels‘.

Von ferne betrachtet wirkte das ganze Gebilde wie ein gleichschenkliges, auf den ungleichen Winkel gestelltes Dreieck, das zwischen zwei dicken Blöcken aufgehängt war. Vom Nadir des Dreiecks zum Sattel führte eine weitere kräftige Latte, an der das eigentliche Problemstück der Apparatur befestigt war.

N´Ôsidé hatte drei Anläufe gebraucht um den Zahnkranz für die Prinzen zu schnitzen. Erschwerend war hinzugekommen, dass er das komische Ding aus gehärtetem Holz herausarbeiten musste. Jetzt drehte sich das Zahnrad um eine Metallnabe, die ihrerseits in einem Metallring ruhte, der in einem Loch durch die senkrechte Latte gebettet lag.

Problematisch war es auch, den Zahnkranz fest mit der Achse zu verbinden. N´Ôsidé wusste Abhilfe, indem er kleine Löcher in die Kupferachse fräste und in diesen das Zahnrad mit Messingkrampen fixierte. Das ganze Gebilde wirkte zwar ziemlich wacklig und unsolide, doch eine erste Probe hatte ergeben, dass es besser hielt als es aussah.

Als nächstes war man an die Pedale gegangen. Mit der Erfahrung aus der Befestigung des Zahnkranzes auf der Achse im Rücken, war diese Aufgabe schnell bewältigt. Ein kombinierter Mechanismus aus Holz, Kupfer und Messing sorgte für ein quietschendes aber erstaunlich gut funktionierendes Fahrradfragment.

Hetjuskapur und Eisenfaust hatten zwar zuerst geplant, anstatt des Kupfers und des Messings Eisen zu verwenden, waren aber aufgrund des Zeitmangels wieder davon abgekommen und hatten sich für die beiden leichter zu bearbeitenden Metalle entschieden.

Während dieser ganzen Anlaufphase war ohnehin ein Schmied damit beschäftigt, nach den Plänen der beiden Brüder einen Stahlblock zu bearbeiten, bis er etwa die Form eines Quaders mit abgerundeten Stirnflächen besaß.

Das größte Problem Hetjuskapurs und Eisenfausts überhaupt war das Auftreiben eines Magnetsteines. Sie hatten erst Erfolg, als sie Kâsamûmba in ihre Suche mit einschalteten, und dieser ihnen seine Sammlung unterschiedlich großer Magnete zeigte, die er in seinem Sammelsurium aufbewahrte. Er hatte die Steine vor längerer Zeit einem Händler abgeluchst und sie seitdem gut verwahrt, da er zwar die Eigenart des Eisenanziehens erkannte hatte, darin aber keinen großen Gebrauchswert sah. Jetzt kamen die Magnete zu Ehren, als sie die Prinzen für ihren Dynamo brauchten.

Zur Mittagspause verstreute sich das Publikum rund um die Absperrung etwas und Eisenfaust nutzte diese Zeit, indem er zurück in die Hauptstadt ritt und sich erkundigte, wie weit die Weber mit ihrer Arbeit waren. Für sie hatte er eine ganz besondere Arbeit in petto gehabt. Sie mussten aus dem stärksten Strick, den sie herstellen konnten - Weber und Seiler arbeiteten dabei Hand in Hand - eine Art Leiterkette knüpfen. Besonders von Beachtung waren dabei die Abstände der kleinen Stege. Mussten sie doch anschließend genau zwischen die Zähne des Zahnkranzes passen.

Außerdem ließ er sich von den Hofalchimisten ein Gebräu zeigen, das ihn im ersten Augenblick stark an rot gefärbtes Sperma erinnerte. Doch hatte die Pampe wesentlich andere Eigenschaften. Sie erwies sich als überaus haltbarer Klebstoff. Mit diesem Leim ließ er die Weber die Enden ihrer Strickkette verkleistern und erhielt so einen durchgehenden Leitersteg, der nun exakt über das Zahnrad passte.

Mit der Bitte, noch mindestens zehn solcher Fahrradketten zu weben und zu knüpfen, bedankte er sich und nahm die erste mit hinaus vor die Tore der Stadt.

Dort hatte sich die Menschenmenge wesentlich gelichtet. Sie hatte wohl aufregenderes erwartet, als ein Holzgestell, auf dem ein Mann saß und ergebnislos in Pedale trat. Eisenfaust war es nur Recht. Je weniger Leute im Weg herumstanden, um so unbeschwerter konnten sie arbeiten.

Er wehrte einige Fragen ab, schlüpfte unter dem Absperrseil hindurch und sah sich nach seinen Mitarbeitern um. N'Ôsidé kniete vor dem Stirnrad und prüfte irgend etwas an der Pedalkonstruktion, seine beiden Helfer standen neben ihm und unterhielten sich. Nur von Hetjuskapur war weit und breit nichts zu sehen.

Prinz Tharaxus Rumo-Den reichte dem Zimmermann die Strickkette und fragte: „Mein Bruder ist nicht hier?“

N'Ôsidé betrachtete das Seilwerk und erwiderte: „Kaum dass Ihr weg wart, Meister Eisenfaust, da war er zu mir getreten und hat mich gefragt, ob ich momentan allein zurecht käme. Ich habe ihm geantwortet, dass ich schon klar kommen würde. Dann hat er etwas von einer Gilmorâ gemurmelt und war davongeeilt.“

„Der verliebte Hirsch. Aber lassen wir ihn. Wir haben jetzt zuerst mal zu überprüfen, ob die Kette auch passt.“

N'Ôsidé hing das Strickwerk über die Zahnräder und testete den Stegabstand.

„Das passt ganz genau, Meister. Das ist hervorragende Knüpfarbeit.“

„Schön, und nun - ah, da kommen ja die nächsten Lieferungen.“

Er deutete hinter die restlichen neugierigen Zuschauer, wo der Schmied näherkeuchte, auf seinen kräftigen Armen den schweren Stahlrotor. Und hinter ihm schleppten einige Männer bündelweise dünnen Kupferdraht zu ihnen herauf.

„Wunderbar! Wunderbar!“ Eisenfaust nahm die Arbeiten in Empfang und winkte dann den Schmied zu sich.

„An Euch habe ich noch eine Bitte. Seht bitte her.“

Eisenfaust zeigte dem Eisenbearbeiter die verschieden großen Magnete, die Kâsamûmba ihm überlassen hatte. Dann zog er aus dem Stapel Zeichnungen, die neben einem der Holzblöcke lagen, eine heraus und meinte: „Könnt Ihr diese Magnetstücke zu einem solchen Ring zusammenfügen? Bei den Webern gibt es einen Leim, der Euch dabei nützlich sein wird.“

Der Schmied studierte die schematische Zeichnung eines Generatorkerns, dann nickte er und bestätigte: „Wird gemacht, Herr Prinz. Ihr könnt es heute Nachmittag bekommen.“

„Sehr schön, vielen Dank!“ Eisenfaust übergab ihm die Magnetstücke und die Zeichnung und freute sich einmal mehr darüber, dass die Leute hier nicht lange fragten, wofür und wieso, sondern sich die Sache betrachteten, kurz nachdachten und dann sagten, ob es machbar war oder nicht. Wenn er sich vorstellte, dass er allen, den Webern, den Seilern, dem Schmied, den Alchimisten und dem Zimmerer erst lang und breit erklären müsste, was er und sein Bruder hier zu konstruieren beabsichtigten, dann wären sie wahrscheinlich immer noch am Zweifel ausräumen und nicht schon beim ersten Prototyp.

Eisenfaust winkte einen der beiden Helfer N'Ôsidés zu sich und zeigte ihm, wie er um den Stahlkern Kupferdrähte wickeln sollte. Er machte es ihm einmal vor, und schon hatte der kluge Geselle verstanden, wie es ging, und wickelte mit Feuereifer.

Der Holzmeister hatte unterdessen die Kette auf dem Zahnrad straff gespannt und in das hintere Ende ebenfalls ein größeres Zahnrad eingefädelt. Sein zweiter Gehilfe stand neben ihm und schlug einen Pfahl in den lockeren Boden, genau dort, wo die Achsöffnung des größeren Zahnrads sich befand. Er hämmerte den Pfahl so tief in das Erdreich, bis das in ihn gebohrte Loch auf gleicher Höhe mit der Achsöffnung war. N'Ôsidé steckte einen Metallstift durch die beiden Öffnungen und als der Helfer wieder auf den Sattel stieg und kräftig in die Pedale trat, raste das hintere Zahnrad wild um seine Achse.

Beifall brandete auf vom Rand des Experimentierfeldes. Denn obschon die Zuschauer nicht ahnten, was das Ganze letztlich darstellen sollte, begeisterte sie doch schon diese bescheidene Vorführung.

„Stop, aufhören. Das klappt ja alles bestens. Wie weit bist du mit deinen Wicklungen?“

Der Zimmerergeselle hob stolz seinen Metallkern hoch und zeigte Eisenfaust sein Werk.

Dieser lobte ihn, dann steckte er den Kern, der in der Mitte durchbohrt war, ebenfalls auf die Metallachse am hinteren Zahnrad.

„So, N'Ôsidé, jetzt müssen wir das Polrad, so nenne ich den Stahlkern, wieder fest mit der Achse verbinden. Meinst du, dass du es schaffst?“

„Natürlich, Herr Prinz, natürlich.“

N'Ôsidé kramte in seiner Zimmermannskiste, rief seine beiden Assistenten zu sich und machte sich ans Werk.

Eisenfaust winkte zwischenzeitlich eine der Hofwachen her und bat ihn, im Palast nachzufragen, ob sein Bruder, Prinz Hetjuskapur, irgendwo zu finden sei. Wenn ja, dann möge er ihn bitte zu sich schicken. Der Wachsoldat nickte, machte bei seinem Wachoffizier Meldung, und rannte davon in Richtung Chås-Amâr-Döl.

„Fertig, Herr Prinz, fertig!“

Eisenfaust schaute sich an, was der Zimmermann gebastelt hatte und nickte zufrieden. „Ja, mein Guter, das hält. Jetzt müssen wir warten, bis der Schmied uns den Magnetkern bringt. Das heißt, tritt bitte noch einmal in die Pedale, um zu sehen, ob das Polrad das mitmacht.“

Einer der Zimmermannsgehilfen erklimmte wieder das Standgerüst, setzte sich in Positur, sah sich noch einmal beifallheischend um und trat dann kraftvoll in die Pedalkonstruktion. Er strampelte, wackelte und stürzte in die Wiese.

„Kein Problem, hast du dir weh getan?“ Auf die Verneinung des Helfers hin ließ Eisenfaust links und rechts des Sattels zwei schulterhohe Pflöcke ins Erdreich rammen, an denen sich der Fahrer während des Pedaltretens festhalten konnte.

Erneut bestieg der Helfer seinen Arbeitsplatz, klammerte sich an die beiden Pflöcke und trat zu. Seine eben noch strahlenden Augen verdunkelten sich unwillig, als er trotz größter Anstrengung kaum das linke Pedal herunterbrachte. Er hielt verblüfft inne, blickte fragend zu Eisenfaust, der nur schmunzelnd mit den Schultern zuckte und besah sich das Ganze grüblerisch. Energisch probierte er es noch einmal. Auf seinen nackten Oberschenkeln traten die Muskelstränge hervor und ganz allmählich kam Bewegung in das schwere Polrad. Der Ehrgeiz des Gehilfen ließ es nicht zu, eine Pause einzulegen und so wuchtete er abwechselnd das rechte und das linke Pedal rauf und runter, und mit jeder Rotation des Zahnkranzes wurde seine Mühe mehr belohnt. Der Schwung des Polrades übertrug sich auf die Pedalanlage und auf einmal war wieder das gewohnte Tempo in den Tretbewegungen des Gehilfen vorhanden.

Pfeifend sauste der schwere Metallbrocken um seine Achse. Das Volk am Seil jubelte erneut, der Radfahrer keuchte und frohlockte, der Zimmermann stolzierte um das rasende Polrad und Eisenfaust stand daneben und lächelte.

„Meister N'Ôsidé, ich bin sehr zufrieden mit Euch und Euren Gehilfen. Und jetzt betrachtet Euch bitte diese Zeichnung.“

Der Holzmeister bat seinen Gehilfen, der neben dem Pedaltreter stand, zu sich und gemeinsam betrachteten sie den nächsten Auftrag des Prinzen. Es handelte sich um ein Holzgerüst, in dem später der vom Schmied anzufertigende Anker untergebracht werden sollte. Auch der erschöpfte Pedalritter, der von seinem Sattel gestiegen war, beugte sich über die Skizze.

„Das ist nun wahrlich kein Problem, mein Herr Prinz. Das können meine beiden Gehilfen alleine zusammenbauen.“

„Einverstanden,“ Eisenfaust blickte in die zustimmenden Gesichter der zwei Zimmererergehilfen. „Dann könnt Ihr mir dabei helfen, die ersten Leitungen zu legen.“

Er überließ seine Zeichnung den beiden Assistenten des Zimmermanns und führte N'Ôsidé zu dem Haufen Kupferdraht.

„Seht her Meister. Wir müssen mehrere Pflöcke in den Boden rammen, an denen wir die Metallhaken, die ich von dem Schmied bereits bekommen habe, befestigen

werden. An diesen Haken entlang führen wir den entrollten Draht bis dort hinten zu dem einsamen Baum und zurück. Die Kontakte...“

N'Ôsidé hörte dem Prinzen aufmerksam zu, und obwohl ihm nicht ganz klar war, was der gute Eisenfaust ihm dann anschließend über Stromfluss, Schleifringe, Schleifkontakte, Spannungsmaximum, Phasenverschiebung und Kugelwellensystem erzählte, zögerte er keinen Moment, die Handgriffe auszuführen, die dieser von ihm erbat. Auch sagten dem Holzmeister Begriffe wie Schwingungsfrequenz, Selbstinduktion und Feldrichtungsänderung herzlich wenig, aber was machte das? Er setzte eine wichtige und interessierte Miene auf., die Zuschauer verstanden von dem Ganzen sowieso noch viel weniger als er, und da sie nur das Ergebnis sahen, stieg er in ihrem Ansehen, auch ohne zu begreifen, was er da eigentlich machte.

Und als der Wächter zurückkam und mitteilte, dass nirgendwo eine Spur von Prinz Hetjuskapur zu finden war, schenkte man ihm kaum Beachtung. Denn kurz vorher hatt der Schmied den Magnetanker gebracht, die Arbeiter hatten ihn nach Eisenfausts Anweisung mit Kupferdraht umwickelt und in die Halterung eingebaut, und dann war der große Augenblick der ersten echten Erprobung da.

Eisenfaust bat einen der Gehilfen wieder in den Sattel und trat selbst einen Schritt zurück, um die ganze Anordnung noch einmal kurz zu überprüfen. Alles sah bestens aus, der Fahrradgenerator war fertig, von den Kontakten führte der Draht zum Baum und zurück, der Gehilfe wartete auf sein Zeichen - und es konnte losgehen.

Eisenfausts Hand fuhr in die Höhe. Der Gehilfe erhob sich auf seinem Sattel, klammerte sich an die Pfosten und stieg kräftig in die Pedale. Der Zahnkranz drehte sich und die Seilkette bewegte sich vorwärts. Ächzend kam das Polrad empor, schwang sich um seine Achse und erzeugte zwischen sich und dem Stator die erste Spannung.

Schweiß floss von Stirn und Brust des Treters. N'Ôsidé stand neben dem Dynamo und vernahm ein leises Knistern. Er sah hinüber zu dem Baum, wo Prinz Eisenfaust kniete und eine kleine Schachtel an den Draht hielt.

„Es klappt! Hurra, es klappt!“ Eisenfaust hüpfte vor Freude herum wie ein Frosch auf einer zu heißen Herdplatte. Er winkte den Zimmermann zu sich und deutete immer wieder auf die kleine Schachtel, von der zwei Kabel zu dem Draht führten.

N'Ôsidé beugte sich über die kleine Apparatur und sah einen kleinen Stab unter einem Glasdeckel wie verrückt hin- und herschnellen. Er schaute zu, wie Prinz Eisenfaust einen kleinen Hebel an der Seite des Kästchens umlegte, und der kleine Stab nur noch halb so weit ausschlug. Dann drehte der Prinz sich zu ihm und meinte verschmitzt: „So, guter Meister, und jetzt sollt Ihr erfahren, wozu der ganze Aufwand gut war. Seid doch so gut, und haltet einmal ganz kurz den Kupferdraht fest.“

N'Ôsidé schüttelte verwundert den Kopf. Wozu sollte er den Draht festhalten? Der war doch gut an den Pflöcken befestigt? Aber bitte, er hatte in den letzten Stunden so viel gemacht, das er nicht verstanden hatte: tat er dem Prinzen halt diesen Gefallen auch noch.

Er trat einen Schritt vor und streckte seine Hand nach dem Kupferdraht aus. Im gleichen Augenblick, da er die Faust um den dünnen Draht schloss, durchzuckte es ihn, als ob ihn ein Blitz gestreift hätte. Ein Schütteln und Rütteln durchfuhr ihn,

seinen gesträubten Rücken jagten eiskalte Schauer hinauf und siedendheiße wieder hinunter. Er fühlte, wie ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Seine Sinne spielten verrückt. Seine rechte Seite spürte er kaum mehr. Nur ein ständiges Zucken und abwechselndes Verkrampfen und Entspannen der Muskelpartien.

N'Ôsidé wollte schreien, doch kein Ton kam aus ihm heraus. Er wollte seine Rechte vom Draht nehmen, doch sie war nicht zu lösen.

Endlich fiel sie herunter und zusammen mit ihr sank der Zimmermann zu Boden. Er sah den besorgt blickenden Eisenfaust neben sich knien und fühlte, wie dieser seine rechte Seite massierte. Der Blick des Prinzen wechselte von Besorgung zu Überraschung. Allmählich kehrte wieder ein Gefühl in den Körper N'Ôsidés zurück, und er spürte, wie von seiner rechten Hand hinauf in seinen Oberkörper, und von dort über die ganze rechte Seite kurze explosionsartige Schmerzen wogten. Als ob er in Brennesseln baden würde. Wenigstens konnte er noch spüren, also war er nicht taub oder gelähmt.

Die gleiche Überlegung stellte Prinz Eisenfaust an, der nicht erwartet hatte, dass der Stromstoß, den der Zimmermann abbekommen sollte eine solche Kraft haben würde. Die merkwürdigen Magnete des Ratsherren Kâsamûmba mussten eine wesentlich höhere Induktionskraft haben, als er es von normalen Magneten her gewohnt war. Während er sich noch um den verdatterten N'Ôsidé kümmerte, begann in seinem Gehirn bereits der Verteidigungsplan immer festere Formen anzunehmen.

Er übergab den Meister seinen beiden herbeigerannten Gehilfen und rief einen der Wachsoldaten zu sich. Er bat ihn, Hauptmann Wu-Kâne zu ihm zu bringen, und, wenn möglich, auch Kâsamûmba, um ihnen zu demonstrieren, welche Wirkung er mit seinem Generator zu erzielen im Stand war.

Während der Soldat unterwegs war, N'Ôsidé auf seine beiden Helfer gestützt zu ihm humpelte und die Zuschauer neugierig an den Zäunen drängten, untersuchte Prinz Eisenfaust seine Apparatur.

Die Kette aus Knoten und Stegen hatte bestens gehalten. Der Holzrahmen mit der gekoppelten Ankerwicklung und dem Polrad stand ein wenig schief. Man musste ihn noch besser am Boden befestigen. Eine der Klemmen hatte sich gelockert und das Holz in ihrer Nähe war etwas verkohlt. Ansonsten hatte alles der Belastung stand gehalten und war bereit für eine weitere Vorführung.

Er hörte hinter sich ein heiseres Husten und sah sich um. N'Ôsidé stand immer noch wackelig zwischen seinen beiden Gehilfen und betrachtete in stummer Verzweiflung und Bewunderung die Teufelsmaschinerie.

„Entschuldigt bitte vielmals, werter Meister. Mit diesem kolossalen Ergebnis habe nicht einmal ich gerechnet. Obwohl ich auf meinem Messgerät die hohe Spannung erkannt habe. Ich habe zuerst an einen Fehler in der Anzeige gedacht, aber jetzt bin ich wirklich selber angenehm überrascht - verzeiht die Pietätlosigkeit - dass alles so phantastisch funktioniert. Stellt Euch vor, Meister N'Ôsidé, wenn wir mehrere Antriebsräder miteinander koppeln, was wir für einen Stromschlag durch diesen Draht jagen können.“

„Dieser, dieser - Strom...“ das Sprechen fiel dem Zimmermann noch schwer, seine Zunge war belegt und seine Scheu tat ein übriges. „... kann dieser Storm wirklich mit diesen einfachen - Mitteln aus - Holz und Eisen von uns - von uns selbst gemacht werden?“

„Ja, Meister. Wir müssen nicht mehr erst auf Blitze warten, wir stellen sie selber her.“

„Oh, bei der allmächtigen Göttin. Eigene Blitze, ein Geschenk des Himmels.“

N'Ôsidés Begeisterung hatte wieder eingesetzt und den Schock seines eigenen Stromschlages vergessen lassen. Er befreite sich aus den stützenden Armen seiner Gehilfen und ergriff den Prinzen am Arm. Er führte ihn einige Schritte abseits, sah sich unauffällig um und flüsterte dann: „Mein Prinz, ich bin ganz gewiss nicht jemand, der nur auf seinen eigenen Vorteil aus ist. Andererseits gibt es am Hof genügend Leute, die sich liebend gern beim König einschmeicheln wollen, und für die so etwas wie unsere Blitzmaschine der ideale Schlüssel zu Macht und Ansehen darstellen würde. Daher meine, äh bescheidene Bitte an Euch, mein Prinz: verrätet das Geheimnis des Blitzes nicht weiter, sagt vor allem niemand, dass jeder, der das gleiche baut wie wir, auch das gleiche Resultat erzielen kann. Lasst das Wissen um den Blitz bei mir und meinen Helfern. Erstens könnt Ihr dann sicher sein, dass Eure Arbeit in keine falschen Hände kommt, und zweitens seid Ihr mir, verzeiht mir diese Unverfrorenheit, noch etwas schuldig für mein unfreiwilliges Wandern am Rand des Todes.“

Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den hieb dem Zimmermann lachend die Hand auf die linke Schulter, bei der rechten hatte er noch Bedenken. Denn der Mann gefiel ihm immer mehr. Es war verständlich, dass er Bedenken hatte, dass seine Arbeit und sein Engagement beim Bau des Generators von anderen ausgebeutet werden könnte, und er versprach ihm, dass nur er, seine beiden Gehilfen und sie selbst, Eisenfaust und Hetjuskapur erfahren würden, dass der Blitz keine Zauberei sondern nur Anwendung von physikalischen Grundgesetzen darstellte, wobei er sich nicht sicher war, ob etwa zum Beispiel Gelehrte wie Kâsamûmba nicht von selbst hinter diese Tatsachen kommen würde.

N'Ôsidé war es schnurzegal, welche Grundgesetze für den Blitz verantwortlich waren, ihm genügte die Versicherung des Prinzen. Und als dieser ihm auch noch zusicherte, dass niemand außer ihm selbst den Bau des nächsten, vergrößerten Exemplars überwachen und leiten durfte, glaubte er, genügend Wiedergutmachung für den beinahe tödlichen Blitzschlag, oder wie Eisenfaust sagte, Stromstoß, erhalten zu haben.

Sie kehrten wieder zurück zur Blitzmaschine. Gerade rechtzeitig, um Wu-Kâne, Kâsamûmba und - den König und einige seiner Berater selbst begrüßen zu können.

Eisenfaust ließ es sich nicht nehmen, den Zimmermann als den unersetzlichen Teamkollegen vorzustellen und er überließ es auch ihm, den zweiten Probelauf zu organisieren.

Und N'Ôsidé bewies Geschick und Geistesgegenwart. Zuerst bat er seinen König noch um etwas Geduld, während er nach einer Ziege schickte, die zum Schlachten vorgesehen war. Ein kurzer Blick zu Prinz Eisenfaust, dieser zwinkerte bekräftigend, dann erklärte er dem König und dessen Begleitern mit kurzen Worten, was diese in Kürze zu sehen bekämen.

Er sah den Hofbediensteten mit der Ziege kommen und führte das Tier zu dem Baum. Dort löste er den Draht von einem der Pflöcke und legte ihn dem Schlachttier um den Hals. Er befahl dem Bediensteten, die nervöse Ziege zu halten, da spürte er einen Ellbogen in seiner Seite und blickte sich unwillig um. Neben ihm stand der Prinz und raunte: „Erklär ich Euch nachher, geht jetzt zu Eurem Mann bei den Pedalen und wartet auf mein unauffälliges Zeichen.“

„Warum? Nun gut!“

N'Ôsidé ließ Eisenfaust mit dem Tierhalter alleine und ging zurück zum Generator, wo sein Gehilfe wieder auf dem Sattel genommen hatte.

Eisenfaust nahm dem Hofbediensteten den Strick ab und band die Ziege fest an den Baumstamm, so dass sie den Draht um ihren Hals nicht zerreißen konnte. Dann führte er den Mann zur Seite und winkte dafür den König, Wu-Kâne und Kâsamûmba zu sich.

„Meine Herren, bitte achtet auf das Tier, wenn N'Ôsidé seinem Mann das Zeichen gibt.“

Ein kurzer Wink, der Zimmermann gab ihn weiter und sein Gehilfe begann wieder, den Dynamo in Bewegung zu setzen.

Zuerst blökte und meckerte das angebundene Tier noch etwas missmutig, dann blieb es plötzlich erstarrt stehen, ein Zittern durchlief seinen Körper, ein Aufbäumen, und es sank, wie vom Schlag getroffen zu Boden.

N'Ôsidé stoppte seinen Pedaltreter. Wu-Kâne und Kâsamûmba eilten zu der am Boden liegenden Ziege und sahen sich überrascht an.

„Tot,“ murmelte der Hauptmann. Er befühlte des Hals des Tieres, um den der Kupferdraht hing. Nichts, kein Würgemal, kein Blut, nur die Haut etwas gerötet.

„Mein König, das Tier ist tot,“ er war wieder zu Thôr-Saldîs getreten. Und zu Prinz Eisenfaust gewandt: „Wie habt Ihr das geschafft, Prinz?“

Der Angesprochene überlegte, wie viel er dem Hauptmann verraten sollte. Erstens würde dieser ohnehin kaum die Hälfte kapieren, und zweitens wollte er das Versprechen gegenüber N'Ôsidé nicht brechen. Er erwiderte: „Im Prinzip ist das gar nicht so schwer, Hauptmann. Seht, König, die Apparatur, die Euer Zimmermann N'Ôsidé nach meiner und der Anweisung meines Bruders zusammengebaut hat, verfügt über eine geschickte Anordnung von Kupfer, Holz und besonders verarbeiteten Magneten. Wenn nun N'Ôsidé diese Komponenten in eine ganz bestimmte Konstellation zueinander bringt, was mit Hilfe des Pedale tretenden Mannes auf dem Sattel geschieht, so kann mit diesem ‚Generator‘ ein kleines Naturgeheimnis erzeugt werden. Das Wichtigste und Komplizierteste dabei ist, wie gesagt, die richtige Zusammenarbeit der drei Elemente Kupfer, Holz und Magnete.“

„Wenn ich Euch recht verstehe, Prinz,“ meldete sich Kâsamûmba zu Wort, „dann ist die Erzeugung der Kraft, mit der die Ziege getötet wurde, im Großen und Ganz von jedem nachvollziehbar, wenn er weiß, nach welchen quantitativen und konstellationsmäßigen Gesichtspunkten Eure Maschinerie aufgebaut ist?“

„So ist es, werter Kâsamûmba,“ ablenken, ablenken. Eisenfaust drehte sich mit ausgestreckten Händen um. „Als nächstes müssen wir weitere Tretapparate bauen, um eine noch größere Kraft durch den Draht fließen zu lassen, und um die Drahtabwehr noch weiter ausdehnen zu können.“

„Gibt es Grenzen? Entfernungsmäßig?“

„Prinzipiell nicht, Hauptmann. Von der Funktion her könnte ich den Strom bis an die äußersten Grenzen des Reiches schicken. Nur fehlt uns hierfür das nötige Umspannwerk.“

„Was für ein Ding fehlt uns?“

„Oh, etwas, das wir beim besten Willen noch nicht konstruieren können. Und zwar sowohl in zeitlicher als auch in materieller Hinsicht. Aber ich bin überzeugt,

dass wir auch so eine Abwehrwaffe haben, an der sich die Horden Ćszudracs die Zähne ausbeißen können.“

Thôr-Saldīs war ganz offensichtlich sehr von Eisenfausts Konstruktion angetan. Er hatte sich zwischenzeitlich die tote Ziege begutachtet und war dann weitergegangen zu dem Generator, auf dem der Gehilfe N'Ôsidés wieder strampelte, dass ihm der Schweiß aus allen Poren strömte. Irgend eine innere Stimme riet ihm dabei, den Kupferdraht selbst nicht zu berühren.

Der Zimmermann sah seinen König kommen und gab dem Treter das Zeichen, aufzuhören, und sich auszuruhen. Während die beiden Gehilfen die Plätze tauschten, und der ausgeruhte sich auf den Sattels schwang, war Thôr-Saldīs bei der Holz- und Metallkonstruktion stehen geblieben und betrachtete interessiert das Ineinandergreifen der einzelnen Bauteile.

„Könnt Ihr weitere Tretapparate bauen, wie es Prinz Eisenfaust vorgeschlagen hat?“ wandte er sich an den Holzhandwerker.

„Nichts leichter als das, mein König. Jetzt, wo ich weiß, wofür die einzelnen Teile benötigt werden, wird es sogar noch viel schneller gehen, und wenn der Schmied und der Seiler mich unterstützen...“

„Das werden sie, guter N'Ôsidé. Ihr und die beiden Prinzen sollt weiterhin jede Unterstützung bekommen, die Ihr benötigt. Zieht einen großen Blitzkreis um unsere Hauptstadt. Macht Eure Sache gut, ich werde es zu würdigen wissen. Und solltet Euch andere Leute bei Eurer Arbeit stören, ich denke da speziell an die Alchimisten und andere Höflinge, die dem Ganzen wahrscheinlich skeptisch gegenüberstehen werden, so gebt mir Bescheid, und ich werde dafür sorgen, dass Ihr Eure Aufgabe erfüllen könnt.“

Das Gesicht des Holzmeisters glühte vor Stolz. Lange schon war es her, dass einer seiner Gilde so eine Chance bekommen hatte. Früher, ja früher, als dieses Königreich noch kein Königreich sondern eine wirre Ansammlung kleiner kriegerischer Fürstentümer war, und als man einen guten Holzpfeil und einen ausgewogenen Speer einem Schwert oder Säbel vorgezogen hatte, früher, ja da waren sie angesehen Leute. Sie, die Holzmeister. Doch dann war mit dem neuen König die Liebe zu Waffen mit geringerer Reichweite, dafür aber um so mächtigerer Wirkung im Nahkampf gewachsen und hatte seinen Stand etwas ins Abseits gedrängt. Zwar wurden weiterhin Holzverarbeiter gebraucht, doch nunmehr eher für Möbel und andere Gebrauchsgegenstände. Kaum noch einer wusste einen guten Speer zu würdigen, oder einen der schönen Langbogen. Seit die Soldaten mit Kettenhemden und metallverstärkten Arm-, Schienbein- und Brustharnischen ausgerüstet waren, war auch die Bedeutung von Pfeil und Bogen gesunken. Doch jetzt, jetzt sah N'Ôsidé die Gelegenheit gekommen, sich wieder ins rechte Licht rücken zu können. Denn, obgleich jedermann seine kunstvollen Holzarbeiten bestaunte, so war bei diesem kriegerischen Volk doch der höher angesehen, der etwas für die Waffentechnik produzierte. Und hierin hatten ihnen in den letzten Jahren ganz klar die Schmiede den Rang abgelaufen. Ein halbwegs gut gearbeitetes Schwert zählte mittlerweile mehr als ein noch so schmiegsam in der Hand liegender Bogen, und für einen krummen Eisendolch legten die Menschen mehr Goldstücke auf den Tisch als für das schlankste Bündel Pfeile. Er wäre sicher schon längst am Bettelstab gegangen, wenn nicht wenigsten die Nachfrage nach den raffinierten Kommoden mit ihren Geheimfächern und den anderen schönen Alltagsgegenständen aus Holz bestanden hätte. Doch tief in seinem Innersten war

auch N'Ôsidé noch immer ein Krieger, und für ihn gab es nach wie vor nichts schöneres, als mit seiner Handwerkskunst dem edlen Geschäft des Kampfes zu dienen.

N'Ôsidé dankte dem König mit aller Aufrichtigkeit und wartete, bis dieser wieder zu Eisenfaust, Wu-Kâne und Kâsamûmba gegangen war. Dann wandte er sich an seine beiden Gehilfen, der eine auf dem Sattel, der andere schwer atmend im Gras liegend.

„Ihr habt es gehört, Gaffã und B'Ricôl, es liegt jetzt an uns, wieder jemand zu werden am Hof. Wenn es dank unseres Geschicks gelingt, dass dieser bevorstehende Kampf eine glückliche Wendung nimmt, dann haben wir für den Rest unseres Lebens gesorgt.“

Gaffã, der auf dem Generator saß, nickte und zog sein biegsames Schnitzmesser: „Das wäre was, Meister. Wenn ich nicht mehr Figürchen in die Beine von Sekretären und Tischchen schneiden müsste. Wenn jedermann am Hof den Hut ziehen würde vor Gaffã, dem Blitzbeherrscher.“

„Na, na, nur nicht gleich übermütig werden, mein Guter. Der Blitzbeherrscher ist bestenfalls Prinz Eisenfaust. Wir sind und bleiben weiter nichts als seine Helfer.“

„Macht nichts,“ ließ sich B'Ricôl vernehmen, „auf jeden Fall werde ich dann mehr Zeit für meine Basteleien haben und muss nicht mehr irgendwelche Geheimfächer in Kommoden und versteckte Türen in Schlafzimmerschränke einbauen.“

Ja, für die drei Holzhandwerker standen rosige Zeiten in Aussicht. Was dem einen seine Freud, dem anderen sein Leid. Während sich die einen den Krieg so weit weg wie nur möglich wünschten, sahen diese drei Männer in ihm in erster Linie den Mittel zu ihrem Zweck.

Eisenfaust dagegen plagten völlig andere Gedanken. Zum wiederholten Male blickte er sich suchend um, in der Hoffnung, irgendwo seinen närrischen Bruder zu finden. Nicht, dass er ihm das Vergnügen mit seiner Gilmorã nicht gegönnt hätte. Nein, ganz und gar nicht, er war sogar froh um diese Wendung in der Veranlagung seines Bruder. Sollte er nur nachholen, was er bis jetzt versäumt hatte. Aber warum ausgerechnet jetzt? Hätte er nicht später auch noch Zeit dafür? Er, Eisenfaust, konnte nun nicht weg, er musste N'Ôsidé die nächsten Schritte erklären. Dabei würde er auch ganz gerne wieder mal einen Abstecher in den Palast machen und nach seiner Thraxana. Überhaupt wunderte es ihn, dass seine ‚Gattin‘ sich bis jetzt ebenfalls noch nicht hatte blicken lassen.

Es blieb ihm keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, denn Thôr-Saldïs wandte sich in diesem Moment wieder an ihn.

„Prinz, ich habe bereits mit Meister N'Ôsidé gesprochen und ihm sämtliche denkbare Unterstützung zugesagt. Das gilt natürlich erst recht und im Besonderen für Euch und Euren Bruder. Ich werde mich mit Kâsamûmba wieder zurückziehen. Mittlerweile muss doch endlich etwas über meine Frau in Erfahrung gebracht worden sein!“

Der König hielt kurz inne, sein Blick umschleierte sich, dann hatte er sich wieder gefangen und er drehte sich um zu Hauptmann Wu-Kâne.

„Ihr, Hauptmann, unterhaltet Euch bitte mit Prinz Eisenfaust, wie er sich die Kombination zwischen der Abwehranlage und Euren Soldaten vorstellt. Auch an

Euch geht die Aufforderung, den Prinzen nach Kräften zu unterstützen. Meine Herren!“

Der König nahm den weisen Kâsamûmba am Arm und sie schritten, begleitet von der Leibwache des Herrschers, zurück zum Palast.

Die Zuschauer machten ihm ehrerbietig Platz und schlossen dann die Lücke wieder, um sich nichts von dem entgehen zu lassen, was weiterhin auf dem Experimentierplatz geschehen würde.

„Ihr habt es vernommen, Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den! Was kann ich für Euch tun?“

Eisenfaust sah zu dem Hauptmann. War da eine Spur Eifersucht in den Worten des Soldaten? Das konnte gefährlich werden. Er brauchte den Haudegen noch. Denn, dass der Drahtverhau den Feind nur vorübergehend aufhalten konnte war klar. Dann mussten sie mit blanker Waffe den Rest erledigen. Und da war es dann unbedingt notwendig, dass man auch weiterhin nach seinen und den Plänen Hetjuskapurs - wenn der nur endlich käme - handeln würde. Also durfte er unter gar keinen Umständen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass Hauptmann Wu-Kâne nach wie vor wichtigster Mann im Reich war, wenn es um militärische Dinge ging.

„Danke, Hauptmann. Ihr habt mir schon mehr geholfen, als ich von Euch verlangen durfte. Nur eines noch. Kann ich sichergehen, dass meine Anordnungen an die Leute am Hof auch befolgt werden, wenn sie direkt von mir kommen? Oder ist es besser, wenn einer Eurer Offiziere mich mit den nötigen Vollmachten überall hin begleitet?“

„Ihr habt Recht, Prinz. Es ist wohl vernünftiger, wenn ich Euch eine meine Ordonnanzen zur Verfügung stelle.“

Auf diese Weise bin ich immer bestens informiert, dachte sich Wu-Kâne.

Auf diese Weise hat er nie das Gefühl, übergangen zu werden, dachte sich Eisenfaust.

„Einverstanden, Hauptmann. Habt Ihr heute Abend Zeit für mich? Ich möchte Euch und Euren Rat einholen, wenn es darum geht, Pläne für den Fall zu schmieden, dass der Feind diese Hürde schneller nimmt, als uns lieb ist.“

Kurzes Zögern bei dem Soldat. Unsicherheit. Dann war wieder das gewohnte Lächeln auf seinen Zügen.

„Ich erwarte Euch, Prinz!“ Er deutete einen kurzen Gruß an und wandte sich ab. Nicht lange danach kam einer der Offiziere zu Prinz Eisenfaust und stellte sich als sein künftiger Adjutant vor. Er hieß Nô-Tân und machte einen hellen und ehrlichen Eindruck.

„Ich habe die Aufgabe, Euch jeden Widerstand aus dem Weg zu räumen, Prinz,“ dabei deutete er auf eine kleine Hülle an seinem Gürtel, in der ein Schriftstück steckte.

„Und wenn dieses Schreiben nicht hilft, dann helfen noch dieser hier...“ er deutete auf seinen Kopf, „und im äußersten Notfall diese hier,“ er ließ deutlich seine Muskeln spielen.

„Sehr schön, Nô-Tân, ich glaube, wir beide werden gut zusammenarbeiten. Dann wollen wir mal,“ wenn doch endlich Hetjuskapur auftauchen würde.

Pleias

Spartanische Jünglinge wurden gelehrt, knapp zu sprechen. Sie sollten handeln statt sprechen, und wenn sie wirklich sprechen mussten, dann je weniger desto besser. Der Distrikt um die Stadt Sparta (und das erste Gebiet, das Sparta beherrschen sollte) hieß Lakonia. Kurz und prägnant zu sprechen heißt deshalb ‚lakonisch‘ sein..

Im ganzen Lager herrschte Aufbruchstimmung. Es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen. Und genau, wie dort nur eine scheinbare Unordnung herrschte, ging auch im Lager alles gezielt und überlegt vor sich. Zu oft schon hatten die Soldaten Lager auf- und abgebaut, um sich noch groß darüber aufzuregen, wenn der Wagen für die Zeltstangen mit Brennholz beladen war, wenn sich keiner zuständig fühlte für das Zusammenlegen der Zelte, wenn die Marketenderinnen wieder einmal mitten zwischen den anderen Wagen sich einreiheten, statt ganz am Ende, wenn die Soldaten des einen Kommandos die Pferde des anderen Kommandos übernahmen. Zu oft schon hatten sie dies alles mitgemacht, um am Ende dennoch einen ordentlichen Heerwurm zustande zu bringen. Und die einzigen, die wirklich und unablässig im Weg standen, und sich dabei etwas verloren und ratlos vorkamen waren Jared, Ravenclaw, Xandrina und Rhalina.

Die vier zogen sich daher an den Rand des Gewimmels zurück und sahen dem undurchsichtigen Treiben gebannt zu. Ravenclaw nutzte diese Gelegenheit und stupste seinem Bruder den Ellbogen in die Seite. Als Jared zu ihm sah, packte ihn dieser am Arm und fragte: „John, hast du ein paar Minuten Zeit?“

„Natürlich, immer, was gibt’s?“

„Nicht hier. Unter vier Augen, okay?“

Kurze Verblüffung, na ja, er würde schon einen Grund dafür haben. „Gut, gehen wir dort hinüber zu dem Sandhaufen?“ er deutete nach rechts.

Ravenclaw nickte und sie ließen Xandrina und Rhalina allein. Kurz blickten die beiden Frauen den Brüdern nach, doch dann wandten sie sich wieder dem Geschehen im Lager zu. Sie unterhielten sich kurz, wie Jared und Ravenclaw beim Weggehen erkennen konnten, dann verabschiedete sich auch Xandrina hinunter zu Sôn-Andâ, der seinen Drachen versorgte, und Rhalina machte es sich im Gras bequem und lehnte sich an einen Baumstamm, von dem aus sie einen ausgezeichneten Überblick über die arbeitenden Männer hatte.

Zwischenzeitlich waren Jared und Ravenclaw an dem Sandhaufen angekommen und auch sie setzten sich und streckten ihre Beine aus. Jared zog seine kleine Pfeife aus dem Gürtel und begann, sie mit dem vorzüglichen Tabak Sôn-Andâs zu stopfen.

„Also, ich bin ganz Ohr. Was ist los?“

Ravenclaw legte sich zurück auf seine Arme und blickte überlegend zum Himmel. Er war sich noch nicht klar, wie er anfangen sollte, denn das, worüber er mit seinem Bruder reden musste, würde diesem sicher nicht gefallen.

„Hör zu, John. Was ich dir jetzt sage, wirst du vielleicht nicht ganz verstehen, und es wird dir auch sicher nicht gefallen. Aber es muss einfach mal raus, und jetzt ist finde ich der beste Augenblick dafür.“

John schob sich die Pfeife zwischen die Lippen und wühlte in seinem Kampfgürtel nach einem Feuerzeug. Die ersten Wolken pafften zwischen seinen Lippen hervor.

„Es geht um folgendes, John. Ich habe es satt, immer nur die zweite Geige spielen zu dürfen. Bei allem, was wir bis jetzt erlebt haben, warst du es, der die Entscheidungen getroffen hat, der die Führung an sich gerissen hat. Ja, ja, ich weiß, was jetzt kommt. Stimmt, am Anfang war es mir ja auch ganz recht so, doch mittlerweile bin ich genauso tief in diesem obskuren Abenteuer vertieft wie du. Nicht, dass ich meine Skepsis verloren hätte, aber ich beuge mich den Tatsachen. Es gibt nichts mehr, was du mir voraus hast. Ich habe den gleichen magischen Dolch wie du und mittlerweile das gleiche Wissen, oder Nichtwissen über das alles hier. Nein, nein, ich bin nicht eifersüchtig auf dich, Bruder. Das brächtest du auch gar nicht fertig, dafür kennen und schätzen wir uns schon viel zu lang. Aber ich will verdammt noch mal auch endlich selbst bestimmen, was ich als nächsten zu tun gedenke. Ja, ja, du hast mich immer um Rat gefragt. Nur letzten Endes warst doch du es, der entschieden hat, wo's lang geht. Und, sei mir nicht böse, aber allmählich geht mir das auf den Wecker. Sicher, ich bin impulsiver als du, aber wir sind bisher immer gut damit gefahren, und jetzt sind wir hier gestrandet und...“

„Du willst also, dass wir uns trennen?“

Jetzt war es heraus. Und nicht er, Ray-Ray, hatte es vorgeschlagen, sondern John war damit gekommen. Nun ja, es war nicht direkt ein Vorschlag, eher eine Frage. Aber trotzdem galt es, jetzt das Eisen zu schmieden, solange es noch glühte.

„Hättest du etwas dagegen?“

„Oh, ja, sehr viel. Du weißt, dass ich dich an meiner Seite schätze wie sonst niemanden. Wir können uns blind aufeinander verlassen.“

„Du hast doch dafür jetzt deine Xandrina.“

„Der Vergleich hinkt aber, oder?“

„Meinetwegen, aber hast du dir schon mal Gedanken gemacht, was passiert, wenn du dich zwischen uns beiden entscheiden musst.“

„Die mach ich mir dann, wenn's so weit ist, Ray-Ray.“

„Ich kann dir diese Entscheidung aber abnehmen!“

John seufzte und blies wieder eine dicke Wolke zwischen seinen Zähnen hindurch.

„Und außerdem,“ Ray-Ray hielt es für an der Zeit, den wichtigsten Trumpf ins Spiel zu bringen, „und außerdem ist mir ein wichtiger Gedanke gekommen, der, ganz unabhängig von meinem Wunsch der Trennung, diese doch indirekt stützt und fördert.“

„Da bin ich aber gespannt.“ John hatte schon jetzt einiges, über das er nachdenken musste. Es war ihm bis jetzt noch gar nicht bewusst worden, dass er seinen Bruder gegängelt oder bevormundet hätte, aber das empfand er selbst wahrscheinlich völlig anders als Ray-Ray. Er sah ein, dass letztlich wirklich immer alles so abgelaufen ist, wie er es vorgeschlagen hatte, doch bis jetzt hatte sein Bruder nie etwas dagegen vorgebracht. Wie hätte er also ahnen sollen, dass Ray-Ray sich übergangen und missverstanden gefühlt haben konnte.

„Was ist deiner Meinung nach das größte Problem für jede Armee, die im Feindesland operiert, John?“

„Ich weiß nicht, der Feind?“

„Nein, im Ernst, *Lord Jared*. Denk mal an Hitlers Scheitern in Russland und an das von Napoleon.“

„Der Winter?“

„Das auch. Aber ich meine etwas anderes. War vielleicht ein blödes Beispiel. Anderer Fall. Warum haben sich die vielen kleinen Wikingerreiche nicht halten können?“

„Wird das jetzt ein Geschichtsquiz? Sag mir einfach, worum es geht.“

„Der Nachschub, großer schlauer Bruder, der Nachschub. Die Versorgung ist das A und O eines guten Feldzugs.“

„Stimmt natürlich, aber was hat das mit dir zu tun, Ray-Ray?“

„Ist eigentlich außer mir niemandem aufgefallen wie weit entfernt von ihrer Heimat Ćszudracs Armee tief in Feindesland steht. Wenn ich die Landkarte richtig im Kopf habe, dann kommen seine Leute über eine Meerenge in diesen Kontinent. Und zwar nur über diesen Isthmus, und sonst nirgend woher“

Jared hörte seinem Bruder interessiert zu. Ein kleiner gelbgrün gefärbter Schmetterling gaukelte durch seinen Pfeifenrauch und setzte sich dann auf Ravenclaws Schulter.

Dieser nahm den bunten Falter gar nicht war. Er redete eifrig weiter.

„An dieser Achillessehne...“

„Ferse!“

„Was?“

„Es heißt Achillesferse, nicht Sehne!“

„Unwichtig. Auf jeden Fall müssen wir hier einhaken. An diesem neuralgischen Punkt zuschlagen. Sie können sich nämlich auch keinen Nachschub unterwegs organisieren, da sie durch weitgehend unbebautes und unbewohntes Land müssen.“

Ravenclaws Gesicht glühte vor Eifer. Überhaupt kam Jared das Gesicht seines Bruders schon seit Tagen merkwürdig spitz und ungesund vor. Lag das vielleicht an der ungewohnten Nahrung? Oder an dem energiezehrenden Abenteuer, durch das sie ritten.

„Ich hab mir vorgestellt dass ich mit einigen Männern dafür sorgen könnte, dass Ćszudracs Nachschub empfindlich gestört wird. Sie sind in diesen öden Regionen auf Gedeih und Verderb auf ihn angewiesen.“

„An den Küsten entlang dürften sie schon etwas zum Plündern finden. Aber, nein, nein, sei nicht wieder eingeschnappt, dein Plan ist dennoch prima. Und wen willst du mitnehmen?“

„Nun,“ jetzt druckste Ravenclaw wieder etwas, „am liebsten, nun, am liebsten wären mir einige Leute Hammers und dann, ja, und dann reizt mich dieser Drache von diesem Sôn-Andâ.“

Jared zupfte einen Grashalm aus dem Waldboden und zerrieb ihn zwischen den Fingern. Da sprach genau genommen nichts dagegen. Ihnen würde der Drache momentan nicht abgehen, auch wenn er eigentlich die Verbindung nach Châs-Amâr-Dõl darstellen sollte. Aber schnelle Reiter reichten hier auch. Wenn Kârkonnann seinen Tambour freistellen wollte, warum nicht?

„Warum nicht, Ray-Ray? Wenn Hammer und Kârkonnann dir die Leute und den Drachen überlassen. Probier's. Sie können beide nicht mehr als nein sagen. Und wenn sie wirklich ablehnen sollten, dann haben wir zwei ohnehin noch ein Wörtchen mitzureden.“

Jetzt entdeckte Ravenclaw den kleinen Schmetterling auf seiner Schulter und er schob langsam seine Finger hin.

„Und was machen wir mit Rhalina? Die steigt doch nie und nimmer auf einen Drachen.“

„Lass sie doch mit den Männern reiten,“ das kam etwas barscher als üblich, und der kleine Schmetterling schlug aufgeregt mit den Flügeln, blieb aber sitzen.

„Von mir aus.“

„Du hast also nichts dagegen?“

„Wie könnte ich? Wer bin ich, das ich dir bestimmen kann, was du zu tun hast und was nicht?“

Ravenclaws Fingerkuppe berührte ein Bein des Schmetterlings.

„Das hätte man auch weniger dramatisch ausdrücken können. Aber im Prinzip stimmt es, und es ist gut, dass du dies endlich einsiehst.“

Weg war er. Der gelbgrüne Schmetterling verschwand im Schattengewirr des Waldes und Ravenclaw stand auf.

„Wo treff ich dich, bevor ich reite?“

Jared erhob sich ebenfalls und klopfte seine Pfeife an einem knorrigen Baumstamm aus.

„Ich warte hier, bis alles aufbricht, dann finde ich schon meinen Platz. Bis später, Ray-Ray.“

Ravenclaw nickte und schlenderte in das Heerlager zurück. Jared sah ihm nach und noch während sein Bruder seine Truppe zusammenstellte, kam Xandrina am Waldrand entlang und gesellte sich zu ihrem Geliebten.

„Sieh mal, John. Hier gibt es Pilze in Hülle und Fülle.“

Sie zeigte Lord Jared zwei besonders große Exemplare eines hellbraunen Pilzes.

„Und, genießbar?“ war seine knappe Frage. Er konnte nicht verstehen, was manche Leute an dieses Lamellengewächsen besonderes finden konnten.

„Weiß ich nicht. Ich wollte gerade zurück ins Lager, um den Koch danach zu fragen, habe ihn aber in diesem Durcheinander nicht gefunden. Und dann kam Ray-Ray und sorgte für weitere Hektik und Betriebsamkeit. Da bin ich wieder gegangen. Ich heb die beiden mal auf, fragen kann ich ja immer noch. Und was gab es bei euch beiden?“

Sie lümmelten sich beide wieder ins Gras und Lord Jared musste sich schwer zusammennehmen, um seine Gedanken im Zaum zu halten, als er die junge Frau aufreizend neben sich liegen sah. Er erzählte ihr daher lieber über sein Gespräch mit seinem Bruder.

Xandrina hörte aufmerksam zu. Ein kleiner goldschillernder Käfer krabbelte flink und behände über ihren Stiefel.

„Oh,“ meinte sie, als Jared fertig war. „Mit dem Drachen wird er Pech haben. Der ist vor einer Viertelstunde schon mit Sôn-Andâ losgeflogen.“

„Wohin?“ Jared legte dem hastenden Käfer ein Ästchen in den Weg. Misstrauisch rannte das Insekt vor dem Hindernis auf und ab, dann entschied es sich fürs Risiko und erklomm den Ast. Jared hob ihn hoch und sah fragend zu seiner Freundin, während der Käfer zielsicher auf seinen Handrücken zustrebte.

„Zur Küste. So sagte mir Sôn-Andâ.“

„Na ja, wird schon seine Richtigkeit haben. Ich habe mir übrigens überlegt, dass ich in Zukunft mehr im Hintergrund bleiben werde. Mein Brüderchen hat da,

glaube ich, genau den Nagel auf den Kopf getroffen, als er meinte, ich spiele mich zu sehr als derjenige auf, der alles überall besser weiß.“

„Ach was, John...“

„Doch, doch, Xandi. Er hat schon recht mit dem, was er mir da an den Kopf geworfen hat. Und vielleicht ist es auch besser, wenn ich mehr beratende Funktion ausübe, denn leitende. Sieh, Xandi, Leute wie Kârkonnán sind es gewohnt, dass sie selbst entscheiden, was sie tun und wie sie kämpfen. Und bis jetzt hatten sie mit ihren Entscheidungen immer richtig gelegen. Und jetzt komme ich und mache alles anders. Nein, sollen sie weiterhin selbst überlegen, was zu tun ist. Und wenn sie wirklich einmal nicht mehr weiter wissen, dann kann ich ihnen immer noch helfen.“

Xandrina langte zu Jareds Arm und holte den Käfer zurück. Sie setzte ihn wieder ins Gras und betrachtete ihn, wie er zwischen den Gräsern durchwuselte.

„Aber Leute wie unser Kârkonnán werden nicht kommen und dich fragen, John. Hammer vielleicht, aber niemals Kârkonnán. Er würde gar nicht auf die Idee kommen, seine Pläne und Taktiken irgendwie anders als bisher durchzuführen. Sicher, du hast mit deiner Strategie bei der letzten Schlacht einen phantastischen Sieg errungen und viele der Soldaten bewundern dich deshalb. Aber eben diese Bewunderung sticht dem Chimmáraner und auch den anderen höheren Offizieren schwer in deren Ehrgeiz, auch wenn sie es nicht zugeben. Sie haben Angst, dass du beim nächsten Mal wieder einen besseren Plan hast als sie. Nein, auf diese Art wirst du nie wieder eine gute Idee los. Du musst schon selbst hingehen und ihnen eintrichtern, was für sie das beste ist. Und das geht nur, wenn du weiterhin an der Führung der Krieger teilnimmst.“

Also, Insekten gab es hier! Jared hatte eine grüne Spinne mit roter Musterung erspäht, die durch den Graswald stakste. Er verlagerte sein Gewicht auf den anderen Arm und langte zu ihr herüber.

„Du bist also der Ansicht, ich soll alles so lassen wie bisher. Auch auf die Gefahr hin, dass Kârkonnán und seine Offiziere mir das mit der Zeit übel nehmen.“

Die Spinne war wendiger als Jared. Ansatzlos wich sie nach links aus und huschte unter ein Blatt.

„Na schön, Xandi. Wie du meinst. Ich werde mich mit Bën-Sôn noch einmal darüber unterhalten. Er kennt Kârkonnán am besten.“

Er ergriff Xandrinás Hand und zog sie zu sich her, da vernahm er ein Räuspern und sah, wie Ravenclaw auf sie zukam. Dann eben später!

„John, Xandrina, wir sind so weit. Ich hab von Hammer elf Männer unter Feldwebel Pflug bekommen. Bessere hätten es gar nicht sein können. Nur der Drache war leider schon weg. Wo treffen wir uns wieder?“

„In Chäs-Amâr-Döl, am Königshof. Ich werde für dich ein Zimmer reservieren lassen.“

„Ich werde da sein, John, ich werde da sein.“

„Ich weiß, Ray-Ray. Viel Glück, pass auf dich auf!“

Jared war aufgestanden und die beiden Brüder reichten sich die Hand. Irgendwie war es beiden unwohl, dass sie auf einmal jeder für sich losziehen würden. Sie hatten in der Vergangenheit so viele Schlachten gemeinsam geschlagen, große und kleine, mal mit mal ohne die anderen Jungs vom ‚C-Team‘, aber immer sie beide zusammen. Sie waren immer für einander da gewesen, wenn es hart auf hart kam. Jetzt mussten sie zeigen, dass sie auch einzeln ihren Mann stehen konnten.

In Ravenclaws Kehle knotete es, dann entzog er seinem Bruder die Hand und wandte sich abrupt ab. Er eilte zurück zu seinen Männern, die am Rand des nunmehr beinahe restlos abgebrochenen Lagers auf ihn warteten.

Jared sah ihm nach, wie er ein Pferd bestieg, ein paar Worte mit Rhalina wechselte, dann kurz zu Pflug sprach und anschließend mit den Soldaten und seiner Freundin losgaloppierte. Also hatte er sich doch entschlossen, Rhal mitzunehmen. Einige Soldaten Kârkonnans riefen ihnen Abschiedsworte nach, dann waren sie hinter einer Waldecke verschwunden.

„Aus den beiden werde ich nicht schlau, aus Ray-Ray und Rhal. Komm, wir brechen jetzt besser auch auf,“ in Jareds Hals nistete ebenfalls ein Frosch. Er half seiner Geliebten auf und sie gingen Hand in Hand zu den aufbruchbereiten Soldaten Hammers und Kârkonnans.

Ravenclaws kleine Schar war mehrere Stunden nach Norden geritten, als die Steppe langsam zurückblieb und vor ihnen ein unübersehbarer lästiger Sandstreifen auftauchte. Der ganze Trupp hatte angehalten und war abgesehen. Pflug und Ravenclaw standen etwas abseits der anderen elf Männer und der Frau und sahen hinaus in die flirrende Hitze.

„Entweder wir versuchen es im Westen oder im Osten,“ Lord Ravenclaw hob schirmend die Hand über die Augen und suchte den Horizont ab. „Noch einmal bringt mich keiner in die verdammte Wüste hinaus.“

Pflug konnte ihm im Namen der Männer nur zustimmen. Er setzte das von Lord Ravenclaw geborgte Fernglas wieder ab.

„Im Osten treffen wir am ehesten auf Ćszudracs Leute. Im Osten haben wir aber auch eher Aussicht darauf, dass wir den Rand der Wüste erreichen.“

Der Lord nahm das Fernglas wieder entgegen und nickte zu des Feldwebels Worten.

„Also nach Osten, dann müssen wir eben - schau, dort, siehst du das auch?“

Ravenclaw deutete nach Westen und hob sich das Fernglas wieder vor die Augen. Feldwebel Pflug konnte noch nichts erkennen. Dafür kam von hinten Rhalina angerannt, ihr Fernglas ebenfalls in der Hand.

„Habt ihr gesehen? Von dort drüben kommen mehrere Reiter und ein Drache.“

Sie reichte dem Feldwebel ihr Glas. Pflug wischte sich die verschwitzten Locken aus der Stirn und justierte das Okular. Jetzt konnte er die Ankömmlinge auch erkennen.

„Das muss einer der Suchtrupps aus der Hauptstadt sein!“ versuchte Rhalina zu erklären.

„Möglich,“ erwiderte ihr Freund, „ich zähle zwanzig Mann und einen Drachen.“

„Die Zahl sagt mir nichts. Ich war bei ihrem Aufbruch nicht mehr in der Stadt. Erkennst du irgend ein Wappen?“

Pflug meldete sich zu Wort: „Einer der Männer trägt einen Fahnenstange mit einem grünen Banner.“

„Ob sie uns schon gesehen haben?“

„Ich glaube nicht,“ Jared steckte sein Fernglas in den Gürtel, „wir bleiben vorerst auch unsichtbar.“

Auch Feldwebel Pflug wollte das Fernglas einstecken, besann sich aber noch rechtzeitig und reichte es verlegen lächelnd Rhalina. Sie ließen ihre Männer etwas

zurückgehen zu einem kleinen Gebüsch, die Pferde an den Zügeln führend. Dort versteckten sie sich und warteten.

„So ähnlich hat der ganze Zirkus hier angefangen,“ murmelte Ravenclaw, „da sind wir auch im Versteck gelegen und haben zugeschaut, was draußen in der Steppe passiert.“

Er und Pflug kauerten am äußersten Ende des Strauchwerkes und spähten hinaus zu den fremden Reitern. Der Lord sah immer wieder hinauf zu dem Drachen, der etwa zwanzig Meter über dem Reitertrupp flog. Wenn das wirklich Leute aus Chås-Amâr-Döl waren, dann könnte er sie vielleicht überreden, dass sie ihm den Drachen überließe.

Er spürte einen Ellbogen in seiner Seite und drehte sich vorsichtig nach links, wo Rhalina neben ihm zu liegen kam. In der Hand hielt sie ihr Fernglas.

„Das sind Freunde, Ray-Ray. Ich erkenne ihren Leutnant wieder,“ und noch bevor die letzten Worte verklungen waren, hatte sie sich erhoben und war hinausgerannt.

Sie war noch keine zehn Schritte hinter dem Gebüsch hervorgekommen, da wurde sich auch schon von dem Suchtrupp entdeckt. Die Reiter hielten an und einer von ihnen gab seinem Pferd auf den Wink des Anführers hin erneut die Fersen und galoppierte auf sie zu.

Pflug wollte aufspringen und hinter ihr her, doch Ravenclaw drückte ihn zurück auf den Boden. Sie blickten hinaus, wo Rhalina stehen geblieben war und mit dem Reiter einige Worte wechselte. Dann langte dieser hinunter und reichte der schwarzhaarigen Frau die Hand.

Die Männer hinter Ravenclaw und Pflug murmelten nervös und der Feldweibel hatte alle Mühe, sie im Versteck zu halten.

Draußen hatte sich unterdessen Rhalina hinter dem Reiter in den Sattel geschwungen, griff ihm um die Taille und hielt sich an seinem Gürtelschloss fest, zumindest nahm Ravenclaw an, dass es der Gürtel war, nach dem sie gegriffen hatte. Die beiden ritten zurück zu dem wartenden Trupp.

Der junge Lord hatte seine Uzis in den Handflächen liegen und war bereit, bei der kleinsten Gefahr Feuer und Blei spuckend nach draußen zu stürmen. Doch dazu sollte es nicht kommen. Rhalina hatte sich kurz mit dem Anführer der Suchmannschaft unterhalten, war dann wieder vom Pferd geglitten und auf ein anderes gestiegen, das einer der Soldaten für sie freigeben musste.

Sie ritt zurück zum Gebüsch und rief schon von weitem: „Du kannst deine Knarren wieder einstecken, Ravenclaw. Ihre Läufe spiegeln sich in der Sonne.“

Ravenclaws Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, auf die selbst Kermit stolz gewesen wäre, und steckte seine beiden Bleispritzen wieder weg. Er nickte Pflug zu und dieser gab seinen Männern die Anweisung, ihre Deckung zu verlassen.

Sie trafen sich mit Rhalina einige Schritte vor dem Gesträuch.

„Es ist, wie ich sagte, Ravenclaw. Die Truppe befehligt ein Leutnant, den ich noch aus Chås-Amâr-Döl kenne.“

„Hoffentlich nicht zu gut,“ brummte Ravenclaw, kannte er doch mittlerweile seine Freundin recht gut.

„Nein, nein, mein Guter. Ich kenne ihn halt einfach. Komm jetzt.“

Der kleine Trupp von Feldweibel Pflug schritt neben den Pferden auf die andere kleine, ein bisschen größere Einheit zu. Die Soldaten Thôr-Saldís waren von ihren Pferde gestiegen und warteten gespannt auf die Kämpfer des Landbewahrers. Auch

der Drache war gelandet und langsam senkte sich der von ihm aufgewirbelte Staub wieder.

Dann waren sie bei ihnen. Rhalina stellte Ravenclaw und Pflug vor. Sie deutete auf den königlichen Leutnant. „Leutnant Mrkō-Dên, auf der Suche nach der Königin.“

Mrkō-Dên verneigte sich kurz vor dem Lord und dem fremden Feldwebel. Dann trat er einen Schritt zurück und blickte grübelnd in das Gesicht Ravenclaws.

„Verzeiht meine Neugier, mein Herr. Aber kurz bevor wir von Chås-Amâr-Döl aufbrachen, übermittelte Auria dem König und der Königin eine Botschaft über Fremde, die aus dem Nordosten kämen und für das Reich von größter Bedeutung seien. Gehört Ihr zu diesen Männern?“

Ravenclaw nickte. Das kam ihm gelegen. Wenn er für wichtig gehalten wurde, dann sollte es auch keine größeren Probleme geben, wenn er den Drachen erbitten wollte.

„Ja, Leutnant, ich bin ein der EWIGEN HELDEN. Die anderen drei sind unterwegs in die Hauptstadt, zwei müssten sogar schon dort sein und helfen dem König bei der Verteidigung derselben.“

Jetzt rede ich schon genauso geschraubt wie mein Bruder, fuhr es ihm durch den Kopf.

Rhalina drängte sich zwischen die zwei.

„Ihr müsst Euch unbedingt anhören, Mrkō-Dên, was für eine tolle Schlacht wir bei Êl-Tschúf hatten.“

„Eine Pause könnte meinen Männern wirklich nicht schaden,“ entschied der Leutnant. „Seid Ihr einverstanden, EWIGER HELD, wenn wir zu der Baumgruppe dort weiterziehen, und dann eine kurze Rast machen?“

„Ravenclaw genügt, Leutnant. Die Idee ist gut.“

Sie bestiegen wieder ihre Pferde und gemeinsam ritten sie die paar hundert Meter zu der kleinen Baumgruppe. Unterwegs gesellte sich einer der Soldaten Pflugs zu dem in der Mitte der Truppe reitenden Lord. Er wartete, bis dieser auf ihn aufmerksam wurde, dann deutete er auf einen der vor ihnen reitenden Soldaten des Königs.

„Mein Lord, verzeiht. Aber seht Ihr den Bogen, den der Soldat mit sich führt? Ich habe daheim in den Bergen oft mit einem Bogen die wilden Bergziegen gejagt. Wenn Ihr erlaubt, dann möchte ich den Bogen des Soldaten ausprobieren, und, wenn er mir zusagt und er ihn hergibt, mitnehmen auf unseren Ritt.“

„Hast du deinen eigenen nicht dabei, Waller?“

„Leider nicht, mein Lord. Bogen gehören nicht zur Standardausrüstung der schnellen Reiterei des Landbewahrers.“

„Ach so, na klar, nur zu. Probier ihn aus, und wenn er etwas taugt werde ich dafür sorgen, dass du ihn bekommst.“

Der Soldat Waller strahlte übers ganze Gesicht. Er bedankte sich bei Ravenclaw und ließ sich wieder zurückfallen zu seinen Kameraden.

Sie waren an den Bäumen angekommen und stiegen ab. Die Männer Mrkō-Dêns versorgten ihre Pferde. Pflugs Leute unterließen dies, ihre Rösser waren noch ziemlich frisch.

Unter dem größten der Affenbrotbäume breitete einer der Soldaten eine Decke aus und Pflug, Mrkō-Dên, Rhalina und Ravenclaw ließen sich auf ihr nieder. Sie nahmen etwas von dem Käse, den einer von Mrkō-Dêns Soldaten brachte, und

während sie aßen begann Rhalina, von der Schlacht in der Ebene von Êl-Tschúf zu berichten.

Während ihrer Erzählung hatten sich die königlichen Soldaten um sie geschart und hörten mit großen Augen zu. Pflugs Männer nutzten diese Gelegenheit, um sich und ihre Leistungen ins rechte Licht zu rücken. So manche Brust schwoll stolz, als bei Rhalinas Erzählung die Sprache auf die tapfere Reiterei kam.

Ravenclaw selbst fand die ganze Geschichte nicht mehr so aufregend. Ihn beschäftigte augenblicklich der Stein in seinem Stiefel viel mehr, als die Erinnerung an sein Wüten mit Ulgus-T'ar. Nur gut, dass alle gebannt an den Lippen seiner Freundin hingen. So konnte er ungeniert aus seinem Lederstiefel schlüpfen und nach dem verflixten Kiesel stochern. Einmal mehr war er seinem Bruder dafür dankbar, dass dieser darauf bestanden hatte, die bequemen und trotzdem robusten Stiefel anzuziehen. Mit anderem Schuhwerk hätte er jetzt sicher schon mehrere Blasen an den Füßen. Von dem zweifelhaften Zustand anderer Schuhe ganz zu schweigen.

Rhalina war eben an der Stelle angekommen, wo sich Jared ins Kampfgetümmel mischte. Ravenclaw zog auch den zweiten Stiefel aus und bewegte erleichtert die Zehen. Seine einstmals weißen Socken waren nur noch an ganz wenigen Stellen als weiß zu erkennen. Eingesickerter Sand, getrockneter Schweiß und einige andere Komponenten hatten ihnen einen fleckigen grau-beigen Ton verliehen. Wenigstens stanken sie nicht zu sehr.

Wobei dies wirklich das kleinste Übel gewesen wäre. In diesem Teil der Welt legte man zum Glück nicht viel Wert auf das gepflegte Aussehen der Männerwelt, und schon gar nicht bei Soldaten und Kriegern. Ravenclaw war überzeugt, dass diese kampferprobten Männer rings um ihn es nicht einmal merkten, wenn er ihnen schweißdampfende Socken unter die Nase halten würde.

Rhalina beendete ihren Bericht und Staunen und Schweigen senkte sich über die kleine Gruppe. Dann redeten alle plötzlich durcheinander. Die Soldaten Pflugs standen auf einmal im Mittelpunkt mehrere Fragerunden und Mrkō-Dên wandte sich direkt an den jungen Lord.

„Und Ihr seid jetzt also unterwegs, um den Wilden den Nachschub abzuschneiden?“

„Ja, ja,“ Ravenclaw wurde aus der Betrachtung seiner Socken gerissen.

„Und wie stellt Ihr Euch das vor, Lord Ravenclaw,“

Ravenclaw schlüpfte wieder in seine Stiefel und beugte sich nach vorn. Er wischte den körnigen Sand vor der Decke glatt und begann mit dem Finger eine skizzenartige Landkarte in den Boden zu zeichnen.

„Seht Ihr, Leutnant, diese Wilden können nur über diese winzige Meerenge im Norden zu Euch kommen. Hier werde ich ansetzen und zuschlagen.“

„Nehmt mich mit, Lord. Bitte. Hier bin ich überflüssig. Ich bin überzeugt, dass wir unsere Königin hier nicht mehr finden. Wenn Saif al-Thorå hier gewesen war, dann ist jetzt schon längst bei diesem Ćszudrac. Und mit Euch habe ich noch die größte Chance eine Spur von ihr zu entdecken.“

Ravenclaw verlagerte sein Gewicht und sah sich den Leutnant genau an. Er hatte strohblondes Haar und wirkte gar nicht wie einer der hiesigen Bewohner. Groß war er, und kräftig. Warum nicht?, dachte er sich.

„Mit all Euren Männern, oder nur Ihr allein, Leutnant?“

„Nur ich allein, und der Drache, wenn es Euch recht ist, mein Lord. Meine Männer schicke ich zurück in die Hauptstadt. Sie sind erschöpft und sollen sich in Chås-Amâr-Döl ausruhen und dort den Verteidigern helfen.“

„Wie, dieses grässliche Ungeheuer soll auch mit?“ Rhalina deutete empört zu dem großen Drachen.

„Na klar, Rhal, der muss sogar mit. Auf den warte ich schon die ganze Zeit.“

Und wieder zu Mrkō-Dên gewandt. „Ihr müsst mir zeigen, Leutnant, wie man mit ihm fliegt.“

„Gern, mein Lord. Ich sage meinen Männern Bescheid, und Tragga soll mit Auria Kontakt aufnehmen und ihr von meinem Entschluss berichten.“

Er drehte sich zu seinen Soldaten um und winkte einen der Männer heran. Er vergewisserte sich, ob er alles mitbekommen hatte, dann erhob er sich und ging hinüber zu dem Drachen und dessen Reiter, der die ganze Zeit etwas abseits wie die übrigen Reiter gewartet hatte.

Ein Räuspern ließ Ravenclaw nach hinten blicken. Waller stand stolz neben der Decke und präsentierte dem Lord den Langbogen und ein dickes Bündel gefiederter Pfeile.

„Ich habe ihn anstandslos bekommen, Lord Ravenclaw.“

„Schön, Waller, dann nehmt ihn mit und zeigt bei Gelegenheit, wie ihr mit umgehen könnt. Pflug!“

Der Feldweibel trat zu ihm.

„Übernimm bitte mein Pferd. Ich werde mit dem Drachen weiterfliegen.“

„In Ordnung, mein Lord.“

Pflug salutierte und beorderte seine Soldaten wieder zu ihren Pferden. Seine Leute steckten ihr Essen weg und rückten ihre Waffen zurecht. Einige hatten von den königlichen Männern Käse eingetauscht und kauten noch genussvoll, während sie die Pferde bestiegen.

Auch die Reiter des Königs sattelten wieder ihre Rösser. Mrkō-Dên kam mit dem Drachenlenker zu Ravenclaw.

„Ich selbst werde den Drachen fliegen und Euch darin unterrichten, Lord.“

Ravenclaw wars zufrieden. Er schlenderte zu dem geschuppten Koloss. Rhalinas missbilligende Blicke störten ihn dabei ebenso wenig, wie der zögernd zu den Pferden gehende Ex-Drachenflieger.

Der junge Lord war einmal ein kurzes Stück hinter Eisenfaust auf dessen Eddie mitgeflogen. Seitdem war er ganz versessen darauf, selbst so eine Flugechse zu lenken. Er hatte auch keine Bedenken, das Fliegen nicht zu erlernen. Schließlich gab es so gut wie kein Gefährt, mit dem er bis jetzt nicht zurechgekommen wäre. Egal ob 1000-ccm-Motorräder, 30-Tonner-Sattelschlepper oder 800-PS-Motorboote, irgendwo folgten sie alle den gleichen physikalischen Gesetzen. Und mit diesem Drachen musste es im Prinzip genau so sein. Er vernahm hinter sich das Getrappel des aufbrechenden Suchtrupps. Der Drache selbst sah ihm aus klugen Augen entgegen.

„Er heißt Tragga und ist ein Männchen,“ hörte er Mrkō-Dên hinter sich erklären. „Eure Begleiterin hält wohl nicht viel von diesen edlen Tieren?“

„Sie hat Scheu vor ihnen, aber nicht mögen würde ich nicht sagen. Sie ist noch nie auf einem geritten, oder sagt man geflogen? Sie weiß nicht, wie erregend dies sein kann.“

Er legte Tragga die Hand auf den mächtigen Schenkel. Unter den dicken Schuppen spürte er die Kraft der Muskeln. War schon der kleine Eddie eine Wucht, so wirkte dieses ausgewachsene Männchen wie eine fliegende Festung.

Rhalina und Pflug waren zu den beiden Männern getreten.

„Wenn du unbedingt mit diesem Ungetüm fliegen musst, dann kann ich´s auch nicht ändern. Aber treib´s nicht zu wild, versprochen?“

„Versprochen. Außerdem ist Mrkō-Dên bei mir.“

Rhalina zuckte resignierend mit den Schultern. Sie drehte sich um und ging zu Fischbeck, der ihr Pferd hielt. Sah sie richtig? War auch in den Augen dieses sonst so ruhigen und stoischen Soldaten eine Sehnsucht nach diesem Urviech zu entdecken? Was fanden die nur alle an den Sauriern? Ihr war ihre Stute lieber. Sie schwang sich in den Sattel, nahm den Zügel aus Fischbecks Hand und wartete, bis auch Pflug auf seinem Pferd saß.

„Setzt Euch ruhig vorne zwischen die Schulterblätter. Ich kann auch hinter dem Sattel auf einer zusammengerollten Decke sitzen und aufpassen,“ meinte Mrkō-Dên und half Ravenclaw über die mächtigen Schenkel Traggas.

Ravenclaw machte es sich im Sattel bequem und spreizte die Beine fest. Hinter sich nahm Mrkō-Dên Platz und sagte etwas zu dem Drachen, das Ravenclaw nicht verstand. Sofort erhob sich die Flugechse zu ihrer ganzen imposanten Größe und streckte die großen Schwingen. Sie nahm kurz Anlauf, schlug wild mit den ledernen Flügeln, hob ab und gewann schnell an Höhe und Fahrt. Ravenclaw klammerte sich an den Hornauswüchsen fest.

Wow, das hatte was! Er beugte sich tief über den Schuppenhals und blickte angestrengt nach vorn. Zum Glück trug er wie meistens seine dunkle Brille, so dass ihm der Fahrtwind nicht direkt in die Augen blies. Trotzdem musste er sie zu schmalen Schlitzen zusammenpressen, um ordentlich sehen zu können.

Auf Mrkō-Dêns Anweisung drehte Tragga eine große Schleife. Der Leutnant tippte Ravenclaw auf die Schulter und deutete hinunter. Ravenclaw folgte seinem Zeigefinger und sah in der Ferne den königlichen Suchtrupp verschwinden. Dann wanderte sein Blick zurück und er entdeckte die eigene Reiterschar, die schräg unter ihnen nach Norden galoppierte. Sie umquerten die kleine Baumgruppe und schwenkten dann wieder nach Westen ab, um die Wüste wie geplant zu umgehen.

Ravenclaw beugte sich nach hinten und schrie in den Wind: „Wie lenke ich den Drachen?“

Er spürte Mrkō-Dêns Mund dicht an seinem Ohr und vernahm die Anweisungen für das Dirigieren der Flugechse. Immer wieder nickte er. Das war ja ganz einfach. Der Drache vernahm seine Anordnungen nicht nur von gesprochenen Befehlen, er richtete sich auch nach gedachten Anordnungen. Tragga war wie alle männlichen Drachen zwar nur schwach telepathisch begabt, aber für die Kommunikation mit seinem Reiter reichte es.

„Okay,“ bekräftigte Ravenclaw, „alles klar, dann probier ich es mal.“

Er sah hinunter auf die Öde und suchte seine Leute. Sie wirbelten etwa zweihundert Meter südlich den lockeren Boden auf. Er konzentrierte sich, dann dachte er: Flieg genau auf sie zu und drehe eine Schleife über ihnen, mein Junge.

Tosend brach sich der Wind an Traggas eingelegtem linken Flügel und die Landschaft unter ihnen drehte sich gemäß Ravenclaws Order nach rechts weg. Dann hieb der Drache zweimal kräftig durch die Luft und sie schossen direkt auf Pflugs Truppe zu. Ravenclaw war begeistert. Das war ja tausendmal einfacher als

Autofahren. Und dabei viel aufregender. Bis jetzt hatte er es als nonplusultra angesehen, mit seinem Porsche über die Autobahn zu brettern. Auch einen flotten Ritt auf einem Pferd hatte er mittlerweile schätzen gelernt, von dem berausenden Gefühl auf seinem Motorrad bei Tempo 200 ganz zu schweigen. Aber im Vergleich mit diesem Rasen durch den Himmel war das alles kalter Kaffee.

Sie waren über dem Trupp angelangt und Ravenclaw bat seinen Drachen, zu landen.

Willig klappte Tragga seine Schwingen zurück und setzte neben den Reitern zur Landung an. Seine Pranken furchten durch den Boden, dann ruckte es und der Drache stand still. Ravenclaw atmete tief durch, um sein wallendes Blut zu beruhigen.

„Wollt Ihr alleine fliegen, Mein Lord?“ Mrkō-Dên nahm ihm den unausgesprochenen Wunsch ab. Genau das wollte er.

Der strohblonde Leutnant kletterte vom Rücken der Echse, nahm seine Decke mit und wartete, bis Pflugs Männer bei ihnen hielten. Er sprach ein paar besänftigende Worte zu Rhalina, dann schwang er sich in den Sattel von Ravenclaws Hengst und blickte hinüber zu Tragga.

Ravenclaw winkte ihm fröhlich zu. Rhalina trabte zu ihm und fragte: „Und es kann wirklich nichts passieren?“

„Er hat ein Gespür für den Drachen. Glaubt mir. Man könnte meinen, er hätte schon früher mit ihnen zu tun gehabt.“

Mit Drachen zwar nicht, aber mit anderen hochmotorisierten Ungetümen hatte er tatsächlich schon Erfahrung. Trotzdem war ihr nicht ganz wohl bei der Sache. Andererseits, wenn selbst Xandrina mit diesen Tieren umgehen konnte!

Mrkō-Dên beruhigte sie noch einmal. Er hatte eine angenehme, wohl klingende Stimme, und irgend etwas an seiner Art zu sprechen und mit ihr zu reden wirkte regelrecht anziehend. Er sprach etwas härter als der hiesige Dialekt, so als wenn es nicht seine Muttersprache wäre, der er sich bediente. Rhalina entdeckte auf dem Wams des Leutnants ein bisher hier noch nie gesehenes kleines Wappen. Versteckt neben dem offiziellen Emblem des Königshauses von Āṛṛahhås prangte ein kleiner blauer Button mit drei goldenen Kronen. Sie sprach Mrkō-Dên auf dieses kleine Wappen hin an, und der blonde Leutnant erklärte.

„Das ist das Hoheitszeichen meines Heimatlandes.“ Also doch. „Ich kam vor Jahren als Söldner an den Hof des Königs. Geboren bin ich hoch im Norden, einem Land der Klippen und Fjorde. Und wenn dieser Krieg gegen Ćszudrac vorbei ist, werde ich wieder hinaufziehen in mein Nordland. Hauptmann Kârkonnan stammt übrigens ganz aus meiner Nachbarschaft.“

Das war ja interessant. Rhalina nahm sich vor, mehr über diesen Mann von den Fjorden zu erfahren. Ihre Augen glühten vor Freude, sollte Ravenclaw doch mit seinem Saurier glücklich werden, sie wusste schon, wie sie sich schadlos halten würde.

Doch ihre Überlegungen wurden unterbrochen als Ravenclaw seinen Drachen wieder aufsteigen ließ und jauchzend zu seinen Freunden heruntergrüßte. Pflug hob seine Hand und der Trupp galoppierte weiter. Ein Schatten schwebte über den Männern, dann sahen sie Tragga majestätisch nach Westen entschwinden, ihnen voraus.

Ravenclaw war gefangen im Taumel der Geschwindigkeit. Er forderte die Echse auf, schneller zu fliegen, so schnell sie konnte. Tragga kam diesem Wunsch/Befehl

gerne nach. Er schleuderte die Luftmassen zu beiden Seiten nach hinten und gewann an Tempo. Bald war er so schnell, dass Ravenclaw sich tief bücken musste, wenn ihm nicht der Atem genommen werden sollte. Zwischen den Armen blickte er nach unten und sah die Bäume und Sträucher wie Striche unter ihm hinflitzen. Das war doch was, keine Umwege mehr, keinem Hindernis ausweichen, einfach darauflos. Geradeaus, immer geradeaus, schnell wie ein Falke, ach was, viel schneller.

Er ahnte nichts davon, dass weit hinter ihm sorgenvolle Augenpaare seinen Flug verfolgten. Er ahnte nichts davon, dass Mrkō-Dên alles mögliche versuchte, um Rhalina zu beruhigen, die sich dies auch gerne gefallen ließ. Bald war er ganz aus ihrem Blickfeld verschwunden. Und immer noch drängte er Tragga, zu beschleunigen. Er spürte, wie das Blut durch die mächtigen Adern des Drachen pumpten, wie Muskelstränge schwellen und der Wind um sie heulte. Weit, weit vor ihnen, sah er die gleißende Sonnenscheibe ihren Weg nach Westen suchend. Ein kurzer Blick auf sein Chronometer, es würde noch etwa fünf Stunden hell sein. Genug Zeit, um noch ein wenig weiter zu rasen. Er brauchte ja bloß wieder auf dem gleichen Weg zurückfliegen nachher, dann würde er seine Leute schon wieder finden. Er hatte noch nicht die Erfahrung gemacht, die Xandrina von ihrem Weg abgebracht hatte. Für ihn war alles klar. Noch ein bisschen, es war einfach zu herrlich um jetzt schon aufzuhören. Sein Herz schlug wild vor Begeisterung. Vorsichtig hob er seinen Kopf etwas am Hals des Drachens vorbei. Ächzend sank er zurück. Keine Chance. In dem Fahrtwind würde er glatt ersticken.

Plötzlich wurde es ihm kalt. Er schüttelte sich. Das konnte nicht am Flugwind liegen, dazu lag er zu sehr im Windschatten des Drachenhalses. Was war es dann? Er bat Tragga, etwas langsamer zu werden und lugte vorsichtig um ihn herum. Die Sonne! Wo war die Sonne? Eben hatte er sie noch vor sich gesehen, jetzt bedeckte eine dicke, tiefschwarze Wolke den Fixstern. Aber es war nicht etwa eine ganz normale Regenwolke, nein, diese hier war anders, unbestimmter. Ravenclaw blickte auf den Boden. Er sah keinen Schatten. Normalerweise müsste das halbe Land jetzt schattig sein. Dem war aber nicht so, überall herrschte Sonnenschein, obwohl die Sonne hinter dieser Wolke verschwunden war. Frösteln überkam ihn. Nicht schon wieder so ein magischer Hokusfokus, ging es ihm durch den Kopf. Er blickte wieder hinauf zu dem schwarzen Fleck. Tragga war immer langsamer geworden. Er schien zu zögern.

Die Wolke kam ihm immer vertrauter vor. Doch, es war wieder so ein Spuk wie mit No-Kixellus! Genau, es konnte sich nur um diesen T'Zulroc handeln, den mit den gelben Augen. T'Zulroc! Und er kam genau auf ihn zu. Was jetzt? Er hatte weder das Amulett noch die Zaubersteine bei sich, nur sein magisches Schwert. Und den Zauberspruch. Und den wusste er natürlich auch nicht mehr.

Es wurde immer dunkler und kälter um ihn. Das Land ringsum hingegen erstrahlte nach wie vor im hellsten Sonnenlicht. Er glaubte, ein hämisches Lachen zu hören. Er lauschte. Doch da war nichts. Nur die immer näher schwebende Düsternis. Und Bosheit. Kalte nackte Bosheit. Er konnte sie körperlich spüren. Auch Tragga schien es zu merken. Seine Bewegungen wurden stockend, der Boden kam näher und näher. Jetzt war die Wolke genau über ihnen und die Sonne noch immer verschwunden. Überhaupt war plötzlich die ganze Landschaft weg, nur noch Düsternis und Kälte. Tragga setzte plump auf und rutschte mehrere Meter über den Boden. Ravenclaw beutelte es auf seinem Rücken.

Jetzt hörte er wieder das Lachen um ihn, böses, heimtückisches Lachen. Und er hörte eine Stimme. Undeutlich, wie durch Watte und Petersilie.

„Komm, kleiner Lord, komm zu deinem Meister, komm...“

Die Stimme verstummte. Er hatte sie erkannt. Dunkel war es jetzt um ihn, pechschwarz. Ravenclaw sah die Hand vor seinen Augen nicht mehr. Er tastete nach seinem Kampfgürtel, nach seinen Uzis. Weg! Er tastete weiter. Sein Schwert? Weg! Wo war der Drache? Wo war er selbst? Gefangen in einer Stasis.

Oh Mann, was war bloß los? Wo blieb die Stimme T'Zulrocs? Was waren das für andere Stimmen, die er jetzt zu hören glaubte?

„Jetzt? - Nein, noch nicht? - Ich bin soweit. - Ist er weg? - Wo steckt er jetzt? - Ich kann ihn kurz halten...“

Und so weiter. Diesmal waren es warme, hoffende Stimmen. Ravenclaw wollte auf sie zugehen. Er kam keinen Schritt vorwärts. Er spürte überhaupt nicht, ob er sich bewegte. Sein Körper? Was war mit seinem Körper? Er fühlte nichts mehr. Er dachte nur noch, und auch das ging ziemlich zäh. Dunkelheit, Gefühllosigkeit - Stasis.

Himmel, war er denn ganz verrückt? Die Stimmen kamen wieder, näher, drängender - dann waren sie wieder weiter weg, verzerrt.

„Gleich! - Wir sind soweit! - Jetzt!!!“

Blitz und Donner durchschnitten die Nachtschwärze. Grelles Licht gleißte auf, blendete und verschwand. Grollen rumpelte von links, von recht, wieder blitzte es - Ravenclaw konnte wieder eine Hand vor die Augen legen. Zwischen den Fingern blinzelte er hindurch. Weg war die Dunkelheit. Schlagartig herrschte Gleißern und Flirren, Flirren und Geräusche. Und dann dämpfte sich auch das Gleißern, und die Geräusche entwirrten sich zu den schon bekannten Stimmen.

Ravenclaw nahm die Hand zusammen mit der Sonnenbrille von den Augen und sah sich um. Er stand in einem großen Raum, oder war es ein Saal, oder der freie Himmel, oder was? Er sah nirgendwo eine Begrenzung des lichtdurchfluteten Etwas. Er drehte sich um. Wohin er auch sah, konturlose Helligkeit. Kein Boden, keine Decke, keine Wände. Er trat mit den Füßen auf. Irgendetwas musste unter ihm sein, nur konnte er es nicht erkennen. Automatisch fuhr seine Rechte zu seinem Schwert. Ulgus-T'ar war wieder da. Gut! Auch sein Kampfgürtel lag noch um seine Hüfte. Noch mal gut!

Eine Bewegung vor ihm. Ulgus-T'ar flog aus der Scheide. Er spürte die Klinge seines Schwertes in der Hand und sofort war ihm wohler.

Aus der Helligkeit schälte sich eine Person. Sie hielt in ihrer Rechten einen langen, wie es aussah hölzernen, mit Schnitzereien übersäten Stab. Sonst nichts. Wirklich nichts. Ein makelloser nackter Frauenkörper stand vor ihm. Zwinkernd starrte Ravenclaw auf die Nackte, die leichtfüßig auf ihn zukam und vor ihm stehen blieb. Ravenclaw schloss seine Augen und öffnete sie vorsichtig wieder. Die Nackte war noch immer da. Weitere Personen traten aus dem Licht. Alle waren sie nackt. Männer und Frauen, alle in makellosen Astralkörpern und alle hatten sie hölzerne Stäbe bei sich.

Ravenclaw trat einen Schritt zurück und hob warnend sein Schwert. Aus irgendeinem Grund war er sich sicher, dass er seine Uzis gar nicht erst zu ziehen brauchte. Dies war, wenn er es denn nicht träumte, etwas für magischere Waffen. Denn so schön die nackte Frau vor ihm auch war, er traute ihr nicht. Auch regte sich keinerlei sexuelles Verlangen in ihm. Die Frau war nicht nur vollkommen

nackt, sie war auch vollkommen androgyn, viel zu gleichmäßig, überirdisch, ohne jede Ausstrahlung. Das einzige Gefühl, das sie in ihm erweckte war Misstrauen.

Die Unbekleidete sprach in an. Modulierte und sanfte Worte drangen an sein Ohr. „Habt keine Furcht, Lord Ravenclaw.“

Als ob er die jemals gehabt hätte. Was glaubte die denn, wen sie vor sich hatte?

„Wir sind Euch gut gesinnt. Haben wir Euch doch gerade noch in letzter Sekunde vor T'Zulrocs Wolkendämon gerettet.“

Darum habe ich nicht gebeten. Außerdem wäre ich mit diesem Trottel auch selber fertig geworden, dachte sich Ravenclaw. Laut sagte er: „Und wer seid ihr? Und was macht ihr in meinem Traum?“

„Dies ist kein Tarum, Lord Ravenclaw. Ihr seid in der neutralen Blase, zwischen den Sphären des Chaos und den Sphären der Ordnung. Ihr könnt auch Ulgus-T'ar wieder wegstecken. Hier hilft sie Euch nichts. Hier herrschen andere Gesetze, als Ihr sie gewohnt seid.“

Du kannst viel behaupten, dachte sich der junge Lord, kam aber ihrer Aufforderung nach und steckte seine Klinge zurück in ihre Scheide. Er glaubte, ein enttäuschtes Seufzen vernommen zu haben.

Wieder ergriff die nackte Unbekannte das Wort.

„Wir haben Euren Weg verfolgt, Lord Ravenclaw, seit Ihr und Eure Inkarnationen hier aufgetaucht seid. Wir müssen Euch warnen. Ihr tut Euer möglichstes, um Ćszudrac und mit ihm auch T'Zulroc zu bezwingen. Aber Ihr werdet große Mühen haben, den Lord des Chaos zu besiegen.“

„So, und woher wisst ihr das alles?“ Mittlerweile waren auch die anderen nackten Personen zu ihnen getreten und Ravenclaw erkannte, dass sie alle, auch die Frau, die zu ihm sprach, keine Augäpfel besaßen. Aus den Augenhöhlen drang ein blaues Leuchten, das es mit der Zeit unmöglich machte, länger in sie zu blicken.

„Woher wir das wissen? Wir wissen mehr, als ihr Sterblichen auch nur ahnt. Selbst Ihr, Lord Ravenclaw, der Ihr bereits eine Stufe über ihnen steht, wisst nichts im Vergleich zu uns. Wir sind es, die über allem stehen, die zwischen den Universen wandeln und darauf achten, dass keiner der Abtrünnigen zu mächtig wird. Ihr könnt kämpfen, so viel Ihr wollt, Lord, ohne unsere Hilfe kommt Ihr nicht ans Ziel.“

Ganz schön arrogante Arschlöcher, ging es Ravenclaw durch den Kopf, ich hätte große Lust, zu testen, ob sie wirklich so weit über mir stehen, wenn ich ihnen in den Allerwertesten trete.

„Wir, die Hüter des Balancestabs, wir sind die einzigen, die T'Zulroc wirklich Einhalt bieten können.“

„Dann tut es doch, ihr Angeber,“ herrschte Ravenclaw sie an. „Was braucht ihr dann uns Würmer, wenn wir eh nichts gegen diese Schweinebacke ausrichten können?“

Schmunzeln legte sich auf die Gesichter der sieben Nackten.

„Würden wir auch, wenn T'Zulroc sich nicht dafür entschieden hätte, seine Aktivitäten in eine reale Ebene zu verlegen.“

Aha, so läuft der Hase. Ravenclaw war wesentlich wohler bei dem Gedanken, dass auf diesen überheblichen Typen Grenzen gesetzt waren.

„Grenzen sind uns natürlich keine gesetzt,“ meinte einer der nackten Männer.

Konnten die auch noch Gedanken lesen? Ravenclaw reichte es. Warum machten sie sich dann die Mühe, zu sprechen? Oder war die Bemerkung des Fremden nur Zufall.

Wieder schmunzelten die Fremden.

„Nur, wir haben kein Verlangen, ebenfalls die Grenzbestimmungen zu verletzen, wie es T’Zulroc getan hatte.“

Grenzbestimmungen? Wer hat die aufgestellt? Gab es am Ende noch jemanden, der über dieser nackten Bagage stand?

„Täten wir das gleiche wie T’Zulroc, dann würden wir uns mit ihm auf eine Stufe stellen, eine niedere Stufe, und das kann niemand von uns verlangen.“

Nein, das konnte man von ihnen natürlich nicht verlangen. Warum die Hände schmutzig machen, wenn es dafür doch das niedere Volk gab? Warum kam ihm das alles nur so widerlich vor?

„Es ist nicht widerlich, Lord Ravenclaw, nur konsequent. Aber um zu zeigen, dass wir Euch und Eure Freunde nicht für niederer halten als uns, haben wir ein Anliegen an Euch, keinen Auftrag. Hört uns an und entscheidet Euch. Bruder Odd, übernimmst du bitte.“

Der angesprochene trat einen Schritt vor und Ravenclaw erkannte, dass er in der linken Augenhöhle einen roten Edelstein trug.

„Ich bin Odd, der älteste der hier anwesenden Hüter. Ich habe früher selbst viele Kämpfe gegen das Chaos gefochten, auf unserer Ebene, und ich weiß, wie hinterlistig und unfair diese Kämpfe waren.“

„Von wem, von dir oder von den anderen?“ Da sie seine Gedanken ohnehin lesen konnten, konnte er auch sagen, was er dachte. Das erleichterte.

„Das Chaos kämpft ohne Regeln, Lord Ravenclaw. Wir halten uns an sie.“

„Welche Regeln?“

„Unwichtig! Unser Bruder Zaa hat uns mitgeteilt, dass eine weitere Armee tapferer Erdlinge unterwegs ist, um das schöne Châs-Amâr-Döl in seinem Kampf gegen die Helfer T’Zulrocs zu unterstützen. Auch Schwester Iss bestätigt die Aussage von Bruder Zaa. Sie werden aber nicht rechtzeitig da sein können. Es reicht also nicht, wenn Euer Lordbruder Jared of Avarêel mit seinen Recken nur die Überwachung der Armeen Ćszudracs vornimmt. Er wird nicht umhinkommen, zu guter Letzt rettend einzugreifen. Und Euer Plan, Lord Ravenclaw, bei der Meerenge für Furore zu sorgen, ist zwar gut durchdacht doch bringt er nichts, da die neue Armee Ćszudracs nicht nach Süden aufbrechen wird, sondern auf ein anderes Ziel im Norden gerichtet sein wird.“

„So so, und woher wisst ihr Schlauberger das?“

„Es ist schwer mit Euch, Lord. Aber so wart Ihr schon immer. Ihr müsst es uns einfach glauben. Aber um unsere Bereitschaft zu demonstrieren, Euch in diesem Kampf gegen das Chaos und das Böse schlechthin zu unterstützen, werden wir Euch drei magische Artefakte überlassen. Bruder Qee!“

Hinter dem nackten Odd trat der genannte hervor. Langes grünes und rotes Haar wallte über seine nackte Schulter. Qee wirbelte mit seinem Stab in der Luft herum und aus dem Nichts erschien ein merkwürdiger Gegenstand. Qee grapschte ihn sich im Flug und hielt ihn Ravenclaw entgegen. Er sah aus wie ein Hammer mit einem zu kurz geratenen Stiel.

„Dies hier ist der Wiederkehrer, Lord Ravenclaw, ein unbesiegbarer Kriegshammer. Wenn Ihr ihn werft, so trifft er, was immer ihr wollt, und kehrt

danach in Eure Hand zurück. Aber bedenkt, Lord Ravenclaw, Ihr könnt ihn nur dreimal benutzen.“

„Und dann?“

„Dann kehrt er zurück zu mir in die Sphären der Balance.“

Ravenclaw nahm wortlos den Hammer entgegen und klemmte ihn sich hinter den Gürtel. Überraschenderweise wog er weniger, als der Lord erwartet hatte, dafür war er eiskalt. Er zog ihn lieber wieder aus dem Gürtel heraus und verstaute ihn in einer der Innenmanteltaschen. Er wollte sich ja keinen Nierenschaden zuziehen.

„Doch das ist nur das erste Artefakt, Lord Ravenclaw. Bruder Moo hat das zweite Geschenk für Euch.“

Wahrscheinlich auch nur dreimal benutzbar!

Moo, ein Bruder mit etwas dunklerer Hautfarbe, rührte ebenfalls mit seinem Stab die Luft um und diesmal erschien aus dem Nichts ein Armreif.

„Dies ist der Armreif des Rufes, Lord Ravenclaw. Dreht ihn dreimal gegen die Sonne und die beiden weißen Göttertauben erscheinen und Ihr könnt sie über alles fragen, was auf Eurer Welt vor sich geht.“

„Keine Raben?“

„Raben? Nein, die sind von einer anderen Sphäre. Mit der haben wir nicht mehr vielen Kontakt. Aber zurück zu den Tauben, auch sie könnt Ihr nur dreimal rufen.“

„Wer hätte das gedacht?!“

Die erste der Nackten ergriff wieder das Wort.

„Noch ein letztes, Lord. Wenn Ihr jetzt wieder zurückkehrt in Eure Zeit, dann wird dort T`Zulrocs Wolke noch immer auf Euch warten. Daher nun das dritte Geschenk. Bruder Juu.“

Der anscheinend Jüngste unter den sieben ‚Hütern‘ hielt dem tief durchatmenden Lord einen schlanken Speer entgegen.

„Dieser Seelenspeer unseres Bruders Juu hilft Euch gegen T`Zulroc. Stoßt ihn in die Erde, wenn Ihr wieder zurück seid. T`Zulroc wird ihm nicht widerstehen können und sich auf ihn stürzen, und wir können ihn dann halten. So wird seine Wolke zur Bewegungslosigkeit verdammt. Und jetzt, Lord Ravenclaw, lebt wohl und bedenkt unsere Worte!“

Alle sieben Nudisten hoben ihre Stäbe zum Gruß, dann verschwand mit einem Schlag die Helligkeit. Ravenclaw wirbelte durch die Nacht und landete unsanft neben seinem kauernenden Drachen.

Über sich gewahrte er die T`Zulrocsche Grauenwolke. Er tat, wie geheißen und rammte den Seelenspeer neben sich in den Steppenboden. Augenblicklich strömten das Dunkel und die Nacht auf die seltsame Waffe zu.

Die Luft erfüllte sich mit Zischen, Wabern und Stöhnen. Statische Entladungen zerrten an Ravenclaw, ließen seine Haare zu Berge stehen. Traggera schnaubte und grummelte wütend. Die dunkle Wolke rund um die beiden rauschte zusammen, schrumpfte und verdichtete sich. Wie eine messerscharfe Silhouette hob sie sich ab vor dem strahlend blauen Himmel. Gleißende Sonnenstrahlen umkrönten sie und machten mit ihrem Gegenlicht die Tintenschwärze erst richtig deutlich.

Ravenclaw stolperte angewidert einige Schritte nach hinten, heraus aus dem Bannkreis T`Zulrocs. Sein Drache schlurfte hinter ihm her. Nur noch Luftballongroß ballte sich T`Zulrocs Manifestation um den schlanken Speerschaft.

Ein Krach wie eine explodierende Raumrakete erschütterte mit einem Mal die Gegend und ein Blitz durchschnitt den hellen Wüstentag. Gefolgt von einer

Hitzewelle, die vereint mit ungeheuren Druckentladungen den jungen Lord und seine Flugechse wie Herbstlaub über den Boden wirbelte.

Noch während des Fortgeschleudertwerdens riss Ravenclaw seine Hände vors Gesicht. Mörderische Hitze versengte seine Handrücken und bleichte sein ohnehin schon helles Haar. Direkt neben ihm brüllte Traggas schmerzgepeinigt auf. Dem jungen Lord brannte die Kehle, glühendheiß strömte Luft durch seine Lungen und loderte in seinen Eingeweiden. Der zuckende Schwanz des Drachen schrammte ihm über den Rücken, doch nahm er diesen Schmerz nur am Rande wahr, zu sehr tobte es in seinem Innern.

Noch immer wirbelten er und sein Tier durch die entfesselten Gewalten. Krachend und knackend prallte der Lord gegen ein Hindernis, riss es aus der Verankerung und schleuderte weiter. Wieder und wieder überschlug er sich. Längst konnte er die einzelnen Schmerzherde seines Körpers nicht mehr unterscheiden. Überall gleichzeitig meldeten gepeinigte Nervenstränge ihre Hiobsbotschaften an das überlastete Gehirn. Und irgendwann klinkte es ganz aus und Ravenclaw spürte nicht mehr, wie er im nachlassenden Chaos gegen eine Barriere donnerte. Sein Körper zuckte noch einmal unkontrolliert, motorisch, ohne von den Nerven gesteuert zu sein. In einigen Metern Entfernung schlug dröhnend der schwere Körper Traggas auf. Auch der Drache nahm seine Bruchlandung nicht mehr mit klaren Sinnen wahr. Zwar war er noch nicht bewusstlos wie der junge Mensch neben ihm, doch auch seine Empfindungen reichten gerade noch aus, um festzustellen, dass die verzehrende Hitzewelle abebbte und das Gleißeln des Explosionsblitzes sich in zäher Dunkelheit verlor.

Dann überließ er sich freiwillig dem erlösenden Koma.

MRXMR

„Hab ich´s doch geahnt, sie müssen sich wieder einmischen. Kannst du das nicht verhindern?“

„Könntest du es damals?“

„Nein, natürlich nicht, ich weiß. Aber wenn ich schon höre, wie sie sich wieder nennen. ‚Hüter des Balancestabs‘. Ich krieg mich nicht mehr. Wie nannten sie sich das letzte mal. ‚Revisoren der Gerechtigkeit‘. Immer diese Arroganz und Wichtigtuerei. Sollen sie doch zugeben, wer sie wirklich sind.“

„Ich hab es versucht, aber du weißt ja, wie sie dann reagieren. Wenn sie sich in irgend etwas einschalten, dann nur nach ihren Vorstellungen.“

„Dann sollen sie eben draußen bleiben. Kein Mensch vermisst sie.“

„Aber ich befürchte es kommt noch schlimmer.“

„Willst du damit sagen, dass auch ER sich wieder einmischt?“

„Auszuschließen ist es nicht.“

„Oh nein. Wisst ihr noch, wie ER meine Geschichte versaut hat? Sie fing so schön an, und dann kam ER, kam ‚G‘ auf die Idee, seinen Sohn Juu runterzuschicken. Und was hat dieser Heini angestellt? Statt sich um die Story zu kümmern hat er eine Ein-Mann-Show abgezogen, an der noch Jahrtausende später die Leute zu knabbern hatten.“

„Und, was meint ihr? Sollen wir auch eingreifen?“

„Ich glaube, diesmal brauchen wir es nicht. Ich habe die Story so weit ganz gut im Griff. Sollen die anderen doch ein bisschen ihren Spaß haben. Wir müssen, wie gesagt, nur aufpassen, dass ER seine Finger nicht wieder ins Spiel bringt.“

„Hat eigentlich einer von euch den Alten gesehen? Sein Rollstuhl ist leer.“

„Nein, seien wir doch froh, dass die Nervensäge endlich weg ist.“

„Gut, zurück zu unserem Problem. Diese Nacktnasen haben jetzt Ravenclaw ein paar Cheats überlassen. Meinst du, du kannst die unauffällig in die Geschichte integrieren?“

„Hab ich das bis jetzt nicht auch geschafft? Oder meint ihr, es war so einfach, das ganze Chaos in einigermaßen logische Bahnen zu schmieden.“

„Apropos logisch, mein Bester. Ich hab mir die Mühe gemacht und eine Landkarte besorgt. Bist du dir eigentlich im Klaren, welche ungeheure Wegstrecke die vier Helden auf ihrem Weg von dem blauen Tor bis zu diesem Königreich zurückgelegt haben. Und das in dieser relativ kurzen Zeit, nur auf Pferden?“

„Ist das jetzt eine Fantasy-Story oder nicht? Na also, außerdem können Helden eben mehr als normal Sterbliche. Aber lasst mich weiter berichten, das Chaos kann noch vergrößert werden. Dafür handelt es sich ja auch um das ‚C-Team‘, das Chaos-Team.“

Der Trick

Ein vollbeladener Supertanker, der mit seiner normalen Geschwindigkeit von 16 Knoten fährt, braucht mindestens 20 Minuten, um abzustoppen. Wenn er keinen Raum zum seitlichen Ausweichen hat, ist eine Kollision unvermeidlich, wenn plötzlich ein festes Objekt in sechs Kilometer Entfernung auftaucht.

In der düsteren Kajüte schaukelte das Windlicht und warf tanzende Schatten auf die Holzwände. Es roch nach Harz und Fischfett. Die drei Männer, die um den klobigen Tisch saßen, wischten sich die letzten Reste ihrer Kabeljau-Mahlzeit aus dem Gesicht. Auf den befehlenden Ruf eines von ihnen kam ein Soldat durch die Kajütentür und brachte eine volle Karaffe Wein an den Tisch. Aus einem kleinen Schrank mit quietschenden Angeln holte er drei Metallkelche und stellte sie vor den Männern auf die Platte. Er stapelte die leeren Teller aufeinander, legte die fettigen und schmierigen Besteckteile dazu, griff mit zwei Fingern nach danebengefallenen Gräten und balancierte dann das Ganze wieder hinaus.

Die Tür fiel wackelig in ihr Schloss und einer der Drei begann, sich und den anderen beiden, Wein in die Kelche zu gießen. Es war schwerer roter Landwein, den einer der Soldaten im Laderaum des Kauffahrtschiffes entdeckt hatten. Zum Glück wussten nur sie drei und der Finder von der verhängnisvollen Fracht. Hätten die anderen einfachen Soldaten ebenfalls gewusst, dass tief im Bauch der Karacke mehrere Fässer besten Weines schlummerten, so hätten ihre Offiziere es schwer gehabt, sie bei der Stange zu halten.

So aber genossen sie das herbe Nass in tiefen Zügen und spülten sich den Fischgeschmack hinunter.

„Prost, meine Herren,“ der Offizier mit dem Seehundgesicht hob seinen Kelch und stieß mit seinen beiden Kollegen an.

Dann lehnte er sich aufstöhnend in seinen Sessel zurück und drehte überlegend den schweren Kelch zwischen seinen dicken Fingern. Er rülpste ungeniert und der ihm gegenüber sitzende Mann verzog angewidert die Nase, als fauliger Gestank sie umspielte.

Der Seehunds-Offizier nahm noch einen Schluck und wandte sich an den dritten Mann in der Runde.

„Nun, Wî-Gal, was haltet Ihr von meinem Vorschlag?“

Der Angesprochene, ein Soldat von unglaublicher Leibesfülle, blinzelte aus seinen kleinen Äuglein und rieb sich genießerisch über den Wanst.

„Also, ich bin dafür, wie Ihr es vorgeschlagen habt, Hauptmann. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu dem Schluss gekommen, dass Eure Idee wieder einmal überragend ist.“

Der Geschmeichelte grientete und stellte seinem Gegenüber die gleiche Frage. Dabei beobachtete er genau dessen Mienenspiel. Er wirkte nicht so überzeugt wie Wî-Gal, dafür war er wesentlich heller und intelligenter als der Fettwanst an Saïf al-Thorâs linker Seite.

„Ich warte auf Eure Antwort, ‚Graf‘.“

„Im Prinzip spricht nicht gegen Eure Idee, Hauptmann. Es sind nur einige Details, die mir zu denken geben.“

„Aber darüber lässt sich doch reden, mein Guter. Hauptsache, wir sind uns im Kern der Sache einig.“

„Das schon,“ der mit Graf angesprochene schenkte sich seinen Kelch wieder voll und reichte die Karaffe an Wî-Gal weiter, dessen Humpen ebenfalls leer war.

„Nun, um welche Einzelheiten handelt es sich?“ Saïf al-Thorå hatte seine Arme nach hinten über die Lehne des Sessel gehängt und lag da wie ein zufriedener Mops.

„Zum einen, Hauptmann, müssen wir unbedingt näher an die Küste. Zum zweiten haben wir drei hier alle kaum Ahnung vom Segeln.“

Den zweiten Satz hätte er besser für sich behalten. Überraschend für seine Gewichtigkeit war Saïf al-Thorå aus seiner lümmelnden Haltung empor geschnellt und kauerte vor dem Tisch, als ob er den ‚Grafen‘ verschlingen wollte.

„Was soll das heißen, ich könnte nicht segeln? Habe ich nicht selbst diese Karacke vor den Piraten retten können? Wie? Was? Dann bringe ich es auch fertig, einen kleinen Nachen ans Ufer zu lenken. Ich erkläre Euch die Handgriffe und wenn Ihr meinen Anordnungen folgt, dann kann nichts schief gehen. Dann könnt sogar Ihr mit einem Boot zurechtkommen. Ist das klar?“

Jetzt war es klar, dass Wî-Gal und der ‚Graf‘ nur der Form halber von Saïf al-Thorå um ihre Meinungen gebeten worden waren. Letzten Endes wurde das gemacht, was der verräterische Hauptmann von eigenen Gnaden, bis vor kurzem noch Oberst, beschlossen hatte.

Wî-Gal war dies völlig klar, auch der ‚Graf‘ war sich dessen schon vorher bewusst. Doch während diese Tatsache den Fetten nicht weiter störte, so wurmte es ‚Graf‘ Agnî-Låäsch doch, wenn der Hauptmann so selbstherrlich bestimmte. Andererseits konnte er es sich nicht leisten, zu offen gegen Saïf al-Thorå zu argumentieren, dafür saß er jetzt auch schon zu tief mit drin in der Tinte. Also nickte er und hob in einer entschuldigenden Geste die Hände.

„Natürlich, verzeiht, Hauptmann. Euer seemännisches Geschick habe ich ja auch nie in Frage gestellt. Ich meinte nur, ob wir drei genug sind, das kleine Boot bis ans Ufer zu bringen.“

„Wenn das Eure ganze Sorgen sind, Graf, dann kann ich Euch beruhigen. Wî-Gal wird nicht zum erstenmal mit einem kleinen Segelboot unterwegs sein. Er kommt, wie Ihr wisst, vom Cha´dadd-See, und dort lernt man schon als Kind, mit kleinen Segelschiffen umzugehen. Ist es nicht so, Wî-Gal?“

„Doch, doch, ja ja,“ der Fette beeilte sich, seinem Hauptmann zuzustimmen. Er hatte als Kind mit seinem Vater wirklich so manche Segeltour auf dem großen Binnensee unternommen, bloß, ob er heute noch alles konnte, was ihm damals beigebracht wurde? Das gute und feiste Leben als Offizier am Hof des Königs hatte ihn ganz schön verweichlichen lassen.

„Außerdem tut es ihm ganz gut, wenn er wieder einmal richtig zupacken muss,“ hämisches Lachen begleitete diesen Hinweis Saïf al-Thorås auf die Bierkugel, die Wî-Gal seinen Bauch nannte.

Zum Glück war das Gemüt des Fetten so groß wie sein Wanst und er nahm seinem Hauptmann diese Bosheit nicht übel.

‚Graf‘ Agnî-Låäsch gab widerstrebend nach. „Somit wäre dies geklärt, und...“

„Näher an Land, ja ich weiß, Graf. Einverstanden, das lässt sich machen. Nur nicht zu nahe, sonst werden die Leute misstrauisch.“

Die Karaffe war mittlerweile leer und Saïf al-Thorå rief nach seinem Smutje. Dieser kam angewieselt und stellte unaufgefordert einen weiteren Weinkrug auf

den Tisch. Sollte er sich wundern, warum sein Hauptmann so zynisch grinste, so zeigte er es jedoch nicht. Er nahm die leere Karaffe und eilte wieder hinaus.

Draußen vergewisserte er sich durch einen Blick durch das Schlüsselloch, dass der neue Weinkrug eine Weile halten würde, dann eilte er das schmale Reep hinauf und huschte zu dem wachhabenden Soldaten. Er flüsterte einige Worte mit ihm, dann drehte er sich wieder um und schwankte auf den Planken bugwärts.

Unterwegs warf er einen Blick in den Nachthimmel. Zwischen Segeln und Tauwerk hindurch erhaschte er einen Augenblick das Sternbild der Jungfrau. Dabei musste er wieder an die gefangene Königin denken, die unter ihm in ihrem Verlies schmachtete. Und es gab ihm einen Stich in sein einfaches Soldatenherz, als er daran dachte, wie er sie kurz einmal gesehen hatte: verdreckt, verwundet, gebrochen und geschlagen. Er schüttelte den Kopf in der kühlen Nachtluft und blieb vor einer kleinen Tür am Bugverschlag stehen. Auf sein leises Klopfen ertönte ein kurzes „Wer da?“ und er gab sich zu erkennen. Ein Riegel wurde zurückgeschoben und er huschte durch den Spalt ins Innere des kleinen Raumes.

Eine Hand ergriff ihn und führte ihn über mehrere Taue und Ballen weiter durch die Dunkelheit zu einer weiteren kleinen Tür. Die dunkle Gestalt vor ihm klopfte ein Kennzeichen, dann kratzte wieder ein Riegel und der Smutje wurde durch den nächsten Spalt geschoben.

In dem winzigen Gemach, in dem er jetzt stand, brannten nur zwei kleine Windlichter. Sie erhellten einen kleinen Tisch und die Gesichter einiger Männer, die im Halbschatten nur schwer zu erkennen waren. Doch der Smutje wusste, wer auf ihn und seine Nachricht wartete. Es waren Soldaten, die dachten und fühlten wie er. Soldaten, die anfangs keine Bedenken gehabt hatten, den merkwürdigen Befehlen ihres Hauptmanns nachzukommen. Die sich selbst über die Anwesenheit der gefesselten Königin kaum den Kopf zerbrochen hatten. Irgendwie war ihnen damals gar nicht so richtig klar gewesen, bei welcher Ungeheuerlichkeit sie mitgemacht hatten. Mitzumachen gezwungen waren. Doch allmählich hatte sich in ihre Gehirne Zweifel eingeschlichen über die Richtigkeit ihres Tuns. Und mit dem Zweifel waren Abscheu und Widerwillen über die Behandlung ihrer Herrscherin durch den Hauptmann einhergegangen. Als dann auch noch einige der höheren Ränge missmutig den Taten Saïf al-Thorås Aufmerksamkeit gezollt hatten, war es nicht mehr lange gewesen, und der erste passive Widerstand war erwachsen worden.

Mittlerweile umfasste die Schar der Unzufriedenen schon knapp die Hälfte aller Soldaten an Bord und vor allem die Tatsache, dass selbst Feldwebel Abrée sich ihnen angeschlossen hatte, ließ ihre Sache in immer günstigerem Licht erscheinen.

Abrée hatte es die Königin auch zu verdanken, dass hin und wieder einer der Soldaten zu ihr schlich, ihr frisches Wasser, saubere Verbände und andere lindernde Kleinigkeiten brachte und darauf achtete, dass des Hauptmanns Grausamkeiten in Grenzen blieben. Dies, und der Umstand, dass Abrée schon immer ein Dorn im Auge Saïf al-Thorås war, war der Grund, dass der Hauptmann seinen Feldwebel nicht zu der Unterredung in der Kapitänskajüte geladen hatte. So waren die Verschwörer auf das angewiesen, was ihnen der Smutje mitteilen konnte.

Abrée reichte dem Kombüsen-Soldaten ein Glas Wasser. An den Wein ließ Saïf al-Thorå nicht einmal ihn hin. Dann bat er ihn, zu berichten. Und was Abrée und seine Mitverschwörer zu hören bekamen, bestürzte sie zwar im ersten Moment,

doch dann breitete sich auf dem gütigen Gesicht des Feldwebels ein Grinsen aus, das schließlich in helles Lachen mündete.

„Meine Freunde,“ meinte er, nachdem er sich wieder beruhigt hatte, „etwas Besseres kann uns gar nicht passieren.“

Ratlose Soldaten blickten zu der im Kerzenlicht flackernden Gestalt ihres Feldwebels.

„Erkennt ihr denn nicht, dass Saif al-Thora uns direkt in die Hände spielt mit seinem Plan. Und nicht nur das, wenn er weg ist, dann werden auch noch die anderen Männer merken, was für ein Bursche er ist, und uns unterstützen.“

Anerkennendes Murmel in der kleinen Runde.

„Haben wir bisher befürchtet, dass wir mit denen, die noch zu ihm stehen, Schwierigkeiten bekommen würden, so ist diese Sorge hiermit so gut wie hinfällig. Nur eines müssen wir noch tun.“

Er brauchte nicht ausführlicher zu werden. Sie wussten auch so, was er meinte. Abree entließ den Smutje wieder, damit sein Wegbleiben dem Hauptmann nicht auffiel, dann beugte er sich wieder über den kleinen Tisch und beriet mit seinen Männern die nächsten Schritte.

Die ‚Lachmöwe‘ durchpflügte das ruhige Meer. Die gleiche Ruhe herrschte auf dem schnellen Schiff, dem Stolz der königlichen Marine. Nur die gleichmäßigen Schritte des Wachmaats waren zu hören. Gelegentlich durchbrach der keckernde Schrei einer Möwe die Nacht und die Stille. Der Wind blies schwach und stetig, die Segel gebläht, kaum ein Flattern oder Schlagen, zu gleichmäßig strich er über die Leinwände. Die gemischte Mannschaft schlief ihren Rausch in den Zwischendecks aus und nur ganz oben im Krähenest der Fregatte saß einer und versuchte, seinen Brummschädel in der kühlen Brise zu klären.

Hasfus Ben Sōp hatte es sich nicht nehmen lassen, auch auf diesem schnellen Clipper seine scharfen Augen unter Beweis zu stellen. Und da Bëllith ohnehin nicht damit rechnete, in dieser Nacht die Karacke des flüchtenden Saif al-Thora einzuholen, hatte sie nichts dagegen einzuwenden gehabt, den besoffenen Neger in den Mastkorb klettern zu lassen.

Mit Grausen erinnert sich Hasfus Ben Sōp an die Kletterei bis hinauf zum Top des Mastes. Mehrmals hatte er das Gefühl gehabt, sein Magen würde ihm zerplatzen. Er glaubte immer noch das Fluchen zu hören, als die erste Ladung aus seinen Eingeweiden hinunterplatschte aufs Deck, mitten zwischen die anderen Besoffenen. Wenn er nicht schon so hoch in den Wanten gewesen wäre, dann hätte er sicher damit rechnen müssen, dass ihm ein anderer Pirat nachgestiegen wäre um ihm seine Meinung mit dem Säbel zu geigen. So aber waren die zwei vom Erbrochenen Besudelten schon nach wenigen Metern wieder umgekehrt und hatten sich beeilt, zur Reling zu kommen, um ihrerseits die Fische zu füttern.

Irgendwie hatte Hasfus Ben Sōp es dann geschafft, in den Mastkorb zu klettern, ohne sich noch einmal übergeben zu müssen. Und er war überzeugt, zumindest redete er sich dies ein, dass die zwei unglücklichen Piraten den Zwischenfall wieder vergessen haben würden, so sie denn wieder nüchtern waren. Dass das Erbrochene auf ihrer Kleidung und ihren nackten Oberkörpern kleben und stinken würde, das, so hoffte der Neger, würde den Dreckbären wahrscheinlich gar nicht auffallen.

So kauerte er nun also im Ausguck und hielt sein Gesicht in den kühlen Wind. Zwar dröhnte sein schwarzer Schädel und in seinem Magen tobte die Schlacht von Trafalgar, aber trotzdem fühlte sich Hasfus Ben Sōōp so wohl wie schon lange nicht mehr. Sie, die erfolglosen, vom Pech gebeutelten Piraten, das Gespött der sieben Meere, sie hatten ihr erstes Erfolgserlebnis seit, er wusste nicht mehr wie lange. Und dann war das nicht nur irgend ein Sieg! Nein, sie hatten das Flaggschiff des Königs von Āṛrahās gekapert. Und das verdankten sie dieser verwegenen Frau, dieser Bēllith. Voll Wonne und Schaudern erinnerte sich der Neger zurück an die Erstürmung der ‚Lachmöwe‘. Das war in der Tat eine Meisterleistung ihrer Kapitänin. Und wie diese Frau dann gefochten und gekämpft hatte! Hasfus Ben Sōōp schwelgte in seligen Erinnerungen. Hoch über ihm blinkten die Sterne der Jungfrau und weit vor ihm schimmerte es gelblich durch die Dunkelheit.

Hasfus Ben Sōōp dachte zurück an seine Zeit mit den Freunden im fernen Norden. Damals hatte ihre Pechsträhne angefangen, als, was immer sie auch anfangen, welche Beute sie sich auch immer vorgeknöpft hatten, ihr Schiff regelmäßig zu Klump geschossen wurde, kaum dass sie es irgendwo geklaut hatten. Und zwar waren immer zwei Gestalten bei diesen Unternehmungen auf des Gegners Seite aufgetaucht, für die es ein Herzensangelegenheit gewesen zu sein schien, ihm und seinen Piratenfreunden eine Niederlage um die andere beizufügen. Dabei hatten sie noch jedes Mal das Glück, dass sie nicht weiter verfolgt oder gefangengenommen wurden. Nein, es schien so, als sollten sie immer wieder aufs Neue sich eine Kaperboot beschaffen, um dann von diesen beiden, sein Kapitän Hilgvår hatte sie die Fäuste des Teufels genannt, zum x-ten Mal verdroschen und besiegt zu werden.

Bilder tauchten vor seinen Augen auf, Bilder von zertrümmerten und brennenden Segelschiffen. Und immer waren es ihre eigenen. Das gelblich-rote Schimmern weit voraus verstärkte sich. Es erinnerte den Neger an die zahllosen Male, wo er, an einen verkohlten Balken im Wasser sich klammernd, geschworen hatte, die Piraterie aufzuhören, und wie sein Cousin einen ordentlichen Beruf an Land auszuüben. Und immer wieder war er zurückgekommen zu dem einzigen was er konnte, dem Sitzen im Ausguck einer Piratenfregatte.

Ein einsamer Komet zog seine kalte Bahn am Nachthimmel und Hasfus Ben Sōōp fragte sich angesichts des immer heller werden Feuerscheins weit im Westen, wen es dort wohl erwischt haben könnte. Auf jeden Fall nicht sie. Endlich einmal war er auf der Siegerseite gewesen, auch wenn es anfangs wieder einmal gar nicht danach ausgesehen hatte. Zum ersten Mal hatte ihn dann das Feuer und das Bersten von Holz mit Wohlbehagen erfüllt. Das Zischen, wenn brennende Mastenteile ins Meer stürzten, das Lodern und Wabern, wenn die Segel in Brand gerieten - der hellrote gelbe Schein über dem Wrack des gegnerischen Schiffes - das grandiose berstende Finale, wenn das Schiff im Meer versank - gelbrot? - knistern? - „Feue’!!!!“

Hasfus Ben Sōōp beugte sich aus dem Krähenest, dass er Gefahr lief, das Gleichgewicht zu verlieren.

„Feue’ backbo’d vo’aus!“ Die Worte fielen ihm noch schwer, seine Zunge mochte nicht ganz so, wie sein Gehirn es sich vorstellte. Doch auch so verfehlte sein Rufen nicht seine Wirkung.

Er hatte seinen Schrei kaum das zweite Mal verklingen lassen, da wurde es unter ihm lebendig. Er hörte das Krachen aufgerissener Türen, das Trappeln eiliger Füße und dann Bëlliths Frage zu ihm herauf.

„Seit wann?“

Schwer zu sagen. „Eben e´st entdeckt!“

„Det will zogen, sinds een half eeuwigtijd!“

„Wie? Was hat er gesagt?“ Bëllith wandte sich einmal mehr fragend an Hilgvår, der mit verquollenem Gesicht neben ihr stand und sich krampfhaft an einer Spannwant festhielt.

„Er meint, dass Hasfus Ben Sōöp wahrscheinlich bis jetzt geschlafen hat und das Feuer dort schon viel länger brennt.“

„Gut möglich, Lady Bëllith. Es ist schon ziemlich groß.“ Buil-Blåz bestätigte die Vermutung des nordischen Matrosen.

„Alles auf Gefechtsstation!“ belferte Bëllith in die Nacht, genau wissend, dass ihr Befehl höchstens von den noch einigermaßen nüchternen Matrosen von Buil-Blåz befolgt werden würde. Aber das machte ihr nichts aus. Wenn es auf dem anderen Schiff brannte, aus welchem Grund auch immer, dann reichte auch ihre halb besoffene Mannschaft, um nach dem Rechten zu sehen.

Sie griff an ihren Gürtel und zauberte einen Feldstecher hervor. Ein kurzer Blick durch das Nachtglas genügte.

„Das ist die Karacke dieses Saif al-Thorå,“ verkündete sie den Umherstehenden und -wankenden.

„Aber was hat zu bedeuten, Milady?“ Buil-Blåz legte fragend seine Stirn in Falten.

„Misschien, zij hebben treffen de twee waanzinnige!“

„Wie? Was hat er gesagt?“ Langsam wurde es ihr zu blöd mit diesem blonden Nordmann.

„Oh, das hat nichts zu sagen, mon Capitan, er meint etwas aus unserer Vergangenheit,“ Hilgvår lächelte gequält.

„Er hat etwas von zwei Wahnsinnigen gesagt,“ klärte Buil-Blåz die Kapitänin auf.

„Oh, Ihr versteht auch, was dieser Blonde spricht?“

„Ja, Milady Bëllith. Ich war einige Jahre im Norden und habe mir einige Brocken dieser Sprache angeeignet.“

Bëllith nahm wieder ihr Nachtglas vor die Augen. „Zwei Wahnsinnige?“ murmelte sie. „Nein, das sieht mir mehr nach einer Meuterei oder so etwas aus. Überall auf dem brennenden Schiff sehe ich Soldaten mit gleicher Uniform gegeneinander kämpfen.“

Die Matrosen von Buil-Blåz waren zwischenzeitlich auf ihren Posten, hie und da sah man auch einen halbwegs nüchternen Piraten an den Seilen und Wanten stehen. Da erklang von oben der Ruf des Negers.

„Ein kleines Schiff ve´lässt die K´acke und segelt nach No´den davon.“

Alle Achtung, der Neger hatte wirklich erstklassige Augen.

„De rat verlaten dat zakkende schip!“

„Wie? Was hat er gesagt?“ diesmal wandte sich Bëllith direkt an den ehemaligen Commodore.

„Die Ratten, so meint er, verließen das sinkende Schiff.“

„Die Ratten? Wer sind wohl diese Ratten?“ Sie wandte sich nach oben und legte ihre Hände trichterförmig vor den Mund.

„Hasfus Ben Sōöp,“ trompete sie hinaus, „streng deine Augen an und sag mir, wie viele in dem fliehenden Boot sind.“

„Schwe’ zu sagen, Kapitän. Ich sehe zwei am Segel, zwei an den ‘ude’n und einen hinten am Steue’. Und i’gendetwas liegt zwischen ihnen.“

„Also vier oder fünf.“ Bëllith schüttelte verärgert den Kopf. Soviel hätte der Neger auch selbst zusammenzählen können.

„Wer mag das sein?“ Buil-Bláz verließ das Achterdeck und schritt auf den glitschigen Planten (was da für ein Dreck auf seinem einst so sauberen Schiff herumlag) nach vorn zum Bug, wo einige seiner Männer mit schussbereiten Bögen warteten.

Die ‚Lachmöwe’ war noch etwa dreizehneinhalb Schiffslängen von der brennenden Karacke entfernt. Bëllith gab das Kommando zum Beidrehen und in der Dunkelheit arbeiteten die königlichen Matrosen, um den Befehl ihrer zwischenzeitlichen Commodorin in die Tat umzusetzen. Es sah gespenstisch aus, wie im flackernden Gegenlicht des Feuers diverse Segel sich aufblähten und andere, wie von Geisterhand bewegt, an den Rahen verschwanden. Dann lag die ‚Lachmöwe’ etwa vier Breiten neben dem Kauffahrer und jetzt konnte man genau erkennen, was drüben los war.

Von einem Kampf konnte keine Rede mehr sein. Ganz im Gegenteil, die Soldaten Saif al-Thorås mühten sich ab so gut sie konnten, das Feuer, das auf dem Vordeck ausgebrochen zu sein schien, einzudämmen und zu löschen. Eimerstafetten zogen sich vom Heck nach vorn und langsam aber sicher verschwanden immer mehr Flammen. Schließlich glimmte nur noch Holz nach und jetzt erst schienen die Soldaten die fremde Fregatte zu entdecken.

Wild gestikulierend liefen einige der Löschmannschaft zu einem Offizier, der etwas abseits gestanden hatte, und dort intensiv auf einen seiner Männer einredete. Er blickte kurz auf und sah herüber zu den Piraten auf dem königlichen Schiff. Dann rief er den Männern einen Befehl zu und diese eilten davon und verschwanden im Bauch der Karacke. Es dauerte nicht lange und sie erschienen wieder, zwischen sich ein großes weißes Tuch schwingend. Eine Geste, die überall und von jedem verstanden wurde.

Bëllith sah grübelnd vor zu Buil-Bláz. Dann rief sie nach Hilgvår, der sich einige Schritte von ihr weg bewegt hatte.

„Mon Capitan?“ Der Rothaarige wartete auf Anweisung.

„Hilgvår, richte Buil-Bláz aus, er soll mit einer kleinen Schaluppe und einer Handvoll Männer hinübereudern und sehen, was sie wollen.“

„Aye, aye, Capitan.“ Ivar rückte seinen Säbel zurecht und schlitterte nach vorn zu dem königlichen Commodore. Bëllith sah die beiden kurz miteinander verhandeln, dann winkte Buil-Bláz einigen seiner Matrosen und sie verschwanden hinter den Backbordaufbauten.

„Ik gelove, de zullen eene verrassing meebrengen.“

Dass dieser Blonde immer in ihrer Nähe herumhing!

„Wie? Was hat er gesagt?“ Bëllith sah sich fragend um. Doch ebenso fragend blickten die in ihrer Nähe stehenden Piraten und Matrosen zurück. Zu dumm, jetzt hatte sie die beiden einzigen, die diesen Nordmann verstanden, weggeschickt.

Auch gut, bis jetzt hatte der Blonde ohnehin nichts überwältigendes von sich gegeben.

„Sie legen ab!“ Hasfus Ben Sōōp brüllte von oben herunter.

„Danke,“ murmelte Bëllith und griff wieder zu ihrem Glas. Zwar war die Szenerie auf dem Kauffahrersschiff auch mit bloßen Auge recht gut zu erkennen, doch sie wollte Einzelheiten. Die meisten der königlichen Soldaten dort drüben auf der Karacke waren verrußt und verschwitzt. Sie entdeckte keinen einzigen Matrosen, nur Landratten. Und sie sah auch nirgends einen Verletzten oder Toten. Doch, da hinten neben dem Speigatt kümmerte sich einige Soldaten um eine am Boden liegende Person. Aber das war auch schon alles. Was mochte dort wohl vorgefallen sein? Sie sah nirgends diesen Saïf al-Thorå, so wie er ihr von Buïl-Blåz beschrieben worden war. Auch sonst erblickte sie nirgendwo einen Offizier, außer dem, der den Befehl für das weiße Tuch gegeben hatte. Sehr merkwürdig. Sie schwenkte mit dem Nachtsichtglas nach unten. Soeben legte das kleine Beiboot mit Buïl-Blåz, Hilgvår und fünf Matrosen an der Karacke an. Eine Strickleiter wurde hinuntergelassen und alle, bis auf einen Mann, kletterten an Bord. Nirgends wurde eine Waffe gezogen. Keine Spur von Verteidigung oder Feindseligkeit. Auf einigen der Gesichter glaubte sie sogar Erleichterung und Zufriedenheit zu erblicken.

Buïl-Blåz hatte jetzt das Deck erreicht und sah sich suchend um. Der einzige zu erblickende Offizier schritt auf ihn zu und blieb salutierend vor ihm stehen.

Bëllith sah, wie sich die beiden Männer angeregt unterhielten, wåhren Hilgvår zu einigen Soldaten trat, die erschöpft neben den Löscheimern standen. Die restlichen vier Matrosen waren an der Reling stehen geblieben, die Hånden auf den Såbeln.

Der Offizier des Hauptmanns Saïf al-Thorå fñhrte Buïl-Blåz zum Niedergang und deutete dann hinüber zur Steuerbordreling. Buïl-Blåz nickte auf einen Hinweis des Offiziers, dann winkte er nach Hilgvår. Die beiden Månner beratschlagten, wobei Hilgvår den Commodore des öfteren unterbrach. Irgend etwas schien dem rothaarigen Piraten nicht zu gefallen an dem, was Buïl-Blåz ihm mitteilte. Auch der Offizier warf hin und wieder einige Worte in die Unterredung. Endlich schienen sie sich geeinigt zu haben, denn Hilgvår grüßte den Commodore und eilte zurñck zu den an der Reling wachenden Matrosen. Er bestimmte zwei von ihnen, mit ihm wieder hinunter in die wartende Pinasse zu steigen.

Mit kråftigen Ruderschlägen pullten sie den Piraten zurñck zur ‚Lachmøwe‘ wo er von Bëllith bereits ungeduldig erwartet wurde.

Knirschend legte das Beiboot an der Fregatte an und wenige Augenblicke spåter stand der Rothaariger vor seiner Kapitånin.

Wåhrend die drei Matrosen die Pinasse noch neben Bëlliths gekapertem Schiff vertåuten, erstattete Hilgvår Bericht über die ersten Erkenntnisse, die er von der Karacke mitbrachte.

Und so sah die Lage auf dem Kauffahrersschiff aus: Saïf al-Thorå, zwei seiner Offiziere, die Namen hatte Hilgvår wieder vergessen, und zwei weitere ihnen treue Soldaten waren wåhrend des Handgemenges zusammen mit der gefangenen Kønigin an Bord einer kleinen Schaluppe geflohen. Das Handgemenge war entstanden, als eine Gruppe kønigstreuer Soldaten unter der Fñhrung des Feldwebels Abrée, jener, den Bëllith drñben gesehen hatte, versucht hatte, die Kønigin zu befreien und Saïf al-Thorå und seine beiden Offiziere gefangen zu nehmen. Es musste ein hin und her von Spionage und Gegenspionage gegeben haben, so Abrées Version, sonst wåren der verråterische Hauptmann und seine

Gefangene nicht entkommen. Einen Toten hatte es auf der Karacke gegeben, einen Smutje, der als Doppelspion entlarvt worden war. Ansonsten nur eine Handvoll Leichtverletzte. Buil-Bláz ließ mitteilen, dass er Bèllith bitte, ihm das Kommando über den Kauffahrer zu erteilen und gemeinsam mit der ‚Lachmöwe‘ die Schaluppe zu jagen gedenke.

Hilgvår hatte seinen Bericht beendet und war zu einigen seiner Piraten getreten, die in der Nähe gestanden hatten und ihn zu sich riefen.

„Nu ja, ik wit niet! Wat gaat ons deze koningin eigenlijk an?“

„Wie? Was hat er gesagt?“ Niemand da, der ihr die Worte übersetzen konnte, und der Nordmann fuhr auch unbekümmert fort.

„Nou, daar wij eindelijk een mieters schip hebben, waarom moeten wij tijd verkwisten? Nu worden wij eindelijk de schriken van de zeven zeen.“

„Wie? Himmel, ist denn hier keiner, der mir dieses Gestammel verständlich machen kann?“

„Doch, ich, Kapitän. Ich sp´eche fast alle Sp´achen de´ sieben Mee´e.“

Bèllith drehte sich um. Das schwarze Gesicht Hasfus Ben Sōōps feixte sie strahlend an.

„Du? Warum bist du nicht oben?“

„Weil Ih´ sonst niemanden habt, de´ Euch die ´atschläge des Blondens übe´setzen kann. Auße´dem habe ich d´ingend gemusst. Und hätte ich etwa einfach aufs Deck u´inie´en sollen?“

„Schon gut, schon gut, Hasfus Ben Sōōp. Also was hat er gesagt?“

Der Neger blickte zu Hilgvår. Zwar hätte dieser die fremden Worte wie gewohnt genauso gut dolmetschen können, doch stand der mit seinen Männern mittlerweile gut zwanzig Schritt abseits. Nun, dafür war ja er jetzt da!

„Also, e´ hat vo´geschlagen, den Commodo´e, diesen Buil-Bláz, die Ve´folgung de´ Königin alleine machen zu lassen. Mit einem so tollen Schiff wie dem, das wi´ jetzt haben, sollten wi´ uns wiede´ unse´e´ eigentlichen Aufgabe widmen.“

„Und die wäre?“

„Abe´ Kapitän, wi´ sind doch Pi´aten, und Pi´aten müssen Schiffe kape´n und Beute machen!“

Hasfus Ben Sōōp war verblüfft. Was dachte die Kapitänin denn, wozu Piraten sonst auf den Weltmeeren kreuzten? Doch nicht um für den König Wasserschutzpolizei zu spielen. Aber dann kam eine Antwort von Bèllith, mit der er beim besten Willen nicht gerechnet hatte.

„Wenn ihr wirklich Piraten wärt, Hasfus Ben Sōōp, du und die anderen eurer merkwürdigen Crew, dann könnte ich euer Anliegen ja verstehen. Aber was habt ihr denn bisher versenkt, außer euren eigenen Schiffen? Hm? Denkt doch mal darüber nach. Ihr seid ja nicht mal in der Lage, ein einfaches Schlauchboot zu kapern.“

Auch wenn Hasfus Ben Sōōp nicht wusste, was ein Schlauchboot sein sollte, so war ihm der Sinn von Bèlliths Worten auch so klar.

„Wirklich, Hasfus Ben Sōōp, ich mag dich und die anderen sogenannten Piraten von eigenen Gnaden. Aber erstens habe ich keine Lust, mit euch hinter Phantomen herzujagen, und zweitens gibt es da noch etwas, das für mich absolute Priorität besitzt. Nein, das kann ich euch jetzt auf die Schnelle nicht erklären.“

Bèllith blickte sich um. Auf den Gesichtern der Piraten und auch auf denen der herumstehenden königlichen Matrosen breitete sich ungläubiges Erstaunen aus.

Wie konnte diese Frau so etwas behaupten? Sie und keine Piraten! Hatten sie es nicht geschafft, das stolzeste Schiff weit und breit im Handstreich zu erobern? Wenn dies nicht reichte, um als gute Freibeuter anerkannt zu werden, was mussten sie dann noch vollbringen?

Auch Hilgvår hatte die letzten Worte Bëlliths mitbekommen und er, als ehemaliger Anführer des Haufens, fühlte sich in seiner Ehre besonders gekränkt.

„Aber, mein Kapitän, ich verstehe Euch nicht. Sicher, bisher waren wir nicht unbedingt mit Glück gesegnet. Aber selbst die besten Piraten haben hie und da mal eine Pechsträhne. Doch die ist jetzt vorbei. Ab nun sind wir unwiderruflich die Größten.“

War Hilgvår noch eher erstaunt als erbost, so machte sich unter den anderen Freibeutern ganz allmählich offene Aversion gegen diese überhebliche Frau breit. Auch der blonde Matrose aus dem hohen Norden konnte nicht umhin, seinen Beitrag zu diesem Affront abzuliefern.

„Dat is nochtans een onbeschaamdheid. Wat gelovt dit wijf helemaal, wi zij is? Mannen, kunne wij ons dat laten welgevallen? Ik zegge, neen. Over plank met ze!“

Er riss seinen Säbel aus dem Gürtel und baute sich drohend vor Bëllith auf. Diesmal brauchte sie keinen Dolmetscher, um zu erfahren, was er gesagt hatte. Diese Geste war deutlich genug.

Doch sie war nicht so leicht zu beeindrucken von dieser Handvoll Mann. Sie drehte sich etwas zur Seite, als ob sie dem blanken Stahl des Seemanns ausweichen wollte. Dann wischte sie mit einer einzigen Handbewegung sowohl den Mann als auch seinen gezogenen Säbel in weitem Bogen über die Planken. Krachend endete dessen unfreiwillige Schlitterpartie am Fuß des Hauptmastes, verstrickt in einem Gewirr aus Tauen und Netzen.

Noch ehe die anderen Freibeuter so recht begriffen hatten, was da in aller Konsequenz geschehen war, und ebenfalls zu ihren Entermessern greifen konnten, hatten sich die königlichen Matrosen um Bëllith geschart und ihrerseits blank gezogen.

Ivar, Hasfus Ben Sōöp und die anderen Freibeuter sahen sich einer Mauer blitzender Schwertspitzen gegenüber. Im Gesicht des Rothaarigen arbeitete es. Auch die Mimik Hasfus Ben Sōōps entgleiste ein ums andere Mal. Dann hob Bëllith ihre unbewaffneten Hände und rief mit befehlsgewohnter Stimme.

„Macht jetzt keinen Mist, Männer. Ich will hier kein Blutbad. Lasst euch nicht von diesem hysterischen Blondschoopf anstecken. Wir können das Ganze doch friedlich regeln.“

Konnten sie eben nicht, denn kaum dass der Vorschlag in der Nachtluft verklungen war, sackte neben ihr einer der königlichen Matrosen stöhnend zusammen. Aus seiner Brust ragte das Heft eines meisterlich geworfenen Dolches. Bëlliths Blick raste zum Hauptmast, wo der grimmig grinsende Blonde soeben mit dem zweiten Messer zum Wurf ausholte. Das Übel nahm seinen Lauf. An ein Verhandeln war jetzt nicht mehr zu denken. Ab jetzt entschied die Waffe.

Und es zeigte sich einmal mehr, dass die sogenannten Piraten zwar von Navigation keinen Furz verstanden, vom mannhaften Kampf Waffe gegen Waffe dafür umso mehr.

In kürzester Zeit waren die Matrosen um Bëllith zurückgedrängt an die Steuerbordreling. Auch die drei Ruderer, die inzwischen ebenfalls an Bord waren, stellten nur eine minimale Unterstützung dar. Bëllith selbst konnte in dem

Gewimmel direkt vor ihr nicht wie gewohnt wüten, zu viele ihrer neuen Kampfgefährten behinderten sie am wirkungsvollen Eingreifen ins Schlachtgetümmel. Erst als die Zahl der sich wehrenden Matrosen auf ein kleines Häufchen zusammengeschrumpft war, trat sie endlich in gewaltige Aktion. Sie schob zwei der sie schützenden Matrosen vor sich zur Seite und holte mit ihren schweren Säbeln beidhändig zu den ersten mörderischen Rundschlägen aus. Schnell hatte sie sich erste Luft verschafft. Die Planten glitschten von Blut und die restlichen Matrosen fassten wieder Mut und drangen hinter Bëllith auf die zurückweichenden Piraten ein. Pfeifend sausten die schwere Säbel gegen den Klingenswald der Freibeuter. Klingend und klirrend traf Stahl auf Stahl. Aus geprellten Fäusten flogen Enterbeile hinaus in die Nacht, teilweise mit noch daranhängenden Armstümpfen. Wimmern und Stöhnen, im Todeskampf vereinte Piraten und Matrosen, dann hatten sich die Flibustier wieder gefangen und es gelang ihnen, das Wüten Bëlliths zu stoppen. Nur noch vier, aus zahlreichen Schnitten blutende Matrosen kämpften an der Seite der Frau.

Schweiß troff Bëllith aus allen Poren. Trotz der Kühle der Nacht klebte ihre Kleidung an ihrem Körper. Wieder wehrte sie eine ungestüme Attacke Hilgvårs ab und holte zum Gegenschlag aus. Sie verlagerte ihr Gewicht auf das linke Bein - und rutschte auf dem schmierigen Boden des Schiffes aus, als sie auf irgend etwas matschiges trat. Im Fallen erblickte sie das grinsende Gesicht des Rothaarigen und sie sah den hellen Stahl seines Entersäbels auf sie herabsausen. Verzweifelt riss sie ihre eigenen Waffen hoch - das Grinsen Hilgvårs wandelte sich in Entsetzen, dann flog sein Kopf mit hässlichem Schmatzen von seinen Schultern und eierte davon. Ein Blutschwall ergoss sich über die Kapitänin. Ekel würgte sie, als die klebrige Brühe in ihr Gesicht spritzte. Sie rollte sich zur Seite, zermatschte ausgetretenes Gedärm und wuchtete sich wieder auf. Noch etwas schwankend drehte sie sich wieder zum Gefecht herum und stellte überrascht fest, dass sich keiner der Piraten mehr um sie kümmerte. Vor ihr lag der enthauptete Körper Hilgvårs und dahinter wogte der Kampf. Sie schmierte sich das stinkende, dampfende Blut aus den Augen und sah genauer hin.

Mitten zwischen den in Richtung Backbordreling zurückweichenden Flibustiern ragte eine wild um sich schlagende Gestalt auf, unter deren Schwerthieben die Piraten einer nach dem anderen zu Boden gingen.

„Seid Ihr unverletzt, Lady Bëllith?“

Sie wirbelte herum, ihre Säbel erneut zum Schlag hochgereckt. Buül-Bláz stand neben ihr.

„Gleich ist es überstanden, Milady. Feldwebel Abrée und seine kampferprobten Soldaten machen kurzen Prozess mit diesen Hunden.“

Schockwellenartig durchflutete Bëllith Erleichterung, sie ließ ihre beiden Säbel sinken und wandte sich wieder dem Geschehen zu.

Die letzten Piraten wehrten sich verbissen, mit dem Rücken zur Reling. Feldwebel Abrée trieb sie unerbittlich vor sich her. Wieder verschwand einer der Freibeuter stöhnend zu seinen Füßen, von der Schulter abwärts nur noch roter Brei. Es war nur noch eine Frage von Minuten, bis die Piraten niedergemacht worden sein würden. Hasfus Ben Sōöp und der Blonde fochten um ihr Leben. Mit ihnen noch drei andere, deren spärliche Kleidung über und über mit Blut besudelt waren.

Hasfus Ben Sōöp und der Blonde schafften es in einer gemeinsamen Anstrengung, Feldwebel Abrée einige Schritte zurückzudrängen, dann nahm sich

der Neger noch einmal die nötige Zeit, zu Bëllith herüberzublicken und ihr zuzurufen: „Wi' sehen uns wieder, Ve'äte'in. So schnell ve'gisst Hasfus Ben Sōōp Euch nicht!“

Dann stieß er dem Blondem den Ellbogen in die Seite und beide wirbelten herum, nahmen Anlauf und hechteten über die Reling. Auch die drei anderen Piraten kamen ihrem Beispiel nach und verschwanden jenseits der Bordwand im Dunkel. Man hörte ein dumpfes Platschen, dann waren sie weg. Sofort war Abrée mit seinen Soldaten ebenfalls an der Reling und blickte wütend hinunter. Auch Bëllith und Buil-Bláz rannten zu ihnen. Doch zu spät, von den fünf Piraten war nichts mehr zu sehen.

„Los, ihr kommt mit mir!“ Abrée riss vier seiner Männer mit sich und hetzte hinüber an die Backbordreling. Einer seiner Soldaten verfang sich in dem Gewirr von Toten und Verletzten und schlug der Länge nach auf die Planken. Die anderen drei sprangen ihrem Feldwebel nach über die Bordwand hinunter in die kleine Pinasse, die immer noch neben der Fregatte dümpelte.

Buil-Bláz war auch an die Backbordreling getreten und formte seine Hände zu einem Trichter. Er brüllte etwas zu den auf dem Kauffahrer verbliebenen Soldaten hinüber. Bëllith konnte seine Worte nicht verstehen, doch sie ahnte, was der Commodore vorhatte. Er hatte die Soldaten der Karacke vor den fünf flüchtenden Piraten gewarnt. Doch, welche Ironie, nicht die Karacke war gefährdet, sondern

Bëllith lehnte sich an die Reling und starrte hinaus auf das dunkle, nur vom Mondschein erhellt Wasser. Noch wenige Meter trennte die Pinasse mit Abrée und seinen drei Männern von dem Kauffahrer, da griffen plötzlich Hände aus dem Meer und rissen an den Rudern. Überrascht schrieen die Soldaten auf und sprangen hoch. Die Pinasse begann gefährlich zu schaukeln. Arbres schrie seine Leute unbeherrscht an. Zu spät, der erste fiel mit gespaltenem Schädel zurück auf die Ruderbank, dann drangen Hasfus Ben Sōōp und der Blonde auch schon auf den Feldwebel ein, der in dem schwankenden Nachen eindeutig im Nachteil gegenüber den auf wackligen Boden kampferfahrenen Piraten war. Die anderen drei Freibeuter hatten daher auch keine Mühe mit Arbres restlichen zwei Landratten. Zu fünf waren die Freibeuter für den armen Feldwebel eindeutig zu viel. Er stolperte über ein ausgestrecktes Bein und prallte gegen die niedere Bordwand. Hasfus Ben Sōōps Säbel zischte nieder und schlug eine tiefe Kerbe ins Holz. Abrée war gedankenschnell zur Seite geschnellt und von dort aus hinaus ins Meer.

Sofort saßen zwei der Piraten an den Riemen und mit letzter Kraft pullten sie das kleine Boot aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Sie hielten sich noch einige Meter zwischen den beiden Schiffen und verschwanden dann im Dunkel der Nacht.

Bëllith drehte sich zur Seite. Buil-Bláz war verschwunden. Mit ihm die meisten der überlebenden Matrosen und Soldaten. Ihr Blick wanderte nach achtern und fand die Gesuchten am Heckgeschütz. Fieberhaft luden sie den Achtpfünder und jagten donnernd einen Schuss hinaus ins Dunkel. Im Explosionsblitz des Geschützes glaubte sie kurz die Silhouette der enteilenden Pinasse zu erkennen, und etwa hundert Meter entfernt die Fontäne, wo die Achtpfünderkugel ins Meer platschte.

Von hinter ihr kam der erregte Ruf: „Das hat keinen Zweck, Commodore. Die erwischt Ihr nicht mehr.“

Triefend kam Abrée über die Reling geklettert. Er salutierte kurz vor Bëllith und bespritzte sie dabei von oben bis unten mit eiskaltem Meerwasser, dann rannte er hinter zu Buil-Bláz.

Bëllith merkte erst jetzt, dass sie noch immer krampfhaft ihre schweren Säbel umklammert hielt. Seufzend steckte sie sie zurück und ging zur Mitte des Decks. Jetzt erst drangen ihr auch die mannigfaltigen Geräusche ans Ohr. Wimmern, Ächzen, Stöhnen und Jammern. Die letzten Laute von Sterbenden und grässlich Verstümmelten. Dazwischen die verzweifelten Rufe nach Hilfe, die Flüche der ihren Zustand Erkennenden. Sie beugte sich hinunter zu einem der königlichen Matrosen, dessen linke Gesichtshälfte nicht mehr als solche zu erkennen war. Aus seinem zerfetzten Mund drangen schwache Brabbeln. Ihm war nicht mehr zu helfen, und selbst wenn, sie hätte es nicht können. Angewidert erhob sie sich wieder. Warum hatte das alles so kommen müssen? Warum musste immer erst mit der Waffe argumentiert werden?

Ihr Blick blieb auf dem kopflosen Körper Hilgvárs haften. Selbst er, der doch eigentlich immer vernünftig und umgänglich gewesen war, selbst er hatte seinem Säbel mehr als ihren Worten vertraut. Bëllith kam es leider nicht in den Sinn, dass vielleicht sie selbst mit ein auslösender Faktor für das ganze sinnlose Gemetzel und Geschlachte gewesen war. Vielleicht hätte sie mit passenderer Wortwahl bei der Verurteilung der Piraten das gröbste, wenn nicht sogar alles verhindern können. Sie war eben noch nicht lange genug in dieser wüsten Welt, um zu wissen, dass hier ein falsches Wort ganz andere Konsequenzen mit sich bringen konnte, als in der Zivilisation und Gesellschaft, die sie von früher gewohnt war. Nein, das Grauen über das abgeschlachtete Fleisch blockierte ihr Gehirn vor dieser Erkenntnis. Und das war momentan auch gut so. In ihrer jetzigen Verfassung war es gescheiter, wenn sie sich nicht auch noch mit Selbstvorwürfen herumzuplagen hatte.

So stapfte sie nur hinter zu Buil-Bláz und Abrée und versuchte, das alles so schnell wie möglich aus ihrem Kopf zu verbannen.

Scharmützel

Eine gewöhnliche TNT-Bombe arbeitet mit einer Atomreaktion und sollte Atombombe genannt werden. Was wir Atom-Bombe nennen, arbeitet mit Nuklearreaktion und sollte Nuklearbombe genannt werden.

Jared und Xandrina hatten sich etwas von der Haupttruppe abgesondert und ritten durch eine hügelige Gegend, eine spärliche Vegetation - nur zentimeterhohes karges Gras, das die Bodenwellen bedeckte.

Jareds Hengst schnaubte erregt und auch die Stute Xandrinas wieherte erfreut, als die beiden Liebenden ihren Rössern freien Lauf ließen. Es dauerte nicht lange und sie hatten ihre Soldaten ein gutes Stück hinter sich gelassen. Ganz von fern konnten sie noch die markante Hügelkette erkennen, die sie nicht aus den Augen verlieren durften, so sie sich nicht verirren wollten.

Xandrinas Blick schwenkte zurück auf ihren Weg und blieb wie angewurzelt auf einer Kuppe direkt vor ihnen haften. Auch Jared hatte es gesehen und seinen Hengst angehalten.

Einer nach dem anderen erschienen auf der Geländeerhebung sechs wilde Figuren auf kleinen struppigen Pferden und starrten zu ihnen herunter.

„Āszudrac?“ fragte flüsternd Xandrina.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Jared genau so leise. „Auf Pferden?“

„Warum nicht? Denk an Rhals Geschichte bei dieser Oase.“

Stimmt. Auch dort waren die Wilden beritten gewesen. Das heißt, sie saßen mehr oder weniger sicher auf ihren Pferden. Aber andererseits stand es deswegen noch lange nicht fest, ob die Reiter, die Thraxana und Rhalina damals überfallen hatten, Leute von Āszudrac oder nur einfache Wüstenbanditen gewesen waren.

Doch es war müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, denn die sechs Gestalten gaben ihren Pferden die Zügel frei, griffen nach ihren Krummschwertern und donnerten den Hang herunter, auf Jared und seine Geliebte zu.

Der Lord of Avarêel zog widerstrebend sein Schwert Šcofaldur und raunte seiner Xandrina zu: „Xandi, das sind bloß sechs, aber wer weiß wie viele noch nachkommen. Schau zu, dass du Kârkonnann erreichst. Ich werde die hier aufhalten und dann nachkommen.“

„Muss das sein, John, ich...“

„Bitte, tu was ich sage, Xandi...“

Dann waren die sechs heran und Jared hatte keine Gelegenheit mehr, weitere Erklärungen abzugeben.

Die Augen des ersten Wilden glühten in satanischem Feuer, als er brüllend auf Jared zukanterte, furchterregend mit seinem krummen Stahl gestikulierend.

Die blitzende Schneide von Jared Šcofaldur zerfetzte diese starrenden, brennenden Augen und mit einem peinerfüllten Seufzer kippte der Reiter nach hinten von seinem Gaul.

Jared riss seinen Hengst herum und stellte sich den nächsten Angreifern. Sie brüllten unverständliche Worte als sie auf ihn eindrangen.

Jareds Pferd verharrte vibrierend, bereit panthergleich zu explodieren, wenn sein Reiter es wünschte.

„Nur zu, ihr Rotznasen. Kommt her und holt euch blutige Köpfe!“ Jared wirbelte Šcofaldur über dem Kopf und gab seinem Hengst einen Klaps mit den Schenkeln. Katapultgleich schoss das Pferd vorwärts und Sekundenbruchteile später biss Stahl in Stahl, als Jared zähnefletschend zwei wütende Wilde in Schach hielt. Er war sich wohl bewusst, dass er dadurch zwar zwei der Angreifer eliminieren konnte, dass aber immer noch drei übrig waren, die ihn umrunden und in den Rücken fallen konnten. Šcofaldurs Gegenwart war so mächtig, dass der Lord keinen Augenblick daran dachte, mit seiner Scofield die ganze Angelegenheit schneller und sicherer zu Ende zu bringen.

Ein überraschender Hieb und einer der Angreifer stierte gepeinigt auf seinen Armstrumpf, aus dem dunkelrotes Blut schoss - die Hand mit dem Säbel neben ihm im zertrampelten Steppengras. Wieder einer weniger!

Aber dann, als der verbleibende der beiden Wilden sein noch unblutiges Krummschwert schwang, nahm Jared undeutlich donnernden Hufschlag hinter sich wahr. Er war einen Moment unentschlossen, sich überlegend, wie er seinen Rücken gegen dies Angriff verteidigen sollte, als ein sieben Inch langer Dolch auf seine Art für eine Entscheidung sorgte. Der Angreifer hinter ihm griff stöhnend an seine rechte Schulter, aus der nur noch das Heft des Dolches herausragte.

„Wer?“ Jared blickte sich gehetzt um. „Xandi! Danke, meine Leibe! Aber reite jetzt, und bring dich in Sicherheit!“

Noch während er seine Retterin zur Flucht aufforderte, begannen ihn die drei unverletzten Wilden zu attackieren. Sie kamen jetzt von zwei Seiten, Jared konnte ihnen eine gewisse Schläue nicht absprechen.

Zwei ritten direkt von vorn auf ihn zu. Jared drückte dem Hengst die Schenkel in die Weichen und preschte mitten zwischen ihnen hindurch. Šcofaldur heulte vor Wonne, als er, in weitem Bogen geführt, den Schwertarm des einen halb durchtrennte und des zweiten Wilden Brust durch den schützenden Wams hindurch ritzte.

Jared sah sich um. Von Xandrina war nichts mehr zu sehen. Sehr gut. Dort hinten, die Hügel, dort waren Kárkonnán und Hammer. Sollte er auch in diese Richtung reiten, oder die restlichen Wilden woanders hin führen?

Während er noch überlegte - Šcofaldur wäre ohnehin am liebsten umgekehrt - brüllten hinter ihm sechs Männer vor Wut und Frust, obwohl nur noch vier von ihnen überhaupt in der Lage waren, etwas gegen sein Entwischen zu unternehmen.

Lord Jared warf einen kurzen Blick zurück und sah die restlichen, zum Teil böse verletzten, vier Wilden ihren Pferden die Zügel geben. Auch er trieb seinen Hengst wieder an und wechselte nach links, auf eine kleine Sanddüne zu. Die Angreifer dicht auf seinen Fersen.

Doch schon nach wenigen Minuten musste der Lord of Avarêel erkennen, dass sein hastig zusammengezimmerter Plan nicht aufgehen würde. Näher und näher kamen die Wilden. Deren Pferde waren ausgeruhter als sein Hengst und es war nur eine Frage von Minuten, bis sie ihn wieder gestellt hatten.

Jared bremste sein Pferd und betrachtete die mannshohe Düne zwischen sich und seinen blutrünstigen Verfolgern. Dann traf er eine Entscheidung, die sowohl seinen Sieg als auch weitere Flucht bedeuten konnte. Es kam alles darauf an, wie die Wilden darauf reagieren würden. Dabei wären drei gezielte Schüsse aus seinem Colt viel einfacher gewesen!

Die vier Reiter kämpften ihre Rosse den losen Sand hinauf, Jared war mittlerweile über der Kuppe der Düne verschwunden, als der vorderste überrascht seine aufgerissenen Augen noch weiter öffnete, im ersten Augenblick nicht bereits zu glauben, was sie sahen.

Dort oben, auf dem höchsten Punkt der Sanddüne, erschien der Fliehende wieder, sein Ross unsicher auf der Hinterhand tänzelnd, halb aufgerichtet im Sattel, in der Rechten das seufzende Šcofaldur - und geradewegs den Abhang hinunter zu ihnen donnernd - wie einer der alten nordischen Berserker.

Springend ... schlitternd ... gleitend, dann wieder festeren Halt findend, hielt Jareds Hengst nur noch die eigene zunehmende Geschwindigkeit am Boden und trug seinen Reiter mitten unter dessen erschrockene Verfolger.

Aus Jareds Kehle drang ein greller Schrei und er ließ sein Zauberschwert wirbeln. Und im Nu war er nicht mehr nur zwischen ihnen, sondern durch und ließ sein Ross den nächsten Hügel angehen. Auf halber Höhe hielt er an und nahm sich die Zeit, sich im Sattel umzudrehen und zu brüllen: „Kommt, ihr Schakale. Ich warte auf euch dort droben und werf euch hinunter wie dreckige Kötter! Ihr seid nur noch halb so viele und ich hab nicht einen Kratzer. Na los, kommt!“

Jared verharrte. Einer der vier lag mit zeretztem Oberkörper am Boden, sein Pferd sich wieder mühsam aufrichtend. Die anderen drei tauschten für einen langen Augenblick lang stumme Gedanken aus, dann riss der vorderste von ihnen seinen Krummsäbel in die Luft und ließ ein gutturrales Brüllen hören.

Verdammt, dachte sich Jared, sie hätten vielleicht aufgegeben, wenn dieser Trottel nicht so herumgebrüllt hätte. Nun denn, sinnte er stoisch. Sollten sie kommen, er hatte wenigstens den Vorteil, dass er höher stand als sie.

Da ließ ihn eine unbestimmte Vorahnung nach hinten sehen. Blut am Säbel, das hatte ihm noch gefehlt! Ein Rudel von mindestens einem Dutzend weiterer Wilder tauchte über einem der nächsten Hügel auf und hielt genau auf ihn zu.

Was zuviel war, war zuviel. Jared beschloss, nun doch lieber die Flucht anzutreten. Ganz im Gegensatz zu Šcofaldur, der weitere fette Beute witterte. Es kostete den Lord auch große Anstrengung und Überwindung, sein sich sträubendes blutdürstiges Schwert zurück in die Scheide zu stoßen. Doch dann war es drin, maulte noch ein paar Mal nach und Jared wendete seinen Hengst und suchte nach einer Lücke zwischen den restlichen drei Angreifern und dem neuen Rudel.

Sein Pferd wieherte erschreckt, als er es wieder halsbrecherisch den Hügel hinunterjagte. Er schaffte es im letzten Augenblick. Kaum, dass er ebenen Boden unter den Füßen seines Tieres hatte da trafen die beiden Gruppen und hetzten ohne zu zögern sofort hinter ihm her. Zwischen ihnen und dem Gejagten erhob sich eine der zahlreichen kleinen Bodenwellen und dahinter wieder einer der endlosen Sandhügel.

Jared riskierte einen Blick nach hinten. Noch war niemand zu sehen. Er wendete wieder. Schweiß troff ihm aus allen Poren und lief ihm in die Augen, sein Hut hing schief auf seinem Kopf und auch sein braver Hengst glänzte schweißnass. Lange durfte die Jagd nicht mehr dauern...

Kampfgeräusche? Jared verlangsamte die Gangart seines Pferdes und hob lauschend den Kopf. In der Tat. Das helle Klängen von Stahl auf Stahl, das Gemurmel ferner Stimmen, und dann ein fragender, hoffender Ruf: „John?!?“

Der Lord bremste sein müdes Ross ganz ab und ließ es zum x-ten Mal wenden. Der Hengst kam sich allmählich vor wie in der spanischen Reitschule. Vollgas,

Bremsen, Wenden, Ausfall nach links, Ausfall nach rechts, Galopp, Wenden, Spurt, Drehen auf der Hinterhand - sah er aus wie ein Lipizzaner?

Hinter der Düne kam eine erleichterte Xandrina hervorgeritten, dicht gefolgt von einigen vertrauten Gestalten in vertrauten Uniformen.

„Xandi, wow, das war Timing. Viel später hättet ihr aber nicht mehr aufkreuzen dürfen. Hallo Hauptmann!“

Jared sprang von seinem erleichterten Pferd und schloss seine gleichfalls abgestiegene Freundin in die Arme. Hoch vom Sattel grinste Hammer herunter.

„Edler Lord, erlaubt mir eine Bitte.“

„Klar doch.“

„Macht das bitte in Zukunft nicht zu Eurer Gewohnheit.“

„Wie? Was meint Ihr, Hauptmann?“

„Nun,“ Hammer konnte ein Schmunzeln nicht mehr unterdrücken, „uns nahezu vollständig um unseren Spaß zu bringen. Was sollen wir noch groß mithalten, wenn Ihr das meiste, oder die meisten schon erledigt habt?“ Sein gutmütiges Gesicht wurde wieder ernst, während er seinen neuerworbenen Burnus etwas lüftete, um frische Luft heranzulassen.

„Außerdem ist es ganz schön gefährlich, was Ihr da treibt, mein Lord. Nicht immer werdet Ihr so glimpflich davonkommen wie dieses Mal.“

„Ihr habt Recht, Hauptmann. Ich habe auch gar keine große Lust, so etwas noch oft zu wiederholen. Es wundert mich nur, was diese Wilden so nah an der Küste zu suchen haben. Entweder sind es versprengte Gruppen, die Kârkonnan von der Hauptarmee Ćszudracs abgesplittert hat, oder sie sind direkt vom Meer gekommen. Zweiteres wäre allerdings äußerst unangenehm.“

„Das werden wir bald wissen, mein Lord,“ erwiderte Hammer und knöpfte seinen Burnus wieder zu. Jared und Xandrina bestiegen wieder ihre Pferde, wobei es dem Lord of Avarêel so vorkam, als würde sein Ross etwas kritisch zu ihm blicken, als er sich in den Sattel schwang.

„Wir sind ganz in der Nähe der Hafenfestung Rrak'Âd. Sôn-Andâ und Lûu sind schon vorausgeflogen, um die dortigen Zustände zu erkundigen, wie Ihr wisst,“ sie schlossen wieder zu Hammers Soldaten auf, die mit den alten und neuen Wilden wie gewohnt kurzen Prozess gemacht hatten, ohne Verteidigung, Staatsanwalt und Gutachter, einfach drauf und weg.

„In Rrak'Âd ist es immer eine Frage des jeweils herrschenden Stadtclans, wie es dort gerade zugeht. Aber warten wir, bis Sôn-Andâ zurück ist.“

Jared nickte zu Hammers Worten und ließ seinen Blick über die Szenerie schweifen. Hammers Männer hatten sich am Fuß einer Sanddüne gesammelt und blickten mit leuchtenden Augen zu ihrem Hauptmann und dessen Begleitern. Sollten sie jemals wieder in ihre Heimat zurückkehren, was sie alle hofften, aber sich nicht ganz sicher waren, so würden sie Geschichten und Abenteuer zu erzählen haben, für die der ganze lange Winter mit seinen gemütlichen Wirtshausabenden nicht ausreichen würde.

Jetzt aber lastete erst einmal wohlbekannt und nervende brütende Hitze auf ihnen. Hoch am Himmel zogen die ersten Geier ihre Kreise. Es hatte auf Seiten der angreifenden Wilden keine Überlebenden gegeben. Sie hatten sich so wild und ungestüm gewehrt, dass Hammers Männern nichts anderes übrig geblieben war, als sie einen nach dem anderen zu erschlagen.

Nur die kleinen struppigen Pferde, die entfernt an American Quarter Horses erinnerten, waren größtenteils verschont geblieben und von Hammers Soldaten eingefangen worden. Jared kannte diese Pferderasse von einigen Rodeoveranstaltungen, und wenn es sich um ähnliche Pferde handelte, dann hatten sie einen guten Fang gemacht. Quarter Horses galten als überaus zäh, nervenstark und leicht trainierbar. Die schweren Kaltblüter, die Hammer aus seiner Heimat mitgebracht hatte, taten sich bisweilen ganz schon schwer in dieser für sie ungewohnten Umgebung. Einige der Soldaten des Landbewahrers versuchten sich auch gleich, nachdem Jared sie auf die Qualitäten der eingefangenen Rösser hingewiesen hatte, mit der Zureitung und Angewöhnung der neuen vierbeinigen Begleiter. Außerdem waren Hammer und Jared froh um jedes neue Reittier, da ihre eigenen bei der Schlacht von Êl-Tschûf ganz schön dezimiert worden waren.

Jared dankte den Soldaten für ihr rechtzeitiges Eingreifen und auch der Hauptmann sprach anerkennende Worte. Das brauchten diese tapferen Männer auch. Jetzt waren sie schon bald zwei Monate unterwegs. Sie hatten Strapazen und große Mühen hinter sich, mussten sich mit Situationen auseinandersetzen, die sie vorher noch nie erlebt hatten, waren in mehrere kleinere und größere Gefechte verwickelt - und noch nie war ein Klagen über ihre Lippen gekommen. Ohne zu murren und zu jammern waren sie ihrem Hauptmann und den vier ‚Helden‘ gefolgt. Sie hatten nie gefragt, wie lange es noch dauern würde, worin der Sinn des Ganzen läge - sie waren geritten, hatten gefochten, treue Untertanen eines Fürsten am Nordrand der Schneespitz-Berge, den Jared gern noch besucht hätte, bevor er sich mit seinen Freunden Richtung Heimat verabschieden wollte.

Der Tag drehte sich langsam seinem Ende entgegen. Weit im Westen glühte das dunkelrote Zentralgestirn und tauchte die Steppe in orange Schatten. Jareds Trupp näherte sich einem kleinen Wald. In Kürze erwarteten sie Sôn-Andâ zurück. Sie gedachten, am Waldrand zu lagern und des Tambours Ankunft zu erwarten.

Xandrina und John unterhielten sich über Vergangenes und Zukünftiges. Hammer beratschlagte mit einem seiner Offiziere ein strategisches Problem und die restlichen Soldaten ritten schweigend gegen die untergehende Sonne und genossen die allmähliche Kühle.

DA GESCHAH ES!

Es war, als bräche das Ende der Welt mit einem einzigen gigantischen Schlag über sie herein. Ein Schrei durchbrach die abendliche Stille, ein Schrei von unsagbarer Qual und Pein, ein Schrei wie von Tausenden zu Tode Gefolterter, ein Schrei, der taub zu machen drohte, wer ihn vernahm.

Die rote Sonnenscheibe verfärbte sich tiefschwarz und tauchte alles in tintige Dunkelheit. Die Luft zerrann zu zäher Gelatine, der Boden wölbte sich in konvulsischen Zuckungen wie eine todwunde Riesenschlange - Ragnarök! Die Midgardschlange erhob sich und spuckte ätzendes Gift, der Fenriswolf durchheilte die klebrige Atmosphäre, Loki lachte scheppernd und ließ Atome erzittern, Hel schickte ihren Neiddrachen Nighöggr hinaus, im Blutstrom wälzte sich der Urriese Ymir und verfluchte seine Nachkommen:

- In der fernen Hafenstadt R̄rak'Âd duckten sich wilde zerlumpte Gestalten unter dem namenlosen Dröhnen der Luft. Seelenlose Kreaturen ließen angstgepeinigte Blicke schweifen, ohne auch nur das Geringste zu erahnen.

- Lûû bäumte sich im Flug auf, in seinen mächtigen Muskeln drohte das Blut zu gerinnen. Sôn-Andâ riss gepeinigt die Hände vor seine Ohren, aus seiner Flöte drang jammerndes Heulen. Wild trudelnd sackte der Drache dem zuckenden Boden entgegen.
- Feiner Staub bröselte von den alten Gemäuern des Königspalastes in Chås-Amâr-Döl. Thôr-Saldīs riss seinen gewaltigen Bihänder heraus und stellte sich trutzig dem Unbekannten. In seinem der Magie abholden Gehirn wuchs ein unbändige Wut. Eine Wut auf alles, was ihm in den letzten Tagen und Nächten den Schlaf und die Ruhe geraubt hatte.
- Thraxana tastete in der quälenden Dunkelheit nach der kräftigen, beruhigenden Hand Prinz Eisenfausts. Selbst ihr klaren Gedanken spürten einen Wischer des Grauens, das über das Land hereinzubrechen drohte.
- In Hetjuskapurs analytischem Kopf zuckten wirre Spekulationen. Er hastete durch die modrige Gallertmasse der Luft und hoffte, die Gemächer seiner Gilmorå noch vor dem Chaos zu erreichen.
- Wild mit einem mächtigen Säbel fuchtelnd tobte Hauptmann Wu-Kâne durch die verschwundenen Gänge. Breiigen Staub aufwirbelnd, der nicht aus diesem Universum stammte und seine unkontrollierten Beine stolpern und straucheln ließen. Wieder und wieder hieb er nach imaginären Bestien und Unholden, in seinem Kopf war kein Platz mehr für reales Denken.
- Reales Denken, das Eisenfaust veranlasste, seine Thraxana zu packen und mit ihr hinauszueilen aus ihrem Zimmer. Hinaus aus dieser undurchdringlichen Pechschwärze, hinaus aus diesem Crescendo von Schreien und Kreischen. Hinaus in eine noch tiefere Hölle des Schmerzes und der Qual. Er blieb schwer atmend stehen, Thraxana dicht an sich geschmiegt. Er erinnerte sich vage an das Dunkel in der Hütte des Kreateurs Lucius Schuh, doch diesmal war es etwas anderes, etwas endgültigeres, unaufhaltbareres.
- Wasserhosen jagten einander über die zerfurchte und peitschende See. Schiffe wurden wie leere Erdnussschalen herumgeworfen, kenterten, sanken, tauchten wieder auf, schleuderten ihre Besatzungen über Bord. Bëllith klammerte sich an irgendetwas Reales, irgendetwas aus Holz und Metall, irgendetwas zu dem sie einen vernünftigen Bezugspunkt herstellen konnte in diesem Wirbel aus Wahn und Naturgewalten. Sie glaubte schrille Angstrufe und Entsetzensschreie zu hören. Aber vielleicht bildete sie es sich auch nur ein. Sehen konnte sie ohnehin nichts mehr. Und fühlen, nun was sie momentan fühlte ließ sich nicht so einfach darlegen. Gleichzeitig spürte sie glühende Hitze und schneidende Kälte in ihr ungeschütztes Gesicht prasseln. Stiche wie kristalliner Eisschnee, Jucken wie aufbrechende Brandblasen. Das Holz in ihren Händen verformte sich, es wurde glitschig und schlüpfrig, fast lebendig, dann wieder rau und kantig, tot. Flüchtig hatte sie den Eindruck, dass direkt vor ihr ein verzerrtes Gesicht aus dem Chaos auftauchte. Sie

meinte Buil-Bláz erkannt zu haben, aber wer konnte sich schon sicher sein in diesem Hexenkessel?

- Hasfus Ben Sōōp und seine letzten Begleiter trieben mehr tot als lebendig zwischen den Trümmern ihres zerschmetterten Bootes.
- Saif al-Thorá, Wi-Gal, Graf Agni-Låäsch, die beiden Soldaten und ihre Gefangene kauerten am Ufer zwischen krüppeligen Gesträuchen und wünschten sich das Ende ihres Lebens herbei. Sie ahnten wohl etwas von dem, was in manchen Irrglauben als Fegefeuer und Läuterzone beschrieben wird. Wieder und wieder leisteten sie insgeheim Abbitte und erflehten erlösende Gnade.
- Aldariáná dachte an gar nichts, sie schwebte in tiefer Bewusstlosigkeit und war vielleicht die Einzige, die später nichts von diesen apokalyptischen Augenblicken berichten konnte.
- Ständig neue Götter erfindend, denen er die Schuld an allem in die Schuhe schieben konnte, versuchte Kárkonnán sein Seelenleben nicht aus den Fugen geraten zu lassen. Ein ums andere Mal schickte er einen Fluch hinaus in die todschwarze Nacht, wünschte sich, sehen zu können, kämpfen zu können, sterben zu können, nur nicht im Namenlosen vergehen zu müssen.
- Bën-Sôn würgte schwer an den Resten der Zigarre, die er ohne es zu merken restlos und mit heißer Glut verschluckt hatte. Wild rollten seine Augen und ließen sie weiß in der Schwärze blinken.
- In jeder Hand einen Revolver, in den Augen den gehetzten Ausdruck eines umzingelten Leoparden - Rhalina wehrte sich mit aller Kraft gegen den Wahnsinn, der in ihr Gehirn zu dringen versuchte. Hinter ihr wälzten sich die tapferen Männer Pflugs am Boden, wurden herumgerüttelt von dem bebenden Boden. Ihre Pferde waren auf und davon. Das lächelnde Gesicht Mrkō-Dêns war in ihrer Erinnerung als verquollene Fratze, in endloser Tortur gedadet, haften geblieben.
- Jared saß auf dem Hosenboden, mitten im wirbelnden Nichts, und starrte ungläubig um sich. Eben war noch seine Xandrina neben ihm geritten, jetzt durchzogen kreischende und schrillende Schlieren die Schwärze um ihn. Er schrie, es war nichts zu hören. Er tastete nach rechts, nichts - nur konturloser Brei, zurückweichender Schleim. Ein Stoßen und Bocken des Bodens ließ ihn aufspringen, seine Füße fanden keinen Halt und er stürzte der Länge nach wieder hin.
- Xandrina wälzte sich nur wenige Meter neben ihm, getrennt durch die Chronolyse der Zeit und der Untergangs. Nichts und niemand um sie, nur Pechschwärze und ohrenbetäubendes Schreien und Jammern.

- Auch Hammer hatte kein Glück bei dem Versuch, über den hüpfenden, Wellen und Blasen werfenden Boden zu seinen Leuten zu kriechen.
- Weit im Norden, jenseits des großen Meeres, sahen die Menschen entsetzt nach Süden, von wo sie ein entferntes Wimmern und Stöhnen zu hören glaubten.
- Und noch weiter im Norden durchströmte einen einsamen Mann in seiner Zauberverste ein nie gekanntes Glücksgefühl, gefolgt von der größten Pein, die er sich jemals hatte vorstellen können.

Und dann war da noch Ravenclaw - zögernd aus seinem Koma erwachend. Ravenclaw, der nicht einmal ansatzweise ahnte, welche Auswirkungen sein bändigender Speer auf die Realzeit hatte. Ravenclaw, der auch keine Vorstellung davon hatte, was jenseits seines Raum-Zeit-Gefüges los war. Der nichts wusste von der Wucht der Ereignisse, ausgelöst durch den Seelenspeer des Hüters Juu, in dessen Fesseln sich T'Zulrocs Wolke verausgabte.

Für ihn, für Ravenclaw, hatte dies alles im Moment keine Relevanz. Neben ihm rappelte sich sein Drache, sein Tragga, aus einer Bodenmulde, die merkwürdigerweise genau seine Form hatte. Überhaupt war der Boden, stellte Ravenclaw langsam zu sich kommend fest, höchst eigenartig. Auch wo er selbst gelegen hatte, erkannte er eine Mulde, die genau seine Konturen hatte. Er stützte sich auf seinen Ellbogen und versank etwa zwei Zentimeter tief in dem seltsamen Untergrund. Verwundert blickte er sich um. Das Dunkel war verschwunden, das heißt nicht ganz - mattes Zwielicht beherrschte die Szenerie. Aber was heißt hier Szenerie? Ravenclaw zwinkerte mit den Augen. Soweit sein Blick reichte - nichts. Nur ebener, glatter, grauer Boden. Keine Erhebung, keine Senke, kein Baum, kein Strauch, kein Fels - nichts. Tiefe Stapfen hinterlassend kam Tragga zu ihm getrottet.

Ravenclaw sah nach oben. Auch mit dem Himmel schien irgendetwas nicht zu stimmen. Es brauchte einige Augenblicke, bis der junge Held darauf kam, was ihn an diesem Himmel störte. Als er nämlich seinen Blick zum Horizont weiterwandern ließ, da fand er keinen. Es gab keinen Horizont. Er sah nirgendwo eine Trennlinie. Genauso gut konnte er auf dem Himmel liegen und den Boden über sich sehen. Das Ganze erinnerte ihn an irgendetwas, nur er kam nicht dahinter, an was.

Er stand endgültig auf und überprüfte seine Ausstattung. Es fehlte nichts. Sowohl die gewohnte Kampfausrüstung als auch sein magisches Schwert als auch die merkwürdigen Geschenke dieser dubiosen Hüter waren noch da. Ein kurzer Körpercheck. Auch hier schien alles in Ordnung. Er spürte keine Schmerzen, erinnerte an das Herumwirbeln in der Dunkelheit und seinen krachenden Aufprall. Keine blauen Flecken, keine Beulen - nun, umso besser.

Ravenclaw streichelte seinen Drachen, der neben ihm stehen geblieben war.

„Tja, hier steh'n wir nun, und können nicht anders. Ich würde gern mit dir fliegen, Tragga. Aber ich traue dem Frieden hier nicht. Denn, als da noch einige Fragen sind, die mich brennend interessieren. Wo bin ich? Wann bin ich? Und warum bin ich hier?“

Obwohl dies Fragen von philosophisch existenzieller Natur waren, deren Beantwortung einen eigenen Roman verdient hätten, ließ sie Ravenclaw nonchalant links liegen und drehte sich zu seiner Flugechse.

Diese schien von ähnlichen Überlegungen geplagt zu sein. Sie schüttelte sich unwillig, wie ein Hund, der sein nasses Fell trocknet. Die großen lidlosen Augen spähten forschend nach allen Seiten. Ravenclaws Blicke folgten den Bewegungen des mächtigen Schädels. Aber außer ihm und seinem Flugdrachen schien es hier absolut nichts lebendiges zu geben. Nirgendwo eine Bewegung. Weder in der Nähe noch am nicht vorhandenen Horizont. Die absolute Gleichheit der Umgebung machte es schwer, sich für irgendeine Richtung zu entscheiden. Ravenclaw zuckte ergeben mit den Schultern. Er griff an das Zaumzeug Traggas und begann, in die Richtung zu gehen, in die er zufällig schaute.

Ein kurzer Blick auf seine im Gürtel verborgene Uhr. Doch was bedeutete schon Zeit? Hier, wo es keinen Himmel, keinen Tag, keine Nacht, keine Helligkeit, keine Dunkelheit gab. Nur dieses verdammte Zwielficht, das von überall und nirgends zugleich kam.

Der junge Held blieb wieder stehen und blickte prüfend nach hinten. Er suchte vergebens nach ihrer Spur. Glatte Boden, keine Dellen. Oder doch? Direkt hinter ihnen sah er kleine Mulden in dem fremdartigen Boden. Aber noch während er sie betrachtete, glätteten auch sie sich, und dann war der Untergrund wieder eben.

Dabei fiel Ravenclaw auf, dass er auch keinen Schatten besaß. Nicht einmal ansatzweise, keinen Umriss ihrer Silhouetten.

„Mein Lieber, das kann ja heiter werden. Hinter uns nichts, vor uns nichts, über uns nichts und unter uns auch nicht viel mehr. Bin gespannt, wie das enden soll!“

Sprach's und stapfte weiter. Wieder ein kurzer Blick auf seine Uhr. Fünfzehn Minuten digitaler Zeit. Einer Zeit, von der nicht wusste, ob sie hier Gültigkeit hatte. Aber wenigstens funktionierte sein Chronometer noch und gab ihm ein relatives Zeitempfinden.

Ravenclaw zog eine seiner Mini-Uzis aus dem Halfter und überprüfte die Ladung. Die Kammern waren voll. Er streckte den Arm nach oben und krümmte den Finger um den Abzug. Peitschend entlud sie die Uzi und schickte einen Feuerstoß in die Unendlichkeit.

Auch dies klappte also noch. Die physikalischen Gesetze seiner eigenen Welt hatten auch hier ihre Gültigkeit, wenigstens die wichtigsten. Er lauschte noch dem Verhalten der Schüsse als er glaubte, ein Wimmern zu hören. Abrupt blieb er stehen, auch Tragga neben ihm verharrte bewegungslos wie eine riesige Obsidianskulptur.

„Hast du das auch gehört?“ flüsternd lauschte Ravenclaw.

Jetzt vernahm er es wieder, und deutlicher. Es war nun kein Wimmern mehr, eher ein Surren, wie etwas, das blitzschnell durch die Luft gleitet. Wieder und wieder. Und doch, auch Gewimmer und schwaches Wehklagen war zu hören.

Beruhigend lag das Metall der Waffe in seiner Hand. Sollte er? Er blickte fragend zu Tragga. Was konnten ihm diese riesigen klugen Augen sagen? Forderten sie ihn auf, oder rieten sie ab?

Ravenclaw beschloss, dass des Drachen Augen ihm zustimmten. Nun gut, irgendwann musste ja etwas passieren. Ewig konnte das nicht so weitergehen. Den Drachen neben sich, das kalte Eisen in seiner Faust, machte er sich auf, den Ursprung der merkwürdigen Geräusche zu suchen.

Es waren siebzehn Schritte, da blieb er erstaunt stehen und starrte auf die Szene, die sich aus dem Nichts schälte. War eben noch der leere endlose Boden vor ihm gelegen, so stand er nun, von einem Schritt zum anderen, vor einer kleinen Talsenke, in deren Mittelpunkt ein eigenartiger Kampf stattfand.

Der Talkessel durchmaß nach Ravenclaws ersten Schätzungen circa vier- bis fünfhundert Meter. Überall lagen große Fels- und Gesteinsbrocken verstreut. Manche mannshoch, andere nicht größer als ein Fußball. Und hinter einem der mannshohen Felsen sah er eine Gestalt in ungewohnter und doch vertrauter Gewandung knien und Pfeil auf Pfeil zwischen die Felsen schießen. Ravenclaw brauchte einige Augenblicke bis er erkannte, was ihn an den Klamotten des Schützen so irritierte. Er war nicht in Wams und Lederhose sondern in T-Shirt und zu weiter Jeans gekleidet. Auch trug er keine der in letzter Zeit üblichen Lederstiefel sondern dicksohlige Sneakers.

Ravenclaw wischte sich mit der freien Hand über die Augen und verfolgte dann den Flug eines der Pfeile, die der merkwürdige Fremde unaufhörlich zwischen die Felsen sandte. Und als dieser eine Pfeil sein Ziel traf entdeckte er sie. Sie waren genauso schmutzig grau wie der Boden zwischen den Steinen. Darum hatte er sie bisher nicht wahrgenommen. Flink huschten sie von einer Deckung zur anderen, kamen aber nie weiter als zehn Meter bis zu dem Felsen des Bogenschützen. Dann traf sie ein zielsicherer Pfeil und sie sanken wimmernd zu Boden. Wo die Pfeile in den blassgrauen Körpern steckten sickerte grünliche Flüssigkeit heraus.

Ghoule, erkannte der junge Lord. Ghoule, lebende Tote, Monster einer grauenerregenden Zeit. In seinem Gehirn formte sich eine dunkle Erinnerung. Irgendwann und irgendwo hatte er mit diesen scheußlichen Gestalten schon einmal zu tun gehabt. Aber er erinnerte sich nicht mehr wann und wo.

Wie dem auch war, der Fremde brauchte seine Hilfe, denn langsam aber sicher ging ihm sein Pfeilvorrat aus.

Ravenclaw hob seine Uzi und schoss. Kugel hinter Kugel verließ den Lauf und bohrte sich in die grauen Körper.

Die getroffenen Ghoule wandten sich um und starrten zu ihm herüber. Starrten? Die leblosen Augen der Todesgeschöpfe ließen den Revolverschützen zusammenzucken. Auch die Tatsache, dass seine Geschosse nicht die Wirkung zeigten, die er erwartet hatte, trug nicht dazu bei, sein Unbehagen zu mildern. Schon wieder, ärgerte er sich. Langsam reichte es ihm. Jedes Mal, wenn er meinte, endlich mit seinen überlegenen Waffen zum Zuge zu kommen, erwiesen sie sich als nahezu nutzlos. Nun, wenigstens lenkten sie die Aufmerksamkeit der Ghoule von dem Fremden weg, zu ihm herüber.

Auch der Bogenschütze blickte kurz in seine Richtung, dann legte er den nächsten Pfeil auf und zog die Sehne kräftig durch. Wieder blieb eine Horrorgestalt durchbohrt am Boden liegen.

„Mir bleibt auch gar nichts erspart!“ seufzend steckte Ravenclaw seine Uzi zu ihrer Schwester und griff nach Ulgus-T´ar.

„Tragga bleib hier, ich versuch es allein. Hilf mir, wenn es ernst wird,“ der Drache nickte verstehend mit seinem gigantischen Kopf.

„Attackeeeee!“ Wild brüllend riss der junge Held Ulgus-T´ar aus der Scheide und stürmte hinunter in den Talkessel, dass die Mantelschösse hinter ihm wehten. Sofort eilten ihm die ersten Ghoule entgegen und stürzten mitten hinein in den tödlichen Wirbel der Zauberklinge. Und diesmal passte es. Gegen die Magie des

Schwertes waren die grauen Gestalten nicht gefeit. Eine nach der anderen sank leblos zu Boden.

Ravenclaw hatte sich vorsorglich geistig gewappnet gegen den unbändigen Blutdurst seines Zauberschwertes. Diesmal wollte er die Herrschaft über sein Handeln und Denken nicht an die Klinge verlieren. Um so erstaunter war er, als er statt des gierigen Lechzens und Frohlocken nur ein ärgerlichen Stöhnen seines Schwertes verspürte. Nicht, dass es ihn behindert hätte. Gnadenlos schnitt Ulgus-T'ar durch das leblose Fleisch der Untoten und verspritzte deren grünlichen Saft. Aber Ravenclaw spürte deutlich, dass es dem Schwert keinen Spaß machte. Zuwenig Leben war in den Ghouls, um Ulgus-T'ar zufrieden stellen zu können.

Der angreifenden Grauen wurden weniger und weniger und bald war der Talkessel übersät mit toten, grünlich benetzten Ghou-Monstern. Ravenclaw ließ seinen Schwertarm sinken und blickte sich suchend nach dem Fremden um. Er sah ihn, wie dieser vorsichtig hinter seinem Felsen hervorkam, immer noch einen Pfeil auf der gespannten Sehne.

Auch Ulgus-T'ar schien ihn zu entdecken, denn plötzlich schob sich in Ravenclaws Gehirn der schon früher erwartete Drang nach Blut und lebenden Seelen.

Verzweifelt kämpfte er gegen den übermächtigen Impuls an. Verfluchtes Schwert! Die Muskeln seines rechten Arms zitterten und bebten, als er sich dazu zwang, Ulgus-T'ar zurück in die Scheide zu schieben. Es war, als kämpfe er gegen ein lebendes Wesen. Auf seinem Oberarm zeichneten sich die Faserstränge der strapazierten Bizeps ab. In den Fibrillen tobte ein unbarmherziger Kampf seines Willens gegen den seines Schwertes. Jedes einzeln Filament, bis hinunter zum kleinsten Eiweißmolekül, streckte und verkrampfte sich abwechselnd. Nach oben drängte der Bizeps, nach unten zwang Ravenclaw seinen Trizeps.

Ein knirschendes Knurren aus Ravenclaws Kehle, die letzte Barriere war überwunden! Ulgus-T'ar gab sich geschlagen. Sie verschwand enttäuscht stöhnend in ihrem Futteral. Des Helden rechter Arm hing wie gelähmt an seiner Seite. Das Einreißen der Barriere hatte zu einer Übersäuerung der Muskeln geführt. Normalerweise war so etwas unmöglich. Die Muskulatur schützte sich mit dieser Barriere selbst vor Überlastung. Jetzt war sie um so erschläffter. Ravenclaw konnte seinen Arm nicht mehr rühren. Es würde einige Zeit dauern, bis sich die Fibrillen soweit erholt hatten, dass sie ihre Kontraktionsfähigkeit wieder erlangen würden.

Unterdessen war der Fremde zu ihm getreten, auch Tragga hatte sich zu ihnen herab in den Talkessel bewegt.

Aus vor Schmerzen zusammengekniffenen Augen - ein Muskelkater war nichts im Vergleich zu der Regenerationsqual seines Armes - sah Ravenclaw, wie der T-Shirt-Träger endlich seinen Bogen entspannte und den Pfeil zurück in den Köcher steckte, der über dessen linker Schulter hing. Auf der Brust des Fremden, das heißt, auf dessen schwarzen T-Shirt sah der junge Lord ein feuerrotes P aufgedruckt.

„Danke, Ravenclaw!“

„He, woher kennst du meinen Namen?“

Ein Lächeln huschte über das jugendliche Gesicht des Fremden. Spitzbübisch blitzende Augen taxierten ihn.

„Weil ich hierher geschickt wurde, um dich zu suchen.“

„Ach ja, und wer hat dich geschickt?“

„Na, mein Provider, wer sonst?“

Na klar, wer sonst! Ravenclaws gute Laune ob des Sieges gegen die Ghoule, begann sich langsam aber sicher wieder in Ärger zu verwandeln. Wer sonst? Außerdem tat ihm sein rechter Arm immer mehr weh. Und da kam einer daher, in schwarzem T-Shirt mit roten P und behauptete einfach, sein Provider habe ihn geschickt, wer sonst.

„Und was will dieser Provider von mir?“

„Er will nichts von dir, Ravenclaw. Er hat nur das Problem, dass ihm die Kontrolle etwas entglitten ist, weil sich da welche eingemischt haben, mit denen er nicht gerechnet hat, und jetzt muss er schauen, wie er sich aus dem Schlamassel wieder herauswindet, und da hat er jemanden gebraucht, der genügend Skills gesammelt hat, damit er dir und euch hier weiterhelfen kann.“

Der Fremde hatte unterdessen begonnen, seine verschossenen Pfeile wieder einzusammeln und Ravenclaw war gezwungen gewesen, hinter ihm herzutrotten, um seine Antwort vollständig mitzubekommen. Er massierte mit der linken Hand seinen rechten Arm und seine Stimmung hatte sich noch um kein Grad gebessert, als er den vor ihm knienden Schützen anherrschte.

„Mir reicht's jetzt! Kannst du mal stehen bleiben und mir Punkt für Punkt erklären, was hier eigentlich abläuft. Deine Pfeile laufen dir schon nicht davon. Es wäre auch ganz nett, wenn du einen Namen hättest.“

Der Fremde hob abwehrend die Hände, während er sich aufrichtete.

„Keine Panik, Ravenclaw. Alles der Reihe nach. He, schon gut, alles deiner Reihe nach. Also, ich bin Skiller P1, daher auch das P auf meinem T-Shirt.“

„Das ist kein Name, das ist ein Wert, aber mir soll's gleich sein. Weiter im Text.“

Ravenclaw spürte die Nähe seines Drachens und lehnte sich gegen seine Schenkel, während der Skiller versuchte, dem Lord so viel zu erklären, wie er selbst wusste.

„Also, die ganze Geschichte läuft daraus hinaus, dass dieses Abenteuer, in das du und deine Kumpels vom ‚C-Team‘ verstrickt seid, nicht zufällig war, sondern raffiniert eingefädelt vom großen ‚G‘!“

„Stopp, du weißt, wer wir wirklich sind?“

„Können wir uns setzen? Und zwar ein wenig von diesen vergammelten Kreaturen weg?“ P1 deutete auf eine Gruppe niedrigerer Steine, die auffallend nach einer gemütlichen Bank aussahen.

Sie gingen zu der seltsamen Steininformation und setzten sich hin. Ganz allmählich ging das Ziehen in Ravenclaws rechtem Arm in nicht minder lästiges Kribbeln über.

„Ja, ich weiß, wer ihr seid. Auch über eure Freundinnen weiß ich Bescheid und über noch jemand, der nicht in diese Zeit gehört, die aber nicht direkt von ‚G‘ geschickt wurde.“

„Wer ist ‚G‘?“

„Tut mir leid, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass, wie gesagt, mein Provider der Meinung war, ich müsste hierher, um dir zu helfen, aus diesem Nichts hier wieder zu entkommen.“

„Endlich mal ein vernünftiger Gedanke. Und wie soll das Ganze funktionieren?“

„Indem mein Provider versucht, die Echtzeit-Vektoren etwas zu modifizieren. Wir können nur hoffen, dass ‚G‘ nichts von seinen Manipulationsversuchen mitbekommt.“

„Okay, weiter. Wer ist dieser Provider?“
„Seinen Namen kenne ich nicht, den kennt keiner von uns...“
„Sag mal, P1, willst du mich verarschen? Ein Provider, den niemand kennt, ein unbekannter Hintermann namens ‚G‘, eine Manipulation an irgendwelchen Vektoren, und das alles soll ich dir glauben?“
„Das wirst du wohl müssen, Ravenclaw. Wenn du aus dieser ganzen Chose wieder herauswillst, dann musst du mir einfach glauben.“
„Was tut man nicht alles, wenn es dem Weltfrieden dient!“
Ravenclaw hatte in den letzten Monaten wahrlich so viel Ungereimtes erlebt, dass er auch bereit war, diesen Hokuspokus mitzumachen, zumal er in seinem rechten Arm langsam wieder ein normales Gefühl verspürte. Und Hunger! Er mochte gar nicht daran denken, wie lange er schon nichts mehr in den Magen bekommen hatte.
„Du bist also geschickt worden, um mir hier zu helfen. Akzeptiert. Und diese widerlichen Ghoule hier? Sind die auch mitgeschickt worden?“
Zum ersten Mal, seit sie sich getroffen haben, verfinsterte sich die Stirn des Skillers etwas. Er schüttelte den Kopf und blickte hinüber zu den Leichen.
„Nein, die waren nicht vorgesehen. Ich weiß nicht, woher sie kamen. Vielleicht ist dem Provider da ein kleiner Bug unterlaufen.“
„Ist ja toll, und dem soll ich vertrauen, dass er mich hier herausbringt? Da helf ich mir doch lieber selber. Außerdem brauch ich jetzt was zu essen. Brauchst du auch so etwas, oder bist du nur eine imaginäre Figur, die über diese irdischen Bedürfnisse erhaben ist?“
Schallend lachend deutete P1 auf den Proviantstapel auf Traggas Rücken.
„Nein, ganz im Gegenteil. Ich hätte absolut nichts dagegen, auch etwas in meinen Magen zu bekommen. Wenn du die Freundlichkeit hättest, mir etwas von deinem Proviant abzugeben. Mir wurde leider nichts mitgegeben.“
Ravenclaw schüttelte den Kopf. Grauenhafte Planung! Kein Proviant, dafür einen Haufen Untoter. Wer immer dieser Provider war, ein Meister seines Fachs schien er nicht zu sein. Der Lord öffnete den Beutel mit Dörrfleisch und Schüttelbrot und bot seinem neuen Begleiter davon an. Auch etwas zu Trinken teilte er mit ihm.
„Deine Pfeile! Hast du damit gerechnet, auf deiner Mission mit Widerstand zu rechnen?“
„Ja, leider. Und das Problem war dabei, dass mir ein paar Wummen wesentlich lieber gewesen wären. Aber du hast ja selbst gesehen, was sie in dieser Sphäre auszurichten in der Lage sind. Nichts.“
„Und die Pfeile?“
„Frag mich was Leichteres. Hier, sieh. Ganz normale Holzpfeile mit Metallspitze.“
Ravenclaw legte sein Brot zur Seite und untersuchte einen der ihm von P1 dargebotenen Geschosse. In der Tat. Normales Holz, gefiederter Schaft und gestählte Spitze. Er hielt die Spitze dicht vor seine Augen. Waren da nicht winzige Zeichnungen in den Metallteilen? Er fixierte den Blick. Richtig, jetzt erkannte er es. Runen, wie er sie von seinem Ulgus-T´ar kannte.
„Hier,“ er zeigte seinen Fund P1. Auch dieser sah nun die winzigen, zierlichen Gravuren.
„Interessant,“ murmelten beide gleichzeitig.

„Dann lass uns nach dem Essen die restlichen noch einsammeln. Wer weiß, wofür sie noch mal gut sind.“

Sie steckten den Rest des Proviantes wieder zurück in die Beutel, hängten diesen wieder an den Sattel Traggas und gingen zurück zum Schlachtfeld. Die toten Untoten lagen noch so da, wie sie hingestreckt wurden. Kein Leichengeruch breitete sich aus. Das grüne Blut versickerte nicht, sondern bildete einfach nur lästige Lachen, um die die beiden Suchenden sicherheitshalber vorsichtig herumschritten.

Der Köcher des Skillers füllte sich wieder und dann deutete er auf eine Linie am plötzlich vorhandenen Horizont.

„Dort müssen wir hin, Ravenclaw. Siehst du den Strich? Das ist ein gutes Zeichen, das heißt der Provider hat die Sache im Griff.“

„Wenn du das sagst! Kommt Tragga, tun wir, was dieser Skiller uns rät.“

P1 lächelte. Ravenclaw war doch nicht so stur, wie man von ihm immer behauptete. Vielleicht ließ es sich sogar ganz gut mit ihm auskommen. Denn er hatte die Anweisung, sich erst wieder zurückzuziehen, wenn der Lord seinen Teil der Aufgabe endlich akzeptiert und bereitwillig zu erledigen bereit war.

Tragga, Lord Ravenclaw und der Skiller P1 verließen die Talsenke des Todes und marschierten auf den dunklen Strich zu, von dem Ravenclaw gespannt war, als was er sich herausstellen würde.

Die Offensive

Während des Zweiten Weltkrieges verwendeten japanische Soldaten Überreste von Krabben, um nachts unbemerkt Karten lesen zu können. Winzige Krabben, die durch die Aktion ihrer Enzyme ein eigenes biologisches Licht erzeugen, wurden getrocknet und zu einem Pulver zermahlen. Wenn dem Pulver in der Hand des Soldaten Wasser hinzugefügt wurde, entstand ein schwaches blaues Licht.

In Chås-Amâr-Döl herrschte immer noch Aufregung. So kurz der Dimensionsstoß auch gewesen war, den die gefesselte Wolke T'Zulroc ausgelöst hatte, so nachhaltig waren doch seine Auswirkungen auf Material und Menschen. Materialmäßig bedeutete die, dass in zahlreichen Häusern der Hauptstadt kleinere und größere Schaden ob des Erdhubes zu beklagen, und selbstverständlich auch zu beheben waren. Auf die Menschen bezogen äußerte sich der Stoß dahingehend, dass es erstens von Gerüchten nur so wimmelte, und zweitens eine allgemeine Unruhe und Unsicherheit die Leute befallen hatte. Wer konnte es ihnen auch verdenken, da sie doch tief verwurzelt waren in ihren magischen und undurchschaubaren Religionen und Ängsten.

Im Palast selbst gab es nur geringe Reparaturarbeiten. Er war eben doch solider gebaut als die meisten Häuser der einfachen Stadtbewohner. Außer den Palastanlagen stand nur noch ein halbes Dutzend ähnlicher prunkvoller Bauten in Chås-Amâr-Döl, die reichen Kaufleuten gehörten.

Doch auch im Palast herrschte Aufregung, allerdings weniger ängstlicher Natur, als vielmehr wissenschaftlicher und spiritistischer. Zum einen versuchten die Gelehrten um Kâsamûmba die ganze Sache rationell zu ergründen, unterstützt von Prinz Eisenfaust und seinen logischen Schlussfolgerungen. Und auf der anderen, aber zum Glück nicht unbedingt konträren Seite, bemühten sich die Hofalchimisten, die Angelegenheit von einer anderen Warte aus zu ergründen.

Vom militärischen Standpunkt aus herrschte noch die meiste Klarheit. Die Kriegsherren konnten am wenigsten ausrichten und hatten es daher vorgezogen, sich gar nicht erst in die Debatten einzumischen, woher dieses plötzliche Aufbäumen der Erde und das grässliche Schreien und Kreischen gekommen sein könnte.

Und dann war da noch Prinz Hetjuskapur, den weder die eine noch die andere Erklärung und Folgerung interessierte. Er hatte seine Aufgabe darin gesehen, zuerst einmal seine verehrte und angebetete Gilmorâ aufzusuchen und schützend an ihrer Seite zu verweilen.

„Weißt du Hetjuskapur (so vertraulich war man also schon!), hier bei uns ereignen sich zwar mitunter die merkwürdigsten Sachen. Ich denke da zum Beispiel an die Geschichte mit den gelben Augen im Königssaal vor einiger Zeit. Aber so etwas habe ich noch nie erlebt.“

„Nun ist es ja wieder vorbei!“ Hetjuskapur saß neben ihr auf dem Diwan und hielt ihre schmale Hand behutsam fest.

„Ja, aber kommt es auch nie wieder?“

Der junge Prinz bemühte sich, Zuversicht auszustrahlen, als er antwortete: „Nein, und wenn doch, dann bin ich ab jetzt bei dir.“

„Danke,“ Gilmorå errötete, wobei nicht klar war, ob über seine etwas unbeholfene Art der Konversation, oder über sein unzweideutiges verliebtes Angebot.

„Das ist so lieb von dir, Hetjuskapur. Aber solltest du jetzt nicht bei deinem Bruder sein? Ihr müsst euch doch noch um so viele militärische Sachen kümmern...“

„Ach, das ist gar nicht so wichtig. Erstens kann das Vladimir, ich meine, Eisenfaust alleine genauso gut. Und zweitens ist deine Anwesenheit für mich momentan das, was für mich die größere Rolle spielt.“

„Wenn du nur keine Unannehmlichkeiten wegen mir bekommst.“

„Unannehmlichkeiten? Ich wüsste nicht, wer...“

Ein schriller, spitzer Schrei unterbrach seine Antwort. Ein in höchster Not und Todesangst ausgestoßener Schrei einer Frau, gar nicht weit entfernt.

Sofort war Hetjuskapur aufgesprungen, die erschreckte Gilmorå an sich ziehend.

„Was war das?“

Hetjuskapur kam zu keiner Erwiderung, denn erneut brach der schmerzende Ton von draußen herein.

„Geht das schon wieder los?“

Erneut wurde der Prinz einer Antwort enthoben, denn im selben Moment krachte die Tür zu Gilmorås Schlafzimmer auf, dass die beiden Türflügel vehement gegen die Wände schepperten - und hereingestürzt kam Thraxana.

Eine völlig aufgelöste und an allen Gliedern zitternde Thraxana, die ihren rasenden Lauf kurz vor den beiden Verliebten bremste.

„Thraxana, um Himmels Willen? Was ist denn los?“

Widerstrebend gab Hetjuskapur seine Gilmorå frei und beugte sich vor zu der ‚Gemahlin‘ seines Bruders. Er griff nach ihren bebenden Schultern und hielt sie fest.

Aus Thraxanas Mund drang zuerst ein überhastetes Gestammel, dann nahm sie sich zusammen und unterdrückte ihre nervösen Zuckungen. Sie atmete tief durch, und: „Remu...Hetjuskapur, du musst mit mir kommen und mir helfen. In meinen Zimmern sitzt ein Ungeheuer von - Spinne.“ Bei der Erinnerung an das ‚Monster‘ schüttelte es Thraxana wieder.

„Eine was?“ Hetjuskapur traute seinen Ohren nicht. Er gab Thraxana frei, trat einen Schritt zurück und sah der jungen Frau prüfend ins Gesicht.

„Ja, eine riesige, eklige, schwarze, behaarte, dicke - Spinne. So groß wie ein Drache. Bitte, Hetjuskapur, bitte - komm mit und wirf sie hinaus.“

„Oh Mann, das darf doch nicht wahr sein, Thraxana! Du kommst da so einfach in ein fremdes Schlafzimmer gestürzt, nicht bedenkend, was du dabei anrichten könntest, machst dem halben Palast Angst mit deinem Gekreische - und das alles wegen einer kleinen behaarten Spinne. Jetzt ehrlich, Thraxana, wie groß ist das Tierchen denn wirklich?“

Die junge Geliebte von Prinz Eisenfaust lehnte sich schwer atmend gegen einen kleinen Beistelltisch. Dabei schien ihr erst so richtig bewusst zu werden, wo sie in ihrer panischen Flucht gelandet war. Sie blickte sich vergewissernd um, und meinte dann, mit leicht verlegenem Grinsen.

„Entschuldige bitte, Gilmorå. Das wusste ich nicht. Und wegen des Monsters in meinem Schlafzimmer, also Hetjuskapur, du musst mir glauben, so etwas großes und grässliches hast du noch nie gesehen.“

„Da hab ich zwar so meine Zweifel, wenn ich an die Netrapkas denke. Aber gut, gut. Ich geh ja schon und kümmerge mich um dein Ungeheuer. Bleib du inzwischen bei Gilmorå, ich bin gleich wieder da.“

Er gab seiner Geliebten einen flüchtigen Kuss auf die Stirn - auf den Mund traute er sich in der Gegenwart anderer nicht, aber das würde sich auch noch legen - und eilte hinaus durch die sperrangelweit offene Tür in den Gang zu Thraxanas Schlafgemach.

Dort angekommen musste er erst einmal seine ganze Einbrecherkunst aufbieten, um die Tür aufzubekommen. Thraxana hatte sie bei ihrer panischen Flucht so brutal zugeschmissen, dass das Schloss und die Angeln total verbogen und unbrauchbar geworden waren. Schließlich hatte er es geschafft und die verkantete Tür ließ sich kratzend aufschieben.

Vorsichtshalber zog Hetjuskapur ein langes Messer aus seinem Gürtel. Man konnte ja nicht wissen. Auch wenn er davon ausging, dass Thraxana in ihrem Entsetzen die Größe der Spinne um ein vielfaches multipliziert haben dürfte, so war es dennoch denkbar, dass er auf ein ungewöhnlich großes Exemplar einer Vogelspinne oder ähnlichem stoßen könnte. Und dem wollte er nicht unbedingt mit bloßer Hand begegnen.

Er ächzte die schiefe Tür zentimeterweise so weit auf, bis er gerade hindurchschlüpfen konnte, dann schob er sie wieder zu und blieb sichernd unter dem Türrahmen stehen.

Durch die großen Fenster drang heller Nachmittagssonnenschein und zeichnete gleißende Bahnen in den Raum. Hetjuskapur ließ seinen Blick langsam durch das Schlafzimmer wandern. Auf den ersten Rundblick war nichts von einem Achtbeiner zu entdecken. Aber das hatte er auch nicht erwartet. Schließlich stand in dem Raum dermaßen viel Zeug herum, dass es ein Wunder gewesen wäre, wenn die geheimnisvolle Spinne einen freien Platz zum Präsentieren gefunden hätte.

Hetjuskapur trat einen Schritt in das Zimmer und begann mit der Untersuchung des ersten Gegenstandes, der ihm im Weg stand. Es war ein kleiner Hocker mit zwei Zwergpalmen. Nichts. Auch das zweite Hindernis, eine auf sechs Stummelbeinen ruhende Holztruhe, brachte den gesuchten Eindringling nicht zu Tage. Und so ging es weiter. Stück für Stück durchforschte der junge Prinz das vollgestellte Zimmer seiner ‚Schwägerin‘. Er drehte alles um, was nicht fest verankert war, und das war ´ne ganze Menge. Doch vergebens.

Das Zimmer war durch und Hetjuskapur mit seiner Geduld am Ende. Er kehrte zur Tür zurück und überflog den Raum noch einmal. Hatte er irgend eine Ecke vergessen? Irgendein Versteck übersehen? Nein. Überall hatte er nachgesehen, sogar in der Truhe mit Unterwäsche. Interessant, was Frauen hier so alles unter ihren Kleidern trugen. Aber von einer Spinne keine Spur. Entweder war sie durch eines der offenen Fenster nach draußen in die Parkanlagen verschwunden, oder...

Er spürte, wie jemand hinter ihm die Tür aufschieben wollte und trat zur Seite. Mit sorgenvoll geweiteten Augen spähte Thraxana durch den entstandenen Spalt und sah ihn fragend an.

Er sah fragend zurück, da fuhr ein Arm durch die Öffnung und er hörte ihren schrillen Schrei: „Da, da ist sie doch!“

„Wo, in drei Teufels Namen?“

„Na da, dort über der kleinen Drachenfigur, genau über meinem Bett!“

Hetjuskapur schaute hinüber zu dem großen Bett, über dem an der Wand eine kleine Konsole hing, auf der wiederum eine kleine Drachenfigur aus Jade saß. Dort? Er ging hinüber und stellte sich auf die Zehenspitzen. Aber nein, das gab es doch gar nicht! Er hatte sie gefunden. Eine klitzekleine Tegenaria, ein gemeine Hauswinkelspinne, nicht größer als einen halben Zentimeter. Ein Wunder, das Thraxana sie überhaupt entdeckt hatte.

Hetjuskapur konnte nicht mehr an sich halten. Laut prustete er los und langte nach dem winzigen Spinnentier. Er ließ das verängstigte Tierchen behutsam auf seinen Zeigefinger krabbeln und drehte sich zu Thraxana herum.

„Du meine Güte, und das soll also dein riesiges, schwarzes, behaartes, ekliges, dickes Ungetüm sein. Dass ich...“

Weiter kam er nicht. Es schien sein Schicksal zu sein, an diesem Tag, ständig von irgend etwas in seiner Rede unterbrochen zu werden.

Diesmal war es aber ein wirklich triftiger Grund, der ihn zum Abbruch seines Satzes veranlasste. ALARM! ALARM! Durch das weite Palastgebäude dröhnten die Gongs und Fanfaren.

Alarm!!!

Hetjuskapur setzte sich die kleine Spinne auf die Schulter, schob Thraxana von der halboffenen Tür weg und eilte hinaus in den Gang. Dort traf er auf die ersten Soldaten, die hastig an ihm vorbeiliefen. Er sah sich kurz um, dann rannte er zurück zum Schlafzimmer seiner Gilmorå.

Doch sie war nicht da. Verdammte! Immer, wenn man die Frauen brauchte!

Wieder draußen in den weitläufigen Fluren traf er auf Hauptmann SâDâffis, der erregt mit einem seiner Offiziere diskutierte. Er trat zu ihnen und sofort unterbrachen die beiden ihre Debatte und salutierten vor dem Prinzen.

„Was bedeutet der Alarm?“ wandte er sich an den Hauptmann.

„Das habe ich gerade auch meinen Offizier gefragt. Wenn er bitte wiederholen möchte.“

Der Soldat nickte und erzählte noch einmal.

„Die Stadtwache hat die ersten Angreifer gesichtet, oh Prinz.“

„Angreifer? Ach so, du meinst die Horden dieses Ćszudrac. Und wie weit sind sie noch weg?“

„Das kann ich Euch leider nicht sagen, Prinz. Mein Auftrag lautet nur, Hauptmann SâDâffis und Hauptmann Wu-Kâne vom Erscheinen der Angreifer zu unterrichten.“

„Gut, du weißt, wo du Wu-Kâne findest?“

Stummes Kopfschütteln.

„Hauptmann, sagt es ihm bitte. Ich bin draußen bei den Mauern!“ sprach's, drehte sich um und eilte davon.

An den Stadtmauern herrschte heillooses Durcheinander. Überall versuchten Bürger, auf die Wälle zu kommen, um einen ersten Blick auf die ominösen Angreifer zu werfen. Die Wachsoldaten hatten alle Hände voll zu tun, einigermaßen für Ordnung zu sorgen und die Neugierigen von den Wehrgängen zu scheuchen. Hetjuskapur wunderte sich über die Unbekümmertheit, mit der die Einwohner Chås-Amår-Döls auf die nahende Gefahr reagierten. Sie hatten scheinbar keine Vorstellung von dem, was da draußen auf sie zukam. Er ignorierte die zahlreichen Fragen, die ihm zugeworfen wurden und erreichte kurz darauf die Hütte des wachhabenden Offiziers. Der Soldat an der Tür ließ ihn durch und er

betrat den kargen Raum, wo bereits mehrere andere ranghöhere Soldaten den Wachleitenden umringt hatten.

Hetjuskapur bahnte sich seinen Weg durch sie hindurch und verlangte, dass der Wachoffizier ihm Bericht erstattete.

„Sie sind noch ein gutes Stück weg, Prinz. Etwa einen halben Tagesmarsch, wie ein Drachenspäher mitgeteilt hat. Nur eine kleine Vorausabteilung ist auf den Hügeln jenseits der Ebenen gesichtet worden.“

„Gut! Sie werden also nicht vor Sonnenuntergang hier sein. - Was gibt's? Was soll die Störung?“ Er drehte sich genervt zu den anderen Männern herum, als sein Bruder, gefolgt von dessen Adjutanten Nô-Tân und Hauptmann SâDâffis zu ihm und dem Offizier traten.

„Grüß dich, Eisenfaust. Du weißt also auch Bescheid?“

Eisenfaust nickte. „Hab's soeben erfahren. Und, weißt du schon mehr?“

Hetjuskapur erzählte, was er mitgeteilt bekommen hatte. Dann verabschiedeten sie sich von dem Wachmann und verließen die Hütte wieder. Sie umrundeten das Gebäude und riefen ein paar Soldaten zu sich. Mit dieser Eskorte machten sie sich auf zu dem großen Westtor.

Ohne die kleine Soldatengruppe wären sie wohl kaum so schnell durch das immer dichter werdende Menschengewirr gekommen. So aber erreichten sie nach kurzem Marsch das Stadttor und riefen den Wachkommandanten zu sich. Eilig kam dieser herbeigelaufen und schaute die beiden Prinzen erwartungsvoll an. Auch hier sahen die Menschen kein bisschen ängstlich und sorgenvoll drein. Es schien vielmehr fast so, als würden sie sich freuen, endlich mit dem Feind Bekanntschaft zu machen, dessentwegen in letzter Zeit so viel Aufhebens gemacht wurde.

Das wird sich noch ändern, dachte Hetjuskapur ironisch und sah hinüber zu SâDâffis, der schon unangenehme Bekanntschaft mit Ćszudracs wilden Horden gemacht hatte.

„Steigen wir auf die Mauer. Von dort sehen wir mehr.“

Der Wachkommandant öffnete eine kleine Tür und führte die beiden Prinzen und Nô-Tân zusammen mit SâDâffis und der kleinen Eskorte hinauf auf die Zinnen der Stadtmauer.

Von dort hatten sie einen prächtigen Blick hinunter auf die hügelige Ebene vor der Hauptstadt. Eisenfaust und Hetjuskapur holten ihre Ferngläser aus den Kampfgürteln und lehnten sich an die Steinbrüstung. Doch so weit ihr Blick auch reichte, sie entdeckten noch nichts Verdächtiges. Lediglich eine kleine Staubwolke, weit weit im Nordwesten.

„Das lässt uns genügend Zeit für Gegenmaßnahmen,“ bilanzierte Hetjuskapur zufrieden und steckte sein Glas wieder weg. Und zu dem Wachkommandanten gewandt: „Sind die Männer bereit und eingewiesen, die die Generatorkette bedienen sollen?“

„Sie stehen zu Eurer Verfügung, Prinz.“

„Gut. Eisenfaust erledigst du das?“

Der jüngere der beiden Zwillinge drehte sich zu seinem Bruder herum und steckte ebenfalls seinen Feldstecher in den Gürtel zurück.

„Mach ich,“ er winkte Nô-Tân zu sich und sie verließen die Stadtmauer auf dem gleichen Weg, auf dem sie sie erklommen hatten. Als die beiden Männer in der Tiefe verschwunden waren, winkte Hetjuskapur Hauptmann SâDâffis zu sich.

„Mein Prinz?“

„Hauptmann, da wäre noch etwas. Der Königspalast liegt ziemlich nahe an der Nordseite der Stadt. Wir gehen zwar davon aus, dass es uns gelingt, den Feind schon vor den Toren Chås-Amår-Døls aufzuhalten und eventuell sogar zurückzuschlagen. Aber das ist eben nur eine Annahme. Genauso gut können unsere Anstrengungen umsonst sein, und dann ist der Palast zu nahe am Kampfgeschehen. Ich habe mich mit Thraxana, der Frau meines Bruders unterhalten. Sie hat mir von den alten Ruinen im südlichen Teil der Stadt erzählt. Ihr kennt sie sicher auch.“

Sådåffis nickte. „Wenn Ihr die Ruinen der Ahnen meint, ja, die kenne ich natürlich. Warum fragt Ihr?“

Der besorgte Prinz blickte hinunter auf die wimmelnde Stadt. Von allen Seiten strömten Neugierige herbei, um sich nichts entgehen zu lassen. Auch immer mehr Soldaten fanden sich ein. Ihre Anwesenheit war Hetjuskapur bedeutend sympathischer als die der vielen Städter.

„Weil,“ gab er dem dunklen Hauptmann Auskunft, „weil ich will, dass die Frauen und Nichtmilitärs des Palastes beim ersten Anzeichen, dass wir die Horden nicht aufhalten können, in diese Ruinen gebracht werden sollen.“

„Ihr meint, dort sind sie sicherer!“ Sådåffis nickte. „Nur, wenn Ihr mir diese kleine Kritik erlaubte, sollten wir dann nicht nur die Frauen und Bediensteten, sondern auch genügend Palastwachen mitschicken?“

„Einverstanden Hauptmann, das war übrigens keine Kritik, sondern ein hervorragender Vorschlag. Gebt ihnen für den Ernstfall Bewaffnete mit, soviel Ihr für notwendig erachtet. Und, eine ganz persönliche Bitte, sorgt dafür, dass Lady Gilmorå besonderer Schutz gewährt wird.“

Im wettergegerbten Gesicht des Soldaten blitzte es. „Mein Ehrenwort darauf, Prinz Hetjuskapur.“

„Danke, dann werde ich jetzt Wu-Kåne aufsuchen, und schauen, wie weit er mit seinen Katapulten ist. Bis später, Hauptmann.“

„Bis später, Prinz.“

Die beiden Männer verabschiedeten sich und während Sådåffis auf der Mauer davoneilte, um den kürzesten Weg zu Palast aufzusuchen, stieg Hetjuskapur wieder hinab, gefolgt vom Wachkommandanten.

Er wählte zwei der Soldaten aus, um ihn zu begleiten und ließ sich von ihnen den Weg durch die dichte Neugierigenschar bahnen. Sie umrundeten die Wachgebäude und waren nach einer Viertelstunde dort angelangt, wo unter der Aufsicht Hauptmann Wu-Kånes seit einigen Tagen hektisches Bauen hinter dem Nordosttor herrschte. Schon von Weitem konnte man die fünf hohen Gerüste erkennen. Raffinierte Konstruktionen aus Holz und Metall, Seilen und Winden, die nach seinen Plänen dort errichtet worden waren.

Wieder mussten sie sich durch eine dichte Menschenmenge wühlen, dann kamen sie an den Absperrzaun, wo sie von den Soldaten durchgelassen wurden. Sofort waren einige Zuschauer hinter ihnen und wollten ebenfalls durch den schmalen Spalt im Zaun schlüpfen, doch die Soldaten kannten kein Pardon und drängten sie wieder zurück, zu gefährlich war einiges von dem, was da hinter der Barriere vorbereitet wurde.

Denn, Katapulte waren schon lange vor Hetjuskapur bekannt und auch gebaut und eingesetzt worden. Das Neue, und Gefährliche an den Konstruktionen, die hier zusammengezimmert worden waren, waren die Geschosse, mit denen hantiert

werden sollten. Neben den fünf Schleudern lagerten mehrere Haufen kopfgroßer Gebilde, die auf den ersten Blick wie ganz normale Kanonenkugeln wirkten. Doch damit war ihre Ähnlichkeit mit den mittelalterlichen Steingeschossen auch schon beendet. Erstens waren diese Gebilde hier nicht aus Stein, sondern aus Holz, und zweitens beherbergten sie einen Mechanismus, wie ihn die Soldaten vorher noch nie gesehen und erlebt hatten. Höchstpönlich hatten Eisenfaust und Hetjuskapur in jedes der Katapultgeschosse eine kleine Menge Plastiksprengstoff mit dazugehörigem Aufschlagzünder installiert und strikteste Anweisung gegeben, dass keiner außer ihnen selbst mit den Granaten hantieren durfte.

Aus diesem Grund war auch die Absperrung so streng und wichtig.

Hauptmann Wu-Kâne kam den beiden Soldaten und dem Prinzen eilfertig entgegen.

„Wir sind so gut wie fertig, Prinz. Die Katapulte stehen und sind getestet worden. Sie haben eine Reichweite, die größer ist als die, die Ihr verlangt habt.“

„Sehr schön, Hauptmann. Dann können wir nichts mehr tun, als zu warten, bis sie nahe genug heran sind. Ich weiß, Ihr seid gespannt, die Wirkung der Granaten zu testen, doch leider haben wir dafür nicht genügend. Jede einzelne muss sitzen. Es sind sowieso viel zu wenig, um die Schlacht zu entscheiden, sie sollen in erster Linie den Gegner verwirren und unsicher machen, damit er um so schneller die Kampfmoral verliert, wenn er gegen den Elektrozaun rennt.“

„Das ist mir klar, Prinz Hetjuskapur, was meint Ihr, ob sie heute noch angreifen, oder ob sie die Nacht abwarten?“

„Das weiß ich nicht. Aber ich an ihrer Stelle würde erst einmal mit geballter Macht aufmarschieren und vor der Stadt lagern, um ihrerseits unsere Moral angesichts ihrer Masse zu dämpfen. Aber, wer weiß, was in den Köpfen der feindlichen Anführer vor sich geht. Wir müssen auf jeden Fall mit allem rechnen und dürfen daher auch nachts keinen Augenblick unsere Wachsamkeit vernachlässigen.“

Wu-Kâne wollte hierzu etwas erwidern, da kam ein Palastsoldat zu ihnen gerannt und blieb schnaufend neben den beiden Männern stehen.

„Ja, was gibt es?“ Wu-Kâne hob sich seine Frage an den Prinzen für später auf und wandte sich dem Boten zu.

„Der König schickt mich, Hauptmann,“ Verschnaufpause, „Auria hat sich gemeldet. Sie hat Neuigkeiten von Kârkonnan.“

Hetjuskapur und Wu-Kâne ließen den Palastsoldaten Luft holen und dann fuhr dieser mit seiner Botschaft fort.

„In der Ebene von Êl-Tschúf haben unsere Soldaten unter Hauptmann Kârkonnan einen ersten glänzenden Sieg gegen die Feinde errungen. Genaueres weiß der König und wird es Euch selbst sagen. Ihr sollt daher, sobald es Eure Aktivitäten erlauben, zu ihm kommen. Er möchte noch einmal eine letzte Beratung einrufen, ehe es zum Kampf kommt.“

Hetjuskapur nickte und erwiderte. „Ist gut, richte den König aus, dass wir in einer Sonnenspanne bei ihm sind.“

Der Bote salutierte, holte tief Luft, drehte um und rannte wieder davon.

„Kârkonnan hat also wieder einmal zugeschlagen,“ murmelte Wu-Kâne zufrieden. „Wenn wir ihn doch bloß hier hätten.“

„Es wundert mich etwas,“ gab Hetjuskapur zu bedenken, „dass bei Euch, Hauptmann, und auch bei Eurem Freund SâDâffis überhaupt kein Neid auf diesen

Kârkonnán vorhanden ist. Versteht mich bitte nicht falsch. Mehr noch als es mich wundert, freut es mich. Nur, von da, wo wir, meine Freunde und ich herkommen, ist solch ein edles Verhalten ganz und gar nicht üblich. Bei uns ist jeder nur darauf bedacht, so viel Ruhm und Ehre als möglich für sich einzuheimsen, und selbst die größten Erfolge anderer stets herabzuwürdigen.“

„Nun,“ Wu-Kâne lächelte, „ganz so edel sind wir auch nicht. Die Verehrung für Kârkonnán kommt wohl in erster Linie daher, dass er sich nichts aus seinem Ruhm macht. Er wird nie überheblich oder arrogant ob seines Könnens, er bleibt stets einfach und ehrlich in seinem Wesen. Wenn er wollte, ich glaube er hätte keine Probleme, selbst König Thôr-Saldís von seinem Thron zu schubsen und selbst Herrscher über Aŕrahâs zu werden. Doch danach steht ihm in keinsten Weise der Sinn. Für ihn ist es wichtig, Freunde zu haben, Freunde, auf die er zählen und vertrauen kann, und diese Freunde hat er.“

Hetjuskapur dachte lange über diese Mitteilung nach. Noch als sie später unterwegs waren zu der vom König beschlossenen Zusammenkunft, grübelte er noch darüber nach, und er war begierig, diesen Barbaren kennen zu lernen. Wenn doch in seiner eigenen Welt auch solche Männer leben würden und wichtige Positionen inne hätten. Obwohl, der junge Prinz dachte etwas wehmütig an seine entfernte Heimat, selbst hier, wo es eben solche Menschen wie diesen Chimmaraner gab, herrschte kein Frieden. Es mochte noch so viele gute und edle Charaktere geben, immer lebten genug Antipoden zu ihnen, um jeden Frieden zu gefährden.

Sie kamen als letzte im Palast an und wurden von einer Ordonnanz zum Beratungszimmer des Königs geleitet.

In dem spärlich möblierten Raum, der direkt neben dem großen Audienzsaal lag, waren schon alle anwesend, die maßgeblich an der Verteidigung des Königreiches Aŕrahâs Anteil haben sollten.

An der runden Tafel saßen der König, sein engster Berater Kâsamûmba, neben ihm eine Greisin, die Hetjuskapur nicht kannte, dann Hauptmann SâDâffís, angeregt sich mit Eisenfaust unterhaltend. Hinter dem Stuhl seines Bruders sah er Nô-Tân stehen, der den beiden Männern andächtig lauschte. Außerdem saßen in lockerer Reihenfolge noch Thraxana, einige der Gouverneure mit ihren Beratern und noch ein paar Männer, die er nur vom Sehen her kannte.

Wu-Kâne und er nahmen auf noch freien Stühlen Platz. Dann erhob sich ein Mann neben Kâsamûmba und eröffnete die kurze, aber wichtige Beratung.

„Meine Herren, werte Lady, im Namen des Königs mache ich Sie mit der aktuellen Lage bekannt. Wie der letzte Stand der Dinge aussieht, nähert sich unserer Hauptstadt eine Armee von etwa hunderttausend Mann.“

Erregtes Gemurmel begleitete die genannte Zahl.

„Von unseren eigenen, sich unterwegs befindlichen Soldaten wissen wir folgendes: die meisten der Suchtrupps nach der Königin sind unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Die letzte heiße Spur ist immer noch die, der Commodore Buil-Blâz mit seinem Schiff folgt.“

Wieder eifriges Getuschel und Geraune, vor allem bei den Delegationen der Fürstentümer, da sie nicht, wie Hauptmann Wu-Kâne über die Ereignisse vor der Küste unterrichtet waren.

„Die erfreulichste Nachricht kommt von Hauptmann Kârkonnán. Zusammen mit einem Lord Jared of Avarêêl, dessen Bruder, einem Lord Ravenclaw, und einer

Abteilung befreundeter Soldaten unter einem Hauptmann Hammer ist es ihnen gelungen, eine wichtige Schlacht gegen die Horden Ćszudracs zu gewinnen.“

Jetzt war es auch an Eisenfaust, Hetjuskapur und Thraxana, erstaunt aufzuhorchen. Also hatten es ihre Freunde geschafft, und sich mit Kârkonnan verbündet, und, wie es von ihnen zu erwarten war, tüchtig zugeschlagen.

„Des weiteren eine Mitteilung, die nicht ganz so angenehm ist. Wie Auria von ihren Drachen erfahren hat, sind die Angreifer aus dem Norden nicht über Land, sondern auch auf dem Wasserwege unterwegs zu uns. Die freie Handelsstadt R̄rak'Âd ist fest in der Hand Ćszudracs und von dort mach sich eine große Flotte auf, um uns auf dem Seewege anzugreifen.“

Thraxana sah bei diesen Worten den König erbleichen und sie ahnte warum. Was, wenn die entführte Königin auf diese Weise dem Feind in die Hände fiel? Es wusste ja schließlich niemand hier im Raum von den Aktivitäten einer gewissen Bêllith und deren Erfolge gegen den flüchtigen Verräter Saif al-Thora.

Doch Thôr-Saldis hatte sich sofort wieder gefangen, und als sein Berater mit dem Bericht zu Ende war, erhob er sich selbst und wandte sich an die Versammelten.

„Ein kurzes Resümee und die dazugehörenden Anweisungen. Wie mir meine Hauptleute und meine Freunde, die Prinzen, versichert haben, ist alles vorbereitet für die Verteidigung unseres geliebten Châs-Amâr-Dôls gegen diese anrückende Armee. Außerdem ist es der Wunsch Prinz Hetjuskapurs und auch meiner, dass im Ernstfall eine Evakuierung des Palastes zu den Ruinen der Ahnen durchgeführt wird. Hierfür erteile ich die Oberaufsicht und uneingeschränkte Befehlsgewalt der anwesenden Lady Thraxana. Hauptmann SâDâffis leitet zusammen mit Prinz Eisenfaust die Verteidigung am Blitzzaun und eine eventuelle Nahverteidigung. Hauptmann Wu-Kâne ist zusammen mit Prinz Hetjuskapur für die Katapulte und eine Verteidigung des Innenraums zuständig. Die Gouverneure der Provinzen Şcodivar und Tagaghôno werden angewiesen, ihre Aufmerksamkeiten an den Küsten zu intensivieren und jegliche Aktivitäten von dort sofort zu melden. Zu diesem Zweck bekommen sie von der Drachenkönigin Auria ausgewählte Drachen und den Befehl, ihre eigenen Streitkräfte in höchster Alarmbereitschaft zu halten. Die Bezirke Voltâraâ und Nûrgistan, durch die der Feind anrückt, sollen jegliche Kampfhandlungen vermeiden und dafür sorgen, dass die Bewohner sich in Sicherheit bringen, soweit dies nicht schon geschehen ist. Es ist damit zu rechnen, dass weitere Armeen des Gegners der ersten folgen können. Zwar versucht Lord Ravenclaw bereits, deren Nachschub zu unterbinden, doch müssen wir mit allem rechnen. Den Gouverneur der Provinz Emhâdô fordere ich auf, uns mit seinen Truppen als Verstärkung in Bereitschaft zu stehen.“

Hoffentlich zersplittert John seine Truppen nicht zu sehr, überlegte sich Eisenfaust angesichts der Mitteilung, dass Ray-Ray sich scheinbar von ihm getrennt hatte. Auch Hetjuskapur hegte ähnliche Befürchtungen, doch hatten sie andererseits genug Vertrauen in ihre Freunde, um diesen Gedanken bald wieder in Vergessenheit geraten zu lassen und sich weiter auf die Anweisungen des Königs zu konzentrieren.

Thôr-Saldis gab noch ein paar Befehle aus, die die Bevölkerung betrafen, bei uns würde man dazu Notstandsgesetze sagen, dann setzte er sich wieder und wartete auf Reaktionen von Seiten der Anwesenden. Als keine prinzipiellen Einwände kamen, nur hier und da ein paar kleine Nachfragen, erklärte er die Beratung für beendet und entließ seine Gefolgsleute.

Somit war im Wesentlichen alles geklärt und vorbereitet und die unausweichliche Schlacht um Chås-Amår-Döl konnte ihren dramatischen Lauf nehmen.



„Halt, Halt, stopp stopp!“
„Was ist?“
„Das geht jetzt zu weit.“
„Was geht zu weit?“
„Das mit diesem Skiller zum Beispiel. Brauchen wir wirklich noch mehr Eingriffe von außen in deine Geschichte? Einen Provider, was immer das ist, einen geheimnisvollen ‚G‘, wobei ich mir schon vorstellen kann, wer das sein soll?“
„Was heißt, brauchen. Sie sind einfach Teil des Abenteuers. Abgesehen davon kann es nicht schaden, wenn ein Gegenpol zu den anderen, ihr wisst schon zu wem, existiert.“
„Ach die, ich glaube die werden eh überbewertet.“
„Na, na, immerhin haben sie schon mal eine Story versaut. War es nicht sogar deine?“
„Wen interessiert das?“
„Äh, ich will ja nicht unken, aber so langsam bereitet mir es Kopferbrechen, dass wir den Alten nirgend wo finden.“
„Du meinst, weil das letzte Mal, als wir ihn vermisst haben, das Ganze dann etwas chaotisch geworden ist?“
„Allerdings.“
„Gut, dann soll ihn jemand suchen und festbinden, falls er ihn findet. Und für dich hoffe ich, dass diese Angeber sich nicht zu sehr einmischen.“

Die Offensive - 2. Teil

Laut Herodot hatten die Babylonier wenige Ärzte, weil sie die Krankheiten der Weisheit der Öffentlichkeit überließen. Ein Kranker wurde auf einen Platz in der Stadt gebracht, wo Passanten, die unter der selben Krankheit litten oder ihre Behandlung gesehen hatten, ihm Ratschläge gaben, wie er zu heilen sei. Es war den Fußgängern verboten, an einem Kranken vorbeizugehen, ohne sich nach seiner Krankheit zu erkundigen und ihm etwas ‚zu verschreiben‘, wenn sie es konnten.

Herdreckt, verschwitzt, blutverschmiert, müde und erschöpft, aber zufrieden und erfolgreich kehrte eine kleine Truppe zurück in das provisorische Lager. Dort wurden sie von den zurückgebliebenen empfangen, falls notwendig verarztet und der Anführer erstattete Kârkonnân und Jared Bericht.

„Wir haben einen ihrer Nachschubtrupps vernichtet und den Proviant an uns gebracht. Ich weiß zwar nicht, ob er genießbar ist, aber dort lassen wollten wir ihn auch nicht. Vierzehn Mann von uns sind gefallen, von den Gegner lebt keiner mehr.“

Dann durfte auch er sich den Erfrischungen an Leib und Seele und den Wundbehandlungen hingeben.

„Es sieht bis jetzt gar nicht so schlecht aus,“ meinte der Chimmaraner und griff nach dem gewaltigen Methumpen. Er genehmigte sich einen großen Schluck und stellte den Krug zurück. „Wir haben jetzt drei Nachschub- und zwei Vorausabteilungen aufgerieben, ohne selbst allzu große Verluste beklagen zu müssen.“

„Trotzdem sind noch genug übrig, um Hetjuskapur und Eisenfaust ganz schön ins Schwitzen zu bringen,“ erwiderte Jared und griff nach dem Becher mit frischem Quellwasser.

Die beiden Anführer saßen in einem kleinen Notzelt, von draußen drang der Lärm des Lagers durch die Leinwand.

„Wissen wir schon etwas Neues von Hammer und seinen Leuten?“

In diesem Augenblick öffnete sich die Zeltbahn und Bën-Sôn trat zu den beiden Männern herein.

„Das dürfte mein Stichwort sein,“ meinte er und griff wie selbstverständlich nach dem Metkrug. Eine eiserne Hand schloss sich um seinen Unterarm.

„Erst reden dann saufen,“ knurrte der Chimmaraner und sein Adjutant fügte sich schulterzuckend.

„Hammer, Sôn-Andâ und die Soldaten haben den Hafen von R̄rak´Âd befreit. Nur in dem kleinen Kastell der Freihandelsstadt halten sich noch einige Kompanien der Wilden. Zur Zeit...“

Da wurde die Zeltbahn wieder aufgerissen und Xandrina stürmte herein. Ihre Wangen waren rot vom schnellen Laufen und die drei Männer wandten sich ihr erwartungsvoll zu.

„Sie ist wieder da,“ jubelte sie. „Sie ist wieder da!“

„Wer ist wieder da, meine Liebe?“ erkundigte sich Jared bei seiner Geliebten.

„Aldariânâ, die Königin, Aldariânâ!“

Wie von der Tarantel gestochen sprang Kârkonnân auf und packte die Frau an den Armen.

„Die Königin? Wo ist sie? So sprich doch schon!“

Auch Lord Jared war aufgesprungen und wartete mit gespanntem Gesicht. Xandrina befreite sich aus dem Griff des Barbarenhäuptlings und trank einen tiefen Schluck aus Jareds Wasserbecher.

„Soeben ist Sôn-Andâ mit Lûû gelandet und hat es mir gesagt. Es war in R̥rak'Âd, kurz nachdem Hammer den Hafen erobert hatte. Ein kleines Beiboot war im Hafen aufgetaucht, und dicht dahinter eine königliche Fregatte. Direkt unter den Augen unserer Männer versenkte ein Schuss von der Fregatte den kleinen Segler. Sofort waren Hammers Männer draußen und bargen die Überreste des Schiffes. In den sinkenden Trümmern fanden sie sie dann, zusammen mit zwei Soldaten.“

Erneut trank sie von prickelnden Quellwasser und leerte den Becher. Kârkonnann ergriff den leeren Becher und schleuderte ihn durch die noch offene Zelttür nach draußen. Von irgendwo her kam ein Soldat geeilt und brachte einen neuen, noch vollen und stellte ihn auf den Tisch. Dann verschwand er wieder und Xandrina berichtete weiter.

„Wie Sôn-Andâ ... ah, da ist er ja selbst.“

Die struwelmähnige Gestalt des Tambours erschien im hellen Rahmen der Zeltöffnung und nickte bedächtig zu den Worten der jungen Frau.

„Es ist so, wie sie gesagt hat, Hauptmann. Die Königin lebt, sie ist zwar sehr geschwächt, aber sie lebt und ist in Sicherheit. Saïf al-Thorâ, Wî-Gal und Agnî-Låäsch haben wir nicht gefunden, nur ihre beiden Soldaten sind in unserer Hand. Von ihnen wissen wir, dass Saïf al-Thorâ und die beiden anderen noch leben müssen.“

„Das andere Schiff, wer hat es befehligt?“ wollte Bën-Sôn wissen.

„Tja, das ist merkwürdig. Eigentlich Commodore Buïl-Blâz, und auch wieder nicht.“

Und Sôn-Andâ erzählte von der Piratin Bëllith und ihrem Kampf gegen Saïf al-Thorâ, von ihrem Arrangement mit Buïl-Blâz und von Abrée, dem Offizier, der maßgeblich an allem beteiligt war.

„Bëllith?“ Jared legte seine Stirn in Falten. „Bëllith? Könnt Ihr mir sie beschreiben, Sôn-Andâ? Ich kenne nämlich eine Frau mit einem ähnlichen Namen, und...“

„Du meinst doch nicht etwa?“ Auch Xandrina war der Name im Prinzip bekannt.

„Nein mein Lord. Wir haben nur mit Abrée gesprochen. Diese Lady und Commodore Buïl-Blâz sind auf der ‚Lachmöwe‘ geblieben und wieder nach Süden gesegelt. Hauptmann Hammers Wunsch war es, dass sie an der Küste patrouillieren und eventuell die kleine Flotte abfangen und bekämpfen sollten, die kurz vor unserer Ankunft aus dem Hafen von R̥rak'Âd ausgelaufen ist. Es waren etwa zwanzig Schoner, die, von Ćszudracs Horden besetzt, ebenfalls nach Süden unterwegs waren.“

„Na ja, ist auch nicht so wichtig,“ meldete sich Kârkonnann wieder zu Wort und wollte nach seinem Krug greifen. Doch der stand nicht mehr auf dem Tisch und Bën-Sôn trat verstohlen zum Zeltausgang und hielt das leere Gefäß hinaus.

Kârkonnann winkte desinteressiert ab und wandte sich wieder seinem Tambour zu.

„Wo ist die Königin jetzt?“

„Hauptmann Hammer hat sie in einem der Hafengebäude untergebracht, wo sie von seinen Männern bewacht wird. Ein Arzt aus der Stadt hat sich ihrer angenommen.“

„Sehr gut. Es läuft doch gar nicht so schlecht. Weiß der König schon Bescheid?“

„Lûû hat sofort mit Auria Kontakt aufgenommen. Mittlerweile müsste die Nachricht schon am Hof von Āṛrahâs sein.“

„Das wird ihnen zusätzlichen Aufschwung geben,“ gab Jared zufrieden zurück. „Sind eigentlich endlich einmal Gefangene gemacht worden?“

Sôn-Andâ nickte. „Ja, wir haben einen Anführer erwischt, einen ziemlich schmierigen und schleimigen Typen, der sich hinter einer Schweinemaske versteckt hatte.“

„Schweinemaske? Ist er dick und schweißelig?“

„Nein, mein Lord. Er nennt sich Fléau und ist ein schwächlicher bleicher Kerl. Dafür redet er wie ein Wasserfall. Von ihm wissen wir jetzt auch einiges über die feindlichen Kräfte.“

Jared und Kârkonnan setzten sich wieder und Bën-Sôn schaffte ein paar weitere Klappstühle herbei, damit auch die anderen Platz nehmen konnten. Außerdem brachte er einen vollen Metkrug und stellte ihn vor seinem Hauptmann auf den Feldtisch.

„Die Hauptmacht Ćszudracs ist die, gegen die ihr in den letzten Tagen gekämpft habt. Eine weitere Armee wird gerade ausgehoben und ausgerüstet, doch befindet sie sich noch auf dem Festland nördlich der Meerenge. Sie wird in frühestens einer Woche hier erwartet.“

„Wenn Ravenclaw Glück hat, kann er sie vielleicht schon dort aufhalten,“ Jared dachte mit Wehmut an seinen Bruder.

„Die kleine Flotte, die uns entkommen ist, hat den Auftrag, die Küstenregionen zu verunsichern und die Bevölkerung zu demoralisieren. Ćszudrac scheint von Euch und den anderen Helden zu wissen und hofft, das Vertrauen in Euch zu erschüttern, indem er an mehreren Stellen gleichzeitig zuschlägt. Dazu kommt, dass der Anführer der kleinen Flotte ein besonders gerissener und hinterhältiger Typ namens Autrûche sein soll.“

„Also doch!“ entfuhr es Jared. „Wir hätten das Schwein damals gleich liquidieren sollen.“

„Kennst du ihn?“ wandte sich Kârkonnan an den Lord.

„Und ob,“ und Jared berichtete in kurzen Worten von seinem Erlebnis mit dem Fetten. „Hoffentlich ist den Kindern nichts passiert,“ beendete er seine kurze Erzählung.

„Das heißt also, dass wir Hammer nicht zurückrufen können, solange die Wilden in dem Hafenkastell noch nicht besiegt sind.“

„Stimmt, Bën-Sôn. Bist eben doch ein kluges Kerlchen. Wir können nichts anderes tun, als weitermachen wie bisher. Wir müssen und darauf verlassen, dass Commodore Buîl-Blâz mit seinem Schiff die Sache mit den Schaluppen regelt während wir weiter die Hauptmacht stören. Auf die neu anrückende Armee können wir jetzt keine Rücksicht nehmen. Sie ist noch zu weit weg, außerdem wären wir dann zwischen zwei Gegnern. Nein, wir können nur hoffen, dass dein Bruder mit seinem Plan Erfolg hat, Jared.“

„Hast du von ihm seitdem wieder etwas gehört?“ Xandrina wandte sich fragend an ihren Freund.

„Nein, leider nicht. Ich wüsste auch nicht wie. Schade, dass wir keinen Drachen hatten, den wir ihm mitgeben konnten. Aber ich bin zuversichtlich, dass er seine Sache gut macht. Er weiß schon, wie er sich am besten durchwurstelt.“

Ja, wenn er das nur wirklich wüsste. Er hatte ganz und gar nicht das Gefühl, dass er wusste, wo es momentan lang ging. Seit knapp zwei Stunden war er jetzt mit seinem Drachen und diesem merkwürdigen Skiller unterwegs und immer noch war der dunkle Strich am Horizont keinen Deut näher gerückt.

„Hör zu, Skiller. Ich glaube nicht mehr, dass wir dieses Etwas da vorn erreichen, wenn wir weiter nur so vor uns hin trotten. Ich werde mich jetzt auf Tragga schwingen, ob es dir passt oder nicht. Wenn du willst, kannst du ja mitkommen.“

„Na klar, warum nicht,“ Skiller P1 ließ sich nicht anmerken, ob ihn die harschen Worte des Lords in irgend einer Form berührten. Er machte nach wie vor einen gelösten und zuversichtlichen Eindruck und schwang sich unbekümmert hinter Ravenclaw auf den rauen Rücken des Drachen.

Tragga spreizte seine Flügel und nahm Anlauf. Schnell hatte er genügend Geschwindigkeit erreicht und hob sich langsam von dem merkwürdigen Untergrund ab. Doch schon nach wenigen Metern verlangsamte sich sein Flügelschlag und er ging wieder zu Boden und landete.

„Was ist los, Tragga, warum fliegst du nicht weiter?“ Noch einmal versuchte es die Echse, doch wieder sackte sie nach wenigen Metern durch und landete auf dem nachgiebigen Untergrund.

Ravenclaw und der Skiller stiegen ab und der Lord wühlte in seinem Kampfgürtel. Interessiert sah der Skiller zu, wie der Lord ein kleines kastenförmiges Instrument zu Tage förderte, dieses öffnete und ein Durcheinander von Klemmen und Kabeln offenbarte. Dann fischte Ravenclaw weiter in seinem Gürtel und holte einen Luftballon hervor. Er blies ihn auf, band ihn zu und befestigte einen der Drähte daran. Nach dem Antippen eines kleinen Sensorknopfes leuchtete eine winzige grüne Diode in dem Kästchen auf und der kleine Luftballon begann langsam zu steigen. Ravenclaw entwirrte rasch den Drahtverhau und blickte angestrengt auf eine Anzeige am Rand der Apparatur. In etwa fünf Metern Höhe schrumpfte der Luftballon plötzlich zusammen und verformte sich zu einem schmorzelnden Stück schlaffen Gummis.

„Zu wenig Luftdruck dort oben, Ravenclaw?“ Der Skiller hatte des Lords Versuch sofort entschlüsselt. „Dort oben herrscht Unterdruck.“

„So ist es, P1. Scheiße, dann müssen wir eben doch zu Fuß weiter.“ Ravenclaw verstaute sein Messgerät wieder und die beiden ungleichen Männer marschierten schweigend weiter. Tragga trottete brav hinter ihnen her, auch ein weiterer Versuch, allein in die Luft zu gelangen, klappte nicht. Auch bekam er keinen Kontakt zu Auria, so oft er es auch versuchte.

„Also,“ unterbrach der Skiller nach weiteren zwanzig Minuten Wanderschaft das Schweigen. „Ich glaube auch nicht, dass wir so irgend etwas erreichen.“

„Toll, und was machen dir dann, Herr Schlaumeier?“

„Nun, ich könnte versuchen, meinen Provider zu kontaktieren. Aber ich weiß nicht, ob das klug wäre. Eigentlich sollte ich ja gar nicht hier sein.“

„Wie? Ich habe geglaubt er hat dich extra hergeschickt.“

Der Skiller kratzte sich an seinen kurzen Haaren. „Ja, das schon, aber selbst das war schon mehr, als uns eigentlich gestattet ist.“

„Verdammt noch mal, jetzt reicht´s. Wer ist das, wir? Dieser ‚G‘? Kommst du vielleicht gar von diesen Hüterkarikaturen?“

„Oh nein, Ravenclaw. Von denen ganz bestimmt nicht. Wenn die wüssten, dass ich hier bei dir bin, oh je - das gäb´ Zoff.“

Ravenclaw war stehen geblieben, Tragga hinter ihm musste seine Krallen in den Boden pressen, sonst hätte er seinen Herrn über den Haufen getreten. Auch der Skiller machte noch zwei Schritte, ehe er sich zu dem Helden umdrehte.

„Jetzt hör mir mal gut zu, P1, oder wie immer du wirklich heißt. Ich akzeptiere, dass du mir nicht alles sagst, was du weißt. Ist mir auch egal. Denn jetzt sage ich dir mal, was ich weiß. Ich weiß, wenn du es nicht schaffst, uns in der nächsten halben Stunde aus diesem bescheuerten Nichts zu bringen, dann kannst du abhauen und bleiben, wo der Pfeffer wächst. Dann find ich selbst einen Weg hier raus, und wenn ich das ganze Scheiß Universum verbiegen musst. Also, denk dir etwas aus oder mach die Fliege.“

Der Skiller lächelte nach wie vor unbeeindruckt. „Na siehst du, Ravenclaw, es geht doch. Du musst nur etwas aktiver werden.“

„Ich wird gleich aktiver und tret dir in deinen zu niedrig hängenden Arsch.“

„Das wär´ ne Möglichkeit, Ravenclaw. Aber was hältst du indessen davon, dein eingerostetes Dämonenschwert zu benutzen?“

Ravenclaw stutzte. „Dämonenschwert? Ulgus-T´ar ist ein Zauberschwert, kein Dämonenschwert.“

„Wo ist da der Unterschied? Beides gleich bescheuert, beides gleich überflüssig.“

„Bescheuert? Überflüssig? Du bist schon im richtigen Film, Skiller?“

P1 schien zu überlegen. „Im richtigen Film? Der Spruch war gut, Ravenclaw. Ich weiß nicht, welches der richtige Film ist. Ich weiß nur, dass du versuchen solltest, mit deinem ‚Zauberschwert‘ mal etwas an diesem Boden zu kratzen oder irgend was in der Art.“

„Nen passenden Zauberspruch hast du nicht parat?“

So langsam wurde dem Lord der junge Skiller sogar sympathisch. Endlich mal einer, der diesen Zauberspruch nicht so bierernst nahm.

„Nen passenden Zauberspruch nicht, Ravenclaw, aber - pst, da kommt ´ne Meldung rein.“

Der Skiller zog ein kleines Streichholzschachtelgroßes Empfangsgerät aus einer der vielen Taschen seiner zu tief hängenden Hose. Ravenclaw spähte über seine Schulter und erkannte ein bronzefarbenes Display, auf dem grüne Zahlenkolonnen auf und ab tanzten. Dann blieb eine der Reihen stehen und der Skiller tippte auf einer winzigen Tastatur blitzschnell einen kurzen Code ein. Die Reihe fing wieder an zu laufen und P1 steckte sein Empfangsteil wieder in die Tasche, aus der es vorhin gezaubert hatte.

„Jetzt, Ravenclaw, schnell, lass uns laufen. Wenn wir in fünfzehn Minuten dort vorn sind,“ er deutete auf einen hellen Punkt in der schwarzen Linie, „dann könnten wir es schaffen durch ein, zugegeben nicht hundertprozentig stabiles, aber immerhin endlich geöffnetes Dimensionstor zu schlüpfen. Okay?“

„Okay? Na klar, alles besser als hier rumzueiern. Los rauf auf den Drachen.“

Er packte den jungen Skiller und warf ihn halb auf den Rücken Traggas, dann hechtete er selbst hinterher und rief seinem Drachen zu. „Gib Gas, äh, ich meine, renn los, Tragga, zeig uns, was deine Schenkel hergeben.“

Und Tragga gab Gas, äh, rannte los. Die beiden Männer auf seinem Rücken hatte ihre liebe Mühe, sich irgendwo am Sattel und der rauen Haut des Drachen festzuhalten, als dieser wie eine Lokomotive in die Richtung des hellen Flecks stampfte.

Sie schafften es natürlich in wesentlich weniger als den geforderten fünfzehn Minuten und als der Drache abbremste richteten sie sich auf seinem Rücken auf und starrten auf das seltsame Gebilde, das da übergangslos aus dem undefinierbaren Boden aufragte.

Ravenclaw musste zweimal hinsehen, bis er es glaubte. Eine Telefonzelle! Eine ganz normale, anquierte gelbe Telefonzelle!

„Scheiße, wie bringen wir da den Drachen hinein?“

„Oh!“ Jetzt war sogar der Skiller zum ersten mal etwas unsicher. „Vielleicht reicht es, wenn er nur seinen Kopf hineinsteckt.“

„Dann ist für uns beide kein Platz mehr.“

„Stimmt auch wieder. Tja, dann sieht es so aus, als müssten wir ihn hier zurücklassen.“

„Vergiss es!“ Ravenclaws Tonfall ließ keinen Widerspruch zu. „Vergiss es, da lass ich eher noch dich zurück als meinen Jungen hier.“

Der Skiller nickte. „Okay, geht klar. Warte mal.“ Er zog wieder sein kleines Displaygerät aus der Hosentasche und tippte ein paar Zahlen ein. Jetzt blieb eine andere Zahlenreihe stabil und das Telefonhäuschen begann, sich in seiner Breite und seiner Höhe auszudehnen. Schnell hatte es die Größe einer Bushaltestelle erreicht. „Geht’s so?“

„Klar,“ Ravenclaw grinste und schlug dem Skiller auf die Schultern. „Natürlich kommt ihr beide mit oder keiner.“

Beide kamen mit. Der Drache zwängte sich mit seinen beiden Reitern in die noch immer etwas enge Telefonzellenhalle, oder wie man das Ding jetzt bezeichnen sollte, und während Ravenclaw noch überlegte, wie der Transport denn nun funktionieren sollte, schloss sich die Zellen- bzw. die Hallentür und ein widerlich hohes Pfeifen begann.

„Stell das ab!“ wollte er noch brüllen, doch in dem Pfeifen ging seine Stimme unter. Das gleichmäßige Grau der Luft draußen vor der Halle verschwand und tiefe Dunkelheit umfing die drei in ihrem sirrenden Gebilde.

Es rumpelte und schepperte, irgendwo hörte es sich an, als ob etwas wichtiges zu Bruch gehen würde, dann vollführte die Telefonzellenhalle einen mächtigen Hüpf, prallte irgendwo auf, barst aus ihren Nähten und die drei purzelten hinaus in eine hellere, wärmere Welt. Ravenclaw und der Skiller klammerten sich wieder an irgendwelchen Teilen des Drachen fest, als dieser einen Abhang hinunterschlitterte und krachend und berstend zwischen irgendwelchen Gewächsen zum Stillstand kam.

So, da waren sie jetzt. Zwar ohne die geringste Ahnung, wo dieses ‚da‘ und dieses ‚jetzt‘ sie hingeführt hatte. Aber wenigstens waren sie der Falle im Nirgendwo entronnen. Und das andere würde sich schon ergeben, auch wenn Ravenclaw ein verdammt ungutes déjà-vû-Erlebnis beschlich.

Die Wallstatt

Spanien erwarb in einer einzigen Generation mehr neues Gebiet als Rom in fünf Jahrhunderten erobert hatte. Ihm gehörte schließlich ganz Süd- und Mittelamerika - vom Kap Horn bis zum Rio Grande - sowie ein großer Teil der heutigen Vereinigten Staaten. (1580 besaß Spanien die einzigen ständigen europäischen Siedlungen in der neuen Welt neben Vorposten auf den Philippinen).

Es war beeindruckend und beklemmend zugleich, was sich den Leuten von Chäs-Amâr-Döl unweit der Mauern ihrer Stadt darbot. Soweit ihre Augen reichten erstreckte sich jenseits der hügeligen Ebene vor den Toren der Hauptstadt das gigantische Heer der Wilden Horden aus dem Norden. Zahllose Lagerfeuer verglimmten in der Morgensonne und die Geräusche der Nacht verebten, um den neuen Tönen des Tages zu weichen.

Die Posten auf den Mauern der Stadt vernahmen den schleifenden Klang von Leder auf Metall, das Anschwellen von zahllosen Stimmen aus unmenschlichen Kehlen. Und dazwischen immer wieder heißeres, herrisches Bellen und Blöken. Wie Befehle von Bestien an andere Bestien.

Unwillkürlich duckten sich die Verteidiger der Stadt tiefer hinter ihre Brüstungen und ihr Schilde, als erste drohende Bewegungen in die Menschenmasse draußen jenseits des Feldes kamen.

Sorgenvolle Blicke wanderten zwischen den einzelnen kleineren und größeren Ansammlungen wilder Krieger hin und her. Allmählich kam sogar so etwas wie eine ungefähre Ordnung in die wilden Haufen. Noch richtete niemand seine Waffen gegen die Stadt, doch das wirkte in keinsten Weise beruhigend auf Thôr-Saldîs' Soldaten. Im Gegenteil, das machte die ganze Sache noch unwirklicher und unheimlicher.

Dazu kam, dass an diesem schicksalsschweren Tag auch die sonst so zuverlässige Sonne sich nicht so recht traute, ihre wärmenden und erhellenden Strahlen über die Szenerie zu ergießen. Leichter Nebel lag über dem ganzen Aufmarschgebiet und ließ es nicht zu, dass der Tag endlich zu seinem Recht kam.

In dem Halblicht ertönten nun auch innerhalb der Verteidigungsanlagen die ersten Befehle. Dumpf und fast beschwörend schickten die Kommandanten ihre Soldaten auf deren Posten, schärfen ihnen noch einmal ein, auf was und auf wen sie besonders zu achten hatten. Die Bogenschützen wurden zu soundsovielten Male angewiesen, speziell auf angreifende Reiter zu schießen, da es sich bei ihnen um die Anführer des Gegners handeln würde, und ihre Pfeile nicht zu vergeuden.

Die Richtkanoniere an den Katapulten warteten gespannt auf die ersten Zielkoordinaten der Späher, die gut geschützt hinter den Zinnen lauerten, und hinter den starken Mauern saßen zwei Dutzend Männer mit kräftigen Schenkeln in den Sätteln und sammelten ihre Kraft für ihre schweißtreibende Aufgabe an den Pedalen.

Kurz nachdem ein kräftiges Frühstück von den Köchen an die Soldaten gereicht worden war, beendeten auch die Wilden ihr Morgenmahl, oder was man dafür halten konnte, und dann war es soweit - die ersten Angreifer formierten sich und starrten in Richtung Chäs-Amâr-Döl.

Von irgendwo weit aus dem Hintergrund des unübersichtlichen Heerlagers ertönte ein lauter bellender Schrei. Ein Schütteln und Zittern fuhr durch die

seelenlosen Geschöpfe, dann bewegten sie ihre Beine und schneller, immer schneller stürmten sie über die Ebene auf die Mauern zu, die sie einzureißen gedachten. Einen Angriff beginnend, für den sie nichts konnten, den sie nicht einmal mit allen Sinnen wahrnahmen. Ab jetzt waren sie keine fühlenden Menschen mehr, ab jetzt waren sie nur noch gnadenlose Kampfmaschinen, darauf programmiert, darin geschult und hypnotisiert zu morden und zu vernichten.

Die vordersten der ihre primitiven Waffen schwingenden Wilden waren in ein beachtliches Tempo gefallen und näherten sich dem dreifach gestaffelten und mehrfach ineinander verschlungen Elektrozaun.

Oben auf der Stadtmauer stehend beobachtete Prinz Eisenfaust die ersten Aktivitäten des Feindes. Er wartete, bis die erste Welle direkt vor dem Zaun war, dann gab er das verabredete Zeichen.

SâDâffis seufzte erleichtert, als er Eisenfausts Hand in die Höhe schnellen sah.

„Los geht’s Männer, tretet, tretet, tretet!!“

Und sie traten, traten, traten, als gälte es die Tour de France an einem Tag zu absolvieren. Muskelstränge spielten auf den dicken Oberschenkeln der Radler und mit jedem Tritt wurden die in Reihe geschalteten Dynamos schneller und schneller und wucherten in ihren Ankern. Schweiß floss in Strömen, sofort waren Helfer zur Stelle und trockneten die triefnassen Strampler ab. Und immer schneller heulten die Wicklungen und lieferten tödlichen Strom in die kilometerlangen Leitungen, hinaus auf das Schlachtfeld, wo sich die Wilden anschickten, den lästigen Drahtverhau zu überwinden.

Ohrenbetäubendes Geheul begleitete ihren Versuch, als heißer Strom durch den Draht sauste und vielfachen Tod mit sich führte. Der Strom hielt grausame Ernte unter den Angreifern. Wild zuckend und um sich schlagend verendeten sie mit verbranntem Fleisch, und der Gestank war bis nach Châs-Amâr-Döl zu riechen.

Schon reihten sich lange Reihen grässlich zugerichteter Wilder entlang des Dreifachzaunes. Und immer mehr Seelenlose stürmten in die Todesfalle. Vorangepeitscht durch die unbarmherzigen Kommandos ihrer Anführer rannten sie gegen das Hindernis - und starben, und die nächsten kamen - und verendeten.

SâDâffis winkte die ersten Ersatzradler zu sich. Sie lösten die erschöpften Soldaten auf ihren Sätteln der Reihe nach ab und bemühten sich, in den Rhythmus der verbleibenden Stromlieferanten einzupassen. Dann hatten sie den Takt heraus und mit ungebremsster Kraft pulsierte der Strom weiter.

Eisenfaust rieb sich zufrieden die Hände. Dass es so gut klappen würde, hatte nicht einmal er vermutet. Ihm war bei allen Überlegungen und denen seines Bruders ganz entgangen, dass selbst die Toten noch hervorragende Stromleiter darstellten und dafür sorgten, dass die Energie weit über den Zaun hinaus wirkte - und zwar absolut tödlich. Verheerende Lücken wurden in die Reihen der ersten Angreifer gerissen, und noch immer warfen die fremden Kommandanten Reihe auch Reihe nach vorn, um nichts weiter zu erreichen, als dass auch diese grauenvoll starben.

Plötzlich - ein alles zerfetzender Knall, ein Schwirren und Zischen auf dem Schlachtfeld - der erste Zaun war gerissen unter dem Ansturm der Zahllosen. Die losen Enden des Drahtes peitschten durch die Luft und nahmen noch mit, was in ihrer Reichweite war. Dann zerriss auch der zweite Drahtverhau. Jetzt war nur noch einer übrig.

Sofort hatten Ćszudracs Geschöpfe die Lücke erkannt und drängten ungebremst nach, auf den letzten leicht nach hinten versetzten Zaun zu. Zwar starben die Vordersten immer noch in breiter Front am dritten elektrischen Hindernis, doch die Wucht der hinter ihnen drängenden, alles auf diesen Keil konzentrierenden Wilden ließ keine Pause zu. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis auch der letzte Draht unter dem Druck der Menschenleiber zerfetzen würde.

Hetjuskapur hatte nicht vor, so lange zu warten. Er nickte seinem Adjutanten zu. Nô-Tân drehte sich um und gab den Zielkatapultierern die ersten Koordinaten durch.

Hetjuskapur selbst verließ seinen Platz auf der Stadtmauer und eilte hinunter zu den Wurfmaschinen. Er packte eine der präparierten Granaten, trug sie zur ersten Schleuder, legte sie in die Wurfchale und machte sie scharf. Die Richtleute justierten das Katapult nach den Anweisungen Nô-Tâns und Hetjuskapur gab den ersten Schuss frei.

Jaulend wuchtete die Schale nach oben und fegte die Granate hinaus aufs Schlachtfeld.

Nô-Tân lauerte auf den Einschlag. Die Flugbahn des Explosivgeschosses verfolgend, freute er sich schon auf den grandiosen Knall, wenn die Bombe einschlug und er war gespannt auf die Wirkung.

Und - bei allen Göttern - die Wirkung war eine ungeheuerliche! Mit dem grellen Klang einer berstenden Glocke zerriss es die Granate inmitten einer sich soeben sammelnden Einheit. Staub wirbelte in die Höhe und mit sich führte er die zerfetzten Leiber der Unglücklichen, die der Detonation am nächsten gestanden hatten. Fleisch und Knochen, Sand und Blut wurde in alle Richtungen davongeschleudert. Scheuende Pferde galoppierten quer durch die anderen, halbgeordneten Gruppen und vergrößerten das Chaos. Nô-Tân hob den Daumen. Der Staub der ersten Bombe hatte sich noch nicht gelegt, da fuhr auch schon die nächste wenige Meter daneben in den Boden - mit derselben grauenvollen Wirkung.

Unterdessen hatten auch die anderen Zielkanoniere lohnende Objekte ausgemacht und die auch deren Katapulte begannen, ihre todbringende Fracht zu speien. Bombe auf Bombe sauste mitten in die Angreifer jenseits des letzten Zaunes, und jede verursachte ein Blutbad sondergleichen. Unfähig, das herabsausende Unheil richtig einschätzen zu können, blieben zahlreiche der Wilden einfach mit offenem Mund stehen und warteten wie Lämmer auf der Schlachtbank auf ihren grausigen Tod. Sie schienen nicht zu erkennen, dass man dem heulenden und blitzenden Holzhagel auch ausweichen konnte. Nein, die einzige Reaktion der Seelenlosen war ein Stocken in ihrer Vorwärtsbewegung, aber nicht aus Angst oder Unsicherheit, sondern weil sie durch frische Krater und über verstümmelte Leichen klettern mussten, wenn sie vorankommen wollten. Und das wollten, das mussten sie. In ihren umnebelten Gehirnen gab es keinen Platz für Furcht oder Panik. Für sie gab es nur den Feind auf den Stadtmauern und diverse mehr oder weniger ärgerliche Hindernisse auf dem Weg dorthin - und so war die Stimmung der Soldaten auf den Zinnen eher gemischt.

Zum einen freuten sie sich über die verheerende Wirkung der Explosionsgeschosse und des Elektrozaunes, aber als sie aus dem Dunst und dem Staubmantel die nachrückenden Wilden weiter ungebremst und ungeschockt auf

sich zumarschieren sahen, wussten sie nicht so recht, ob sie sich nun freuen oder grausen sollten.

Einer der Richtkanoniere hatte sich besonders die Angreifer an der Lücke zwischen den ersten beiden Zäunen vorgenommen. Die bereits ins Stocken geratene Horde musste noch einmal empfindliche Verluste hinnehmen - und der Ansturm auf den letzten heil gebliebenen Draht kam vorübergehend ganz zum Stillstand.

Von weiter hinten drangen wieder die bellenden Befehle nach vorn und die Wilden schienen sich wie unter einem Peitschenhieb zu ducken. Es musste mehr sein als nur die Stimme ihres Befehlshabenden, die sie wieder nach vorn trieb.

Eisenfaust betrachtete durch seinen Feldstecher die Gesichter der Wahnsinnigen und erkannte ihren hypnotisch abwesenden Blick, sobald die befehlende Stimme ertönte. Danach klärte sich der Silberblick wieder, und in die Augen der Wilden trat wieder das alte mordlustige Glitzern.

Es dauerte leider nicht allzu lange und die Erfolge der donnernd explodierenden Granaten wurden geringer und kärglicher. Irgend einer der Kommandanten musste die Natur der Geschosse erkannt und in dem bellenden Befehl von vorhin Verhaltensmaßnahmen angeordnet haben. Denn jetzt reagierten sie draußen auf die Bomben richtig. Zum einen trennten sie ihre größeren Verbände und kamen nun in kleineren Gruppen angerückt, und zum anderen lernten sie, den niedergehenden Kugeln in den meisten Fällen rechtzeitig auszuweichen. Zum Schluss pflügte die Explosivgeschosse nur noch den ohnehin schon kraterübersäten Boden um, richteten sonst jedoch keinen erkennbaren Schaden beim Feind mehr an.

Dies erkennend, winkte Nô-Tân seinem Prinzen ein entsprechendes Signal zu und Hetjuskapur ließ den Beschuss einstellen. Viel Munition hatten sie auch nicht übrig. Genau elf Wurfgeschosse lagen noch neben den Katapulten.

Eisenfaust zog, als die Schleudern ihren Dienst einstellten, erste Bilanz. Waren sie selbst auch gegen äußere Einflüsse weitgehend gefeit - die Soldaten auf den Stadtmauern waren fühlende menschliche Wesen, und beim Anblick der nun ungehindert anrennenden Horden fühlten sie sich alles andere als wohl in ihrer Haut. So gigantisch hatten sie sich die Armee Ćszudracs nicht vorgestellt.

Im selben Augenblick, als der letzte Draht zerriss, war auch Hetjuskapur wieder aktiv geworden. Er kam nun nicht umhin, die letzten Granaten einzusetzen, und er tat dies noch einmal wirkungsvoll und äußerst riskant. Er ließ Nô-Tân seine Zielkanoniere einen Wurfwinkel berechnen, der die Bomben direkt vor der Mauer niedergehen ließ, dabei durchaus die Gefahr in Kauf nehmend, dass eine der Detonationen zu nahe lag und ungewollt ein Stück der Mauer, inklusive der darauf kauenden Soldaten des Königs zerfetzen konnte. Doch er hatte Glück, oder vielmehr einen genau peilenden und zirkulierenden Nô-Tân und hervorragende Richtkanoniere. Alle elf Wurfgeschosse landeten dort, wo sie sein Adjutant haben wollte und stoppten noch einmal den Angriff auf die Stadtbefestigung. Dann war seine Munition aus, der Feind in voller Zahl unter der Mauer und der Nahkampf ließ sich nicht vermeiden.

Eisenfaust schauderte es, als er sich das nun folgende Gemetzel ausmalte. War es denn überall, wo er hinkam, das selbe? Mussten denn immer und immer wieder die Waffen das letzte Wort haben? War Krieg und Kampf wirklich das einzige, was die Menschen aller Zeiten und aller Generationen mit wachsender Begeisterung und immer neuem Einfallsreichtum praktizieren konnten? Wenn er sich so umsah und

die Männer auf den Mauern betrachtete, zweifelte er zwar etwas an dieser Einschätzung - in den Gesichtern der Soldaten war nichts von dem fanatischen Eifer zu erkennen, mit dem andere Krieger sich auf einen Kampf freuen konnten -, doch ein Blick hinaus auf die Wallstatt belehrte ihn über die Unsinnigkeit des menschlichen Handelns. Er räumte zwar ein, dass die Aggressoren draußen vor den Toren Chås-Amâr-Dōls nicht mit normalen Maßstäben gemessen werden durften, doch dahinter steckte letztendlich auch wieder nur ein Mensch, dessen pervertiertes, dem Größenwahn verfallenes Gehirn tierische Freude am Töten empfinden musste. Prinz Eisenfaust Tharaxus Rumo-Den wünschte sich weit weg von diesem Sumpf und Pfuhl, zurück in seine Welt und Zeit, in der es so etwas nicht mehr gab. In die Zeit zurück, aus der er ausgespuckt worden war hierher, mitten in den Kampf um das oder gegen das Chaos. In seine Zeit zurück, in der es endlich friedlich und gemütlich zuing, wo nicht der alltägliche Kampf das Leben bestimmte, wo - Vietnam! - Kambodscha! - Nicaragua! - Palästina! -Irak! ! Attentate ! ! Terrorismus ! ! - wie glühende Zangen schnitten die Worte in sein Gehirn! War das etwa der Friede, von dem er eben geträumt hatte? War das die heile Welt, in die er sich so zurücksehnte?

„Gottverdammte Scheiße!“ entfuhr es dem sonst so zurückhaltenden Prinz.

Von irgendwo her hatten Ćszudracs Geschöpfe nun Sturmleitern und ähnliche Gerüste angeschleppt und warfen sie gegen die Mauern. Andere Gruppen aus dem schier unerschöpflichen Reservoir der Seelenlosen kamen mit einem Rammbock angerückt und trümmerten krachend gegen das große hölzerne Stadttor.

Weit dröhnend hallte es durch die äußeren Stadtbezirke, als Holz gegen Holz geschmettert wurde. Eisenfausts ‚Gattin‘ Thraxana erkannte es als Zeichen zur höchsten Eile. Sie und ihre Helfer waren sofort mitten in ihren Evakuierungsmaßnahmen und sollte es den Wilden gelingen, das Stadttor zu stürmen - woran eigentlich niemand zweifelte - dann war die Zivilbevölkerung wenigstens einigermaßen sicher in den Ruinen der Ahnen untergebracht. Auf ihrem Marsch zu den Grotten ging es der jungen Frau einmal kurz durch den Kopf, dass es eigentlich keine dümmere Falle gab als eine Höhle mit nur einem Ausgang, aber irgendwohin mussten die Einwohner ja und so führte sie den lange Zug weiter durch die sich leerenden Straßen der Hauptstadt Chås-Amâr-Dōl.

Hinter dem in seinen Angeln zitternden und jammernden Stadttor hatte sich unterdessen auch Hauptmann Wu-Kâne mit seinen Männern bereit gemacht, beim Bersten des Holzes den Eindringlingen einen heißen und tödlichen Empfang zu bereiten.

Keiner der Zäune stand mehr, Granaten hatten sie keine mehr - der Feind hatte hohe zahlenmäßige Verluste, die Verteidiger noch nicht einen Mann verloren: und der Erfolg?

Prinz Eisenfaust schätzte die Zahl der toten Angreifer auf vier- bis fünftausend. Der langsam abziehende Pulver- und Staubbampf machte ein genaues Zählen unmöglich. Auf jeden Fall lagen auf dem Schlachtfeld jetzt schon mehr Tote als er Männer auf den Mauern stehen hatte. Das war doch schon ein Erfolg, oder?

Unter den Hingemetzelten befanden sich auch einige unvorsichtige niedere Befehlshaber und Kommandanten kleinerer Einheiten. Aber die eigentlichen Drahtzieher und Oberbefehlshaber waren immer noch außer Reichweite jeglicher Geschosse und lenkten den Kampf unbeeindruckt weiter.

Zwar stockte momentan das ungestüme Anrennen etwas, doch das war auf keinen Fall Resignation oder Rückzug. Die Kommandanten schienen sich nur zu beraten und überließen den Wilden kurzzeitig selbst die Initiative. Und dass diese bei den seelenlosen Wesen nicht allzu groß sein konnte, war dem Prinzen klar.

Und - keine zehn Minuten waren vergangen, da kamen sie auch schon wieder zielstrebig. Die Taktik der kleinen Verbände war beibehalten worden, Cszudracs Leute konnte ja nicht wissen, wie es um den Bombenvorrat in der Hauptstadt bestellt war.

Am Fuß der mannsdicken Mauern brodelte und werkelte es wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Und Ameisen gleich stumpfsinnig und stur versuchten die Wilden ein ums andere Mal über ihre provisorischen Sturmleitern zum Erfolg zu kommen. Ohne Rücksicht auf eigene Verluste oder die Toten, die ihnen entgegenstürzten, krabbelten sie nach oben, erreichten mit den Fingern die Mauerkrone, stießen auf einen zu allem entschlossenen Gegner und purzelten mit durchtrennten Fingern und Händen hinunter in die nächsten Angreifer.

So ging es ununterbrochen. Selbst ohne Finger und mit abgeschlagenen Händen rappelten sie sich wieder auf, wankten, vom Blutverlust geschwächt zurück zu den Leitern und mühten sich die krummen Sprossen wieder hinauf. Das hatte zwar keinen erkennbaren Erfolg, doch diente es immerhin dazu, die Moral der Verteidiger nicht besser werden zu lassen. Kam es diesen doch vor, als müssten sie gegen Wesen kämpfen, die selbst halb erschlagen noch nicht besiegt waren.

Zum Glück hatten die Soldaten auf der Mauer mittlerweile Verstärkung erhalten. Die Kameraden von den Pedalen und den Katapulten hatten sich ihre Waffen gegriffen und waren der bedrängten Mauerbesatzung zu Hilfe geeilt. Sie waren zwar zum Teil noch etwas erschöpft von ihrem Sechstagerrennen, aber SâDâffis war froh um jeden weiteren Mann, und wenn er bloß hinter den Zinnen stand und vorwitzige Hände und Finger durchtrennte.

Neben dem schwarzen Hauptmann tauchte auch Prinz Eisenfaust auf und blickte, sich schüttelnd, hinaus auf das Durcheinander von lebenden und toten Körpern. Wenn er sich ganz weit hinausbeugte, was er nur einmal probierte, dann konnte er die Gruppe sehen, die noch immer gegen das Haupttor anrannte. Er hatte dann sofort seinen Kopf wieder eingezogen, als eine schartige Klinge dicht neben ihm in den Stein fuhr. Noch ehe er Blutklinge herumgerissen hatte, war SâDâffis neben ihm gewesen und hatte den Wilden mit einem wuchtigen Hieb halbiert und beide Hälften hinunter zu dem Haufen anderer Körperteile sausen lassen.

Eisenfaust besah sich aus seiner Deckung die Wallstatt. Über den mittlerweile restlos niedergetrampelten Elektrozaun wälzten sich immer neue Einheiten. Nach wie vor aber nur Fußvolk, mit hie und da einem Berittenen dazwischen, wohl einem niederen Befehlshaber. Eisenfaust erschauerte. Wenn nicht diese unvorstellbare Masse von Angreifern wäre, bewaffnungsmäßig hätten sie den Kampf schon längst entschieden gehabt. Denn dem Prinzen war unter anderem aufgefallen, dass noch kein einziger Pfeil von draußen gekommen war. Hatten sie keine Bogenschützen, oder warteten sie auf etwas Besonderes. Dem Prinzen war es nur recht so. Ihre eigenen Schützen machten von ihren Pfeilen längst regen Gebrauch und beförderten mit gezielten Schüssen Angreifer auf Angreifer ins Jenseits. Und solange Cszudracs Meute keine Pfeile gebrauchte, so lange bestand auch keine Gefahr, dass Feuer in die Stadt getragen werden konnte. Auch

Katapulte oder andere Belagerungsmaschinen hatte der Feind nicht bei sich. Er verließ sich offenbar einzig und allein auf die gewaltige Größe seiner Armee.

Während er so über die fehlende Artillerie des Gegners sinnierte - ohne zu vergessen, immer wieder mal einen Wilden über die Brüstung zu befördern - wurde ihm schmerzlich bewusst, dass er der einzige der Helden war, der über keine Schusswaffe verfügte. Er hatte auch keine dabei gehabt bei ihrer Reise durch das blaue Tor und bisher noch keine Notwendigkeit gesehen, sich eine bei seinen Freunden auszuleihen. Und wie zum Hohn seiner Gedanken vernahm er plötzlich den dumpfen Klang des Revolvers seines Bruders. Also war Hetjuskapur im selben Moment der selbe Gedanke gekommen.

Zwerchfellerschütternd krachte just in diesem Moment das Holz des Stadttors in Stücke und mit Siegesgeheul warfen die Wilden ihren Rammbock zur Seite und zwängten sich durch die entstandene Lücke.

Augenblicklich war Wu-Kâne mit seinen Männern zur Stelle. Der Spalt in der Tür ließ zum Glück nicht mehr als einen Angreifer auf einmal durch und wie weiland der legendäre Spartanerkönig Leonidas an den Thermopylen, 480 v.Chr., so stand der Hauptmann wie ein Fels und ließ die Eindringlinge in den sicheren Tod rennen. Solange der Riss im Stadttor nicht erweitert wurde hatten die Soldaten verhältnismäßig leichtes Spiel mit den kopflos anstürmenden Wilden, die immer nur einer nach dem anderen durch die Lücke schlüpfen konnten. Mit wild wirbelnden Klingen trennten Wu-Kânes Männer Gliedmaßen und Köpfe von den Rümpfen und scharten um sich einen Haufen übel riechender Leichname. Sie schoben mit ihren Stiefelspitzen die blutigen Fleischklumpen zur Seite und warteten auf die nächsten Seelenlosen, da setzte das Krachen gegen die Holzplanken wieder ein.

Zwar wütete Hetjuskapurs Pistole zielsicher unter den Angreifern vor dem zersplitternden Tor. Jedoch, so viele er auch von den Zinnen der Mauer aus niederstreckte, sofort waren andere da, nahmen den Platz der Gefallenen ein und setzten das zerstörerische Werk am Stadttor fort. Und ewig hielt Hetjuskapurs Munitionsvorrat auch nicht. Zwar hatte er noch einige Reservemagazine in seinem wundersamen Kampfgürtel verstaut, aber bei weitem nicht genug für diese Masse Verrückter. Und langsam aber sich machten auch seine Nerven nicht mehr mit. Was nützte es, wenn jeder Schuss ein Treffer war, wenn dafür für jeden Toten aus einem Bombenkrater zwei neue Angreifer gestürmt kamen. Hetjuskapur kam es so vor, als würden die geheimnisvollen Befehlshaber im Hintergrund ihre Leute einfach aus dem Boden stampfen, und zwar im wahrsten Sinn des Wortes. Es war anders gar nicht zu erklären, dass ihr Strom nicht abreißen wollte. Der junge Prinz krümmte seinen Finger und zog den Abzug durch. Mitten im Schwung purzelten die Soldaten Čszudracs über den schwingenden Rammbock und hauchten ihr Leben aus. Hetjuskapur schwenkte seine Waffe herum und nahm die näherkommende Einsatzmannschaft ins Visier, er bewegte den Abzug - keine Kugel verließ mehr den heißen Lauf. War es also so weit? Hatten die Reserven des Kampfgürtels keinen Nachschub mehr zu liefern? Dann wurde es Zeit für seine zweite Waffe.

Hetjuskapur steckte die nutzlose Pistole zurück und griff an seine Seite. Er umfasste den Griff seines Runenschwertes und riss es aus seiner Scheide. Nun, dann würde er eben genauso kämpfen, wie es in diese Epoche passte. Ein kurzer suchender Blick und er erkannte auf der anderen Seite des Stadttors seinen

Bruder, der ebenfalls mit der blanken Klinge in der Faust darauf wartete, bis sich die Soldaten Ćszudracs ganz durch das Stadttor hindurchgearbeitet hatten.

Jetzt sah sich Wu-Kâne schon mehr als einem Angreifer auf einmal gegenüber und mit jeder Minute wurde der Spalt im Tor breiter und damit erhöhte sich die Menge der gleichzeitig eindringenden Gestalten langsam aber stetig Mann für Mann. Wu-Kâne ließ seine Soldaten in Halbmondform zurückweichen und gab das Kommando für die Lanzenträger. Die hintere Reihe Verteidiger senkte die Sarissa, den Langspieß und bildete eine Miniphalanx. Dann schloss sich ihnen eine zweite und dritte Lanzenreihe an. Wu-Kâne blickte kurz über seine Schulter, nickte befriedigt, rammte einem Wilden sein Schwert bis zum Heft in den Bauch, zerrte den blutbesudelten Stahl wieder heraus und schrie ein kurzes gellendes Kommando.

Wie ein Mann spritzten die Schwertkämpfer der vordersten Reihe auseinander und im selben Moment rückte die Phalanx einen Schritt nach vorne. Die unüberlegt mit ihren Waffen fuchtelnden Wilden wurden aufgespießt wie die Hasen. Wieder war es die alte Geschichte. Mit einer neuen Taktik konfrontiert wussten sie nichts anzufangen. Statt gegen die lanzenstarrenden Verteidiger mit vorsichtigen Angriffen und Wurfaffen vorzugehen, rannten sie weiterhin stur darauf los und wurden von den Stangen, die durch ihre Körper drangen, gebremst.

Die vorderste Reihe der Sarissa-Träger machte gestaffelt Platz für die zweite Front. Während die sich nach hinten absetzte, ihre Lanzen säuberte und sich wieder hinten anschloss, erschien unter dem nun restlos zertrümmerten Stadtportal ein Berittener in golden-schwarzer Rüstung. Er blickte wortlos auf die Szenerie, wendete sein Pferd und galoppierte mit wehendem Umhang - ebenfalls schwarzgold - zurück auf die Ebene der Wallstatt. Dies war alles so schnell und fast lautlos vor sich gegangen, dass keiner Verteidiger daran gedacht hatte, ihn mit einem Pfeil oder einem Speer aus dem Sattel zu holen. Und so dauerte es nicht lange, bis wieder einer der schaurig kläffenden Befehle durch das Schlachtgetümmel drang und die Horden hinter dem Stadttor mit einem Ruck ihre Vorgehensweise änderten.

Jetzt rannten sie nicht mehr dümmlich in die Speerspitzen, sondern hielten respektablen Abstand von der Phalanx und begnügten sich damit, die Verteidiger ihrerseits nicht zu weit vorrücken zu lassen. Eisenfaust und SâDâffis sahen gespannt hinunter in den Vorhof und rätselten, was Ćszudracs Befehlshaber damit bezwecken wollten. Sie brauchten beide nicht lange auf des Rätsels Lösung zu warten.

Mit lauten Hufgetrappel donnerte eine ganze Schwadron neuer Angreifer über das Schlachtfeld. Angreifer, wie sie sie bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen hatten. Ein prüfender Blick zeigte wesentlich besser bewaffnete Kämpfer mit leichter Rüstung auf schweren Streitrossen. Die Neuankömmlinge trugen nicht nur bedeutend bessere Schwerter als das Fußvolk, sie führten auch kurze Lanzen mit sich - und die Hauptmänner und ihre Soldaten in der Stadt und auf den Mauern ahnten schon, dass da ein wesentlich überlegterer und gefährlicherer Gegner angestürmt kam.

Die Reiter hielten sich auch gar nicht erst vor der Stadt auf. Sie preschten in vollem Galopp durch das nunmehr fast pulverisierte Stadttor, zogen etwas ihre Köpfe ein, ritten gnadenlos einige ihrer eigenen Infanteristen über den Haufen und waren dann bei den Lanzenträgern. Von ihren Reittieren aus besaßen sie natürlich die größeren Chancen als die Sarissa-Träger mit ihren für den Nahkampf viel zu

unhandlichen Lanzen. Die vorderste Reihe der Phalanx war so schnell niedergemetzelt, dass selbst der sonst so reaktionsschnelle Wu-Kâne zu spät reagierte und die restlichen Speerträger zurückbeordnete. Dafür ließ er seine eigenen Schwertkämpfer vorrücken und sie schafften es wenigstens, die Eindringlinge kurzzeitig aufzuhalten. Dies kam den Bogenschützen zu Gute, Pfeil auf Pfeil zischte in die Reihen der Berittenen. Die meisten prallten zwar an den diversen Rüstungsteilen ab, doch immer wieder fand einer sein Ziel und warf einen der Angreifer aus dem Sattel.

Nun zeigte es sich, dass auch diese Kämpfer Êszudracs mehr oder weniger seelenlose Geschöpfe sein mussten. Denn sie kümmerten sich nicht im geringsten um die Verluste durch die Bogenschützen. Es interessierte sie auch nicht, wo der Pfeilhagel herkam - sie hatten die Aufgabe, die Phalanx zu zerschmettern und dem Fußvolk den Weg ins Innere der Stadt zu eben. Und dieses Ziel verfolgten sie mit tödlicher Sturheit.

Eisenfaust hielt es nicht mehr auf der Mauer. Der Blutdurst hatte ihn gepackt. Vielleicht war es auch der Anblick der königlichen Soldaten, die unter den langen Schwerter und Speißen ihr Leben aushauchten. Auf jeden Fall zerriss eine Fessel in ihm und er brach aus seiner zivilisierten Welt aus und mischte sich wie ein Teufel unter die Kämpfenden. SâDâffis neben sich erkennend, ließ er seiner Blutklinge endlich einmal Gelegenheit, das zu vollbringen, wofür sie vor Äonen geschmiedet worden war. Zu kämpfen, zu schneiden, zu schlagen, zu stechen! Der uralte Zauberstahl wütete und fuhr wie ein Schnittermesser in die unaufhaltsam hereinströmenden Reihen der Wilden. Er hieb sich eine blutige Gasse zu den Reitern. Hinter ihm folgte wie ein Schatten Hauptmann SâDâffis mit einigen seiner Soldaten. Mitten hindurch durch Ächzen und Stöhnen, Jammern und Wimmern wühlte die Blutklinge sich auf dem Weg, ihren Herrn zu den verhassten Berittenen zu führen.

Dann traf der Zauberstahl auf den ersten ernsthaften Widerstand. Einer der Reiter war von seinem pfeildurchbohrten Pferd gesprungen und hatte sich dem jungen Prinzen in den Weg gestellt. Stahl traf endlich auf ebenbürtigen Stahl. Der Reiter verteidigte sich geschickt, er fintete und versuchte, die wütenden Attacken Eisenfausts zu unterlaufen und selbst einen tödlichen Stich oder Schlag anzubringen. Doch Eisenfaust war viel zu besessen, um lange über die Taktik seines Gegners nachzudenken. Und das war das Pech für den dunklen Ritter. Während dieser noch versuchte, eine schwache Stelle in Eisenfausts Schwertwirbel zu entdecken, traf ihn ein unmöglich vorausberechenbarer Hieb des Prinzen genau zwischen Schulterblatt und Kinn, und noch immer nicht ganz kapiierend flog sein abgetrennter Kopf nach hinten zwischen die eigenen Leute.

„Wenn wir das hier überleben, dann müsst Ihr mir unbedingt Euren Fechtstil lehren, mein Prinz“, raunte eine schwer atmende Stimme neben Eisenfaust.

„Wie? Was meint Ihr?“ Der Prinz machte sich nicht einmal die Mühe, nachzusehen, wer ihn da eben angesprochen hatte.

„Oh, nichts, mein Prinz. Vergesst es!“ trotz der Anstrengung des Kampfes musste SâDâffis lächeln. So hatte er seinen Prinzen ja noch nie erlebt. Er hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht vorstellen können, dass es etwas gab, das den guten Eisenfaust so erregen und in Anspannung versetzen könnte. Nun, er war ob dieser neuen Erkenntnis nicht gram. Denn der Prinz wütete nicht schlecht und

für die eigenen Leute war es psychologisch verdammt gut, so jemand in den eigenen Reihen zu sehen.

Die eigenen Leute! Von dem Geschehen auf dem Torvorplatz total gefesselt hatten einige der Zinnenwächter vollkommen vergessen, ihren eigentlichen Pflichten nachzukommen, und die Mauerkrone zu bewachen. So konnte es geschehen, dass an einigen Stellen plötzlich die ersten Wilden auf der Mauer auftauchten und mit Ungestüm und Vehemenz die verdutzten Bogenschützen und Wachsoldaten angriffen. Besser mit dem Bogen als mit dem Schwert zugange, hatten die Schützen einen schweren Stand gegen die Angreifer. Nur gut, dass auch einige schwererprobte Krieger auf der Mauer stationiert waren, sonst hätte es ein böses Abschlagen gegeben, hoch über den Köpfen von Wu-Kânes todesmutig kämpfenden Soldaten.

So aber gelang es den Schützen mit Hilfe ihrer Waffenbrüder, sich langsam zurückzuziehen und die Mauerkrone den Angreifern zu überlassen. Das konnte im extremsten Fall als Feigheit ausgelegt werden, oder aber als Taktik. Denn, was hatte es für einen Wert, die Bogenleute sinnlos zu opfern, wenn sie vielleicht woanders wieder sehr wertvoll werden konnten? Und es kam auch niemand, weder SâDâffis, der dies alles sehr wohl mitbekam, noch Wu-Kâne, der später davon erfuhr, noch irgend einer der anderen Soldaten auf die Idee, die Bogenschützen wegen ihres Rückzugs auch nur schief anzusehen.

In den Wehrgängen der Stadtmauer entwickelte sich ohnehin noch ein gnadenloser Kampf Mann gegen Mann, besser Mann gegen Wilder. Auf den schmalen Treppen und in den engen Gängen waren die Verteidiger dank ihrer besseren Kampftechnik zwar im Vorteil, doch kamen sie nicht umhin, Meter für Meter preiszugeben und Ćszudracs Horden den Weg in die Stadt zu überlassen.

Noch einmal bremsten sie die Wilden, als sie die schweren Bohlentüren hinter sich zuwarfen, die die Gänge von der Stadt abschlossen. Aber es war auch nur eine Frage der Zeit, bis dieses Hindernis ebenfalls überwunden und der Weg wieder frei war.

Nicht nur durch die Gänge, auch direkt über die Mauer quollen jetzt in dichten Trauben Ćszudracs seelenlose Geschöpfe. Sie sprangen einfach von der Mauer herunter in den Staub und brachen sich zu Dutzenden Beine und Knochen. Mit halb zerschmetterten Gliedern krabbelten und robbten sie noch weiter, bis von irgendwoher über ihnen Stahl kam und ihr Gekrieche abrupt stoppte.

Aber nicht nur halbinvalid kamen sie von der Mauer, nein, die meisten schafften es ohne Komplikationen, federten kurz auf dem Boden auf und griffen besessen wie eh und je in den Nahkampf ein.

Auf dem großen Platz hinter dem Stadttor war jede Disziplin verschwunden. Die Phalanx existierte schon längst nicht mehr, jeder hatte jetzt sein Schwert oder seine Axt in der Hand und es ging Mann gegen Mann, Mann gegen Reiter - Stahl gegen Stahl. Es hämmerte und dröhnte, wann immer zwei Kämpfer aufeinander trafen. Knöcheltief wateten manche schon in Exkrementen, Blut und Fleischfetzen. Andere krochen wimmernd und stöhnend durch eben diesen Unflat, selbst aus tödlichen Wunden den Dreck noch verschlimmernd.

Die Kämpfer mussten höllisch aufpassen nicht zu stolpern oder auszurutschen. Gestank überlagerte den Kampfplatz. Von den irren Lauten ganz zu schweigen. Jammern und Wehklagen, Röcheln und Splittern, die ganze Leiter menschlicher

Töne hinauf und hinunter. Und mittendrin in diesem apokalyptischen Chaos Prinz Eisenfaust.

Auch Prinz Hetjuskapur war mit gezogenem Runenschwert seinen Freunden zur Seite geeilt. Genau wie sein Zwillingbruder steckte er jetzt mittendrin zwischen dreckigen und blutverschmierten Wilden, die andererseits von den eigenen Männern bald nicht mehr zu unterscheiden waren. Über und über mit Unrat, Blut, eigenem wie fremden, Staub, Schweiß und allem möglichen bedeckt, boten sie alle ein Bild des Schreckens. Hetjuskapur kämpfte sich zu Wu-Kâne durch, der immer noch wie ein Fels in der Brandung stand und nicht einmal vor den immer wieder anstürmenden Reitern auswich. In der linken Hand eine gewaltige Axt, in der rechten ein zweischneidiges Schwert. So stand er da, das Urbild des Kämpfers. Blutrot seine Uniform, wie glühende Kohlen seine Augen in dem verdreckten und verzerrten Gesicht.

Noch bevor Hetjuskapur den wilden Hauptmann erreicht hatte, tauchte SâDâffis neben ihm auf, grinste ihm kurz verquollen zu und erwehrte sich dann wieder seiner dunklen Haut. Mit kraftvollem Rundschlag befreite er einen der Wilden seines grausigen Hauptes und wie ein im Abseits gelandeter Fußball blieb der abgetrennte Schädel hüpfend vor Hetjuskapurs Füßen liegen.

Dieser wollte eben das blutige Bündel mit dem Fuß zur Seite stoßen, als ihm etwas merkwürdiges an dem abgetrennten Schädel auffiel. Das Kampfgetümmel rings um ihn kurzerhand missachtend, beugte er sich hinunter und drehte den abgeschlagenen Kopf etwas mehr zur Seite. Dicht unter dem linken Ohr entdeckte er etwas, das bisher anscheinend noch niemandem aufgefallen war.

„Sieh da, sieh da,“ murmelte Hetjuskapur überrascht, „was haben wir denn da?“

Er zog mit der linken etwas das Ohr zur Seite und erblickte eine kleine Hautfontanelle, eine Knochenlücke des Schädels, die durch eine Bindegewebsmembran verschlossen war. Üblicherweise war so etwas sofort zu erkennen, weil diese Stelle pulsierte, aber direkt unter dem Ohr war sie gut versteckt. In Hetjuskapur war der Forschergeist erwacht. Er rammte das Runenschwert in den Boden und wühlte mit fliegenden Fingern in seinem Kampfgerät. Er fischte ein paar Instrumente heraus, wie sie normalerweise in der Neuro- und Mikrochirurgie Anwendung fanden. Durch eine winzige Öffnung in der Fontanelle entnahm Hetjuskapur eine Gewebeprobe und untersuchte das Zellmaterial unter verschiedenen Aspekten.

„Wahnsinn!“ entfuhr es ihm. „Das sind Zellen ohne Ribosomen? Gibt’s denn das?“

Schwer keuchend beugte sich SâDâffis zu ihm herunter.

„Mein Prinz, mein Prinz! Ist Euch nicht gut? Seid Ihr getroffen?“

Die Worte begleitend mit wütenden Hieben und gezielten Schlägen wartete der Hauptmann auf die Antwort des Prinzen.

„Doch, doch, danke mein Freund. Ich hab da bloß gerade etwas festgestellt...“

„Vorsicht!“ Neben Hetjuskapur sank ein lebloser Körper zu Boden. „Ist das wichtig?“

„Aber ja, Hauptmann, aber ja. Vielleicht sogar kriegsentscheidend. Ich habe hier Gewebezellen ohne Ribosomen, wenn Euch das etwas sagt.“

„Ohne was?“ SâDâffis erschlug einen Wilden, der den knienden Prinzen von hinten angreifen wollte.

„Ribosomen! Du weißt nicht, was das ist? Also gut, ich will es dir kurz erklären. Siehst du, in der Biologie versteht man die Zelle als kleinste lebende Einheit, sozusagen als Grundbaustein aller Lebewesen. Nun ist eine Zelle aber nicht einfach ein komplexer Block, denn sie enthält unter anderem Tausende von Ribosomen. Diese Ribosomen sind gewissermaßen Partikel, die verschlüsselte genetische Anweisungen empfangen und diese in Proteine, als Eiweißstoffe, umsetzen. Damit du dir eine Vorstellung von der Winzigkeit eines Ribosoms machen kannst: es misst an seiner dicksten Stelle nur fünfundzwanzig millionstel Millimeter, was weniger als einem Zehntel der Wellenlänge von sichtbarem Licht entspricht. Pass auf, hinter dir!“

SâDâffis war aus seiner Starre erwacht und handelte gedankenschnell. Durchtrennt stürzte der Wilde neben ihn, zwei königliche Soldaten tauchten bei ihnen auf und SâDâffis wandte sich wieder Hetjuskapur zu, der ungedenk des Vorfalles mit seiner Erklärung weitermachte.

„Die Anweisung, wie ein bestimmtes Protein zu produzieren ist, erhält das Ribosom letztendlich vom genetischen Material der Zelle, also der Desoxyribonucleinsäure, kurz DNA genannt. Nun ist es so, dass die genetische Information einer DNA-Region nicht direkt in Proteine übersetzt, sondern erst in ein lineares RNS-Molekül umschrieben wird - RNA ist übrigen Ribonucleinsäure. Diese RNA ist Bote und Botschaft zugleich, und das Ribosom muss sie Schritt für Schritt in Aminosäuren, die die Bausteine der Proteine sind, übersetzen. Die Transfer-RNA lässt sich nach ihrer Primär-, Sekundär- und Tertiärstruktur charakterisieren, dabei entspricht der erste Fall einfach der linearen Zusammensetzung des Moleküls. Eine Transfer-RNA ist danach ein Strang aus ungefähr achtzig Nucleotiden, also organisch-chemischen Verbindungen aus Purinbasen oder Pyrimidbasen mit den Basen Guanin, Cytosin, Adenin und Uracil. Letztere kommt nur in RNA-Molekülen vor und steht anstelle des Thymidins der DNA, doch das spielt in diesem Zusammenhang keine wesentliche Rolle. Erwähnen muss ich allerdings, dass es mehr als fünfzig modulierte Basen gibt, die gelegentlich beteiligt sind. Hast du alles bisher verstanden, SâDâffis?“

„Eigentlich nicht, Prinz Hetjuskapur.“

„Nun, vielleicht ergibt sich später noch die Gelegenheit, dir alles ausführlich zu erklären. Ich muss meine Entdeckung aber auf jeden Fall meinem Bruder zeigen. Diese Pseudo-Ribosomen mit einem Gewicht von 200 mittelgroßen Proteinmolekülen wiegen nicht nur fast das doppelte einer Zellorganelle, es handelt sich nämlich auch nicht einmal um körpereigenes Gewebe, sondern um Energiekörperchen, die sich unter Fremdeinfluss gebildet haben müssen.“

Ächzend wandte sich der Hauptmann von dem knienden Prinzen ab und verteidigte ihn gegen einen Berittenen, der in ihm wohl ein lohnendes Opfer entdeckt zu haben glaubte. Gemeinsam mit den beiden Soldaten, die neben ihm kämpften, streckte er den Reiter nieder.

Hetjuskapur kümmerte dies alles nur am Rande. Gewahr werdend, dass der Hauptmann ihm nicht länger zuhörte, murmelte er seine weiteren Erkenntnisse vor sich hin: „Diese Energiekörperchen strahlen hypno-ähnlich und beeinflussen nicht nur die eigene Zelle, sondern auch die benachbarten Nervenzellen und vor allem die Gehirnzellen. Über die Dendriten, die rezeptorischen Fortsätze, die der Verbindung der Nervenzellen untereinander dienen, gelangen die Impulse also zu anderen Zellen. Die Ausstrahlung war kaum messbar, aber wenn ich in Betracht

ziehe, dass die fünf Millimeter dicke Großhirnrinde des Menschen über siebenzig Milliarden Nervenzellen aufweist, dann kann man sich vorstellen, wie intensiv die Wirkung letztlich ist. Ich bin davon überzeugt, dass die Hypnokörperchen für das aggressive seelenlose Verhalten der Wilden verantwortlich ist. Nur weiß ich nicht, ob uns diese Erkenntnis im Augenblick wirklich weiterhilft.“

Prinz Hetjuskapur packte seine Instrumente wieder weg, zog das Runenschwert aus dem Boden und richtete sich wieder auf. Dabei durchbohrte er noch schnell einen Angreifer und schaute sich dann suchend nach seinem Bruder um.

Irgendwie war es SâDâffis und seinen beiden Kämpfern gelungen, sich aus dem dichtesten Kampfgewühl herauszuhalten. Eisenfaust selbst dagegen steckte immer noch dort, wo der Kampf am dichtesten wogte.

Das Zahlenverhältnis im Innern der Stadt war Schub um Schub zu Ungunsten der Verteidiger gerutscht. Die Soldaten des Königs fochten nicht mehr in geordneten Reihen sondern in kleinen Gruppen, meist um einen ihrer Befehlshaber versammelt. Immer weiter wurden sie trotz erbitterter Gegenwehr abgedrängt in Richtung Königspalast und Stadttinneres. Wenigstens banden sie nach wie vor alle Angriffe auf sich. Keinem der Wilden war es bisher eingefallen, sich vom Gemetzel zurückzuziehen und in die nahezu wehrlos daliegende Stadt vorzudringen. Das wäre ihnen auch nicht gut bekommen.

Nur noch wenige Meter trennten die ersten Haufen von den Gärten der Palastanlagen, als jemand auf dem Schlachtfeld auftauchte, der dem Ringen noch einmal eine entscheidende Wende geben konnte.

Mit einigen Hundert seiner Palastsoldaten und Kämpfern aus den Provinzen erschien König Thôr-Saldīs selbst zwischen den Parkbäumen und warf sich mit frischem Elan zwischen die Wilden. Irgendjemand hatte ihn als erster entdeckt und sein Jubelruf: „Der König!“ pflanzte sich in Windeseile wie ein Signal der Stärke und der Erleichterung fort durch die Reihen der Verteidiger.

Der König! Wie die Gestalt gewordene Rache führte Thôr-Saldīs seine Sturmtruppen in die Schlacht. Es waren nicht die schlechtesten der Soldaten, die in seinem persönlichen Regiment dienten. Und allein durch ihr Erscheinen auf dem Schlachtfeld schöpften die fast schon niedergerungenen Kämpfer neuen Mut und neue Zuversicht. Ungeachtet ihrer vielen kleinen und größeren Verletzungen mobilisierten sie noch einmal letzte Kraftreserven und es gelang ihnen mit vereinten Kräften, den Gegner zentimeterweise zurück zum Stadttor und der Mauer zu drängen. Weitere berittene Einheiten erschienen auf der Bildfläche, doch nicht einmal sie konnten den König von Āṛrahās stoppen. Die Pferde fielen und mit ihnen die Reiter, und gemeinsam mit den Berittenen wurden einer nach dem anderen die Wilden zu Boden gerissen, gestochen und gestampft. Der König selbst war vielleicht nicht mehr die schlag- und zugkräftigste Figur im Spiel, aber die bei weitem wichtigste und aktivierendste. Solange der König stand, solange war der Kampf noch nicht verloren. Es grenzte an ein Mirakel, mit welchem Enthusiasmus selbst schwerstverletzte Verteidiger der Stadt Châs-Amâr-Dōl noch einmal zu ihren Waffen griffen und schlugen und fochten, was das Zeug hielt.

Und wer weiß, vielleicht, aber auch nur vielleicht - wenn nicht. Ja, wenn nicht plötzlich ein infernalisches Gebrüll den dichten Lärmteppich der Schlacht zerrissen und übertönt hätte. Und begleitet von diesen urweltlichen Lauten stampften neue Angreifer durch das Tor, bei denen selbst den abgezocktesten unter Thôr-Saldīs' Männern das Blut stockte.

Ĉszudracs Befehlshaber hatten sich dazu entschlossen, die Wer-Bestien ins Feld zu schicken. Sozusagen als letzten, vernichtenden Schachzug. Und dem hatten die Verteidiger nun wirklich fast nichts mehr entgegenzusetzen. In den mächtigen Klauen und Pranken der geifernden und tobenden Bestien hauchten im ersten Augenblick so viele tapfere, aber erstarrte und zur Gegenwehr unfähige königliche Soldaten ihr Leben aus, dass der Kampf so gut wie entschieden war, noch ehe eine wirkungsvolle Gegenwehr organisiert hatte werden können.

Die Lage war alles andere als rosig, sie war regelrecht beschissen. Einige der Wer-Ungeheuer beendeten zwar ihr monströses Leben unter den Zauberklängen Eisenfausts und Hetjuskapurs, doch schnell mussten sich auch die beiden Prinzen gemeinsam mit den anderen zurückziehen. Gegen Wer-Tiere, Berittene und Seelenlose gleichzeitig vermochten auch sie nicht lange zu bestehen. Das unausweichliche, tödliche Ende der Schlacht um Ĉhås-Amår-Dõl und damit der Niedergang und die Verwüstung des blühenden Reiches Āřrahås war abzusehen, als zwei Dinge gleichzeitig geschahen, mit denen die einen nicht mehr gerechnet und auf die anderen nicht mehr gehofft hatten.

Weit draußen, im Hintergrund der Wallstatt, hinter den vagen Linien der Ĉszudracschen Armee brach urgewaltig die Hölle los, als ein hünenhafter Barbarenhäuptling mit markerschütternden Kriegsgeheul in die nur unzureichend geschützten Reihen der Hintersten, und damit der Oberbefehlshaber brach. Und mit ihm ein ganzes Rudel ausgeruhter, heißhungriger, zorniger, zu allem entschlossener Kämpfer, angeführt von einem Lord und einer Lady auf ihren schnaubenden Schlachtrössern, und einer tiefschwarzen Blutklinge, die beim Anblick der vielen todgeweihten Seelen jubilierte und jauchzte. Erst recht als sie erkannte, dass hier auch psychisch stabileres Menschenmaterial auf sie wartete.

Und im Innern der Stadt Ĉhås-Amår-Dõl schoben sich lautlos aus Seitenstraßen und -gassen riesige beschuppte Körper, verharrten still und reglos und warteten, bis Thõr-Saldīs oder einer der Prinzen und Hauptmänner ihrer Gewahr wurde.

Es war Wu-Kåne, der auf der verzweifelten Suche nach einem Ausweg als erster die gigantischen Kreaturen rings um sie kauern sah. Und es war sein Triumphschrei, der über den Todeslärm gellte, und seine letzten treuen Männer aufhorchen ließ: „Die Feuerdrachen,“ brüllte Wu-Kåne, dass ihm seine Lungen zu bersten drohten, „die Feuerdrachen!“

Thõr-Saldīs fegte einen der Berittenen vom Sattel, donnerte ihm seine schwere Streitaxt ins Gesicht und hob überrascht den Kopf.

„Die Feuerdrachen,“ brummelte er, „dass ich da nicht selbst darauf gekommen bin. Gute alte Auria.“ Und mit erhobener Stimme: „Zieht euch von der Mitte zurück.“ Er gab seinen Leuten ein Beispiel, indem er schnell noch einen zappelnden Wilden von sich stieß und dann das Schlachtfeld zur Seite weg verließ. Seine Männer taten es ihm gleich und nur wenige Herzschläge später standen die Wer-Bestien, die Berittenen und das Fußvolk allein auf dem großen Platz und schüttelten verblüfft ihre blöden Köpfe ob des plötzlichen Fehlen des Gegners. Noch während sie auf einen neuen Befehl von draußen warteten, der jedoch nicht kam, weil so ein verrückter Chimmaraner die Verbindung unterbrochen hatte, brach das Inferno über sie herein.

Die Feuerdrachen waren eine besondere Spezies in Aurias großer Familie. Es waren geschlechtslose ehemalige Männchen, die sich für diese Art entschieden hatten. Mit dem Verlust der Fortpflanzungsfähigkeit hatten sie die Fähigkeit des

Feuerspeiens erworben. Es waren nicht viele Drachen, die sich für diese Art der Existenz entschieden hatten, doch alle waren sie dem Aufruf ihrer Königin gefolgt und hatten sich auf Umwegen in die Stadt geschlichen. Auf den mentalen Befehl ihrer ungekrönten Herrscherin öffneten sie nun ihre breiten Echsenmäuler und ließen die chemischen Prozesse, die Prinz Hetjuskapur nur zu gern analysiert hätte, anlaufen. Während die entschlossensten der Wer-Ungeheuer schwerfällig in die Richtung ihrer neuen Gegner tappten schossen ihnen die ersten gluthellen Feuerstrahlen entgegen und verwandelten sie in sekundenschnelle in lebende Fackeln, die unter infernalischem Geheul verbrannten und als Häufchen Asche auf den Steinen liegen blieben. Feuerzunge auf Feuerzunge leckte nach den Angreifern und der Brodem aus verbranntem Fleisch und Fell begann sich wie eine spürbare Wand auszubreiten und den in Deckung befindlichen Soldaten schier den Atem zu rauben.

Im ersten Moment sah es noch so aus, als hätten die Berittenen in ihren Rüstungen eine bessere Chance gegen die Flammen. Das Metall schien die Hitze zu mildern, doch das war in der Tat nur der erste Eindruck. Denn dann hatte sich das Metall der Brust- und Beinschienen gluheiß erhitzt und unter qualvollem Heulen lösten sich ganze Fleischfetzen von den gegrillten Körpern. Und noch etwas geschah, womit niemand mehr gerechnet hatte.

Nachdem der von Hetjuskapur so treffend analysierte Hypnostrahl nicht mehr stand und im plötzlich real erkennenden Angesicht des grauenvollen Todes ihrer Mitstreiter wandten sich, zögernd zuerst noch, dann immer schneller und in Gruppen und Scharen die noch lebenden Wilden zur Flucht. Sie warfen ihre minderwertigen Waffen von sich, hoben kreischend die Hände vors Gesicht und hetzten, als sei der Leibhaftige hintern ihnen her, zum Stadttor hinaus, sich in Sicherheit bringend vor den alles verzehrenden Feuersbrünsten. Die Reiter rissen ihre scheuenden Rosse herum und preschten hinter den Fußsoldaten her, nur die Wer-Bestien verharrten hilflos.

Die Drachenmännchen schlossen ihre Mäuler und das Feuer verebbte. Gespannt sah alles auf die zwölf verbliebenen Ungeheuer, die noch immer fast unversehrt in der Mitte des Hofes standen und nicht wussten, was sie tun sollten. Eine der bärenähnlichen Bestien machte den Anfang. Zwar bekam sie jetzt keine hypnotischen Befehle mehr, aber irgendwo im Innern ihres mutierten Gehirns brannte noch die alte Order - töten! Sie warf ihren Kopf zurück, riss den Rachen auf, entblößte zwei Reihen geifernder Raubzähne, ließ ein markerschütterndes Brüllen hören und stürmte auf den nächstbesten Drachen zu.

Wie, als hätten sie nur auf diesen Katalysator gewartet, setzten sich auch die anderen elf Wer-Bären, Wer-Löwen und Wer-Wölfe in Bewegung und schwärmten nach allen Seiten aus. Nun passierte genau das, wovor Auria sich gefürchtet hatte. Ihre Männchen konnten nicht endlos Feuer spucken. Sie brauchten erst eine Erholungspause, um wieder genügend Substanz für neue Flammen zu sammeln.

Der Wer-Bär war bei seiner Echse angelangt und hieb mit seinen furchtbaren Pranken nach dem Schuppentier. In der schmalen Gasse hatte der Drache kaum eine Abwehrchance, und als endlich Hetjuskapurs Runenschwert den Wer-Bären in Stücke gesäbelt hatte, war von der stolzen Echse nicht mehr viel übrig. Zum Glück für die anderen Feuerdrachen hatten sich Thôr-Saldís' Soldaten schnell gefangen und auf jedes der Wer-Ungeheuer drang ein halbes Dutzend zu allem entschlossene Kämpfer ein. Für insgesamt vier Drachenmännchen kam jede Hilfe zu spät, dann

war der Spuk vorüber, und - vier letzte Soldaten hatten ihr Leben für diesen letzten Einsatz gelassen - innerhalb der Stadtmauer herrschte gespenstische Ruhe, als sich kein fremdes Lebewesen mehr hier aufhielt. Langsam machte sich bei den Überlebenden, egal wie weit sie noch zu ihnen zählen konnten, Erleichterung breit. Sollten sie es wirklich geschafft haben, war die Schlacht um ihre Hauptstadt zu Ende? Und was war dort draußen passiert, oder passierte dort immer noch?

Dort draußen, weit hinter den Resten des Elektrozauns und weit hinter den Bombenkratern, dort wo das Herz der Invasionsarmee versteckt gewesen war? Nun, Kârkonnán, Jared, Hammer und deren Männern war es ein überraschend Leichtes gewesen, die total überraschten und überrumpelten Oberbefehlshaber inmitten ihres provisorischen Heerlagers bis auf den letzten Mann niederzumachen. Sie machten auch nicht halt vor den nur unzureichend Bewaffneten Hilfstruppen, die ein so großes Heer mit sich führen musste. Unter den Erschlagenen fanden sie unter anderem mehrere in Schwarz und Gold gekleidete Ritter, die zweifellos nicht unter einem hypnotischen Einfluss gestanden hatten. Im Gegenteil, Jared war immer mehr der Ansicht, dass von diesen Rittern selbst die ganze spürbare Bosheit ausgegangen war. Später unterhielt er sich mit Hetjuskapur über seiner Vermutung und beide kamen zu der Überzeugung, dass die Handvoll in Schwarz und Gold gekleideten Aggressoren die eigentlichen Gegner gewesen waren. Sie hätten sich viel Leid und viele Tote ersparen können, wenn sie dies früher erkannt und gezielt diese menschlichen Monster bekämpft und unschädlich gemacht hätten.

Jared und Kârkonnán ließen ihre Leute von einer Verfolgung der fliehenden Wilden absehen und unter mehr gedrückter als siegreicher Stimmung ritten sie in die Hauptstadt ein, von der der Lord of Avarêêl mittlerweile schon so viel gehört hatte und die er nun zum ersten Mal selbst sah.

Und so endete die erste Schlacht in der Geschichte des Königreiches Ārrahhås, bei der die Hauptstadt Chås-Amâr-Dōl beinahe gefallen wäre. Verluste hatte es übermäßig große gegeben. Fast vier Fünftel der Streitmacht Wu-Kânes war gefallen, die Überlebenden waren zu neunzig Prozent leicht bis schwer verwundet. Die Zivilbevölkerung hatte zum Glück keinen Schaden davongetragen, wenn man davon absah, dass fast aus jeder zweiten Familie einer der ihren tot auf der Wallstatt lag. Der Sachschaden in der Hauptstadt war so gut wie bedeutungslos, da sich das ganze Gemetzel nur in den äußersten Regionen dicht neben Stadtmauer und Palastanlagen abgespielt hatte.

Und den größten Wermutstropfen in seinem Siegeskelch fanden ohnehin Lord Jared of Avarêêl. Bis zu diesem Zeitpunkt war von Ravenclaw und auch von Rhalina immer noch nicht die geringste Spur gefunden worden. Dafür wurde ein anderes Ereignis um so gebührender gefeiert, ein Ereignis, das viele sogar die soeben überstandene Tragödie vergessen ließ.

Nachdem Kârkonnán sich versichert hatte, dass der Hauptstadt keine Gefahr mehr drohte, schickte er eine Handvoll seiner Männer noch einmal hinaus über die Wallstatt und sie brachten kurz darauf jemanden im Triumphzug nach Chås-Amâr-Dōl, bei dessen Anblick nicht nur König Thôr-Saldís vor Ergriffenheit in die Knie ging. Aldariåná - die von allen verehrte Königin. Sie war wieder da. Kârkonnán hatte sie zurückgebracht. Und er und Jared hätten keinen geeigneteren Zeitpunkt wählen können. Mit einem Schlag herrschte wieder Sonnenschein, der Dunst des Kampfes, der Nebel, der von Anfang an über dem Tag wie ein düsterer Schleier

gelegen hatte, er war verschwunden. Aus eben noch bekümmerten und traurigen Soldaten wurden im Handumdrehen begeisternd jubelnde Männer.

Die vier toten Drachen waren in aller Stille von Auria heimgeholt worden und durch die Straßen drängten sich jetzt auch die von Thraxana zurückgeholten Bürger der Stadt, und sie alle fielen in den Jubel mit ein, als Thôr-Saldīs sich von den zitternden Knien erhob und seine geliebte Frau in die mächtigen Arme schloss.

Es war Abend in Chås-Amâr-Dōl. In den großen und weitläufigen Parkanlagen herrschte emsiges Treiben. Nein, keine Siegesfeier, dafür war der Erfolg zu teuer erkaufte. Es war ein Fest der Erleichterung und des Trostes und Dankes. Königin Aldariånās erste Amtshandlung nach ihrer Heimkehr hatte darin bestanden, sämtliche Stadtbewohner, deren Angehörige in der Schlacht gefallen waren, in den Palast zu laden um sie reich und ehrlich zu beschenken. Zwar konnte sie den Müttern ihre Söhne und den Witwen ihre Männer nicht zurückgeben, doch versprach sie, alles in ihrer Macht stehende zu tun, um dafür zu sorgen, dass diese Familien nun nicht darben und schlechter leben mussten.

Kuriere waren ausgesandt worden in die sechs Provinzen, um auch die dort lebenden Angehörigen der Gefallenen zu benachrichtigen und zu versorgen. Die Abgesandten der Fürstentümer hatten ihrerseits versprochen, ebenfalls alles zu tun, um diesen Menschen ihre Verluste vergessen zu machen und ihnen zu helfen.

Teile der Palastanlagen waren umfunktioniert worden zu einem kombinierten Kranken- und Genesungslager. In mehreren großen Zelten bemühten sich die besten Hofchirurgen, die Verletzten und Verstümmelten über die Berge zu bekommen.

An einem einsamen Tisch saßen Hetjuskapur und Gilmorå und lauschten den Erzählungen Xandrinās, während Eisenfaust und Jared zusammen mit Thraxana, Kårkonnā, Wu-Kåne, Hammer, SaDavis, Thôr-Saldīs und Aldariånā in Kåsāmūmbas Arbeitszimmer beratschlagten. Der alte Lehrer selbst war momentan nicht anwesend, er verweilte mit Killip draußen beim Drachengehege und beratschlagte mit Auria.

Nach einiger Zeit hielt es Xandrina nicht mehr aus. Sie verabschiedete sich bei Hetjuskapur und dessen Geliebter, vertröstete sie auf den nächsten Tag, und huschte hinaus in die Dunkelheit. Sie hatte eben erst erfahren, dass vier von Aurias Schützlingen bei dem furchtbaren Kampf ihr Leben gelassen hatten und wollte nun hinaus, um bei der Drachenkönigin zu sein.

So klang der längste Tag in der Geschichte Chås-Amâr-Dōls aus, halb glücklich, halb traurig, auf jeden Fall diametral anders, als sich gewisse Mächte weit im Norden das Ende dieses Tages ausgemalt hatten.

Ansichtssache

Als der ‚verrückte Mönch‘ Rasputin 1916 in Petersburg ermordet wurde, fütterten ihn seine Mörder zuerst mit Kuchen und Wein, der genug Zyankali enthielt, um mehrere Menschen zu töten. Rasputin aß und trank und zeigte keine Wirkung. Dann schoss ihm Fürst Felix Jussupow in die Brust und schlug ihm mit einem bleigefüllten Gehstock auf den Kopf. Dann warfen ihn die Verschwörer in die Newa. Als er Körper geborgen wurde, ergab die Autopsie, dass Rasputin ertrunken war.

„**U**nd überhaupt, wer sagt uns, dass wir diesmal in die korrekte Richtung marschieren?“

„Ich!“

„Und wer ist ich? Wer bist du, dass wir immer alles hinnehmen müssen, das du uns befehlst?“

„Ich bin euer Anführer. Ich bin der Stärkste, der Ausdauerndste - und nicht zu vergessen - der Klügste von euch allen.“

„Ob du wirklich der Stärkste bist sei dahingestellt. Du hast dich schließlich noch nicht mit jedem von uns gemessen - woher sollten wir auch die Zeit dafür nehmen. Der Ausdauerndste? Nu ja, du klebst ziemlich zäh an deinem Führungsanspruch - das ist doch immerhin eine gewisse Leistung. Gut, das lass ich gerade noch gelten. Aber der Klügste! Der Klügste? Auf deine Anweisungen, sagen wir ruhig Befehle, hin sind wir in alle möglichen Richtungen gezogen. Immer mit deiner Behauptung im Rücken, diesmal wäre es garantiert der richtige Weg. Ist Klugheit die Gabe, aus jeder Niederlage unversehrt herauszukrabbeln? Nun, dann bist du in der Tat der Klügste. Ich bezweifle ob es zum Beispiel mir gelungen wäre, all den Murks, den du dir bisher geleistet hast, elegant zu kaschieren.“

„Das war eine lange Rede, und nicht unbedingt eine gute.“

„Dabei ist sie noch gar nicht zu Ende. Denn noch ist die Frage deiner sogenannten Klugheit nicht zufriedenstellend geklärt.“

„Das braucht sie auch nicht.“

„Braucht sie nicht? Hast du Angst vor dem, was dabei herauskommen könnte? Oder traust du es uns, und in diesem speziellen Fall mir, nicht zu, über den Aspekt deiner Intelligenz unvorgenommen urteilen zu können?“

„Es geht nicht darum, ob du die Fähigkeit besitzt, über die Begabung deines Vorgesetzten vernünftig urteilen zu können. Es geht schlicht und einfach darum, dass diese Diskussion überflüssig ist, und du besser daran tätest, deinen Atem für den langen Weg, der noch vor uns liegt, richtig aufzuteilen.“

„Womit wir wieder am Anfang wären. Wer beweist uns, dass du diesmal mit deiner Behauptung recht hast, wir müssten von nun an genau nach Westen marschieren, um an ein Ziel zu gelangen, über das mindestens genauso viel Unklarheit herrscht wie über deine Befähigung...“

„Genug jetzt, Håråld. Die Tatsache, dass ich dich zu meinem Stellvertreter gemacht habe besagt noch lange nicht, dass ich dich auch zu meinem Aufpasser und Nörgler bestellt habe.“

Der hünenhafte blonde Anführer beschleunigte seinen weiten Schritt und ließ den nicht minder gut gebauten Fragesteller im Nu einige Meter hinter sich. Schwer stapften die warmen, viel zu warmen Fellstiefel in den lockeren Sand und

hinterließen tiefe Stapfen. Kleine Staubwölkchen sanken zurück in die Mulden und erinnerten den Fragesteller an die lange Reihe Männer hinter sich. Er verharrte mitten im Schritt, sah der sich entfernenden Gestalt seines Anführers nach und wandte sich dann um.

Etwa in zwanzig Schritt Entfernung näherten sich die vordersten der Männer, in dessen Auftrag er versucht hatte, was ihm offenbar nicht so ganz gelungen war. Wenn er ehrlich zu sich war, und das war Håráld Schmetteraxt meistens, so musste er gestehen, dass er genaugenommen überhaupt nichts erreicht hatte. Für Cånconnax, ihren Anführer, war es ein von Gott Hølgardoom bestimmtes Gesetz, dass er, und niemand sonst in der Lage wäre, den Trupp Nordmänner zu ihrem Ziel zu bringen, wo immer dieses auch liegen mochte.

Trupp war eigentlich ein zu geringer Ausdruck für das, was da nun in langsamen und schweren, aber keineswegs müden Schritten an ihm vorüberzog.

Trupp? Nein, es war schon eher eine ganz stattliche Armee von großen, blonden, bärtigen und bezopften Nordmännern, die hier, so verdammt fern ihrer geliebten Heimat und ihrer geliebten See, durch unwirklichen Wüstensand stampfte. Lang und entbehrungsreich war ihr Weg gewesen. Weit, weit zurück im nördlichsten Norden lagen ihre Erinnerungen, ihre Sehnsüchte.

Immer wieder trafen fragende Blicke den wartenden Stellvertreter - und jedes Mal tat es Håráld tief drin weh, wenn er die stumme Hoffnung im Blick des Vorbeimarschierenden mit einem negierenden Achselzucken abweisen musste.

Selbst die zähen, struppigen Pferde, die mehrere von ihnen mit sich führten, mussten an der Leine geführt werden. Ihr dichtes zottiges Fell war ideal gegen die rauen Stürme des Winters. Hier im tiefen Süden, in sengender Sonne litten sie fast noch mehr als ihre abgestiegenen Reiter, die immerhin die Möglichkeit besaßen, ihre dicken Woll- und Fellsachen auszuziehen. Und viele hatten auch von dieser Möglichkeit schon Gebrauch gemacht und sich in Kürze die schmerzvollsten Sonnenbrände eingehandelt.

Schmetteraxt taten sie schon fast leid, die tapferen und unerschrockenen Barbaren vom Nordende der bekannten Welt. Auf ihren rollenden und stampfenden Langschiffen sahen sie ohne ein Achselzucken den größten Gefahren gelassen ins Gesicht. Es gab keinen unter ihnen, der sich den Teufel darum geschert hätte, es mit einem halben Dutzend Gegner gleichzeitig aufzunehmen. Sie fürchteten sich nicht vor der Gefahr der Verletzung oder des Todes - sie vertrauten auf Hølgardoom, der sich schon um sie kümmern würde, wenn es sie einmal erwischen sollte. Hølgardoom war ein harter, aber auch gerechter Gott. Und so wie ihr Gott waren diese Männer - hart; kein Ton der Klage drang über ihre staubverklebten Lippen. Niemand hatte Anstalten gemacht, stehen zubleiben, wenn ihr Anführer unbekümmert weiter marschierte. Sie hatten bisher Vertrauen in ihn gehabt, hatten gesehen, wie Cånconnax mühelos die Strapazen dieses Höllenmarsches weggesteckt hatte - und waren ihm gefolgt. Hølgardoom liebte tapfere und unbeugsame Krieger, und er haste Memmen und Weichlinge.

Und doch, Håráld Schmetteraxt wusste schon, warum er versucht hatte, Cånconnax zu kritisieren - ganz tief in Gedanken hatte er sich sogar schon überlegt, ob es nicht möglich wäre, den sturen Chimmaraner gar zur Aufgabe und zur Umkehr zu bewegen. Der Grund für sein offen gezeigtes Misstrauen in die Führungsqualitäten des hünenhaften Mannes aus Chimmara war in den Augen der anderen Männer zu sehen.

Wie gesagt, sie vertrauten Cånconnax und noch mehr vertrauten sie Hølgardoom. Nur, wer konnte ihnen mit Sicherheit sagen, ob ihr harter Gott so tief im Süden überhaupt noch bei ihnen war? Wussten sie wirklich ob Hølgardoom nicht am Ende ihre Narretei, so weit weg von ihrer und seiner Heimat herumzulatschen, verurteilte und sie schon längst abgeschrieben hatte? Vielleicht dachte sich ihr Gott, diese Verrückten verdienten nicht mehr seine gestrenge Aufmerksamkeit. Vielleicht erachtete er es gar als Verrat an seiner geliebten rauen Heimat, dass so viele seiner besten Männer einem Verrückten bis hierher in dieses unwirtlich Land gefolgt waren. Gefolgt auf eine Vision hin, die Cånconnax gehabt haben wollte, eine Vision, die ihm seinen lange verschollenen Halbbruder gezeigt hatte. Seinen berühmten und sagenumwobenen Verwandten Kårkonnax. Zu Lebzeiten schon eine Legende an den Feuern des Nordens, und ein Vorbild und Ideal eines jeden aufrechten Chimmaraners. Und als Cånconnax dann mit der unerschütterlichen Behauptung vor die Ältesten getreten war, sein Halbbruder lebte noch und sei in der größten Gefahr seines wahrlich nicht gefahrenarmen Lebens, da hatte es kein Zaudern und Zögern gegeben. Ein Feigling und Schuft wäre gewesen, wer sich nicht sofort gemeldet hätte, Cånconnax zu helfen, ihn zu finden und ihm beizustehen. Und Hølgardoom liebte keine Schufte und schon gar keine Feiglinge.

Binnen kürzester Zeit war die Armee zusammengekommen. Viele mussten abgewiesen werden, da die Heimat nicht schutzlos bleiben durfte und die Glücklichen, die mit durften hatten sich ausgerüstet und waren frohen Herzens und voller Abenteuerlust losgezogen. Nach Süden, durch fremdartige Länder und Gegenden. Über unwirtliche und unwirkliche Gebirge hatte sie ihr Marsch geführt. Kleinere Scharmützel begleiteten ihren Zug in die Fremde. Hie und da traf man auf uneinsichtige Völker, die schnell davon belehrt wurden, dass mit den Chimmaranern nicht immer gut Kirschen essen ist.

Sie waren so voller Stolz und Zuversicht bis die große öde Ebene vor ihnen lag. So weit sie auch blickten, und sie hatten allesamt gute Augen, geschärft in der Düsternis der Nebel des Nordens, nur trostlose pflanzenkarge Landschaften. Kaum ein Baum, kaum ein Strauch, dürres messerscharfes Gras - und Hitze, gnadenlose, verfluchte, sengende, gleißende Hitze.

Doch Cånconnax hatte nur mit den Schultern gezuckt, was immer wieder imposant aussah bei den Strängen an seinem Stierhals, seinen Schwertgürtel enger geschnallt und war weitermarschiert - und sie ihm nach. Tagelang, Håråld erschien es im Nachhinein eher wie Wochen und Monate, kämpften sie sich durch diese Öde. Und dann kam der Hunger, und dann der Durst. Kein Lebewesen, das sie hätten um Wasser bitten können. Jawohl bitten, denn sie waren keine Unmenschen und nahmen sich nur dann mit Gewalt, wann man ihnen nicht im Guten gab. Aber da war niemand, dem sie auch nur das geringste hätten wegnehmen können. Keine Menschen, und was noch unangenehmer war, keine großen Tiere, keine Jagdbeute, keinen Braten. Ratten, Mäuse, Schlangen, am Ende Käfer und andere Kerbtiere - das war ihr ganzer alternativer Speiseplan für endlose Tage. Wurzeln waren ausgegraben worden und hin und wieder fanden sie die steinharten Beeren eines halbverdorrten Strauches.

Nein, es war wirklich alles andere als das, was ihnen Cånconnax vorgeschwärmt hatte. Doch noch immer war kein Wort des Unmuts über die Lippen der Männer gekommen. Irgendwo wartete ihr Nationalheld auf sie, und sie würden ihn nicht enttäuschen. Wenn ihnen nur jemand hätte sagen können, wo und wann sie ihn

treffen würden. Doch Cånconnax war immer stumm geblieben, hatte ihre unausgesprochenen Fragen nicht registriert und sie waren zu stolz gewesen, ihn darob direkt anzusprechen.

Dann waren sie endlich an das große Meer gekommen. Zwar war das Wasser in keinsten Weise mit ihrem geliebten Nordmeer vergleichbar gewesen, aber immerhin war wieder Wasser da. Und mit dieser Wende war auch das Land wieder freundlicher geworden. Sie waren auf Bäche gestoßen, an denen sie ihren magenverdrehenden Durst stillen können. Das Wild war wieder zahlreicher geworden, wenn auch nach wie vor alles andere als üppig. Nur Menschen schien es auch in dieser Gegend nicht zu geben.

Und einige Tage später wieder dieser verdammte Sand. Und dann noch der Sturm. Danach mussten sie ihre Pferde am Zügel führen, sie waren nicht mehr in der Lage gewesen, sie zu tragen.

Håråld setzte sich ebenfalls wieder in Bewegung und schritt neben der Truppe durch die Steppe. Das einzige, was er in letzter Zeit von Cånconnax hatte erfahren können, war, dass die Visionen, die er immer noch zu haben behauptete, täglich klarer und deutlicher wurden.

Håråld hörte hinter sich den schnellen Schritt eines näherkommenden Mannes und drehte sich um, ohne seinen Gang zu verlangsamen. Darin bestand keine Gefahr, denn wogegen hätte er stoßen können? Hier, wo es nichts gab als Sand und verdorrtes Gras?

Rückwärtsblickend und vorwärtsgehend erkannte er Bråk, der versuchte, ihn einzuholen. Bråk war einer der wenigen Nichtchimmaraner, die zu Cånconnax' Armee gehörten und Hårålds engster Rivale um die Stelle des Vertreters des Chimmaranerhauptmanns. Aber nicht Rivale im üblichen Sinn, es war nur so, dass sie beide in etwa die selben Qualifikationen besaßen, und jeder von ihnen durchaus fähig war, sich mit Cånconnax zu messen. Sie hatten sich bei ihrer Abreise im fairen Wettkampf gemessen, und damals war Håråld der Glücklichere gewesen und hatte gewonnen. Wer weiß, heute oder morgen mochte Hølgardoom seine Gunst Bråk schenken und dieser sich als besser erweisen. Nun, es war wie es war, und Bråk hegte keine Feindschaft gegen ihn, so wie er niemals diesem gegenüber unfair oder feindlich gegenübergestanden hätte.

Bråk hatte zu ihm aufgeschlossen und Håråld konnte wieder in die gleiche Richtung gehen und sehen.

Schnaufend passte der Barbar seine Schritte denen Hårålds an und eine Weile marschierten sie schweigend nebeneinander. Dann streckte Bråk seine Rechte aus und deutete auf den weit vorn marschierenden Cånconnax.

„Irgend jemand sollte ihn fragen, wie deutlich seine Vision diese Nacht war.“

„Schon geschehen,“ erwiderte Håråld.

„Und?“

„Das Übliche!“

Bråk nickte schweigend. Mehr hatte er auch nicht erwartet. Wieder stapften sie eine Weile wortlos neben er Armee her. Aus den Augenwinkeln erkannte Håråld, wie einer der Nordmänner, der ein Pferd am Zügel schleppte, stehen blieb und das schweißnasse Tier mit seinem abgenommenen groben Umhang abtrocknete. Es erfüllte ihn mit Stolz, dass seine Chimmaraner selbst in dieser trostlosen Lage nicht vergaßen, an ihre treuen Pferde zu denken.

„Wie sieht es hinten aus?“ wollte er dann von Bråk wissen.

Zu den hervorstechenden Eigenschaften der Chimmaraner gehörte, dass sie keine militärische Hierarchie brauchten. Außer ihm und Cånconnax hatte niemand einen besonderer Status. Jeder war sein eigener Feldherr und Stiefelknecht gleichzeitig. Kam es zur Schlacht, so wussten sie aus zahllosen Gefechten von selbst, wie die beste Strategie aussah - drauf und durch. So gesehen war Hårålds Frage auch nicht die eines Offiziers an einen Untergebenen, sondern die eines erschöpften Kämpen an seinen Kollegen und Weggefährten.

„Nicht besonders,“ war die nicht gerade ausufernde Antwort Bråks.

„Nachzügler?“ Viel zu reden erschöpfte nur und Håråld hatte schon genug Worte mit Cånconnax gewechselt um sein Soll für heute als erfüllt anzusehen.

Auch Bråk schien von sich ähnliches anzunehmen, denn kurz und knapp kam seine Antwort: „Es geht.“

Und dann schwiegen sie wieder und bewegten mechanisch ihre Beinmuskeln. Nur noch diese erprobte Mechanik des Gehens hielt sie auf den überstrapazierten und verkrampften Füßen. Die Augen zu engen Schlitzern zusammengekniffen, die Hände in die Waffengürtel gehakt, motorisch einen Fuß vor den anderen.

Nun soll es Leute geben, die auf die Idee gekommen wären, die Nordmänner hätten ja ihre viel zu schweren Äste, Hämmer und Schwerter liegen lassen können, dann wären sie leichter und unbeschwerter in ihrem Schritt geworden. Solche Leute scheinen nichts zu wissen über die Männer aus dem kalten Teil der Welt. Lieber trennte sich ein Barbar von seiner Kleidung, lieber ließ er sich Gold, Besitz, Wasser und Brot wegnehmen (nein, nicht seine Frauen, soweit ging er nun doch nicht!), als dass er auf seine Waffen verzichtet hätte. Auch auf den Gedanken, die schweren Teile bequemer auf den Rücken zu schnallen, kam keiner. Man konnte ja nie wissen, wann urplötzlich ein Gegner aus dem Boden oder so auftauchen mochte, und dann waren die Sekunden bis zum Ergreifen der eigenen Waffen von lebenswichtiger Bedeutung.

Unterwegs waren sie einmal auf eine kleine Gruppe berittener Wilder gestoßen, die alle ihre Waffen in Gehängen an den Sätteln befestigt gehabt hatten, und das war - unter anderem - deren Untergang gewesen. Bis sie ihre Krummsäbel und Krummschwerter gezogen hatten, waren die Chimmaraner schon über ihnen gewesen. Und dann hatten sie ihre Waffen ohnehin nicht mehr gebraucht.

So schleppten sie also sich, ihre Pferde, ihre Äxte, Hämmer und Schwerter weiter nach Westen, als plötzlich ganz vorn, etwa da, wo Cånconnax marschieren musste, Unruhe entstand.

Bråk blickte zu Håråld, dieser nickte und sie gaben ihren müden Beinen den Befehl, noch einmal zuzulegen. Zuerst stolpernd, doch dann zügig eilten sie an der Kriegerschlange nach vorne und erreichten Cånconnax und den Anfang der Heerschar.

Von weitem schon erkannten sie den Grund für die Stockung. Ihr Anführer und die ersten der Chimmaraner standen vor den Trümmern eines einstmals sicher ziemlich großen Anwesens mitten in der Öde, von dem nur noch rauchende Fragmente wie Skelette urzeitlicher Tiere in der Sonne dörrten.

Sie verhielten ihren schnellen Laufschrift und blieben neben Cånconnax stehen, der sich zu einer Gestalt niedergebeugt hatte. Auch Bråk und Håråld sahen hinab zu dem blutigen und schwarz verkohlten Haufen Lumpen und Håråld war es, der eine schwache Bewegung am Boden wahrzunehmen glaubte. Er ging in die Hocke und schob seine braungebrannten Arme ohne Scheu unter das

zusammengekrümmte Bündel Mensch. Aus den verkohlten Fetzen schälte sich langsam ein schwarzes Gesicht, dem kaum noch etwas menschliches anhaftete. Blut war aus einer ekligen Wunde quer über den Schädel gedrungen, war in der Hitze sofort getrocknet und hatte das Gesicht des Negers schrecklich entstellt. Ganz abgesehen davon dass durch den Hieb in dessen Gesicht dieses als solches schon nur noch schwer zu erkennen war. Ganz tief hielt Håráld sein Ohr an den verstümmelten Mund. Ihn störten nicht die Fliegenschwärme die ihn umsurten. Hier lebte noch jemand, wenn auch nicht mehr lang. Und wer lebte, hatte das Recht, das man sich um ihn kümmerte. Er vernahm ein schwaches Krächzen und einige kaum wahrnehmbare Worte. Noch näher legte der Nordmann sein Ohr an den verstümmelten Neger, doch er verstand keine Silbe. Dann spürte er, wie der Körper in seinen Armen erschlaffte und er ließ ihn wieder zurück auf den rußgeschwärtzten Boden gleiten.

Håráld blickte auf und sah in die erwartungsvollen Gesichter seiner Gefährten, die sich um ihn, Cånconnax und Brák geschart hatten.

„Nichts,“ mit knackenden Gelenken richtete er sich wieder auf. „Seine Worte waren nicht zu verstehen.“

„Hätte mich auch gewundert,“ murmelte Cånconnax und ging langsam zu den verkohlten Ruinen hinüber. Håráld, der ihm nachsah, glaubte zu sehen, wie sein Anführer plötzlich die Muskeln spannte und auch er hatte das unangenehme Gefühl, nicht mehr allein hier zu sein; wenn er von den Männern ihrer Armee einmal absah. Der angeborene Instinkt der Nordmänner warnte ihn vor irgend etwas, er konnte nur nicht genau sagen, wovon. Ein kurzer Blick in die Runde, auch die Chimmaraner rings um ihn schienen es zu spüren. Er sah zahlreiche Hände zu den Waffen greifen und unsichere Blicke umherhuschen. Mittlerweile war fast die Hälfte des Heerwurms auf dem großen Areal, das einstmals ein Gutshof gewesen sein musste, versammelt. Die Nachrückenden verteilten sich gleichmäßig, aber immer auf Armeslänge mit einem Kameraden.

„Verdammt, wo?“ entfuhr es einem Mann neben ihm. Håráld sah ihn an und zuckte mit den Achseln. In dem struppigen Gesicht blitzten zwei helle Augen und suchten angestrengt die Umgebung ab.

So weit die Augen reichten, und über die Reichweite chimmaranischer Augen gibt es viele tolle Geschichten, keine Versteckmöglichkeit. Nirgends eine größere Erhebung, keine gefährliche Bodenwelle, kein Wald, nichts das nach Unannehmlichkeiten aussah. Nur die schwarz kohlenden Überreste der Gebäude und dazwischen zahllose Bündel. Tote, registrierte Håráld nebenbei, denn für ihn stellten leblose Menschen nichts außergewöhnliches dar. Hatte er doch selbst schon für ungezählte von ihnen gesorgt.

Cånconnax war unterdessen in der Mitte der Ruinen angekommen und hatte sein breites Schwert gezogen. Und mit ihm nahezu alle Chimmaraner. Auch Håráld hielt seine schwere Streitaxt in den Händen, ohne es richtig zu registrieren. Für ihn war der Griff zu der fürchterlichen Waffe schon etwas so alltägliches, dass er es automatisch packte, wenn auch nur die Ahnung einer Gefahr bestand.

Ein schauerliches Krächzen ließ die Männer aufhorchen und im selben Moment wussten sie, worauf sie bisher vergessen hatten, zu achten.

Sekunden später war diese Erkenntnis übergegangen in einen Zustand, für den diese Haudegen gefürchtet waren. Der Entschlossenheit, Hølgardoom zu beweisen, dass es nichts und niemanden gab, der es mit ihnen aufnehmen konnte.

Wie, als ob es tausendmal geübt und exerziert worden wäre - war es auch, aber nicht auf dem Drillplatz sondern mitten in mörderischen Schlachten - hatten sich die Kämpfer zu zweien zusammengefunden und dann brach der Feind mit Vehemenz über sie herein. Über sie im wahrsten Sinn des Wortes, denn vom Himmel herab stürzten einige Hundert absonderliche Gestalten und warfen sich auf die kampfbereiten Barbaren.

Bråk und Håråld bildeten ein solches Kampftandem und Schwert und Axt piffen durch die Luft und drangen tief in Fleisch und Knochen. Erst als etwas großes schwarzes neben ihnen auf den Boden klatschte, sahen sie, was sie da aus der Luft geschmettert hatten. Direkt zwischen sich und einem weiteren Schwerterpaar stürzte ein geflügeltes Etwas zu Boden, schlug wütend mit starren ledernen Schwingen und vom Rücken dieses monströsen Flugwesens sprang ein säbelschwingender Mann und drang auf Bråk ein. Für diesen bedeutete es ein Kinderspiel, den ungestümen Angreifer mit einem schnellen Hieb seines Schwertes in zwei symmetrische Hälften zu zerteilen.

Immer mehr schwarze Monster stürzten zwischen die Chimmaraner und im Nu erlebte die Öde das zweite Gemetzel innerhalb kürzester Zeit. Nur waren diesmal die Opfer diejenigen, die noch vor kurzem zu den Siegern eines Massakers gehörten.

Und jetzt zeigte sich, worin der Unterschied zwischen stählernen Nordmännern und lebenden Toten bestand. Noch keiner der Chimmaraner hatte eine ernsthafte Wunde davongetragen, da war die Wallstatt schon übersät mit erschlagenen Flugmonstern und deren Reitern.

Bråk und Håråld hatten sich etwas Luft verschafft und nutzten diese minimale Verschnaufpause, um einerseits ihre Gegner näher in Augenschein zu nehmen und sich andererseits nach ihren Gefährten umzusehen. Letzteres war natürlich müßig, denn so abgekämpft und müde die Barbaren auch waren, ein guter Fight und sie hatten alle Mühen vergessen. Hølgardoom konnte wieder einmal stolz auf sie sein.

Håråld stieß mit dem Fuß eines der Flugtiere an und drehte es um. Er erkannte ein Geschöpf, das ihn an eine übergroße Fledermaus erinnerte. Ein kurzer, gedrungener hundeartiger Kopf mit gefährlich aussehendem Gebiss, aus dem gelber Speichel floss. Und wie gefährlich diese Zähne sein konnten, musste ein Gefährte erfahren, in dessen Nähe eines der Flugmonster niederging und im Sturz sein Gebiss in dessen Schulter hackte. Sofort floss dunkles Blut aus der Wunde, und eine Sekunde später lag die Fledermaus mit abgetrennten Schädel neben ihrem vermeintlichen Opfer. Auch dem Reiter erging es nicht viel besser. Das Flattertier war noch nicht ganz am Boden, da zischte Bråks Schwert ein zweites Mal und dieser Hieb spaltete dem Flieger den Schädel bis auf die Schultern.

Der verletzte Chimmaraner drehte sich kurz herum, grinste durch sein Bartgestrüpp, wischte kurz über den blutenden Oberarm und widmete sich wieder seiner neuen Lieblingsbeschäftigung - dem Niedermachen wild gewordener Riesenfledermäuse.

Trotz dessen gespaltenem Schädel konnte Håråld soviel erkennen, dass er Menschen wie diese noch nie vorher gesehen hatte. So viel animalisches in den Gesichtszügen hatte er nicht einmal bei den wilden Reitern entdeckt, an deren Sattelknöpfen sie abgeschlagene Menschenschädel hatten baumeln sehen. Zerlumpt und zerfetzt wie die Kleidungsstücke der Fledermausreiter erinnerten sie ihn an die

bösen Draugar aus den nordischen Sagen, mit denen wohl schon Hølgardoom zur Zeit seiner Erdenwanderungen gerungen haben musste.

Wieder fuhr Hårålds Axt in die Höhe und zerfetzte lederne Flügel, Bråks Schwert erledigte den Rest.

Dann war der Spuk auch schon zu Ende. Keine Fledermaus war mehr am Himmel zu sehen, und auch auf dem Boden bewegte sich nichts mehr außer den kampfeslustigen Chimmaranern. Verdutzt und verblüfft sahen sich die Barbaren um. War das schon alles? Sie waren ja noch gar nicht richtig warm geworden. Doch da war nichts mehr, an dem sie ihren Frust hätten abreagieren können. Viel zu kurz war dieser Waffengang gewesen, um für alle ihre bisherigen Entbehrungen entschädigen zu können. Zu lange hatten sie vorher ihre Waffen nicht mehr schwingen können, als dass dieser ungleiche Kampf sie hätte befriedigen können.

Aber immerhin, besser als gar nichts. Hølgardoom hatte sie also noch nicht vergessen, wenn er auch keinen neuen Chimmaraner an seinen Hof hatte holen können. Verletzte gab es natürlich schon einige, doch war der gebissene Nordmann der einzige, der wirklich etwas Pflege bedurft hatte.

Noch immer voller Kampfesblut - in jedem Chimmaraner steckte ein gut Teil Berserkertum, allen voran in Håråld Schmetteraxt, der in direkter Linie von ihnen abzustammen behauptete - lockerten sie sich und suchten verzweifelt den Himmel ab. Nichts, keine Wolke, weder eine weiße, noch eine schwarze, weder eine natürliche noch eine feindliche, nur die Sonne lachte gemein und hinterlistig zu ihnen herunter. Blutgestank begann sich auszubreiten. Nicht, dass es die Chimmaraner gestört hätte, ob Blut- oder eigener Gestank, was machte das nach so vielen Tagen der Strapazen schon aus, aber er erinnerte Håråld daran, dass er noch gar nicht nach Cånconnax gesehen hatte. Cånconnax, der wie immer alleine gefochten hatte, der es unter seiner Würde hielt, einen zweiten Mann als Rückendeckung zu suchen. Doch wie immer, so war Hårålds Sorge auch diesmal unbegründet. Der Anführer der Chimmaraner hatte sein Schwert längst wieder gesäubert und weggesteckt und kratzte sich überlegend in seinen dichten verklebten blonden Haaren.

„Ob man die Biester wohl essen kann?“ mit dieser Frage trat der Barbarenhäuptling zu Håråld und Bråk.

„Versuchen wir's,“ Bråk winkte einem der Männer aus seinem Volk zu und zu zweit begannen sie, eine der widerlichen Kreaturen zu zerlegen. Auch an anderer Stelle war man auf die gleiche Idee gekommen und irgendwer war schneller gewesen, denn schon glimmten an drei Stellen kleine Feuer und der Duft frischen Bratens zog durch die Reihen der Nordmänner.

Oh Hølgardoom, jetzt merkten die Männer erst, wie lange sie schon nichts Vernünftiges mehr im Magen gehabt hatten. Ohne auf erste Tests und Reaktionen zu warten, machten sich alle über die geflügelten Tiere her, und wer konnte es den Kämpfern verdenken, dass sie nicht erst warteten, bis das Fleisch richtig durch war. Die Stücke, die sie sich zwischen die Zähne schoben, konnten nicht einmal mit viel Toleranz als medium bezeichnet werden. Håråld selbst hieb sein Gebiss in noch dampfendes und blutendes Fleisch und rote und gelbe Brühe rann über sein stoppeliges Kinn. Schmatzend und kauend lümmelte sich die Armee auf dem Schlachtfeld und nicht einmal der Anblick der verstümmelten und zerschlagenen Reiter konnte ihren Appetit mildern.

„Diesmal brauche ich keine Vision, um zu erkennen, dass wir unserem Ziel schon ganz nah sind,“ zwischen Schmatzen und Kauen richtete Cãnconnax diese Worte an Bråk und Håråld, die neben ihm zwischen den kohlenden Trümmern saßen.

Schmetteraxt zog eine Faser aus den Zähnen und meinte rülpzend: „Willst du damit sagen, dass dies der Feind ist, gegen den wir Kårkonnán unterstützen sollen?“

„Nein, natürlich nicht. Dies wäre kein Gegner für ihn, aber irgend etwas sagt mir, dass wir noch ganze andere als diese hier treffen werden,“ dabei warf Cãnconnax einen abgenagten Knochen nach einem der erschlagen Draugar und wirbelte einen Schwarm schwarzer Fliegen auf.

„Will ich doch meinen,“ knurrte irgend einer in seiner Nähe.

Mit gefüllten Møgen und einigermaßen mit sich, der Welt und Hølgardoom wieder im Reinen ruhten sie anschließend noch kurz aus, bevor ihr Anführer sie wieder weiter führte.

„Ich weiß nicht, ich mache mir immer mehr Sorgen um die Südprovinzen,“ Jared biss genussvoll in eine pñirsichähnliche Frucht, dass ihm der Saft in den Bart tropfte.

„Stimmt, mein Lord, die Boten müssten schon längst wieder zurück sein,“ Wu-Kåne nickte zustimmend und wischte die Fliege von seinem Handrücken, wo sie schon eine ganze Weile damit beschäftigt war, Fruchtsaft aufzulecken.

„Ich fürchte, dass Bèllith, so heißt sie doch, und dieser Buíl-Blåz doch nicht den Erfolg erzielt haben, den sie sich erhofften,“ Hammer stand auf, den Humpen mit echtem Bier in der Hand und trat ans Fenster des kleinen Gasthofes, in dem sie sich getroffen hatten, eben weil es hier so vorzügliches Bier geben sollte.

„Aber unsere Drachenspåher berichten doch, dass dort unten alles ruhig sein soll,“ schon wieder war die Fliege auf Wu-Kånes Handrücken gelandet. Sollte sie halt, jeder hat das Recht auf einen guten Tropfen.

„Zu ruhig, wenn ihr mich fragt.“

„Tut das jemand?“ brummelte Eisenfaust zum Einwand seiner ‚Gattin‘.

„Du natürlich nicht!“ kam postwendend die Retourkutsche.

„Warum auch,“ immer noch brummelnd griff der Prinz nach seinem Bier und trat zu Hammer, der seinerseits wieder zurück an den Tisch ging und seinen Humpen nachfüllte.

„Der Bote, der vorhin eintraf, ist er noch in der Nähe?“ Es war gar nicht so einfach, in diese Früchte zu beißen, ohne dass der klebrige Saft in den Bart rann, „ich habe da noch ein paar Fragen, die mir vorhin leider nicht eingefallen sind.“

Wu-Kåne stand auf Jareds Frage hin auf und trat zur offenen Wirthaustür. Er rief irgendetwas in den verblüffend echten Biergarten hinaus und trat dann wieder an den Tisch.

„Er kommt sofort, mein Lord.“

„Nenn mich doch nicht immer ‚mein Lord‘, sag einfach Jared zu mir!“ Wie oft sollte er es denn noch fordern?

„Ja, mein ... Jared, er bringt nur noch seinen Drachen zu Auria, der Wirt lässt ihn holen.“

„Was willst du ihn noch fragen?“ Eisenfaust blickte hinaus in den Garten, wo an mehreren roh gezimmerten Tischen unter Platanen Hammers Soldaten sich von den Vorzügen des hiesigen Biers überzeugten.

„Nun, ich könnte ihn zum Beispiel fragen, wie die letzten Worte Albert Einsteins lauteten.“

„Ha, ha, ha - wir haben alle gelacht,“ murrte Eisenfaust und wandte sich kopfschüttelnd ab.

„Nein, im Ernst ... Jared. Was gibt es noch, was Euch interessiert?“

Der Lord of Avarêl drehte sich zu Hauptmann Wu-Kâne hinüber und fixierte das ledrige Gesicht des alten Haudegens. Dann zog er seine Pfeife aus dem Gürtel und den Tabaksbeutel, den er sich von Sôn-Andâ hatte nachfüllen lassen. Mit den Fingerspitzen zupfte er den grob geschnittenen Curly Cut aus dem Beutel und stopfte ihn locker in den Pfeifenkopf. Er füllte die Pfeife bis oben und presste den Tabak dann zurück auf die Hälfte der Füllhöhe. Sodann kümmerte er sich um die obere Hälfte der Pfeifenfüllung und drückte sie dismal nur leicht nach unten. Er verschnürte seinen Tabakbeutel wieder, während Wu-Kâne immer noch darauf wartete, dass er eine Antwort erhielt. Jared schien dies nicht zu merken, denn jetzt verstaute er den Beutel wieder in aller Seelenruhe in seinem Gürtel und zog dafür ein Feuerzeug heraus.

„Äh, ich will ja nicht ungeduldig werden, werter Freund,“ räusperte sich Thraxana, „aber wenn mich nicht alles täuscht, dann wartet der Hauptmann immer noch auf deine Antwort.“

Jareds Blick zu ihr war alles andere als vielsagend, in seinen Augen war absolut nichts zu lesen. Er hielt sie nämlich vor Wonne geschlossen, als die ersten Rauchwolken aus seiner Nase drangen. Und noch im selben Augenblick, als der Rauch sich anschickte, gen Himmel zu steigen und zu verduften, kam aus der Richtung Prinz Eisenfausts das unwillige Gebrummel: „Scheiß Gequalme!“

Thraxanas Antwort ließ wieder einmal keine Sekunde auf sich warten: „Bloß weil du dir im Dickicht fast den Bart verbrannt hast, meinst du jetzt, dass alle sofort mit dem Rauchen aufhören sollten.“

„Das hat doch damit gar nichts zu tun. Ich finde es ganz einfach unverantwortlich, dass die herrliche, unberührte Luft hier mit Tabakgift verunstaltet werden soll.“

„Herrliche unberührte Luft?“ Hauptmann Hammer konnte sich ein Stirnrunzeln nicht verkneifen. „Von draußen kommt Drachennistgestank herein, aus der Küche riecht es nach verbranntem Fett, direkt vor der Tür hat einer der Männer hingekotzt, und Ihr sprecht von angenehmer, klarer Luft.“

Mit diesen Worten zog er selbst eine wunderschön geschnitzte Pfeife aus seinem Gürtel und blickten flehend zu Jared. Dieser kannte diesen Blick schon und wortlos reichte er seinem treuen Hauptmann seinen Beutel mit dem grob geschnittenen Curly Cut.

Und schließlich drehte er sich der Lord wieder zu Wu-Kâne und sagte: „Ich möchte von dem Boten erfahren, ob er ... ah, da kommt er ja!“

Unter der Tür stand naserümpfend und seinen rechten Stiefel aus einem schleimigen Haufen ziehend, der Erwähnte und blickte fragend zu seinem Befehlshaber.

„Lord Jared hat noch ein paar Fragen an dich, tritt näher.“

Schmatzende Flecken auf dem Holzboden hinterlassend, wo sein rechter Stiefel auftrat, kam der Bote in das Gastzimmer und blieb abwartend vor dem Lord stehen.

Jared zog kräftig an seiner Pfeife, sah sich unauffällig um, wo Eisenfaust sich im Moment aufhielt, und blies dann mehr oder weniger zufällig eine große dicke Wolke in diese Richtung. Ärgerliches Husten und Würgen zeigte ihm, dass er gut gezielt hatte, dann stellte er dem Soldaten seine Fragen.

„Auf deinem Flug über Tagaghōno und Emhādō musst du auch Nevoâ-Stân gesehen haben. Ja, nein, antworte später. Hast du gesehen, ob in Nevoâ-Stân auf dem Exerzierplatz die dortigen Fortsoldaten mit ihren Übungen beschäftigt waren, oder ob der Hof leer war?“

„Ja,“ war die kurze und absolut präzise Antwort des Boten.

„Ja, was?“ Jared schaute den Boten mit durchdringendem Blick an. Doch dieser ließ sich nicht so leicht einschüchtern und wiederholte. „Einfach ja.“

Irgendwo hinter Lord Jared kam ein herzhaftes Lachen, das dieser jedoch stoisch ignorierte und noch einmal fragte: „Und? Waren Soldaten auf dem Exerzierplatz?“

Na also, präzise Frage, präzise Antwort. „Nein, der Platz war leer, und jetzt, wo ich darüber nachdenke, fällt mir noch etwas ein.“

„Nun lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen,“ knurrte Jared und blies eine weitere Rauchwolke in den Raum.

Bestürzt drehte sich der Soldat zu seinem Hauptmann um und fragte: „Was gefällt dem Lord an meiner Nase nicht, Hauptmann, dass er etwas aus ihre herausziehen möchte?“

Doch auch Wu-Kâne wusste ihm da keinen Rat. Von Thraxana kam der hilfreiche Hinweis: „Das ist nur eine Redensart. Lord Jared meint, dass er nicht nach jedem Detail extra fragen möchte.“

„Ach so,“ erleichtert wandte sich der Soldat wieder dem Lord zu. „Nach Details fragt Ihr. Nein, diese Leute habe ich dort keine gesehen.“

„Oh heiliges Milchmädchen. Details sind keine Leute. Details sind Einzelheiten, mein Guter. Einzelheiten will ich wissen.“

„Ach so, Einzelheiten. Ja sagt das doch gleich, mein Lord. Eure Sprache ist manchmal auch zu verzwickt. Also Einzelheiten, aber gerne mein Lord. Gegen Mittag musste ich einmal zum urinieren, kurze Zeit später galoppierte unter uns eine Gruppe Antilopen, der linke Steigbügel am Sattel des Drachen braucht dringend ein paar neue Nieten...“

Ein gurgelndes Stöhnen unterbrach des Mannes Rede und bestürzt sahen alle zu Jared, der auf seinem Stuhl nach hinten gesunken war und mit der freien Hand sein Gesicht bedeckte. Dann richtete er wieder auf, legte seine Pfeife auf den Tisch und erhob sich von seinem Stuhl. Er trat bis auf Nasenlänge vor den nun doch verunsicherten Soldaten und lächelte ihn breit grinsen an. Dann meinte er mit honigsüßer Stimme: „Du kannst von Glück reden, mein Freund, dass es östlich und westlich des Orinoko keinen geduldigeren und toleranteren Menschen gibt als mich.“

Es besteht der berechtigte Zweifel, ob der Bote wusste, wer oder was, und vor allem, wo dieser Orinoko zu finden war, aber ein prüfender Blick in das Gesicht des vor ihm stehenden Lords belehrte ihn, besser keine diesbezügliche Frage zu stellen und einfach zu warten, bis Jared fortfuhr.

„Sag mir bitte nur schlicht und einfach, was es war, das dir bei deinem Flug über Nevoâ-Stân vorkam, und schon hast du Ruhe vor mir.“

Der geplagte Mann schnaufte tief durch und bemühte sich dann, wie gewünscht, kurz und präzise, also lakonisch zu erklären, was ihm aufgefallen war.

„Die Menschen von Nevoâ-Stân gingen zwar alle ihren gewohnten Beschäftigungen nach, aber mir kam es aus der Luft so vor, als ob sie dies irgendwie marionettenhaft täten. Sie liefen herum wie diese an Fäden hängenden Puppen. Ich sah keine Ausgelassenheit, keine spielenden Kinder, in den Gassen kaum Menschenmassen. Niemand winkte mir zu wie früher, alles wirkte so...so...“

„Mechanisch?“ kam ihm Eisenfaust zu Hilfe.

„Weiß ich nicht. Kann schon sein.“

„Mechanisch! Ts, Eisenfaust, woher soll er denn dieses Wort kennen?“ Thraxana blickte empört zu ihrem ‚Gatten‘.

„Von daher, woher er auch Wort Detail hätte kennen sollen.“

„Hört mit dem Gezänke auf,“ mischte sich Jared ungefragt dazwischen und wieder an den Boten gerichtet: „Siehst du, das war genau das, was ich wissen wollte - und insgeheim auch befürchtet hatte. Danke dir, Soldat. Das war’s dann auch schon.“

Auf ein Nicken Wu-Kânes hin machte der Drachenflieger auf dem Absatz kehrt, hinterließ wieder einige müffelnde Lachen auf dem Holzboden und verschwand nach draußen. Man hörte ihn noch einmal fluchen, als er erneut in den Haufen Erbrochenes trat, dann waren die Freunde im Wirtshaus wieder unter sich.

Eine Zeitlang sprach keiner. Jeder hütete sich davor, die mittlerweile doch ziemlich angespannte Atmosphäre durch ein unbedachtes Wort noch mehr anzuheizen. Nur von draußen, aus dem Biergarten, drangen noch die Geräusche der fröhlich zechenden Männer herein.

Zu guter Letzt war es Wu-Kâne, der sich einen Ruck gab und zu einer Frage ansetzte, als unter der immer noch offenen Wirtshaustür Prinz Hetjuskapur erschien und, wie sollte es auch anders sein, mitten hinein tappte in einen mittlerweile schon breitgetretenen ekligen Haufen.

„Pfui Teufel, müssen die denn hier immer gleich vor die Haustür kotzen,“ und er gab sich die größte Mühe, seine frisch geputzten Stiefel an einem Wiesenstück vor der Hausmauer zu reinigen.

Zuerst nur ein Glucksen, dann befreiendes Kichern und schließlich ein herzerfrischendes Lachen aus den Kehlen aller Anwesenden.

„Was gibt’s da groß zu lachen? Seid ihr noch nie in einen Haufen Kotze getreten?“

„Doch, doch,“ Jared musste seine geplante Entschuldigung jedoch wieder unterbrechen, erneut schüttelte krampfartiges Lachen seinen Körper, „du darfst uns nicht missverstehen Hetjuskapur, aber du hast uns mit deinem Fehltritt einen riesigen Gefallen getan.“

Dann versiegte seine Stimme und ging in lang anhaltendes Lachen über. Hammer war der erste, der sich wieder sammelte und dem immer noch verdutzt unter dem Türrahmen verharrenden Prinzen von dem inzwischen Vorgefallenen berichtete.

Verstehend nickend trat Hetjuskapur mit großem Schritt zu ihnen in die Stube und langte nach einem vollen Bierhumpen.

„Kein Wunder, dass wir hier alle langsam überreizt und erregbar sind. Jared, du machst dir sicherlich die größten Sorgen um deinen Bruder und seine Rhalina und für uns andere ist es auch nicht angenehm, immer in dieser nagenden Unwissenheit

zu leben. Aber jetzt mal Spaß beiseite, wenn ich alles richtig auf die Reihe kriege, dann ist da unten im Süden gewaltig der Wurm drin.“

Auch die anderen hatten sich wieder gefangen. Jared begann, seine Pfeife zu reinigen und Eisenfaust setzte sich zu Thraxana und streichelte ihr entschuldigend die Arme.

„Bëllith und Buîl-Blâz haben es offenbar nicht geschafft, die Flotte von Ćszudrac zu erwischen, und jetzt haben die Wilden zumindest einen Teil des Südens unter ihrer Kontrolle.“ Übergangslos war der Lord of Avarêel wieder ernst geworden und schaute fragend zu seinen Freunden.

„Warum machen sie aber nicht kurzen Prozess mit den Leuten dort unten, so wie wir es bisher von ihnen gewohnt sind?“

Eisenfaust reagierte auf diese Frage seiner Frau wieder ruhig und gelassen wie früher. Er lächelte sie an und erklärte: „Weil sie, oder vielmehr ihre Anführer schnell, viel zu schnell gelernt haben, diese Hundesöhne. Weil sie uns in Sicherheit wiegen wollen, und dann überraschend zuschlagen.“

„Genau,“ Hammer und Wu-Kâne sagten es gleichzeitig. Der Haudegen des Landbewahrers hob einladend die Hand und überließ es Thôr-Saldîs' Hauptmann, den Satz zu vollenden.

„Sie müssen erfahren haben, dass ihr erster Angriff auf Ćhâs-Amâr-Dôl gescheitert ist und probieren es jetzt mit einer neuen Taktik.“

„Dahinter kann nur dieser Verräter Saîf al-Thora stecken,“ meldete sich eine Stimme von offenen Fenster her. Aller Köpfe ruckten herum und sie sahen Hauptmann SâDâffis im Hof stehen und zu ihnen hereinblicken.

„Ich habe den Rest eurer Unterhaltung mitbekommen und für mich steht fest, dass dieser niederträchtige Halunke seine Hände im Spiel haben muss.“

Neben SâDâffis war eine weitere Gestalt in das helle Viereck des Fensters getreten. Sie nickte zu den Worten des Dunkelhäutigen. Kâsamûmba war es, und er meinte weiter: „Schließlich war er einmal mein Schüler, mein bester sogar, und er kennt sich aus mit den Taktiken der Hinterlist.“

Eisenfaust, der am nächsten beim Fenster saß, reichte den beiden Männern zwei gefüllte Bierkrüge hinaus und während SâDâffis und Kâsamûmba ihre Nasen in das blumige Nass steckten sprach er aus, was Jared ebenfalls in diesem Moment durch den Kopf ging: „Diese verdammten Zauberlehrlinge!“

„Du hast deinen Schiller auch gut gelesen, Freund Eisenfaust,“ nickte der Lord of Avarêel, „nur hilft uns diese Erkenntnis nicht weiter.“

„Trotzdem, Freund Jared, wie heißt es so schön: Gefahr erkannt, Gefahr verbannt.“

„Gebannt, Bruder, gebannt!“ Hetjuskapur konnte sich die Korrektur nicht verkneifen. Aber darauf hörte Eisenfaust schon lange nicht mehr, diese Reaktion war er gewohnt.

„Vorsicht, langsam!“ Jareds hastiger Warnruf war an eine Person gerichtet, die mit langen Schritten von draußen auf die Wirthaustür zustrebte. Aber sie kam zu spät. Platsch machte es, und der Lord sprang auf, ließ sein Glas Orangensaft klirrend zu Boden fallen und breitete hilfereich seine Arme aus. Keine Sekunde zu spät diesmal - schlitternd kam seine kleine Xandrina in seinen Händen zum Halten.

Wu-Kâne hielt es nun nicht mehr aus. Er schritt zum Fenster und schrie nach einem seiner Soldaten, die sich zusammen mit Hammers Leuten um die Tische gelümmelt hatten. Ausgerechnet Kârkonnans Adjutant Bën-Sôn war es, den er

endlich auf sich aufmerksam machen konnte, und er befahl, nein bei ihm musste er schon höflich bitten, sich doch darum zu kümmern, dass endlich dieser hässliche Haufen vor der Wirtshaustür verschwinden möge. Den nun folgenden, durchaus interessanten Dialog zwischen den beiden Negern ersparen wir uns diesmal und wenden uns dem Geschehen in der Wirtsstube zu.

Hetjuskapur reichte Xandrina einen Fetzen Stoff, den er irgendwo aufgetrieben hatte, und während Jareds Geliebte angewidert ihre Stiefel reinigte, erklärte sie den Grund ihres eiligen Erscheinens.

„Ich komme gerade von Auria. Sie vermisst eine ganze Reihe ihrer Drachen, inklusive der Reiter, die auf Erkundungsflug im Süden waren.“

„Auch das noch,“ murmelte der Lord of Avarêl.

„Und dann noch etwas. Soeben hat sie von einem anderen Drachenspäher erfahren, telepathisch versteht sich, dass im Südosten, in der Nähe des Djemel Mâra, ein Scharmützel zwischen Ćszudracs Ungeheuern und einer größeren fremden Streitmacht stattgefunden hat.“

Ihre Stiefel waren wieder einigermaßen sauber. Sie setzte sich neben ihren Lord auf die Holzbank, griff sich ebenfalls ein Glas Fruchtsaft und wartete auf die Wirkung ihrer Worte.

„Das gefällt mir alles ganz und gar nicht, ganz und gar nicht,“ Wu-Kâne schritt grummelnd hin und her.

„Das gefällt wohl niemandem so recht,“ brummelte Hammer und begann auch unruhig in der Wirtsstube auf- und abzuwandern.

„Wem sollte so was auch schon gefallen?“ mit dieser geistreichen Bemerkung war Hetjuskapur aufgestanden und durchquerte diagonal hin und zurück den Raum.

„Dem einzigen, dem das gefällt ist der, der uns gar nicht gefällt,“ Prinz Eisenfaust hatte sichtlich Mühe, sich einen freien Weg zwischen den drei anderen Wanderern zu suchen.

Endlich erhob sich auch Lord Jared, kniff prüfend die Augen zusammen und meinte dann: „Könnten die Herren mir einen großen Gefallen tun? Könntet ihr statt eurer Beine mal die Gehirne bewegen und überlegen, was wir als nächstes tun sollten?“

Sinnend verharrte Hauptmann Wu-Kâne mitten im Raum und blickte den Lord grübelnd an: „Tja, das wird nicht ganz so einfach sein.“

Rechterhand, etwa einen halben Meter hinter ihm, bremste auch Hammer seinen Schritt, griff sich in den dichten Bart und murmelte. „Einfach oder nicht, irgendwie müssen wir darauf reagieren.“

„Genau, das ist es!“ Hetjuskapur verhielt direkt neben dem Hauptmann und hob mahnend den Zeigefinger: „Jede Reaktion verlangt eine Gegenreaktion!“

Blieb nur noch Eisenfaust, der auch sofort mit seiner Wanderung aufhörte, sich zu Jared herumdrehte und ihm die bahnbrechende Mitteilung unterbreitete: „Das wär’s dann also. Wir reagieren und zwar gewaltig.“

Erschüttert hatte Jared sich wieder auf die harte Holzbank niedergelassen und blickte aus bekümmerten Augen zu seinen Freunden und Waffengefährten.

„Das muss das Bier sein,“ flüsterte ihm Xandrina zu, „das verdammte Bier. Zu süffig und zu viel.“

Und wie zur Bestätigung ihrer Vermutung machten Hetjuskapur und Eisenfaust urplötzlich auf dem Absatz kehrt, hielten sich die Hände vor den Mund und stürzten durch die Wirtshaustür hinaus in den großen Biergarten. Durch das offene

Fenster sah man sie blitzschnell hinter einem Strauch verschwinden, dann drangen eindeutige würgende Geräusche zu den Lauschern in der Stube.

Kopfschüttelnd sahen Wu-Kâne und Hammer an SâDâffis und Kâsamûmba vorbei in den heißen Nachmittag. Weniger kopfschüttelnd, dafür um so eifriger nickend kam Thraxana zu Jared und Xandrina an den großen Tisch.

„Nachdem die beiden Komödianten jetzt anderweitig beschäftigt sind, ist es, glaube ich, an der Zeit, endlich wirklich Maßnahmen zu überlegen...“

„Ein Bote des Königs,“ rief in diesem Moment Wu-Kâne und deutete auf die näher kommende Gestalt im Livree Seiner Majestät. Zögernd verharrte der Palastdiener vor dem noch immer nicht beseitigten und breitgetretenen Haufen unter der Wirtshaustür und äugte misstrauisch in das Halbdunkel der Kneipe.

„Nur herein, mein Bester. Derartige Lachen kennst du doch sicher von den Festen im Palast zur Genüge. Also zier dich nicht so.“

Naserümpfend und offensichtlich höchst empört sowohl über besagte Lache als auch über die Andeutung des vom Fenster her feixenden Hauptmanns SâDâffis setzte der Lakai seine wohlbeschuhten Füße über die Türschwelle und trat zu den beiden anderen Soldaten - Wu-Kâne und Hammer - die ihn nebeneinanderstehend erwarteten.

Erwartungsvoll hing Wu-Kânes Blick an dem Höfling, doch würdigte ihn dieser keines Blickes sondern trat zielstrebig zu Lord Jared, der darob genauso überrascht war, wie der Hauptmann der königlichen Streitkräfte.

„Edler Lord,“ mit überspitzter Stimme begann der Bote, seine Mitteilung an den Mann zu bringen, „die Königin und der König, die Göttin segne sie, erwarten Euch sowie Eure engsten Mitstreiter, in Worten die edlen Prinzen Eisenfaust und Hetjuskapur, wiewohl Eure edle Gefährtin, die Lady Xandrina, als auch die Dame Thraxana, und, so Ihr es für nötig erachten solltet, Eure militärischen Führungskräfte - äh...“

Ganz offensichtlich hatte er jetzt den Faden verloren, wusste nicht mehr, ob er jetzt mit einem Objektiv, einem Subjektiv, einem Adverb, einem Attribut, oder, wofür er sich dann auch entschied, gar nicht mehr weitermachen sollte. Er blieb einfach nur auffordernd stehen, schaute - etwas zu hochnäsig, wie Xandrina fand - den Lord an und ging davon aus, dass dieser nun das Wort ergreifen würde, und er somit in Ruhe Zeit hatte, sich den Rest der Botschaft wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Lord Jared war, wie er heute schon einmal betont hatte, kein Unmensch und tat ihm den Gefallen. „Und wann, sagtet Ihr, erwartet uns das Königspaar?“

Leuchten überzog das Gesicht des Livrierten. Genau, das war es gewesen, der Zeitpunkt. Das war der nächste Punkt seiner Mitteilung.

„In den ersten Abendstunden, so lautete die Order, planen der König und die Königin, die Göttin segne sie, mit den wichtigsten Männern und Frauen des Reiches und Euch, edle Herren und Damen, eine Besprechung zur Lage der Nation und zu diesem Zwecke...“

„Geht klar, wir kommen!“ Wu-Kâne hatte das Geseiere satt und sorgte auf seine Weise für ein Ende des geschwollenen Monologs.

Gäbe es eine Ehrung für das dümmste Gesicht am Hof von Königin Aldariânâ, der Bote hätte die besten Chancen gehabt, diesen Preis zu bekommen. So aber nützten ihm seine entgleisten Gesichtszüge nicht viel und er reagierte darauf auf seine Art, indem er mit hocherhobenem Haupte auf der Stelle kehrt machte, eine

unanständige Erwiderung besser nicht aussprach und zurückstelte, von wo er hergekommen. Sein etwas zu hoch erhobener Blick bescherte ihm noch einen delikaten Tritt in eine nicht so ganz delikate Stelle unter der Wirtshaustür und unter dem Gelächter unserer Freunde schritt er von dannen.

„Okay, ich kann nur für die, wie hat er gesagt, militärischen Führungskräfte sprechen, die unter unserem Kommando stehen. Hammer?“

„Ja, mein Lord?“

„Ich möchte, dass du dabei bist heute Abend. Und such dir bitte einen deiner Leute aus, der dich begleitet.“

„Ja, äh ich...“ Hammer brauchte einige Augenblicke, bis er das eben gehörte verdaut hatte. Sein Lord hatte ihn geduzt. Hieß das, dass er nun ebenfalls...? „Pflug und seine Leute sind gerade irgendwo draußen, ich weiß nicht, ob ich ihn rechtzeitig erreiche. Wenn nicht, dann verzichte ich auf Begleitung, wenn es Euch .. äh dir ... äh verdammt Prinz, hilft mir.“

Jared war zu seinem Hauptmann getreten, dem die Röte ins Gesicht geschossen war und umarmte den alten Haudegen.

„Hammer, ich bitte dich hiermit ganz offiziell, mich und meine Geliebte Xandrina zu duzen. Ich finde, nach allem, was wir bis jetzt zusammen durchgemacht haben, ist dies nur recht und billig.“

Der bis unter die Haarwurzeln errötete blickte hilfeschend zu Xandrina, die ihn anstrahlte und ihm aufmunternd zunickte.

„Danke, mein Lord ... oh verdammt ... danke, Jared.“ Noch kam es ihm schwer über die Lippen, aber der Lord hatte recht. Sie hatten Seite an Seite gefochten, Seite an Seite geschlafen, aus dem selben Napf gegessen, sie waren sich näher gekommen als manche sogenannte Freunde dies je erleben würden. Was lag näher, als diese Nähe, diese Verbundenheit und das gegenseitige Vertrauen auch im persönlichen Umgang zu vertiefen.

„Xandi, Liebste, was hältst du von der Idee, wenn wir auch Auria in die Unterredung mit einbeziehen, falls dies nicht schon von Thôr-Saldis und Aldariânâ veranlasst wurde?“

„Super Idee, John. Ich geh gleich zu ihr und frag sie.“

„Gut, tu das, und pass auf die Lache auf - übrigens, Wu-Kâne, hast du nicht vorhin nach einem deiner Männer geschickt, der sie beseitigen sollte?“

Im Gegensatz zu Hammer hatte Wu-Kâne kein Problem damit, von Lord Jared mit Du angeredet zu werden, und er wurde auch nicht rot als er antwortete: „Oh, verdammt, ja!“ Ihn ärgerte vielmehr die Tatsache, so darauf hingewiesen werden zu müssen, dass es mit seiner Autorität innerhalb des Biergartens wohl nicht zum besten bestellt war. Er sprang hinaus zu den Tischen, griff sich den ersten besten Soldaten, der sich an seinem Bierhumpen festhielt und hielt ihm eine flammende Rede bezüglich Gehorsam, Befehlsverweigerung und so. Der Ärmste wusste nicht, wie ihm geschah, und verdattert ließ er ab von seinem Krug und beeilte sich, aus der Sichtweite seines Hauptmannes zu kommen und sich nach Eimer und Wasser umzusehen.

Abend in Chås-Amâr-Döl. Eine große Orange hing am Himmel und entpuppte sich im Lauf der Nacht als stolz durch das nächtliche Firmament ziehender Mond. Klar und rein drang die abgekühlte Wüstenluft durch die geöffneten Fenster des großen Raumes im Königspalast, wo sich die geladenen Gäste des Herrscherpaares

ungezwungen um mehrere Tische mit Früchten und Säften geschart hatten. Außer den Freunden aus dem Norden und ihren Hauptmännern waren noch einige Vertreter der Provinzen zu dem einberufenen Meeting erschienen und es hatten sich bald lebhaftige Gespräche entwickelt, während man auf das Erscheinen Thôr-Saldís´ und Aldariânás wartete.

Vor der großen offenen Saaltür waren zwei grimmig dreinschauende Wachen postiert, von denen einer immer wieder verbissen zu der jungen Frau des Lords von Avarêel hineinlinste. Er hatte sie noch zu gut in Erinnerung, diese kleine Schelmin, und er war keiner, der eine Fopperei, vor allem wenn sie ihn betraf, so schnell vergessen konnte. Doch heute war sie ganz offiziell hier und er konnte nichts tun, als seinen Dienst zu versehen, und sich wundern.

Jared, Hetjuskapur, Eisenfaust, Xandrina und Hammer unterhielten sich gerade mit Kâsamûmba, als die rückwärtige Saaltür aufschwang und, begleitet von zwei Schwerbewaffneten, der König mit seiner schönen Frau erschien. Die beiden waffenstarrenden Soldaten blieben kurz hinter der wieder geschlossenen Tür stehen, salutierten, als sie Hauptmann Kârkonnans stehen sahen, marschierten dann durch die noch offene vordere Saaltür hinaus und verschlossen diese von außen.

Einige der Anwesenden verhielten ehrfurchtsvoll in ihren Angelegenheiten, wie Orangen schälen, Saft nachschütten und so weiter, andere dagegen schienen sich nicht darum zu scheren, wer jetzt unter ihnen weilte, und fuhren unbekümmert fort, das herzhaftes Ananasfleisch aus der Schale zu pellen. Bën-Sôn war einer von den letzteren und erst ein schmerzhafter Remppler Kârkonnans veranlasste ihn dazu, kurzzeitig seine Geschäftigkeit zu unterbrechen und wenigstens einmal aufzuschauen, warum die anderen so schweigsam geworden waren.

Thôr-Saldís machten dem allen schnell ein Ende. Er schritt zu einem noch unbesetzten Tisch, griff sich ein Bündel Weintrauben und wandte sich an die Geladenen: „Meine Freunde, lasst euch nicht unterbrechen. Beendet eure Gespräche und lasst uns dann ins Nebenzimmer gehen, um die einberufene Versammlung abzuhalten.“

Er schob sich ein paar saftige Trauben in den Mund, griff sich im Vorbeigehen noch einen fleischigen Pfirsich und hielt seiner Frau die Tür zum Nebenraum auf.

Der vorwurfsvolle Blick von Bën-Sôn sprach Bände, doch Kârkonnans schaute nicht zu ihm. So war SâDâffis der einzige, der die Gestik des Adjutanten mitbekam, doch er hatte kein Interesse daran, darüber irgend etwas zu äußern.

Die Gespräche verebbten und die Geladenen folgten ihrem König in das Nebenzimmer. Kârkonnans als letzter schloss die Tür und schritt zu den anderen, die an einer großen runden Tafel Platz genommen hatten.

Was nun folgte, war im Prinzip das Gleiche, das immer geschieht, wenn sich mehrere Leute über ein bestimmtes Thema unterhalten, mit dem Bestreben, sich irgendwann auf einen Punkt einigen zu wollen oder zu müssen. Meinungen und Behauptungen kreuzten sich über das weite Rund des Tisches, Bedenken prallten auf Gegenbedenken, Vorschläge unterwanderten Pläne der anderen, verrückte Ideen huschten durch den Raum und wurden von noch obskureren Vorschlägen überholt. Viele redeten viel und sagten wenig, einige sprachen selten und vermittelten viel, manche sagte gar nichts und waren am weisesten, und ein Mitglied der Beratungsrunde lauschte ohnehin nur und dachte sich seinen Teil.

Auria war es, die durch die Gedankenverbindung Xandrinas als stiller Teilhaber des Treffens so gut wie keine Wortmeldung vorbrachte, was nicht hieß, dass sie die

ganzen Debatten unbeteiligt gelassen hätten. Nein, aber sie war sich zu schade, in dem allgemeinen Tohuwabohu mitzumischen und beschränkte sich darauf, ihrer jungen Menschenfreundin nur hin und wieder ihre Meinung telepathisch mitzuteilen, damit diese in Abstimmungsfällen für sie sprechen konnte.

Die Beratungen zogen sich über mehrere Stunden hin, die Obstschalen und Getränkekaraffen leerten sich, und nachdem der König dank seiner Autorität einige sich anbahnende bössere Streiterein schlichten konnte, fiel ihm die undankbare Aufgabe zu, eine Art Resümee zu ziehen, und eventuelle Ergebnisse des Abends in Worte zu fassen und auf diese sich beziehende Anweisungen auszusprechen.

Der wuchtige Herrscher von Ärrahhäs erhob sich zu seiner ganzen stattlichen Größe und wartete auf das Verstummen der letzten Debatten.

„Somit gebe ich nun kund - nun ja, ich will sagen: die Lage ist nach wie vor ernst aber nicht mehr so hoffnungslos. Die erste Angriffswucht Ćszudracs ist verpufft, jetzt versucht es der Diener T'Zulrocs mit Infiltration und Unterwanderung. Wie wir nunmehr mit Sicherheit annehmen können, sind die meisten südlichen Provinzen unter der Geißel seiner hypnotisierten Schergen unterjocht. Weder unsere Späher noch andere Bewohner dieser Region können offenbar seinem geistigen Terror entkommen. Wie wir von Auria erfahren haben, hat auch sie keine Möglichkeit, den Sitz dieser mentalen Blockade zu orten. Es hat also momentan keinen Zweck, unsere erschöpften Soldaten nach Süden zu schicken, so lange wir nicht wissen, wie wir sie vor diesem geistigen Angriff schützen können. Hier sind wir nun erneut auf unsere Freunde Jared, Eisenfaust und Hetjuskapur angewiesen, die behaupten, gegen diese mentalen Attacks immuner zu sein.

Dann ist da dieses unbekannte Heer, das sich aus dem Südosten nähert, und über das wir nur wissen, dass es sich ebenfalls mit Ćszudracs Wilden herumschlagen musste. Hauptmann Kârkonnán wird mit einer berittenen Einheit morgen früh aufbrechen, um diesen Soldaten auf den Zahn zu fühlen. Wenn wir Glück haben, sind sie als Feinde Ćszudracs eventuell unsere Freunde. Da wir aber auf Nummer sicher gehen müssen, hat Hauptmann Wu-Kâne die Order, hinter Kârkonnáns Truppe Auffangstationen einzurichten.

Hauptmann Hammer hat sich mit seinen Soldaten erboten, in Châs-Amâr-Döl zu bleiben, um die Rückkehr der Lords aus dem Süden abzuwarten und zwischenzeitlich für eine weitere Verteidigung der Hauptstadt zur Verfügung zu stehen.

Kâsamûmba hat sich gemeinsam mit Auria die Aufgabe gestellt, einen Plan zu erarbeiten, wie unser Reich in Zukunft besser gegen überraschende Angriffe geschützt werden kann. Vorrangig unterstützt er aber unsere momentanen Aktivitäten.

Meine Freunde, das war's. Ihr seht, die Gefahr ist noch lange nicht beseitigt, aber wir können guten Mutes sein. Wir haben mächtige Freunde und Verbündete und die Vergangenheit hat gezeigt, dass wir gemeinsam auch einem auf den ersten Blick übermächtigen Gegner erfolgreich die Stirn bieten können. In diesem Sinne...“

Der König und die Königin schlossen die Versammlung und die beiden Herrscher zogen sich durch eine weitere Tür zurück in die Tiefen ihres Palastes.

Kriegsglück

Wenn die von einem durchschnittlichen Hurrikan freigesetzte Energie gebändigt würde, könnte damit die während eines halben Jahres in den USA verbrauchte elektrische Energie geliefert werden. Die Energiemenge würde der Explosion von zehn Atombomben pro Sekunde entsprechen.

„Thor und Odin, Loki und Hel und alle Asen und Wanen, jetzt reicht's mir aber!“ Håráld Schmetteraxt stand zornbevend vor seinem Anführer und warf ihm die wütenden Worte ins unbewegte Gesicht. „Jetzt haben wir endlich Meer und Wind in Sichtweite, und jetzt willst du sturer Hund von einem Chimmaraner, dass wir wieder nach Norden abbiegen.“

Håráld war sich der Tragweite seiner Worte wohl bewusst. Nichtsdestotrotz musste er sie loswerden. Er meinte es überdies nur gut mit Cånconnax, war er sich doch sicher, dass eine erneute Änderung der Marschrichtung in diesem Augenblick den Funken der Meuterei nach sich ziehen würde, den auch die Autorität des Chimmaraners nicht unterbinden würde können.

Die beiden hünenhaften Männer standen etwa eine halbe Meile vom Gros der Truppe entfernt auf einem Hügel und in der Ferne blitzte hell das angesprochene Meer.

„Deine Männer riechen es genau wie du und ich. Lass sie nur ein paar Tage am Strand entlang marschieren. Lass sie die würzige Seeluft atmen, nach Segeln Ausschau halten, Wind und Wellen sehen...“

„Genug, Håráld,“ zischend kamen die beiden Worte über die zusammengepressten Lippen des Chimmaraners. „Vergiss dich nicht, sonst vergess ich mich und kehr allein zurück zu meinen Männern, während du dich auf den Weg zu Hølgardoom machen kannst.“ Funken sprühten in den zusammengezogenen Augen des Riesen aus dem Norden, Funken, die sich aber problemlos brachen in dem anderen paar eisige Augen.

„Cånconnax mach keinen Fehler. Ich weiß nicht, ob ich das Tier in mir zähmen kann, wenn es losgeht. Vergiss nicht, wer und was ich bin. Eine fälsche Handlung und ich werde wieder zum Berserker, und wer dann zu Hølgardoom aufbricht, das weißt du sehr gut. In seinem Namen, Cånconnax, glaub mir, ich will es nicht, und darum reiz mich nicht.“

Dicke Adern schwollen auf der Stirn des Chimmaraners und verrieten einiges von dem Kampf, der in ihm tobte. Er wusste sehr wohl, was ihn im Falle eines Berserkeranfalls Hårálds erwartete. Es gab wahrlich nichts und niemanden auf dieser ganzen wilden Welt, das er, Cånconnax, fürchtete, außer dem Wüten eines Berserkers. Und so geschah es, dass er unter Beben und Zittern - vor Wut, nicht vor Angst, wohlgemerkt - hervorpresste: „Gut, bei Hølgardoom, dann soll es so sein. Aber probier dieses Spiel nicht noch einmal!“

Damit wandte er sich ab und stapfte zurück zum Lager. Unterwegs begegnete ihm ausgerechnet Bråk, der sich der Barbar nannte, und selbst diesem wurde flau im Magen, als er den Gesichtsausdruck wahrnahm, den Cånconnax mit sich herumschleppte.

Der blonde Barbar traf kurz darauf auf Håráld, der immer noch an der selben Stelle verharrte und mit dem Tier in seinem Inneren focht. Ein kurzer Blick in die

verkrampften Gesichtszüge des Berserkers und Brák zog es vor, den Rückzug anzutreten. Was immer zwischen den beiden Männern vorgefallen war, so überlegte sich der Barbar, jetzt war es besser, keinem der beiden über den Weg zu laufen. Es würde sich schon noch herausstellen, um was es da gegangen war.

Wenigstens hatten die Nordmänner bei ihrem Marsch wieder Wasser an ihrer Seite. Sie genossen es. Vergessen waren die Strapazen des Wüstensandes und der öden Hochtäler, vergessen die kleineren und größeren Wunden und Sonnenbrände, die geliebte salzige Meeresluft heilte alles, äußerlich und innerlich. In lockerer Formation schritten sie voran, allen voraus wie immer Cànconnax, allein mit sich und seinen Gedanken. Er warf einen kurzen Blick zurück und was er sah gefiel ihm und auch wieder nicht. Zwar freute er sich über die Gelöstheit und den neuen Unternehmungsgeist seiner Männer, aber dann wieder wurmte es ihn, dass Håråld ihn zuerst dazu hatte überreden müssen. Er hätte es selbst erkennen müssen, selbst darauf kommen wie wichtig es für die Moral seiner kleinen Armee war, wieder Wasser, Dünen und Salzwind zu riechen. Wer einmal nur am Meer war, den zog es immer wieder dorthin, und wer, wie seine Nordmänner am und im Meer großgeworden war, der konnte es ohne es kaum aushalten. Um so mehr Bewunderung verdiente die Durchhaltekraft seiner Kämpen. Abrupt wurden seine Gedanken unterbrochen, als seine scharfe Augen - ist auf die Schärfe der cimmaranischen Augen schon hingewiesen worden? - eine Bewegung am Rand des Gesichtsfeldes wahrnahmen.

Er wollte eben einen Befehl an seine Männer hinter ihm weitergeben, als er schon wieder das verflixte Organ Hårålds vernahm: „Alles zusammenrücken und vorsichtig weitergehen, schräg vor uns ist was.“

Cànconnax schlug sich mit der Faust in die offene Handfläche. Es ging im Prinzip nichts über so ausgezeichnete Unterführer wie diesen Berserker, aber, verdammt noch mal, musste er denn immer vor ihm bereit sein?!

Der Chimmaraner ließ sich langsam zurückfallen, damit sein Trupp zu ihm aufschließen konnte. Wieder entdeckte er das kurze Aufblinken von Sonnenstrahlen, die auf Metall trafen. Seinen scharfen Sehorganen entging auch nicht die huschende Gestalt hinter einer mannshohen Sandverwehung. Stümper! fuhr es ihm durch Kopf, Stümper, eine so auseinandergezogene Schar wie ihn und seine Nordmänner griff man doch nicht von vorn an, wo der Anführer marschierte, sondern rollte sie langsam und tödlich von hinten auf, bei den Nachzüglern beginnend. Vorausgesetzt es handelte sich nicht um Chimmaraner, denn bei ihnen gab es keine harmlosen Nachzügler.

Aber wer immer den Befehl über die feindlichen Leute innehatte, der hatte nicht die geringste Ahnung von ordentlicher Feldstrategie! Nun, um so leichter für ihn und seine Jungs.

Cànconnax war fast stehen geblieben, so langsam schlurfte er durch den Sand. Ein kurzer Blick nach hinten - seine Männer bildeten wieder eine geschlossene Formation, Brák ziemlich am Ende der Schar, von Håråld momentan nichts zu sehen.

Eine kaum wahrnehmbare Hand des Chimmaraners ließ seinen Haufen geordnet weitermarschieren, die rauen Fäuste sofort bereit, nach den Schwertern, Äxten und Hämmern zu greifen.

Doch soweit war es noch nicht. Niemand kam hinter den Sandverwehungen hervorgestürzt, kein einziger Pfeil zeigte sich am wolkenfreien Himmel. Nicht einmal das Geräusch sich nähernder Scharfschützen drang an die lauschenden Ohren der Nordmänner. Ist es nötig, über die Qualität chimmaranischer Ohren noch Worte zu verlieren?

Cânconnax wurde ungeduldig. Sollte er sich geirrt haben, war das vorhin eine Sinnestäuschung? Eine Halluzination? Unmöglich! Erstens passierte ihm so etwas nicht, und zweitens hatte zumindest Hårråd das gleiche mitbekommen wie er. Wo war der übrigens schon wieder? Des Chimmaraners prüfender Blick über die dichten Reihen seiner Kämpfer fand den Berserker nirgendwo.

Doch da - schon wieder blitzte es sekundenlang hinter einer Düne auf. Also waren sie noch da. Warum griffen sie nicht an? Trauten sie sich nicht mehr, nun nachdem sie sich erkannt wähen mussten? Oder waren es ihrer zu wenig und sie warteten auf Verstärkung? Oder wollten sie Cânconnax und seine Leute verunsichern und leichtsinnig werden lassen? Wie auch immer - Cânconnax beschloss, sich nicht irritieren zu lassen. Er würde den ersten Schritt nicht machen, er würde seine Formation nicht auflösen und selbst angreifen. Seine Recken waren zähe und geduldige Naturen, so schnell konnte man sie nicht beeindrucken, auch nicht durch psychologischen Spielereien, denn als solche glaubte er jetzt die Strategie des unsichtbaren Feindes zu durchschauen.

Es mussten einfach wesentlich weniger sein als sie selbst und deshalb hofften sie wohl, Cânconnax würde die Nerven verlieren und seine Leute stürmen lassen.

„Oh nein, bei Hølgardoom, nicht mit mir,“ murmelte der Hüne, „das könnt ihr mit einem anderen versuchen. Da müsst ihr euch schon was besseres einfallen lassen.“

Urpötzlich ertönte von den hintersten Reihen wüstes Kampfgeschrei. Cânconnax wirbelte herum, gemeinsam mit den meisten seiner Männer und startete auf die näherdonnernden Reiter.

„Igel!“ deutlich war das laute Organ Bråks zu vernehmen, der die Kämpfer eine Stellung einnehmen ließ, die er einmal auf einem seiner Abenteuerzüge auf einer Halbinsel gelernt hatte. Sie war, wie versicherte, die wirksamste Verteidigung gegen Angriffe durch Berittene. Und obwohl es allerhand Überredung und handfeste Argumente gebraucht hatte, bis die Nordmänner damals begriffen hatten, wie er sich dieses ‚Igel‘ vorstellte, so klappte es jetzt, da es Ernst wurde, hervorragend. Hinter ihren schweren Holz- und Fellschilden versteckt, warteten die Chimmaraner mit gezogenen Waffen auf die ersten Reiter.

Doch diese taten ihnen den Gefallen eines richtigen Angriffs nicht. Kurz bevor die ersten Hufe den Sand vor dem ‚Igel‘ aufwirbeln konnten, ertönte ein scharfer durchdringender Ruf und die Reiterschar schwenkte geschlossen in vollem Galopp nach links ab und bescherte den wartenden Nordmännern nur eine Wolke Sand und Erdklumpen, sonst nichts. Kein Waffengang, kein Erproben ihrer Verteidigungsstellung - nur Dreck und Sand gegen ihre Schilde geschleudert.

„Verdammte Bande!“ hörte Cânconnax Bråk schimpfen. „Habt wohl Schiss?“

Cânconnax wandte seine Aufmerksamkeit wieder nach vorne, als ihn ein nervtötendes Zischen aufhorchen und instinktiv seine Arme vor sein Gesicht reißen ließ. Wie er dieses Geräusch hasste! Dicht neben ihm blieb zitternd ein Pfeil im Boden stecken. Hinter sich vernahm er die ersten gedämpften Schmerzenslaute, die

ihm bewiesen, dass mehr der gefiederten Stäbe unterwegs war, und einige wohl ihr Ziel getroffen hatten.

Cânconnax verkniff sich den Befehl ‚Deckung!‘, wenn seine Leute nicht von selbst auf diese Idee kämen, dann wären sie sowieso nichts wert. Er kannte seine Nordmänner. Nach der ersten Überraschung fand so gut wie kein Pfeil mehr eine Blöße und nacktes Fleisch. Entweder die flinken Arme der Chimmaraner zerfetzten die ansausenden Todesboten noch in der Luft, oder sie wichen ihnen aus, dass sie harmlos auf den Boden fielen.

Dafür waren die Blicke der Angegriffenen umso gespannter. Überall konnte jetzt wieder der Reitertrupp auftauchen und versuchen, die vermeintliche Verwirrung der Chimmaraner ausnutzen zu können und diesmal nicht vor ihren Schilden haltzumachen.

Doch nichts - absolut nichts geschah, selbst der kurze Pfeilhagel versiegte wieder und die angespannten Nerven der Nordmänner fanden keine Entladungsmöglichkeit.

Jetzt wurde es Cânconnax doch zu bunt. Er riss seinen Mund auf und wollte den unsichtbaren Gegnern seine Wut hinüberbrüllen, als er ein zu vertrautes Organ vernahm.

„He, ihr Feiglinge da hinter den Dünen, könnt ihr mich hören?“

Wenn die ihn nicht hören konnten, dann mussten sie taub sein, ging es Cânconnax durch den Kopf, als er seinen Håráld Schmetteraxt röhren vernahm.

„Nun, ich hoffe für euch, dass ihr mich versteht. Ihr könnt mich zwar nicht sehen, aber ich habe zwanzig eurer Männer in meiner Gewalt...“

Noch bevor der Berserker weiterrufen konnte, vernahmten die Nordmänner hinter den Dünen einen unnatürlichen Wutschrei.

Håráld ließ sich nicht beeindrucken und plärrte weiter: „... denen es verdammt noch mal an den Kragen geht, wenn ihr nicht herauskommt aus eurem Versteck und euch ergebt!“

Obschon zu bezweifeln war, ob die Fremden wussten, was ein Kragen war, dürfte für sie kein Zweifel daran bestehen, was Håráld mit diesen Worten ausdrücken wollte.

Und so dauerte es nicht lange, bis eine laute, befehlsgewohnte Stimme ertönte, bei der sich dem Chimmaranerhauptmann sämtliche Härchen aufstellte.

„Kann sein, du Wicht, dass du eine Handvoll meiner Männer in deiner Gewalt hast, aber vergiss nicht, Bastard, dass ich mit einem Handzeichen etwa dreihundert deiner Leute das Licht ausblasen kann!“

Cânconnax glaubte, seinen Ohren nicht mehr trauen zu können. Diese Stimme! Diese Vulminanz! Diese Kraft! Nein - das konnte unmöglich sein! Oder doch? Diesmal kam er seinem Unterführer zuvor und brüllte nun seinerseits, was seine Lungen hergaben.

„Kârkonnán, du sturer Sohn eines starrköpfigen Vaters, wenn es sein soll, dass wir uns gegenseitig die Lichter ausblasen, dann möchte ich wenigstens sehen, wie es auch das deine erwischt!“

Stille - spannungsgeladenes Knistern überlagerte das Flirren der heißen Luft. Hatten sie alle richtig gehört? War da soeben der Name dessen gefallen, wegen dem sie überhaupt hier waren. Hatte Cânconnax eben wirklich und in vollem Ernst den Namen Kârkonnán erwähnt?

Aller Augen riss es nach links, wo plötzlich wie aus dem Nichts eine gigantische Gestalt über dem Kamm einer Düne erschienen war. Ehrfurchtgebietend stand sie da, von der Sonne umflirt, die wilde Mähne im kaum wahrnehmbaren Dünenwind leicht um den gewaltigen Quadratschädel schlingend.

„Cânconnax, du letztester meiner Freunde - was um alles in der Welt machst du denn hier?“

Bei Hølgardoom, Mitra, Bel und allen anderen Göttern, die den Haudegen aus dem Norden noch so einfielen - er war es, er war es wirklich - Kârkonnan.

Sekundenlang starteten sich die beiden Halbbrüder ungläubig an, dann rasten sie aus dem Stand aufeinander zu - Kârkonnan wie ein Lavastrom von der Düne herab, und Cânconnax wie ein wildgewordener Büffel ihm entgegen. Den Zusammenprall der beiden Titanenkörper musste man noch in Chås-Amår-Döl mitbekommen haben. Es dröhnte, knackte und schmetterte, als die beiden Chimmaranerfürsten sich ein ums andere Mal vehement umarmten, sich auf die eisenharten Muskeln schlugen, und dann endlich Zeit für ihre jeweiligen Truppen hatten.

„Kommt raus, Leute. Das sind wahrscheinlich die besten und tapfersten Freunde, die ein Mensch kriegen kann,“ brüllte Kârkonnan über seine Schulter zurück.

Und Cânconnax wandte sich an den immer noch nicht sichtbaren Schmetterax und trug ihm auf: „Håråld, lass die Leute frei und komm zu uns. Du hast es nie glauben wollen, aber ich habe ihn gefunden - meinen Bruder (Halbbruder korrigierte er in Gedanken).

Verblüfft beobachteten die beiden Chimmaraner wie etwa fünfzig Meter vor ihnen hinter einer kleinen Anhöhe der Berserker mit drei weiteren Männern auftauchte und fast schon verlegen grinsend zu ihnen kam.

„Und, wo sind jetzt meine Männer?“ wollte Kârkonnan verdutzt wissen, als Håråld neben ihm stand.

„Da, wo sie immer waren, mein Hauptmann (ein zorniger Blick von Cânconnax bestrafte ihn diese deutliche Entgleisung), bei euch hinter der Düne.“

„Soll das heißen, dass ich - oh ich Narr, ich hätte meine Leute ja bloß zählen brauchen. Respekt Cânconnax, du hast da einen fähigen Mann in deinen Reihen. Aber,“ dabei wandte er sich wieder an Håråld, „du bist kein Chimmaraner.“

„Nein ich komme aus dem Land der Muthermänner und bin ein Berserker.“

„Da merkt man, wie lange ich schon nicht mehr zu Hause war,“ seufzte Kârkonnan und sah sich staunend um. Er bemerkte Bråk und einige andere Männer, die er eindeutig als Nichtchimmaraner identifizierte, „als ich damals loszog, gab es im ganzen Muthermanngebiet nichts anders als die halbwilden Pakiten.“

„Mehr wirst du auch heute noch nicht dort finden. Mit einer einzigen Ausnahme, dem kleinen Anwesen meines Vaters Ølrik Blauzahn.“

„Das ist dein Vater?“ Kârkonnan war erstaunt. „Von ihm habe ich noch viel gehört, als ich selbst noch daheim und ein Kind war. Wie geht es ihm?“

„Mein Vater ist schon lange tot, Kârkonnan. Berserker überfielen damals unser Dorf und ich machte den Fehler, Odin dafür zu verantworten, ja ich verfluchte und verdamnte den größten unserer Götter.“

„Immer dieser Odin,“ fuhr Cânconnax grollend dazwischen, „hättest du dich an den grimmigen aber gerechten Hølgardoom gehalten, dann wäre dir das alles nicht passiert.“

„Was passiert?“ Kârkonnan kannte sich nicht mehr aus.

„Nun,“ fuhr Håráld fort, „zur Strafe für meine Lästerei wurde ich von Odin auch in einen latenten Berserker verwandelt. Unter normalen Umständen bin ich ein ganz normaler Muthemann, doch wenn immer es Odin für lustig hält, und ganz besonders, wenn ich mitten im Kampfgetümmel stecke, kann es passieren, dass das Tier in mir gnadenlos durchbricht und dann werde ich zum wilden Berserker.“

„Na ja, das ist doch gar nicht so übel, solange es überwiegend im Kampf eintritt, dass du dich verwandest. Ich selbst habe noch nie einen von euch - verzeih diese Unbedachtsamkeit - einen Berserker im Kampf erlebt, aber man erzählt Wunderdinge über sie.“

Während die drei Männer sich unterhielten, hatten auch zwischen den Reihen der Nordmänner und der Soldaten König Thôr-Saldís' die ersten Gespräche und Bekanntschaften begonnen. Zwar war die Verblüffung vor allem bei den rauen Nordländern am Anfang sehr groß, als sie zum ersten Mal Menschen mit schwarzer Hautfarbe gegenüberstanden, aber der freche Adjutant Kârkonnans, Bën-Sôn Ibn Sõöp, hatte die Scheu voreinander schnell abgebaut, und bald waren die ersten zaghaften Freundschaften geschlossen worden.

„Aber nun sag mir, Cånconnax, was hat euch so weit nach Süden getrieben? So fern ab unserer geliebten Meere?“

Cånconnax führte seinen Halbbruder zusammen mit Håráld zu einer kleinen Bodensenke und nachdem sie Platz genommen hatten, und auch Brâk zu den drei Männern gestoßen war, erzählte er ihm von seinen Träumen und Visionen.

Danach saß der Hauptmann Thôr-Saldís' längere Zeit grübelnd neben ihm. Endlich riss er sich aus seinen Gedanken und blickte abwechselnd die drei Nordmänner, dann den bunt gemischten Heerhaufen und schließlich intensiv seine mächtigen Pranken an.

„Stimmt, mein Freund,“ langsam nur kamen die Worte über seine Lippen, „wir haben hier gewaltige Schwierigkeiten, aber, ob ich euch da hineinziehen soll. Nein, Cånconnax, lass mich zuerst ausreden. Ich zögerte keinen Augenblick, euch in eine Schlacht gehen die wilden Pakiten oder die Flusspiraten zu führen, aber hier haben wir es mit verfluchter Hexerei und Magie zu tun. Hier mischen mehr mit als ein paar aufmüpfige Stammeshäuptlinge, hier hat Hølgardooms alter Widersacher T'Zulroc selbst seine Finger im Spiel. Ich weiß, der Name T'Zulroc sagt euch nichts. Auch mir war er bis vor kurzem noch unbekannt, aber ich bin überzeugt, dass selbst Hølgardoom seine liebe Mühe mit ihm haben würde, und wer Hølgardoom so gut kennt wie ich, der weiß, was das bedeutet.“

„Ob vielleicht Odin eine Hilfe wäre?“ fast schüchtern kam die Frage Hårálds.

„Hier hilft auch kein Odin, oder welcher Gott auch immer, Håráld. Was hier hilft sind vier legendäre Männer, vor denen ich, seit ich mit ihnen zusammen kämpfen konnte, den größten Respekt habe, den ich aufbringen kann.“

„Was?“ Brâk wollte nicht so recht glauben, was der berühmte Chimmaraner da soeben gesagt hatte.

„Ja, Brâk, du wirst es nicht glauben, bis du sie selbst gesehen und erlebt hast. Es sind vier Helden, die nicht von dieser Welt und Zeit sind. Drei von ihnen weilen zur Zeit am Hof des Königs, der vierte ist seit einigen Tagen verschollen. Und zusammen mit ihnen sind ihre Frauen oder Freundinnen. Brâk, Cånconnax, Håráld, ich sage euch, Frauen sind das, so etwas findet man selbst in Chimmaria nur sehr schwer.“

„Komm Kârkonnán, hör mit dieser Flunkerei auf. Das mit den vier Männern mag ja noch stimmen, aber Frauen, vor denen selbst du Respekt hast, so etwas gibt es nicht!“

„Doch Cãnconnax, warte es ab. Selbst du sturer Halbbruder wirst erkennen, wovon ich sprach, wenn wir in Chås-Amâr-Döl sind.“

„Also schön,“ Håráld dachte wieder am nüchternsten, „was können wir dann für dich und deinen König tun? Jetzt, wo wir schon mal hier sind, möchten wir auch mitmischen. Ich kann mir zudem nicht vorstellen, dass er hier etwas mystischeres gibt als meinen Knatsch mit Odin.“

„Wie ihr wollt, ihr sturen Hunde. Ich weiß nicht, wie es bei euch im Norden aussieht, und ob ihr wisst, welches Übel Ćszudrac für den Rest des Kontinents darstellt? Ihr wisst es? Gut. Wisst ihr auch, dass er sein Herrschaftsgebiet jetzt schon bis hierher ausdehnen möchte? Wäre ihm auch fast gelungen, wenn wir ihn nicht empfindlich dabei gestört hätten. Über unsere Schlachten gegen ihn erzähle ich euch gern später. Zur Zeit stellen die Horden für Chås-Amâr-Döl keine Gefahr mehr da. Aber im Süden haben sich Ćszudracs Truppen über den Seeweg festgesetzt und versuchen, das Königreich vom Wasser abzuriegeln. Dort sind jetzt die ganzen Provinzen geistig unterjocht. Wir haben keinen Kontakt mehr zu ihnen. Jared und seine Freunde sind unterwegs zu ihnen, wenn ihr bereit seid, stehen wir ihnen zur Seite.“

„Welche Frage, Kârkonnán, natürlich sind wir dabei. Aber was meinst du mit geistig unterjocht?“

„Ćszudrac muss Magier in seinen Streitkräften mit sich führen, die zum einen dafür sorgen, dass seine seelenlosen Wilden bei der Stange bleiben und zum anderen die Bevölkerung unter einer Art Hypnose gefangen hält.“

Cãnconnax erinnerte an die Fledermausbestien.

„Solche und ähnliche Bestien sind Teil von Ćszudracs Horrorarmee,“ bestätigte der Hauptmann des Königs.

„Na und, mit solchen Figuren werden wir doch spielend fertig. Nicht einen einzigen Mann haben wir verloren, und geschmeckt haben diese Biester auch noch!“

„Wie ihr meint, Freunde, wie ihr meint. Natürlich freue ich mich riesig über euer Hiersein und euer Angebot. Auch mein König ist für jeden Kämpfer dankbar. Aber ich habe euch gewarnt. Sagt später nicht, ihr hättet nicht gewusst, gegen wen ihr eure Waffen erheben müsst.“

Hatte Kârkonnán vermutet, mit diesen Worten würde er noch einmal Bedenken unter den Nordmännern erzeugen, so sah er sich angenehm enttäuscht.

Håráld war aufgestanden, bevor Cãnconnax überhaupt reagieren konnte, und hatte eine flammende Rede an die Nordmänner gehalten, insgeheim auch an die Durchhaltekraft der geforderten königlichen Soldaten appellierend, und die Antwort aus den Reihen der Nordmänner war ein einziges gewaltiges: „Bei Hølgardoom, nieder mit diesem Ćszudrac!“

Schmunzelnd wandte sich Kârkonnán an seinen Halbbruder: „Pass gut auf diesen Håráld auf, der ist imstande und setzt dich eines Tages als Führer eurer Männer ab.“

Grinsend erwiderte dieser: „Wenn schon, soll er doch. Jetzt, wo ich mein selbst gesetztes Ziel erreicht habe, gönn ich ihm das zweifelhafte Vergnügen, so einen Haufen Rabauken befehligen zu müssen.“

„Cânconnax, du gefällst mir, komm mit, und du Brák, und du auch Håråld. Ich habe hinten bei unseren Reitern einige Schläuche Bier, das genehmigen wir uns jetzt und stoßen auf unsere gemeinsamen zukünftigen Schlachten an.“

Ausdruckslose, desinteressierte Gesichter, gebrochene, des eigenen Willens beraubte Gestalten - Zombies, unter deren Oberflächen noch ein kleines Flämmchen der Hoffnung glimmte - Seelen, die ohnmächtig gegen ihre Gefängnisse stürmten, unfähig, die Klammer des Bösen zu zerbrechen, in die sie geschmiedet waren: die unglückseligen Bewohner der Südregionen von Aldariånås Königreich.

Seit jenen verfluchten Tagen, als im Hafen von Nevoâ-Stån die grausige Schwadron der kleinen Boote und Nachen mit Ćszudracs Horden gelandet war und ohne große Gegenwehr die Herrschaft übernommen hatte, seit jenen verdammten Tagen vegetierten sie mehr als sie lebten. Sie gingen ihren täglichen Beschäftigungen nach, oder vielmehr die Schnüre, an denen ihr Geist hing, leiteten sie, so zu tun, als wenn ihr Tagesablauf in nichts anders wäre als vor der Invasion.

Stumpfsinnig dem Programm folgend, das automatisch jeden Tag ablief, kamen sie ihren üblichen Arbeiten nach, handwerkten mehr schlecht als recht, bestellten ihre Felder soweit nötig, buken, kochten, aßen, schliefen - ohne sich dessen richtig bewusst zu werden.

Denn ihr Bewusstsein war nicht bei ihnen. Es war ihnen geraubt worden und durch eine Schablone ersetzt, die sie davon abhielt, dem Stumpfsinn zu verfallen und dafür sorgte, dass sie wenigstens notdürftig am Leben blieben.

So ging es jetzt schon elf Tage. Einstmals stolze und recke schwarze Jünglinge schlichen wie ihre eigenen Schatten durch die Straßen, versahen wankend und schlecht ernährt ihren Wachdienst an den Stadttoren der diversen Kleinstädte. Kräftige und vollbusige Frauen, ehemals Blickfang und Grund mancher lüsterner Gedanken, nun mit eingefallenen Wangen, glanzlosen Augen - man mochte Erbarmen mit ihnen haben - sie kümmerten sich um den Haushalt, nein, kümmern wäre zuviel gesagt, sie bereiteten ihren ebenfalls heruntergekommenen Männern und Kindern gerade so viel zu Essen, dass sie nicht ganz vom Fleisch fielen.

Mehr als dieses Notprogramm zur Erhaltung der Lebensgrundlagen sah ihr aufgepfropftes Fremdbewusstsein nicht vor.

Hämmerte und klopfte es früher aus zahllosen Werkstätten in den Handwerkergerassen der Städte, so ertönte nur noch vereinzelt ein verlassen klingendes, dünnes Pochen, wenn irgendein Schmied nicht umhin kam, einem Pferd ein neues Hufeisen anzupassen. Handwerker, deren Arbeit nicht unmittelbar lebensnotwendig waren, wie Friseur, Weber, Kupferschmiede und Töpfer taten nichts anderes mehr, als von ihren immer mehr schrumpfenden Vorräten zu leben, und zu warten, bis sie der Hungertod von ihrem unmenschlichen Dasein befreite.

Und mitten unter ihnen vegetierten genauso schlecht ihre Bezwinger, die noch seelen- und willenloseren Kreaturen Ćszudracs, die zu allem Überfluss auch noch von ihnen miternährt werden mussten.

Am schlimmsten getroffen hatte es die herrschenden reichen Familien. Sie waren für den reibungslosen Ablauf dieser Scheingesellschaft am unnötigsten und an ihnen hatte sich der Ćszudracsche Mob sein Mütchen gekühlt.

Das Zentrum der Macht des Bösen war das ehemalige Handelskontor von Nevoâ-Stån. In dem prunkvollen alten Bau hatten sich die Anführer der

gespenstischen Invasion niedergelassen und von hier aus diktierten sie mittels ihrer Zauberkraft die Vorgänge in den Südprovinzen.

Das ehemalige Büro des größten Handelsherren von Āṛrahās, des Kaufmanns J'Odâ G'Nû-Wîge, der sein immenses Vermögen mit dem Handel von Steinöl angehäuft hatte, diente einem gewissen Saïf al-Thorâ nunmehr als Wohnung und Arbeitsstube zugleich.

Die ganze Familie der G'Nû-Wîges war unter den belustigten Augen des abtrünnigen Hauptmanns und seiner Mitverschwörer Graf Agnî-Låäsch, Wî-Gal und, ja, eines wohlbekannten fettleibigen schwarz-goldenen Fürsten namens Autrûche, im Innenhof von einigen ausgesuchten Bestien Ćszudracs zerrissen und aufgefressen worden. Lediglich der jüngere Bruder des ehemaligen Handelsherren J'Odâ G'Nû-Wîge war mit dem Leben davongekommen. J-Ybô war zum Zeitpunkt des Überfall durch Autrûches Wilde unterwegs gewesen zu einem der Steinölfelder und seitdem verschollen. Nun, zum einen interessierte es weder Saïf al-Thorâ noch Autrûche sonderlich, ob noch welche der G'Nû-Wîges irgendwo herumstrolchten, und zum anderen gingen sie davon aus, dass jedweder fehlende G'Nû-Wîge dieser Gegend unter der geistigen Geißel keine Gefahr darstellen konnte.

Das einzige, was Saïf al-Thorâ im Moment wirklich störte, war der immer stärker von Fürst Autrûche beanspruchte Oberbefehl über die gesamte Szenerie. Davon ausgehend, dass es seine Horden und seine Magier waren, die die ganze Invasion ermöglicht hatten, war er mehr als einmal mit der Forderung an Saïf al-Thorâ herantreten, ihm das Oberkommando zu übergeben. Unterstützt von seinen beiden Adjutanten Scûla und Charpû suchte Autrûche immer wieder nach einem Fehler in den Plänen des Oberst, um diesen von seinem Posten zu verjagen. Doch bis dato war es Saïf al-Thorâ und Agnî-Låäsch, unterstützt von Wî-Gal noch jedes Mal gelungen, die ziemlich oberflächlich angelegten Intrigen Autrûches zu durchschauen und zu durchkreuzen.

Eben saß der abtrünnige Oberst wieder an seinem Schreibtisch und ihm gegenüber, jenseits des Tisches, der ‚Graf‘, Agnî-Låäsch.

Wütend stellte Saïf al-Thorâ seinen kristallinen Weinbecher zurück auf die Tischplatte und schimpfte unbeherrscht.

„Was denkt sich dieser fette Fürst eigentlich? So eine absolut hirnrissige Idee ist ihm ja noch nie gekommen. Ich möchte wissen, woher er die Frechheit nimmt, zu meinen, uns mit so dummen Tricks ausmanövrieren zu können? Er scheint noch immer nicht mitbekommen zu haben, dass ich schon ganz andere Kaliber als ihn aufs Glatteis und hinters Licht geführt habe.“

Immer noch ganz außer sich vor Zorn und Entrüstung stand er auf, schob seinen schweren Stuhl zurück an die Wand und lehnte sich wuchtig auf den Tisch.

„Im Ernst, Graf, sollen wir auf diese Beschuldigung überhaupt reagieren? Wenn ich mir das vorstelle, Ihr, mein werter und treuer Agnî-Låäsch, hättet Bestechungsgelder von ihm genommen, damit er über meine nächsten Pläne genau informiert werden würde. Unglaublich diese Impertinenz.“

Schnaubend drehte er sich um und zog seinen Sessel wieder zu sich. So entging ihm das kurze Aufzucken im Gesicht des Grafen, als die Sprache auf das Bestechungsgeld gekommen war.

Wieder mit Blickkontakt zu seinem Helfer, fuhr Saïf al-Thorâ in seinem Monolog fort.

„Verlangt dieser größenwahnsinnige Unterscharführer doch eine sofortige Untersuchung der Behauptung, die er selbst aufgestellt hat. Hat denn dieser Mensch nur Stroh in seinem Stierschädel? Stellt da einfach eine Beschuldigung gegen meinen engsten Mitarbeiter seit Jahren in den Raum und verlangt dann auch noch eine hochnotpeinliche Untersuchung eben dieses Falles. Graf, was sagt Ihr denn selbst zu dieser ganzen Absurdität?“

Der so beschämend beschuldigte ‚Graf‘ wollte eben seine sorgsam zurechtgelegte Antwort an den Mann bringen, als die große Tür zu Saïf al-Thorâs okkupiertem Büro aufschwang und mit hochrotem Kopf, dicken Schweißperlen auf der fetten Stirn, Wî-Gal hereingeschwapp kam.

„Hauptmann, Hauptmann,“ brachte er zwischen Keuchen und Stöhnen hervor. „Fremde Schiffe in Sicht. Sie steuern genau auf den Hafen zu.“

Sofort war Saïf al-Thorâ wieder neben seinem Sessel, kurvte um den klobigen Tisch und stürzte seinem Offizier entgegen.

„Wieviele? Bekannte? Weiß die Hafenvache Bescheid?“

„Drei. Eines ist die ‚Lachmöwe‘. Die Wache ist informiert.“

„Danke!“ So liebte er es. Knappe präzise Auskünfte, mit denen etwas anzufangen war. Ja, der Dienst in der Armee hatte eben schon so seine Vorteile.

„Weiß Auutrûche Bescheid?“

Jetzt musste Wî-Gal passen: „Ich bin sofort nach Erhalt der Meldung hierher gekommen. Aber wie ich den Fürsten kenne, ist er garantiert auch schon informiert.“

Nickend wanderte Saïf al-Thorâ in dem großen Büro hin und her. Auch Agnî-Låäsch war aufgestanden und unruhig zu einem der geöffneten Fenster getreten. Von hier aus hatte er einen weiten Blick über die versklavte Stadt. Eine kurze Weile schaute er den schwerfällig dahin trottsenden Menschen zu, den wenigen die er entdecken konnte, dann wandte er sich abrupt um und meinte.

„Wir sollten jetzt keine Zeit verlieren und uns sofort mit Auutrûche zusammensetzen. Jetzt dürfen wir uns nicht über Kompetenzen streiten. Mit der ‚Lachmöwe‘ ist nicht zu spaßen.“

„Ich weiß, ich weiß, mein guter Graf. Darüber denke ich auch gar nicht nach. Ich habe mir vielmehr überlegt, wie es sein kann, dass das Schiff so nahe an den Hafen herankam, ohne von unseren Magiern unter Kontrolle gebracht worden zu sein. Am besten, Ihr seht sofort einmal nach ihnen und kümmert Euch darum. Wir zwei, mein Freund Wî-Gal, machen uns auf den Weg zu dem Stiernackigen und hören uns an, was er hierzu zu sagen hat.“

Die drei Männer verließen das geschmackvoll, wenn auch ein wenig übertrieben eingerichtete Büro, das einst dem Steinöl-Händler gedient hatte und machten sich auf ihre Wege. Kurz darauf bot Agnî-Låäsch ab, um zu den Magiern zu eilen, während Saïf al-Thorâ und Wî-Gal der Residenz Auutrûches entgegenstrebten, wie der Fürst sein Büro zu bezeichnen pflegte.

Doch so weit brauchten sie gar nicht laufen, bereits auf halben Wege kam ihnen das rivalisierende Triumvirat entgegen.

„Ah, der Herr Oberst, Verzeihung, Hauptmann weiß offensichtlich auch schon Bescheid,“ war des Fürsten zynischer Ausruf, als er die beiden herankeuchenden Männer sah. „Das trifft sich gut, dann können wir gleich zur Sache kommen. Wo habt Ihr übrigens Euren Verräter? Habt Ihr ihn endlich ins Verlies gesteckt?“

Nur mühsam konnte Saïf al-Thorâ seine Wut unter Kontrolle bringen.

„Der Graf stattet den Magiern einen Besuch ab, werter Herr Fürst. Und Euch rate ich, ihn Zukunft diese Vorverurteilungen zu unterlassen, die beständig in Eurem Kopf herumspuken. Ohne die tatkräftige Unterstützung des ‚Grafen‘ wäre es uns damals in Chås-Amâr-Döl nie gelungen, der Königin habhaft zu werden...“

„... um sie dann dilettantisch wieder zu verlieren. Aber vergessen wir das für den Augenblick. Ihr habt gut daran getan, nach unseren Hexern zu schicken. Mich wundert selbst, dass die fremden Schiffe so unbehelligt bis hierher kommen konnten. Vielleicht wirkt die Magie nicht, wenn Wasser im Spiel ist.“

Seltsam, so rivalisierend sie untereinander auch waren, so hatten sie doch alle fünf ganz von selbst den Weg in Richtung Hafen eingeschlagen. Das großzügig gebaute Haus des alten J’Odâ G’Nû-Wîge gestattete es ihnen, die Hafenanlagen, und dort vor allem die Stube des Verteidigungs-offiziers zu erreichen, ohne nur ein einziges Mal auf die Straße hinaus zu müssen. So verschachtelt war die ganze Gegend rund um den Hafen, dass es immer irgend einen Gang und ein weiteres Gebäude gab, durch das sie bis zum Hafen gelangen konnten.

Dort angekommen scheuchten sie den schwarz-gold gekleideten Soldaten, der momentan die Wache übernommen und die Ankunft der fremden Schiffe bemerkt hatte, hinaus und klemmten sich an die auf Stativen montierten einfachen Fernrohre. Sie sahen sie sofort, die fremden Schiffe. Fremde Schiffe natürlich nur zum Teil, denn zumindest Saïf al-Thorâ und Wî-Gal kannten einen der ankommenden Segler. Ja, es war ohne Zweifel die ‚Lachmöwe‘, doch ihr im Kielwasser folgten noch zwei andere, mindestens genauso große und schlanke Kriegsfregatten.

„Noch sind sie alle außer Reichweite der Hafengeschütze,“ brummelte Autrûche in sein Doppelkinn.

„Ja, und wie ich den Kapitän der ‚Lachmöwe‘ einschätze, so weiß er ziemlich genau, wie weit er sich noch gefahrlos heranwagen kann.“

„Ihr kennt den Kapitän eines der Schiffe?“ wandte sich Autrûche an Saïf al-Thorâ und ließ von seinem Fernrohr ab. Auch Saïf al-Thorâ ließ sein einfaches Teleskop los und erwiderte: „Ja, das Kommando auf der ‚Lachmöwe‘, dem vordersten der drei Schiffe, führt Commodore Buïl-Blâz. Ich vermute, die beiden anderen Schiffe werden ebenfalls von königlichen Kapitänen befehligt.“

„Sie haben soeben Anker geworfen,“ meldete sich Scûla zu Wort.

„Also doch, Buïl-Blâz muss auf der ‚Lachmöwe‘ sein. Nur er kennt die Reichweite unserer Kanonen. Nun denn, seine eigenen dürften auch nicht weiter reichen. Soll er dort draußen doch ankern, bis er schwarz wird. Oh, entschuldigt Fürst, das war keine Anspielung auf Eure Farben, dies ist nur ein hier gebräuchliches Sprichwort.“

Schnell musste Saïf al-Thorâ dies hinzufügen, denn das Glitzern in den Augen des Fürsten war alles andere als freundlich gewesen.

Vor der Tür zur Stube des Wachhabenden war Stimmengewirr zu hören, dann ging sie auf und ein Soldat in den Farben des Fürsten eilte herein, salutierte kurz vor seinem Herren, bedachte die anderen mit einem stirnrunzelnden Blick und meldete: „Mein Fürst, dieser fremde Offizier, Agnî-Lâäsch oder so, lässt ausrichten, Ihr möchtet bitte so schnell, als Euch möglich ist, zu ihm und den Magiern zu kommen. Ach ja, und die beiden ‚königlichen‘ Offiziere da sollt Ihr bitte auch mitbringen.“

„Ist gut. Du kannst abtreten.“ Nicht ohne einen spöttischen Blick auf Saïf al-Thorâ und Wî-Gal, deren Gesichter zornrot angelaufen waren, schickte Atrûche seinen Untergebenen wieder hinaus und machte sich dann ebenfalls auf den Weg zu den Gemächern der Hexer.

Die drei Magier Ćszudrac hatten sich in der höchsten Kammer des Hafenkompleses eingerichtet. Von dort aus, so behaupteten sie, hatten sie die optimalste geistige Kontrolle über das Land.

So kam es, dass die fünf Männer, drei von ihnen schleppten ganz schön Lebendgewicht mit sich herum, stöhnten und schwitzten, als sie endlich die zahllosen Stufen hinaufgestiegen waren in den Turm, von dem aus das eigentliche Übel gesteuert wurde.

Scûla und Charpû waren zum erstenmal in diesem Raum und verwundert und beeindruckt zugleich blickten sie sich um. Nur von einigen schwarzen Kerzen beleuchtet lag der größte Teil des Gemachs in undurchdringlicher Finsternis. Soweit sie erkennen konnten, handelte es sich um einen nahezu runden Raum von beachtlichen Ausmaßen, mit zahlreichen Fensteröffnungen nach allen Seiten, durch die jedoch merkwürdigerweise kein Tageslicht hereindrang. Obwohl an den Fenstern kein Vorhang oder Verschlag angebracht war, drang kein Sonnenstrahl zu ihnen herein. Daher war auch keine Sicht nach draußen möglich. Etwas unbehaglich war den beiden schon bei dieser Erkenntnis, aber wirkliches Schauern überfiel sie erst, als ihre Augen nach einer kurzen Anpassungszeit nähere Einzelheiten des Raumes ausmachen konnten.

So ziemlich in der Mitte saßen drei vermummte Gestalten um einen kleinen runden Tisch, dessen Oberfläche wie ein schwarzer Spiegel schimmerte. Vermummte Gestalten, so dachten sie zuerst, doch dann kamen ihnen ernstliche Zweifel, ob die drei schwarzen Schatten wirklich vermummt waren, oder ob sie einfach nur so dunkel wirkten, weil sie eben nicht viel mehr als Schatten waren, deren Konturen einmal so und einmal so aussahen. Ihrer beiden Augen fingen an, ihnen wehzutun, als sie sich bemühten, die formlosen Konturen der drei Zauberer exakter zu erkennen. Zwinkernd und blinzeln mussten sie letztendlich ihre Köpfe wegdrehen um nicht vollends verrückt zu werden. Dabei bemerkten sie, dass auch die anderen vier Männer im Raum wohlweislich nicht zu den drei Schatten um den Spiegeltisch hin sahen.

„Natürlich wirkt unser Zauber auch über dem Meer!“

Von irgendwoher kam plötzlich diese Stimme, mehr einem krächzenden Flüstern gleich, denn einem menschlichen Laut.

„Aber auf diesen drei Schiffen ist irgend etwas, das stärker wirkt als unsere gemeinsame Magie. Auf diesen Schiffen herrscht ein unnatürlich klarer Kosmos der Harmonie, gegen den wir unser Chaos nicht wirken lassen können. Hier kann nur noch T'Zulroc selbst etwas ausrichten, vielleicht auch Ćszudrac. Unsere Macht reicht jedenfalls nicht aus, die Entitäten auf dem Schiff in unserem Sinne zu beeinflussen.“

Atrûche, dessen Magier es waren, und der mit ihnen die meiste Erfahrung besaß, wandte sich an die drei Schattenwesen, ohne sie anzusehen.

„Was ist das, das Euch hindert? Was ist dieser Kosmos?“

Wieder ertönte ein Krächzen, das eine Sprache darstellen sollte.

„Es hängt mit einer Person zusammen, die auf einem Schiffe ist. Ihr Geist ist so stark von der krankhaften kosmischen Ordnung geprägt, dass unser Wille an ihr

abprallt. Außerdem trägt sie etwas bei sich, das ihre ungesunde positive Strahlung verstärkt und an die anderen Entitäten weitergibt.“

„Das heißt also,“ mischte sich zögernd Saïf al-Thorå ein, „dass wir gegen die da draußen mit normaler Waffenkraft vorgehen müssen.“

„So ist es, du, der du dich Saïf al-Thorå nennst.“

Ich nenne mich nicht so, ich heiße so, fluchte Saïf al-Thorå lautlos.

Stille breitete sich in der Magierkammer aus. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

„Nun gut,“ Auîtrûche brach das unbehagliche Schweigen, „solange sie nur da draußen dümpeln können sie uns nicht gefährlich werden. Haltet Ihr, oh Zauberer, nur weiterhin die anderen Leute in ihrer Umnachtung. Mit den Seglern werden wir dann schon fertig.“

Damit verabschiedeten sie sich aus dem düsteren Gemach und schleppten sich die verdammt vielen Stufen wieder hinunter.

„Hölle, Tod und Teufel! Was war das?“ Saïf al-Thorå, der als erster in der Reihe die Stufen hinunterkeuchte, war unvermittelt stehen geblieben und starrte entgeistert zu einer der Schießscharten hinaus, die die Turmmauer in unregelmäßigen Abständen unterbrachen. Die hinter ihm gehenden Männer stießen auf ihn und zwangen ihn zwei weitere Stufen hinunter, dann war der ganze Zug zum Stillstand gekommen und auch die anderen suchten Schießscharten und starrten hinaus, um zu sehen, was den Oberst so erschreckt hatte.

Und auch sie sahen es sofort, und hörten es, und fühlten es.

Was sie fühlten, war folgendes: der ganze Turm wackelte und zitterte mit einem Mal, als wollte er in sich zusammen fallen. Was sie hörten? Einen schmetternden Schlag nach dem anderen und das Bersten von Mauerwerk direkt bei ihnen und weiter draußen entlang der Hafenanlagen. Und was sie sahen? Sie glaubten ihren Augen nicht zu trauen. Die drei Segler waren bis auf etwa zweihundert Meter an die Hafenanlagen herangekommen und jagten Schuss auf Schuss aus ihren Kanonen - und kein einziger Schuss dröhnte ihnen aus der Hafenverteidigung entgegen. Nicht ein einziger - oder doch? Ja, dort hinten sahen die entsetzten Männer, wie zwei kleine Sechspfünder ihre Kugeln gegen die Segler schickten, doch chancenlos. Die Reichweite der kleinen Salutgeschütze stellte keine Gefahr für die stetig feuernden Fregatten dar.

Wieder wummerte es direkt unter ihnen und gefährlich neigte sich eine der Wände nach innen. Doch der Turm hielt und die sechs Männer beeilten sich, hinunterzukommen, und die Nichtverteidigung des Hafens zu erforschen.

Hätten sie gewusst, was für ein rabenschwarzer Tag da für sie hereinbrach, sie hätten alles andere liegen und stehen gelassen und ihr Heil in der Flucht gesucht. Da sie aber zu diesem Zeitpunkt eben noch nicht wissen konnten, was zur gleichen Zeit an der Nord- und an der Ostseite ihres versklavten Gebietes los war, so hatten sie momentan nur Augen und Ohren für das Ungeheuerliche, dass offensichtlich niemand daran dachte, den Seglern ernsthafte Gegenwehr zu leisten.

Sie konnten ebenfalls nicht wissen, dass im ganzen zentralen Verteidigungsblock der Hafenanlagen so gut wie kein Wilder mehr war, der irgend etwas hätte unternehmen können, dass ganz im Gegenteil ein junger Mann mit wutverzerrtem Gesicht durch Gänge und Säle hetzte, und, wo immer er auf einen geistig

Versklavten traf, diesen kurz berührte und dann weiter jagte auf der Suche nach den bestialischen Mördern seiner Familie.

Jeder, den der Racheengel mit einem der Steine, die er um den Hals trug, berührte, schüttelte sich, wie aus einem bösen Traum erwachend, und machte sich sofort auf, andere Befreite zu suchen, und Freunde zu gewinnen, mit denen sie gemeinsam loszogen, zu einigen Plätzen in der Stadt, an denen sich kurz darauf mörderisches abspielen sollte. Doch davon später.

Begleiten wir zunächst J-Ybô G'Nû-Wîge auf seiner Suche nach den Bestien, die seinen Bruder, seine Mutter, seine Schwester und all die anderen seiner Familie hatten niedermetzeln lassen.

Während er so voller Wut und Ingrimms durch die Hafenanlagen eilte, immer wieder Versklavte befreiend, kehrten seine Gedanken kurz zurück zu jenem geheimnisvollen Mann, dem er diese seine Chance verdankte.

Durch Freunde hatte er von dem namenlosen Grauen im Hause seines Bruders erfahren, als er selbst gerade auf einem der familieneigenen Steinöl-Felder nach dem Rechten sah. Irgendein lebensrettender Instinkt hatte ihn davor bewahrt, sofort zurückzukehren nach Nevoâ-Stân, um die Mörder zu stellen. Statt dessen war er in seiner Verzweiflung nordwärts geritten, nach Châs-Amâr-Döl. Er konnte nicht mehr sagen, was es war, das ihn magisch in die Hauptstadt gezogen hatte. Über die ganze Reise und die Erlebnisse dort hatte er keine exakte Erinnerung mehr. Nur bruchstückhafte Fetzen waren ihm im Gehirn haften geblieben. Undeutlich hatte er noch im Kopf, dass er in einem der Gemächer des Königs von einem schlanken Mann in eigenartiger Kleidung empfangen worden war, der ihm viele Fragen gestellt, dann lange nachgedacht und sich schweren Herzens von etwas getrennt hatte, das J-Ybô jetzt um seinen Hals trug. Jahreszeiten-Steine, hatte der Mann behauptet, hießen die vier diamantenen Stücke. Mit ihrer Hilfe sollte es ihm gelingen, dem Einfluss der fremden Macht in Nevoâ-Stân zu entgehen, und außerdem all diejenigen von dieser Macht zu befreien, die er mit ihnen berührte.

Er war wieder aufgebrochen mit einem frischen Pferd, hatte ab der Grenze zu den Provinzen den Besessenen gemimt und es geschafft, sich Zutritt zu den Verteidigungsanlagen des Hafens zu verschaffen. Dort war es ihm nach kurzer Zeit gelungen, die arglosen Soldaten und Wilden Ćszudracs zu überwältigen und nahezu alle Kanonenschützen auszuschalten - sprich zu töten. Eine Handvoll weiter entfernte Geschützmannschaften waren ihm entgangen, doch spielten diese in seinem Plan ohnehin keine Rolle. Nachdem diese blutige, aber durchaus befriedigende Arbeit beendet gewesen war, hatte er aus einem Beutel einen kleinen mechanischen Vogel herausgeholt, einen winzigen Knopf an ihm gedrückt, wie ihm der fremde Mann instruiert hatte, und dann war der metallene Flieger durch eines der Hafenfenster davon gesauert und zu den Seglern draußen vor dem Hafen geflogen.

Was das für ein merkwürdiger Vogel aus Blech war, den er losgeschickt hatte, Bëllith und Buil-Blâz zu unterrichten, wusste er nicht, es war ihm auch völlig gleichgültig. Wichtig war nur, dass dieser Teil des Planes erfolgreich abgeschlossen war, und er sich wieder voll und ganz seiner Rache widmen konnte.

Bald kam J-Ybô in Gänge und Räume, in denen er sich blind auskannte. Er war wieder in den weitläufigen Anlagen seines Vaterhauses. Überall weckte er Zombies auf und schickte sie zu bestimmten Stellen der Stadt, wo sie sich sammeln

sollten und auf den Augenblick warten, wenn sie die drei kleinen Lager überfallen sollten, in denen die Wilden des Fürsten Autrûche sich aufhielten.

In einem der Räume, die ihm seit seiner Kindheit vertraut waren, entdeckte er einen der Freunde, die ihn damals unterrichtet hatten, was mit seiner Familie geschehen war. Er trat zu ihm, legte dem apathisch an einem Tisch kauern den die Steine auf die Stirn und wartete, bis dieser zu sich kam.

Schnell klärte er ihn über die ganze Sache auf und meinte dann: „Ich würde mich freuen, Pâi-Ôki, wenn du mit mir kommen würdest. Zwei sind besser als einer, und da es keinen gibt, dem ich mehr vertraue als dir...“

„Selbstverständlich, J-Ybô, waren wir zwei nicht immer wie ein Herz und eine Seele? Lass uns eilen!“

Die beiden Freunde J-Ybô und Pâi-Ôki stürmten weiter, bis sie aus einem der verschlossenen Räume vor sich Stimmengewirr vernahmen. Sowohl J-Ybô als auch Pâi-Ôki hatten sich unterwegs mit Schwertern und langen Messer bewaffnet, die der junge G'Nû-Wîge von den getöteten Wachsoldaten mitgebracht hatte.

Vorsichtig schlichen sie näher an die Tür und legten ihre Ohren an das Holz. Was sie hörten bestätigte ihre ersten Vermutungen beim Erklingen der Stimmen. Sie waren am Ziel.

„Da muss ein Verräter unter uns sein, Saïf al-Thorâ, glaubt es oder glaubt es nicht. Wie sonst kann die gesamte Wachmannschaft umgebracht werden und immer mehr der versklavten Leute frei uns über den Weg laufen?“

„Ach Autrûche, nun habt Euch doch nicht so. Die paar lumpigen Gestalten, die wir unterwegs niedergemacht haben stellen doch keine Gefahr da. Und wegen der ermordeten Wachen, so habe ich da meine eigene ... Vorsicht!“

Bei seinem Schrei wurde die Tür aufgerissen und zwei verwegene Burschen mit langen Messern und Schwertern drangen auf die verduzten sechs Männer ein. Blitzschnell riss Saïf al-Thorâ seinerseits seinen Säbel aus der Scheide und drehte sich zur Seite. Mit der freien Hand packte er den ‚Grafen‘ Agni-Lâäsch und wirbelte den Verblüfften genau auf die beiden anstürmenden Männer zu.

Während dieser sich unerwartet einer funkelnden Schwertspitze gegenüber sah, hatte Saïf al-Thorâ mit schnellen langen Schritten das andere Ende des Raumes erreicht. Dort bewies er noch einmal seine Geistesgegenwart, als er dem ebenfalls herbeigeeilten Charpû den Ellbogen in die Magengrube hieb, den Zusammengekrümmten nach hinten schleuderte und gedankenschnell durch eine Tür nach draußen verschwand.

Da J-Ybô und Pâi-Ôki nicht wussten, wer von den sechsen wer war, nahmen sie es nicht so tragisch, dass kurz hintereinander zwei der Männer durch die hintere Tür verdufteten; sie hatten mit den restlichen vieren schon genug zu tun.

Jetzt zahlte es sich aus, dass sie von früher Jugend an sich im Schwertkampf geübt hatten. Der eine der Männer, der Pâi-Ôkis Schwert entgegengewirbelt worden war, hatte nicht einmal die Zeit gehabt, zu sehen, wem er gegenübergestanden, da hatte ihn der kalte Stahl auch schon durchbohrt. Noch im Fallen des Feindes zog Pâi-Ôki sein Schwert aus dem sterbenden Körper und wandte sich den anderen zu.

Auch J-Ybô hatte den ersten Feind gefällt. Scûla lag mit durchtrennten Hals in einer sich rasch ausbreitenden Blutlache, als sich endlich Wî-Gal dazu aufraffte, sein kurzes Zierschwert zu ziehen und sich todesmutig dem anstürmenden jungen Mann entgegenzustellen.

Mit der ganzen Wucht seiner drei Zentner prallte der massige Wî-Gal auf den jungen J-Ybô. Die lange Klinge des G'Nû-Wîge glitt an den Fettschichten ab und der Junge wurde nach hinten gestoßen. Ausgerechnet hinter ihm aber lag der tote Scûla und in dessen Blute rutschte J-Ybô aus und fiel zur Seite, als sich Wî-Gals Zierschwert in seine Seite senkte. Nun ist ein G'Nû-Wîge nicht so leicht aus dem Konzept zu bringen, und, den stechenden Schmerz in seiner Hüfte missachtend, zog er eines der Messer aus seinem Hosenbund und warf es zielsicher.

Womit wiederum Wî-Gal nicht gerechnet hatte, denn dass ihm plötzlich ein Messergriff aus der Kehle ragte und kurz darauf dunkelrotes Blut um ihn spritzte, war zuviel für ihn. Er ließ sein Zierschwert entkräftet fallen, versuchte noch einmal einen gurgelnden Schrei - und verstarb.

Blieb also nur noch Charpû, dem ebenfalls kein gütiges Schicksal beschieden war. Noch immer nach Luft ringend durch den Ellbogencheck Saïf al-Thorâs, gab er dieses Vorhaben ganz plötzlich auf, als ein mit aller Kraft und allem Hass geführter wuchtiger Schlag Pâi-Ôkis fein säuberlich sein dümmliches Haupt von seinem verfetteten Körper trennte.

Saïf al-Thorâ und Austrûche waren sich noch nie so einig gewesen wie in jenen Sekunden, als es um ihr nacktes Leben ging. Kaum hatten sie den Raum verlassen, der für ihre Mitarbeiter zur Hölle geworden war, als sie, ohne sich anzusehen, beide wussten, wohin sie sich als nächstes wenden mussten.

Noch stand der Turm, wenn er auch bedenklich wackelte. Sie stürmten erneut die vielen Stufen hinaus, diesmal nicht einmal die Zeit findend zu stöhnen und zu ächzen. Die Todesgefahr in ihrem Nacken verlieh ihnen Flügel und kurz darauf standen sie schnaufend und pfeifend auf schwankendem Boden im flackernden Kerzenschein und lauschten, was die drei Schatten ihnen mitteilten.

„Es ist wohl vorerst alles verloren. Krächz, krächz!“

Ein erneutes Zittern durchdrang das Gemäuer, aber die magischen Kräfte der Drei hielt das Mauerwerk vorerst noch zusammen.

„T'Zulroc ist uns zur Zeit wohl nicht zu gut gesonnen. Die drei Schiffe im Hafen haben soeben an den Molen festgemacht und die Besatzungen ergießen sich in die Straßen um mit den befreiten Menschen gemeinsam unsere Wilden niederzumetzeln. Dort unten spielen sich abscheuliche Szenen ab. Wir können nichts mehr dagegen unternehmen. Zu stark ist diese gemeinsame Kraft der Einen und der plötzlich aufgetauchten Jahreszeitensteine. Doch - das ist noch nicht alles, was wir erfahren konnten. Nicht nur hier hat T'Zulroc Niederlagen einzugestehen. Nein, gänzlich unerwartet kommt auch noch, dass unsere vorgeschobenen Posten so gut wie vernichtet sind. Die Horden, die wir nach Osten geschickt haben existieren in diesem Moment bereits nicht mehr. Ein mächtiges Heer, über dessen Existenz und Herkunft wir nicht informiert waren, hat alles niedergemacht, was ihm im Weg war. Zuerst unsere Fledermausreiter und nun auch unsere Fußtruppen. In wenigen Stunden wird dieses fremde Heer bereits hier sein und sich mit den Truppen des EWIGEN HELDEN treffen, die unterdessen von Norden kommend, die letzten der Geschöpfe unseres Meisters Ćszudrac umgebracht haben.

Wir haben verloren, du, der du dich Saïf al-Thorâ nennst, und auch du, der du Austrûche zu heißen behauptest. Ćszudrac weiß dies auch und Ćszudrac ist wütend. Auch T'Zulroc ist enttäuscht. Doch beide geben euch keine Schuld, noch nicht. Aber uns werden sie strafen, doch davor fürchten wir uns nicht. Es liegt an euch,

du, der du dich Saïf al-Thorâ nennst, und du, der Auîtrûche zu heißen behauptest, was ihr zu tun gedenkt. Wir können euch direkt zu Ćszudrac bringen, oder aber, ihr kommt mit uns. Wie haben keine Lust, uns Ćszudrac oder gar T'Zulroc zu stellen. Wir werden uns auf eine andere Reise begeben. Nun - wie entscheidet ihr euch?“

Nur einen kurzen Augenblick sahen sich die beiden Menschen an, dann hatten sie ihren Entschluss gefasst.

„Wir kommen mit euch!“ gab ihn Auîtrûche für sich und Saïf al-Thorâ bekannt.

„So soll es sein!“

Als kurz darauf das stattfand, was die drei Schattenwesen vorhergesagt hatten, als nämlich mitten in Nevoâ-Stân das Zusammentreffen der Sieger kurz bevorstand, konnte man sehen, wie sich aus dem höchsten Turm der Hafenanlagen eine schwarze Wolke ihren Weg aus einem der Fenster bahnte, steil nach oben stieg und in dem blauen Nachmittagshimmel verschwand. Minuten später brach der arg ramponierte Turm donnernd und staubend zusammen.

Doch das wurde nur am Rande wahrgenommen. Viel zu groß war die Freude zu diesem Zeitpunkt, als sich gegenüberstand, wer schon nicht mehr an einen guten Ausgang des Abenteuers gehofft hatte.

Umgeben von den jubelnden Scharen der befreiten Menschen hatte sich mitten auf dem Marktplatz von Nevoâ-Stân ein großes Fest entwickelt. Von irgendwoher waren in Windeseile Tische und Bänke herbeigeschafft worden und noch ehe sich einige Leute versahen, war auch eine Estrade gezimmert worden, auf der die Sieger mit allem Gloria und aller Vehemenz gefeiert wurden.

Wie zwei Götter aus vergangenen Sagen thronten Kârkonnân und Cânconnax Statuen gleich neben den Prinzen Jared, Eisenfaust und Hetjuskapur und ließen die Lobeshymnen der Menschen über sich ergehen.

Direkt unterhalb der Estrade saßen an den vielen Tischen, die sich bogen unter dem einfachen, aber herzhaften Essen, die Nordmänner von Cânconnax und erfreuten sich der Begeisterung des weiblichen Teils der befreiten Bevölkerung. Auch die Soldaten Hammers und Wu-Kânes kamen nicht zu kurz und wussten nicht, wofür sie sich zuerst entscheiden sollten, für die großen Humpen Bier und Met oder für die immer noch ganz wohlgerundeten Bewunderinnen.

Jeder, wie er wollte. Brâk zum Beispiel gelüstete es mehr nach einem Krug kühlen Bieres, als nach einem warmen Kuss. Schmetteraxt wiederum erging es genau umgekehrt.

Kârkonnân und Cânconnax waren natürlich auf ihrem Podest ebenfalls nicht zur Enthaltbarkeit verdammt. Auch sie bekamen reichlich von beidem. Lediglich die drei Prinzen verhielten sich sowohl im Genuss des Alkohols als auch dem der weiblichen Verehrer wesentlich abstinenter. Wenngleich letzteres Jared und Eisenfaust augenscheinlich schwer fiel.

Mitten in den ausgelassenen Feierlichkeiten breitete sich plötzlich Unruhe unter den fröhlichen Menschen aus. Vom Hafen her drängte sich ein Keil in die festliche Masse und erreichte das Zentrum der Fröhlichkeit.

Auch Kârkonnân war die Unruhe unter ihm aufgefallen und er hielt für einen Augenblick in seinem momentanen Flirt inne, um nach dem Grund zu sehen. Dann sprang er wie von einer Feder geschnellert kerzengerade empor und stierte auf das, was er da sah.

Wie ein Walküre durchbrach in diesem Moment Bëllith die vordersten Reihen der Feiernden und reckte stolz ihr Haupt.

„Bei Hølgardoom, was für eine Frau!“ entfuhr es dem Barbarenhäuptling, „was für eine Frau!“

Ein kräftiger Fausthieb zwang den ebenfalls aufgesprungenen Cånconnax wieder auf seinen Stuhl und dann stürmte Kârkonnan wie ein Büffel hinunter in die Menge. Wenn es überhaupt eine Frau geben sollte, die an seiner Seite leben durfte, dann sie.

Auch Bëllith war beim Anblick des muskelbepackten bronzehäutigen Barbaren wie vom Donner gerührt stehen geblieben.

„Was für ein Mann!“ zischte sie aus zusammengekniffenen Lippen. Dann weiteten sich ihre Augen, als sie den Hünen auf sich zustürmen sah und dann...

... dann belassen wir es besser bei unserer eigenen Phantasie, was den weiteren Verlauf der Dingen zwischen diesen beiden heldenhaften Menschen anbetrifft.

Nur soviel sei noch gesagt. Zwei Tage später zogen die vereinten Heerscharen des Königs und der Nordmänner wieder nach Norden, an den Königshof, während ein stolzes Segelschiff zusammen mit zwei verliebten Menschen und einer wilden Mannschaft nach Nordosten den Hafen von Nevoâ-Stân verließ, um einem verschollenen Helden bei einer unbekanntem Aufgabe irgendwo im unerforschten Norden beizustehen. Die beiden königlichen Fregatten unter Commodore Buil-Blâz und einem weiteren Kapitän blieben in Nevoâ-Stân, um sicherzustellen, dass dem Königreich von Süden keine Gefahr mehr drohen kann.

NOMKMR

„Aaaaah!“
„Wie?“
„Ich sagte Aaaaah!“
„Das hab ich gehört, aber warum?“
„Weil Aaaaah der Ausdruck des Wohlbefindens ist, Iiiiih der Ausdruck des Ekels oder des Erschreckens, Oooooh der Ausdruck der Ungläubigkeit oder des Erstaunens, Uuuuuu der Ausdruck der Angst und Eeeeh gar nichts darstellt.“
„Aha, und für welches Wohlbefinden steht nun dein Aaaaah?“
„Dafür, dass ich mir endlich nach 376 Seiten eine kleine Pause gönnen kann.“
„Wieso, Pause? Die Geschichte ist doch wohl noch nicht zu Ende? So mitten drin?“
„Nein, natürlich nicht. Ich hab ja auch nicht gesagt Ende, sondern Pause. Ihr versteht? Verschmaufen, Luft holen, aufs Klo gehen und so weiter.“
„Doch, klar, wir verstehen. Du hast also den Faden verloren und brauchst ne schöpferische Pause?“
„Quatsch, ich hab den Faden nicht verloren. Wie kommt ihr darauf?“
„Weil deine Geschichte mittlerweile ganz schön viel Löcher, Lücken und Ungereimtheiten aufweist.“
„Wie? Löcher, Lücken - was denn zum Beispiel?“
„Geh du erst mal zum pinkeln. Und wenn du wiederkommst hast du eine Liste von uns vorliegen. Okay?“
„Nein, ich will es jetzt gleich wissen.“
„Schön, wie du meinst. Die Liste hab ich ohnehin schon während der Story erstellt. Also hör zu:
1. Wo genau hält sich momentan der Lord Ravenclaw auf?
2. Wo genau befinden sich zur Zeit seine Rhalina mit den Soldaten?
3. Wer genau ist dieser ominöse Skiller P1?
4. Was machen die beiden überlebenden Piraten zur Zeit?
5. Wohin sind die drei Magier mit Saif al-Thora und Atrüche geflohen?
6. Warum hat Tszudrac seine Magier nicht auch gegen die Hauptstadt eingesetzt?
7. Was ist mit den Drachen passiert, zu denen kein Kontakt mehr hergestellt werden konnte?
8. Wie will Hetjuskapur das Problem mit seiner Geliebten lösen?
9. Was war das für ein merkwürdiger mechanischer Vogel am Ende der Geschichte?
10. Wer ist diese Bëllith wirklich und wo kommt sie her?
11. Wie konnte Atrüche den Kindern entkommen?“
„Langsam, langsam. Das sind keine Löcher und Lücken, das sind lose Enden, ohne die die Geschichte nicht weitergeführt werden könnte. Das wird sich alles klären. Ich erkenne darin keine Ungereimtheiten.“
„Einverstanden. Was gibt es?“
„**Wir glauben, wir wissen jetzt, wo der Alte abgeblieben ist.**“
„Und?““

„Wir befürchten, er hat sich in die Geschichte geschmuggelt. Kann das sein?“

„Nein, nicht schon wieder. Also - auf den vierten Teil bin ich jetzt aber wirklich gespannt!“

Mehrere große Helden sind uns über den Weg gelaufen, einige rassistische Frauen haben unsere Sinne benebelt, einige schlimme Finger uns verärgert, viele, viele unschuldige Menschen mussten ihr Leben lassen, noch mehr Unholde wurden getötet; Piraten und Drachen haben unseren Weg gekreuzt, Nordmänner, Südmänner - und alles, weil ein unberechenbarer Psychopath es sich in den Kopf gesetzt hat, die Ordnung in diesem Teil der Welt zu durchkreuzen und seine Vorstellung von Chaos umzusetzen.

Der erste Anlauf Cszudracs ist offenbar gescheitert. Was kommt nun als nächstes? Probiert er es, wie wir vermuten können, jetzt an der nördlichen Grenze seines Herrschaftsgebietes? Kann es sein, dass er unsere Helden schlichtweg unterschätzt hat, oder steckt hinter dem Ganzen ein System, das wir noch nicht durchschauen?

Was sollen unsere Freunde jetzt tun? Sollen sie Ray-Ray suchen und dann heim ins Reich? Sollen sie eine alte Kriegsstrategie verfolgen, die da heißt, den Krieg immer ins Land des Feindes zu tragen?

Und in der Tat: wie stellt sich Hetjuskapur seine Minne mit Gilmorå vor?

Und ganz im Ernst: wo ist überhaupt Ravenclaw abgeblieben? Mischt da noch jemand mit, von dem wir bisher nur ahnen?

All dies und mehr - in Teil 4.

Ende des 3. Teils.